Digitized by Google

Tea. V. 3. q.

nh. Lit.

105

(13, 2

F

Digitized by Google

<36604519780018

<36604519780018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Heidelberger

Jahrbücher

der

Litteratur.

Dreyzehnter Jahrgang.

Zweyte Hälfte.

July bis December.

Heidelberg,

bey Mohr und Winter.

1820.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

No. 40. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. Zum Behuf academiſcher Vorleſungen und zum Gebrauch für gerichtliche Aerzte und Rechtsgelehrte entworfen von Adolph Henke, der Arzneikunde und Wundarzneikunſt Doctor, ord. öffentl. Lehrer der Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde, Director des kliniſchen Inſtituts zu Erlangen etc. Zweite, bedeutend vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Berlin, 1819. XXIV und 440 S. 8.

Dieſe neue Ausgabe eines ſchon früher mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Werkes wird mit Recht eine bedeutend vermehrte und verbeſſerte genannt. Außerdem daß 56 neue §§. und viele Anmerkungen hinzugekommen ſind, haben viele Capitel bedeutende Zuſätze erhalten, beſonders die von den Früh- und Spätgeburten, von der Ueberfruchtung, von den pſychiſchen Krankheiten, von der Tödtlichkeit der Verletzungen, von den zweifelhaften Todesarten neugeborner Kinder und von den Vergiftungen. Auch iſt überall die neuere Literatur nachgetragen worden. Wenn übrigens das Werk durch die vielen Zuſätze und Anmerkungen, gleich dem von Metzger, einen für ein Compendium faſt zu großen Umfang erhalten haben und mehr als ein Handbuch anzuſehen ſeyn möchte; ſo wird dagegen die größere Ausführlichkeit deſſelben Vielen um ſo mehr zu Statten kommen, als oft nur wenige Stunden für die Vorleſungen über dieſen Gegenſtand beſtimmt werden und dieſelben in der neuern Zeit von Vielen ganz vernachläſſigt worden ſind.

Indem wir uns aber darauf beſchränken, dieſe Zuſätze und Verbeſſerungen im Allgemeinen angezeigt zu haben (da ein weiterer Auszug für den Umfang dieſer Blätter zu groß ſeyn würde, und wir ohnehin vorausſetzen können, daß ſich dies ſchätzbare Handbuch in den Händen unſerer Leſer befinden werde), wollen wir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Gegenſtände beyfügen.

Digitized by Google

Unter den §. 19. angeführten deutſchen Aerzten, die ſich um die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft verdient gemacht haben, würden wir wenigſtens noch Platner, Gruner und Sprengel (deren Verdienſte übrigens der Verf. gewiß nicht verkennt) ausdrücklich genannt haben.

§. 22. S. 16 bey der Ueberſchrift: Syſtematiſche Schriften der Ausländer wäre wohl, wenn dieſe Ab- theilung überhaupt befolgt werden ſoll, der Zuſatz: Neuere nöthig, indem unter den S. 14 — 16 angeführten ſyſtemati- ſchen Werken überhaupt ja auch Schriften der Ausländer, als die von Fidelis und Zacchias, vorkommen.

Die Eintheilung des materiellen Theiles der gerichtlichen Medicin iſt die auch in der erſten Ausgabe befolgte in 3 Ab- ſchnitte, wovon der erſte die gerichtlich-mediciniſchen Unter- ſuchungen an lebenden Perſonen, der zweyte die an Leichna- men, der dritte die an lebloſen Subſtanzen enthält. Der Verf. hat indeſſen ſelbſt bemerkt, daß manche Unterſuchungen ſowohl an Leichnamen, als an lebenden Perſonen vorgenom- men werden, und daß andere Fälle, z. B. Vergiftungen, Unter- ſuchungen erfordern können, die in zwey der obigen Abſchnitte fallen. Doch ſollen die Gegenſtände unter dieſe Abtheilungen geordnet werden können, je nachdem ſie am häufigſten, oder ihrer wichtigſten Beziehung nach, einer derſelben angehören. Allein eben weil die allgemeine Eintheilung ſolchen gegründeten Bemerkungen ausgeſetzt iſt, würde Rec. es vorziehen, dieſe Ueberſchriften der Abſchnitte oder dieſe allgemeine Eintheilung ganz wegzulaſſen. Dabey könnten die einzelnen Capitel doch in der von dem Verf. gewählten Ordnung, welche im Allge- meinen zweckmäßig und der von Metzger befolgten vorzu- ziehen iſt, auf einander folgen, oder auch die den Gegenſtand des dritten Abſchnittes ausmachenden Vergiftungen gleich nach den Verletzungen abgehandelt werden.

Ueber die ſogenannten Mondkälber (Molae) §. 79 fg. hätten wohl Lamzweerde hist. molarum u. a. angeführt werden können.

In Anſehung der rechtmäßigen Geburt (Partus legitimus) ſagt der Verf. (§. 92 — 93.), daß man die Be- griffe rechtmäßiges und erbfähiges Kind mit einander

verwirrt, als gleichbedeutend gebraucht habe, daß dieſe Begriffe aber rein rechtlich ſeyen und den gerichtlichen Arzt eigentlich nichts angiengen, daß rechtmäßig eine Leibesfrucht ſey, wenn ſie in geſetzmäßiger Ehe erzeugt und geboren werde, daß die Leibesfrucht aber, um erbfähig zu ſeyn, rechtmäßig, lebend, lebensfähig und als Menſch mit einem menſchlichen Kopfe (nicht monſtrös) geboren ſeyn müſſe. Nach den meiſten Rechtsgelehrten wird indeſſen zu einem rechtmäßigen Kinde, außerdem daß es aus rechtmäßiger Ehe entſprungen ſey, allerdings erfordert, daß es zur rechten Zeit geboren worden ſey und dieſe Beſtimmung muß wenigſtens den Aerzten bey den dieſen Gegenſtand betreffenden gerichtlichen Fragen bekannt ſeyn.

In Bezug auf die Unterſuchungen über das Lebensalter wäre bey der ſonſtigen Ausführlichkeit dieſes Handbuches auch zu wünſchen, daß die Zeichen des Alters des Foetus (§ 117.) näher angegeben worden wären.

Was aber die §. 126. gegebene Charakteriſtik des höheren Alters oder Greiſenalters betrifft, ſo möchte der erſten Periode deſſelben nicht ſo allgemein die Abnahme der innern wie der äußeren Sinne zugeſchrieben werden können, indem nämlich oft, während die Abnahme der vegetativen Verrichtungen merklicher iſt, der Geiſt ſeine Lebhaftigkeit noch behält und ſich durch Reife des Urtheiles auszeichnet.

Die von dem Verf. §. 232., wie von Metzger und Anderen unter den verhehlten Krankheiten angeführte Lungenſchwindſucht würden wir hier lieber weglaſſen, da wohl Fälle, wo ſie verhehlt werden ſollte, nicht leicht vorkommen und die Kranken ſelbſt am wenigſten daran denken möchten.

Die von Pinel, Reil und Hoffbauer angenommene Manie ohne Wahnſinn, welche der Verf. hier (§. 272., wie in ſeinen Abhandlungen B. 2.) beſtritten hat, glaubt Rec. doch ſeiner Ueberzeugung gemäß vertheidigen zu müſſen. Wenn auch manche dafür angeführte Fälle gegründeten Zweifeln ausgeſetzt ſeyn ſollten, ſo ſind doch die von Pinel genau beſchriebenen von der Art, daß man dieſe Manie nicht wohl läugnen kann, wenn man nicht Pinel alle Glaubwürdigkeit abſprechen will. Denn der Kranke ſprach und urtheilte nicht

bloß, wie unſer Verf. behauptet, in lichten Zwiſchenräumen zuſammenhängend und richtig, ſondern es wird von Pinel ausdrücklich bemerkt, daß er dies auch während der Anfälle gethan und auch in dieſen keine Spur von Unordnung in ſeinen Vorſtellungen verrathen, kein Merkmal von Delirium geäußert habe. Das Selbſtbewußtſeyn war keineswegs bey ihm aufgehoben, wohl aber die Freyheit der Handlung (deren Mangel aber wohl nicht allein den Charakter jeder Geiſteszerrüttung ausmacht), daher auch Pinel eine Verkehrtheit der Willensäußerungen, einen Inſtinct oder blinden Trieb, der den Willen unterjocht und den Menſchen zu gewaltſamen Handlungen zwingt, mit Recht für den Charakter der Raſerey erklärt hat. Sollte auch in manchen Fällen der Art während der Anfälle einige Verſtandesverwirrung erzeugt werden, ſo iſt dies doch nicht nothwendig immer der Fall, und auch der Entſtehung nach iſt dieſe Art der Manie, von der gewöhnlicheren, welche durch eine vorhergehende Verſtandesverwirrung erzeugt oder aus der ſogenannten Melancholie entwickelt wird, verſchieden.

Des Verf. Anſicht von der Lungen- und Athemprobe iſt ſchon aus ſeiner Reviſion der Lehre von dieſem Gegenſtande, die er in ſeinen Abhandlungen B. 2. umgearbeitet und erweitert hat, bekannt. Wir verkennen nicht das Verdienſtliche dieſer umſtändlichen und ſorgfältigen Unterſuchung und ſind ganz überzeugt, daß eine ſolche Berückſichtigung aller für oder gegen dieſe Lehre ſprechenden Umſtände höchſt wichtig ſey, um uns der Wahrheit näher zu bringen, mag ſie auf dieſer oder jener Seite liegen. Obgleich wir aber nicht zu denen gehören, welche den Werth der Lungenprobe überſchätzen, und gern zugeben, daß ſie in ſo manchen Fällen keine Aufklärung geben, und daß man ſich nicht immer auf ſie allein verlaſſen könne, ſo glauben wir dagegen doch, daß ſie oft wirklich Aufſchluß gebe, und daß ſie ſelbſt dann, wenn ſie nur neben anderen Zeichen Aufſchluß geben, oder zur Beſtätigung derſelben dienen kann, immer alle Beachtung verdiene. Auch bey ſo manchen anderen Gegenſtänden der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft, wie der Medicin überhaupt, kann man ſich ja nicht immer auf einzelne Zeichen allein verlaſſen, ſondern muß

ſie zuſammen und in ihrem wechſelſeitigen Verhältniſſe betrachten. In wie fern wir aber dem Verf. bey ſeiner ſorgfältigen Prüfung der gegen die Lungenprobe erhobenen Einwürfe und der Verſuche, ſie zu widerlegen, in Anſehung mehrerer Einwendungen beyſtimmen, demohngeachtet aber unſerer Ueberzeugung nach die Lungenprobe immer noch für ein wichtiges Experiment halten müſſen, wollen wir in folgender Betrachtung der einzelnen Einwürfe noch etwas näher, ſo weit es der Raum dieſer Bläter erlaubt, angeben.

Der erſte Einwurf: daß die Lungen- und Athemprobe nur ausmitteln könne, ob das todtgefundene neugeborene Kind geathmet, nicht aber, ob es nicht, ohne zu athmen, dennoch nach der Geburt gelebt habe, iſt allerdings gegründet. Indeſſen bezieht er ſich erſtens auf die höchſt ſeltenen Fälle, wo die Kinder in den unzerriſſenen Häuten geboren werden, und wo auch im Falle eines Kindermordes, wie ſchon Haller bemerkt hat, die Spuren von Gewalt und Beſchädigung zu berückſichtigen ſind. Zweytens bezieht er ſich auf Fälle, wo das Kind im Zuſtande großer Schwäche, der Ohnmacht, oder des Scheintodes geboren wird, oder wegen Anfüllung des Mundes und der Luftwege mit Schleim ꝛc. oder wegen anderer Hinderniſſe nicht athmen kann. Auch hier kann die Lungenprobe allein keine Entſcheidung über das Leben des Kindes geben, und wir ſtimmen dem Verf. ganz bey, wenn ſie ſich gegen Metzger erklärt, nach welchem der Arzt in ſolchen Fällen den ſicherſten Weg gehen ſoll, wenn er das Kind für todtgeboren oder unter der Geburt geſtorben erkläre, indem er ſo nur die Inquiſitin begünſtigen könne. Der Wahrheit angemeſſener iſt es wohl hier als Reſultat der Lungenprobe anzugeben, daß das Kind, wo nicht todtgeboren, doch in einem ſolchen Zuſtande, wo es nicht geathmet habe, geweſen ſey. Nun kommt es ja immer noch darauf an, zu unterſuchen, auf welche Weiſe der Tod bewirkt worden ſey, wodurch oft noch weitere Aufklärung erhalten wird.

Bey dem zweyten Einwurfe, daß die Lungenprobe keinesweges das Athmen des Kindes nach der Geburt unbedingt beweiſe, da das Kind auch

ſchon vor und während der Geburt geathmet haben könne, möchte in Bezug auf den Vagitus uterinus zu bemerken ſeyn, daß dieſer doch wenigſtens nur ſelten, unter dazu beſonders günſtigen Umſtänden und wohl nur bey zögernder Geburt vorkommen möchte. Nach einem Gutachten der wiſſenſchaftlichen Deputation für das Medicinalweſen im Miniſterium d. J. über zwey auf Kindermord ſich beziehende Fragen (in Kleinſchrod's n. Arch. I. 3. S. 442 fg.) ſoll dieſe Erſcheinung ſelbſt nur in ſolchen Fällen einer zögernden Geburt, wobey Manualhülfe geleiſtet wird, vorkommen, nicht bey den verheimlichten Geburten, welche raſch und ohne fremde Hülfe vor ſich gehen, anzunehmen ſeyn. Wenn übrigens auch ein Kind vor vollendeter Geburt geathmet hat und dann geſtorben iſt, ſo wird, wenn die Lungenprobe das Statt gefundene Athmen dargethan hat, deshalb die Inquiſitin nicht ſchuldlos gravirt werden, wenn man nur darauf Rückſicht nimmt, daß ja nun doch noch die eigentliche Todesurſache ausgemittelt werden muß, und daß ein ſolches Kind auch ohne Schuld der Mutter ſterben kann.

Der *dritte* Einwurf, *daß das Niederſinken der Lungen nicht unbedingt den Tod des Kindes vor der Geburt beweiſen könne, weil die Lungen unter gewiſſen Bedingungen auch niederſänken, wenn gleich das Kind eine geraume Zeit nach der Geburt gelebt und geathmet habe*, bezieht ſich theils auf die ohnehin höchſt ſeltenen und leicht zu entdeckenden, alſo, wie auch der Verf. bemerkt hat, die Lungenprobe nicht trüglichmachenden Fälle, wo das Gewicht der Lungen durch krankhafte Zuſtände vermehrt iſt, theils auf die Beobachtungen ſolcher Fälle, wo die Lungen von Kindern, die offenkundig längere Zeit nach der Geburt geathmet und geſchrieen hatten, dennoch im Waſſer untergeſunken ſeyn ſollen. Die zuletzt angegebenen Beobachtungen betreffen zum Theil unreife Geburten und machen dann weniger Schwierigkeit. In anderen Fällen der Art kann aber das nur ſchwache, unvollkommene *Athmen* nicht die durch ein vollſtändiges und wiederholtes Athmen bewirkte Veränderung der Lungen ꝛc. hervorbringen, und dann das Urtheil oft nur *zweifelhaft* ſeyn.

In Bezug auf den hier angeführten, ſonſt allerdings merkwürdigen Fall von Schenk müſſen wir übrigens bemerken, daß die Lungenprobe hier nicht vollſtändig gemacht worden iſt, und daß ſie, wenn dies geſchehen wäre, wohl faſt eben ſo wie in dem Fall von Kopp (Jahrb. d. Staatsarzneyk. Jahrg. 9. S. 153 fg.) wenigſtens das unvollkommene Athmen angezeigt haben würde. Deshalb würde hier der gerichtliche Arzt das Kind gerade auch nicht für todtgeboren haben erklären können. Nach dieſen und ähnlichen Erfahrungen muß er ſelbſt darauf aufmerkſam machen, daß unter ſolchen Umſtänden das Kind gelebt haben könne. Wäre dabey eine abſichtliche Tödtung erfolgt, ſo muß dieſe ja doch noch durch andere Zeichen ausgemacht werden.

Was noch den vierten Einwurf betrifft, daß nämlich das Schwimmen der Lungen eines todtgefundenen Kindes nicht unbedingt das Leben deſſelben nach der Geburt beweiſen könne, weil auch Lungen, die nicht geathmet haben, ſchwimmen können, ſo ſind die Fälle, wo Fäulniß oder Windgeſchwülſte das Schwimmen veranlaſſen, leicht zu entſcheiden. Der ſchwierigſte Fall iſt der, wo es ſich fragt, ob das Schwimmen durch Einblaſen von Luft bewirkt worden ſey. Daß hier manche von Metzger und Anderen angenommene Unterſcheidungszeichen, als die angebliche Unmöglichkeit der vollkommenen Ausdehnung der Lungen, der Mangel des kniſternden Geräuſches ꝛc. keinesweges ſicher ſeyen, iſt von dem Verf., wie von Schmitt, mit Recht bemerkt worden. Aber (außerdem daß das künſtliche Aufblaſen der Lungen, ſelbſt von geſchickten Aerzten vorgenommen, ſchwer gelingt) verdient ein Hauptpunct hier eine nähere Berückſichtigung, der wenigſtens oft Aufklärung geben kann, nämlich die mit dem Athmen eintretende Anfüllung der Blutgefäße der Lungen und deshalb größere Schwere derſelben, daher die Ploucquetſche Lungenprobe, wenn auch ſonſt Manches dagegen zu erinnern, als ein Hülfsmittel zur Aufklärung dieſes Punctes immer wichtig iſt. So nimmt ja auch Schmitt (neue Verſ. und Erfahr. über die Lungenprobe, S. 142.) nach ſeinen Verſuchen an, daß ein reifes Kind, bey welchem das Gewicht der Lungen mehr als 4 Loth 3½ Drachme

beträgt, geathmet habe. Und Wildberg (§. 263. p.) fand das abſolute Gewicht der Lungen, die (nach anderen Anzeigen) geathmet hatten, nur einmal 22½ Drachme, ſonſt immer höher.

Uebrigens bleibt es dem Richter, wie Wildberg (§. 272.) ſagt, überlaſſen, die factiſche Gewißheit des geſchehenen Einblaſens, und ob es von anderen Perſonen zum Zweck der Wiederbelebung, oder, was kaum zu glauben iſt, aus Bosheit, oder ob es von der Mutter verrichtet iſt, durch die ſpecielle Inquiſition auszumitteln. „Aber es iſt billig, ſagt mit Recht Metzger (§ 343.), daß dem gerichtlichen Arzte die Nachricht von dem geſchehenen Einblaſen von den Gerichten nicht vorenthalten werde.“

Was die Behauptung betrifft, daß die Lungenprobe in einigen Fällen die des Kindermordes verdächtige Inquiſition unrechtmäßig begünſtigen, in anderen ſie ſchuldlos graviren könne, ſo bemerken wir nochmals im Allgemeinen (was wir ſchon bey der Betrachtung der einzelnen Einwürfe angezeigt haben), daß durch die Lungenprobe vorerſt nur ausgemittelt werden ſoll, ob das Kind gelebt habe oder nicht, und daß ja demnächſt noch die eigentliche Todesart deſſelben ausgemacht werden muß. Doch auch die Todesart kann oft nicht ohne die Lungenprobe ausgemacht werden, und ſo beſtätigt es ſich auch hier, wie immer ein Zeichen dem anderen zu Hülfe kommen muß.

Hieraus wird ſich nun unſer Urtheil über das endliche Reſultat der Unterſuchung des Verf. (§. 562.), daß der Lungen- und Athemprobe, für ſich allein genommen, nur ein beſchränkter Werth als Beweismittel bleibe, und daß ſie hinfort in ſtrafrechtlichen Fällen nie als Hauptbeweis, ſondern nur als Nebenbeweismittel gelten könne, leicht abnehmen laſſen. Da übrigens in demſelben §. noch die Erklärung hinzugefügt wird, daß wir kein ſichereres Prüfungsmittel hätten, daß ſie mit Behutſamkeit angeſtellt in vielen Fällen wenigſtens ein ſehr wahrſcheinliches Urtheil begründe, und es deshalb um ſo nothwendiger ſey, ſie einestheils mit derjenigen Vorſicht und allſeitigen Berückſichtigung anzuſtellen,

wodurch den oben bezeichneten Einwürfen begegnet wird, und anderntheils ſie mit den übrigen Merkmalen möglichſt in Verbindung zu ſetzen, möchten wir den geſchätzten Verf. auch nicht mit Manchen zu den Gegnern der Lungenprobe erklären, wozu vielleicht die Form ſeiner Darſtellung einige Veranlaſſung gegeben hat. Man kann den Werth der Lungenprobe in vielen Fällen wohl anerkennen, ohne ſie überzuſchätzen oder ſie zu ſehr herabzuſetzen und das Unmögliche von ihr zu verlangen, ohne zu den übertriebenen Verehrern oder den Gegnern zu gehören.

Uebrigens hätten wir bey der ſonſtigen Ausführlichkeit dieſes ſchätzbaren Handbuches gewünſcht, daß auch das Verfahren bey der Anſtellung der Lungenprobe (was der Verf. §. 563. nur kurz angedeutet und worüber er auf Metzger, Rooſe und Autenrieth verwieſen hat) umſtändlicher angegeben worden wäre.

J. W. H. Conradi.

Verſuch eines Vereines der Theorie und Praxis in der Heilkunſt, von Joh. Ulr. Gottlieb Schäffer, fürſtl. Oettingen-Wallerſt. Hofrath und Leibarzt. Erſter theoretiſcher Theil. Berlin 1817. bey Reimer. 239 S. in 8.

Praktiſche Aerzte pflegen gewöhnlich das Forſchen nach Theorie ganz aufzugeben und ſich mit der Maſſe von Erfahrungsſätzen für ihr ärztliches Wirken zu begnügen, die ſie am Krankenbette bewährt gefunden haben, ohne ſich weiter zu bemühen, die Urſache und den Grund der Gültigkeit dieſer Erfahrungsſätze zu erforſchen. Freylich wenn man bedenkt, wie wenig Muße einem guten prakriſchen Arzt zum weiteren Studio übrig bleibt, und wie er ſo ganz und gar nicht mehr Herr ſeiner Zeit iſt, ſo kann ihm ein ſolches Erkalten für wiſſenſchaftliche Forſchungen nicht ſehr verargt werden. Eine ſeltene aber um ſo erfreulichere Erſcheinung iſt es, dann und wann eine Ausnahme zu bemerken, wie dies bey dem würdigen, durch mehrere Schriften rühmlichſt bekannten, als Menſch und Arzt gleich ausgezeichnetem Schäffer der Fall iſt. Jeden

freyen Augeblick benutzt er, ſich mit den Forſchungen und Entdeckungen in der Naturwiſſenſchaft und Heilkunde bekannt zu machen, beſtrebt ſich dieſelben in ihren urſachlichen Verhältniſſen aufzufaſſen, und forſcht den Prinzipien für ſeine am Krankenbette gemachten Erfahrungen nach.

In dieſer, in mancher Hinſicht recht ſchätzbaren Schrift hat der Verf. verſucht, die ſchwierige Aufgabe zu löſen, Theorie und Praxis in der Heilkunſt zu vereinbaren. Sehr lobenswerth iſt ſein Beſtreben, die Beobachtungen und Erfahrungen unter allgemeine Geſichtspunkte zurückzubringen, und die Geſetze aufzuſtellen, wodurch die einzelnen Erſcheinungen bedingt ſind. Bedauern müſſen wir nur, daß eine vermeintliche Naturphiloſophie, die durch Witz glänzt, der aber der Scharfſinn ſo ganz abgeht, auf den Ideengang unſeres Verf. einen groſen Einfluß gehabt habe, wodurch er eben von der Erreichung des ausgeſteckten Ziels abgehalten worden iſt. Nach unſerem Dafürhalten hätte der Verf. in dem Eingange ſeiner Schrift die Methode angeben ſollen, welche der Naturforſcher und Arzt anwenden muß, wenn er ſich von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen erheben, und wenn er die Geſetze auffinden will, nach welchen die einzelnen Erſcheinungen erfolgen. Ferner hätte er darthun ſollen, wie die für gewiſſe Erſcheinungen durch Verſuche, Beobachtungen und Reflexion gefundenen Geſetze wieder auf noch höhere und allgemeinere zurückgebracht werden können, und wie endlich diejenigen höheren Geſetze, die noch keine hinlängliche Erklärung zulaſſen, vorläufig durch Hypotheſen oder Muthmaßungen erklärt werden. Der Verf. hätte ferner auch zeigen ſollen, wie der Arzt die Hypotheſen ſowohl bey der Aufſtellung eines wiſſenſchaftlichen Lehrgebäudes als bey der Ausübung ſeiner Kunſt mit Vorſicht anwenden müſſe. Der Raum unſerer Jahrbücher erlaubt nicht, eine ausführliche Anzeige dieſer an genialen, aber auch an ſehr gewagten Ideen reichen Schrift zu liefern, wir müſſen uns daher auf die kurze Angabe des Inhalts beſchränken, aus der ſich der vom Verf. bey ſeinen Unterſuchungen gewählte Gang ergeben wird.

§ 1. Das Seyn und Beſtehen der unorganiſchen und organiſchen Natur durch gemeinſchaftliche, antagoniſtiſche Kräfte.

Die hier angegebene Scheidung der Materie und Kraft iſt unſtatthaft, und es gibt für die Erſcheinung eben ſo wenig eine Materie ohne Kraft, als eine Kraft ohne Materie. §. 2. Innige Abhängigkeit des Pflanzenreichs von dieſen Kräften. §. 3. Verſchiedenheit des vegetativen Reichs vom thieriſchen. §. 4. Abhängigkeit des Thierorganismus von der Außenwelt. Darin ſind viele ſehr richtige Bemerkungen enthalten. §. 5. Activität und Paſſivität, Irritabilität und Senſibilität im Thierorganismus. Der zwiſchen Senſibilität und Irritabilität obwaltende und nach den Anſichten von Gutfeld, Humboldt, Görres u. a. angenommene Antagonismus iſt zu einſeitig dargeſtellt, und keineswegs iſt die Senſibilität in ihrem Wirken geſteigert, wenn die Irritabilität verringert iſt, und umgekehrt; was ſich ſchon daraus ergibt, daß beyde gleichzeitig in ihren Thätigkeits-Aeußerungen von der Geburt bis zum Culminationspunkt des Lebens zunehmen, und dann bis zum Tod wieder abnehmen. §. 6. Organismus. Beſtimmte, den ganzen Körper durchdringende Form und Miſchung ſey das oberſte Princip der Organiſation und des Lebens. §. 7. Leben, äußeres und inneres Princip des Lebens. §. 8. Tod und Wiederbelebung. §. 9. Die drey Syſteme, Dimenſionen am Thierorganismus; ihre Nachweiſung in feſten und flüſſigen Theilen. §. 10. Production und Reproduction, als Urſyſteme der übrigen; ihre Perioden; Entwickelung, Blüthezeit, Decrepidität. §. 11. Bildung und Rückbildung. Nähere Beleuchtung der Reproduction: ihr gradualer Antheil an Senſibilität und Irritabilität. Folgerungen auf das Benehmen in Krankheiten. Manche treffliche Bemerkungen ſind hier geäußert. §. 12. Gegenſatz der Senſibilität und Irritabilität. Der ganz im Geiſte einer vermeintlichen Naturphiloſophie aufgeſtellten Behauptung, daß dieſe beyden Kräfte ſich wie Expanſion und Contraction, wie Stickſtoff und Kohlenſtoff, wie Wärme und Kälte verhalten ſollen, kann Rec. durchaus ſeinen Beyfall nicht ſchenken. §. 13. Niemeyers, Gutfeldts und Walthers Sätze über das gegenſeitige Verhältniß und Wirken der Senſibilität und Irritabilität. §. 14 Nachweiſung des Antagonismus der Senſibilität und Irritabilität bey Thieren, beym Menſchen, bey Verſchiedenheit der Geſchlechter, der Lebens-

perioden; anatomiſche, phyſiologiſche, pathologiſche Belege. §. 15. Contraction iſt Grundeigenthum des belebten Muſkels. Deſſen gradual verſchiedene Acte. Der Verf. ſucht zu beweiſen, daß Krampf in einer zu ſtarken Aeußerung der Irritabilität der Muſkeln beſtehe, und daß hierbey der Einfluß des Nervenſyſtems auf den Muſkel aufgehoben ſey. Dieſer Anſicht ſtehen aber die in neuerer Zeit angeſtellten Unterſuchungen der Nerven und des Rückenmarks in Menſchen entgegen, die an Tetanus, Trismus und Convulſionen litten. Man fand das Rückenmark und die Spinalnerven entzündet, und daher iſt es wohl nicht zu bezweifeln, daß die Convulſionen in einem abnorm geſteigerten Einfluß des Nervenſyſtems auf die Muſkeln begründet ſind, welches in Folge der Entzündung automatiſche Reizungen erzeugt und die Muſkeln in Contraction erhält. §. 16. Urgeſtalten organiſcher Bildung. Jedes Organ ſchließt die verſchiedenen Syſteme in ſich; ihr mehr oder minderes Hervortreten macht es vorzugsweiſe zum ſenſibeln, irritabelen, reproductiven Organ. §. 17. Der Muſkel faßt die entgegengeſetzten Pole in ſich. Das Herz der am meiſten oxydirte, irritabelſte Muſkel. Seine Nerven. §. 18. Abhängigkeit der Muſkelbewegungen, der Reſpiration, des Kreislaufs vom Gehirne. Le Gallois Verſuche. §. 19. Antheil des Blutes an Muſkelcontractionen. §. 20. Muſkelcontractionen bey Winterſchläfern. Kälte veranlaßt Geneigtheit zum Schlaf. §. 21. Eigenthümlichkeiten der Irritabilität. Muſkelcontractionen bey gewaltſam getödteten Thieren. §. 22. Gerades Verhältniß der Muſkeln zum Knochengerüſte; ungerades Verhältniß des Gehirns zum Skelet. §. 23. Verhalten der Irritabilität in den Sphincteren. §. 24. Natur des Krampfs. Pathologiſche Belege. §. 25. Die verſchiedenen Parthien des ſenſiblen Syſtems. §. 26. Analogie des ſenſiblen Stoffes mit dem Lichtſtoffe. §. 27. Ausſtrömen des ſenſiblen Stoffes. Licht, Repräſentant der Senſibilität; Electricität, Repräſentant der Irritabilität und Reproduction. Der Verf. ſucht wahrſcheinlich zu machen, daß in dem Nervenſyſtem die Erzeugung eines Agens ſtatt finde, welches in ſeiner Wirkung dem Lichte zu vergleichen ſey, eine Meinung, welche bey weitern Forſchungen gewiß noch beſtätigt wird. §. 28. Senſibilitäts-Verrichtungen, körperliche

und geiſtige. §. 29. Verhältniß des Ganglien- zum Gehirn-Syſteme. Aus ihrem Antagonismus geht Entzweyung des thieriſchen und geiſtigen Menſchen hervor. Enthält viele treffliche Bemerkungen. §. 30. Superiorität des Ganglienſyſtems über das Gehirn in Leidenſchaften, durch Arzneywirkungen, durch verſchiedene Krankheiten des Körpers und Geiſtes vermittelt. §. 31. Rückenmark, Repräſentant der Irritabilität; Gehirn, Repräſentant der Senſibilität, der Sinnes- und der geiſtigen Verrichtungen. §. 32. Eigenthümlichkeiten der Senſibilität. §. 33. Gegenſeitiges Verhältniß flüſſiger, zu den ſtarren Theilen. Vitalität, Organiſation jener. §. 34. Temperamente. §. 35. Nothwendige Berückſichtigung der pneumatiſchen und ſomatiſchen Seite bey der Krankenbehandlung. §. 36. Verſchiedene Verhältniſſe der Syſteme und der flüſſigen zu den feſten Theilen in den verſchiedenen Altersperioden. §. 37. Reſultate der Geſchlechtsverſchiedenheit. §. 38. Der Schlaf. §. 39. Winterſchlaf, Nachtwandel, Schlafwandel. §. 40. Productivitat im gangliöſen, im irritabeln, im Sinnenſyſtem. §. 41. Zeugung.

Rec. wünſcht, es möge der Verf. Muße finden, recht bald den folgenden praktiſchen Theil erſcheinen zu laſſen, der gewiß viele treffliche Bemerkungen aus ſeiner vieljährigen glücklichen Praxis enthalten wird.

Uebrigens kann Rec. nicht bergen, daß er nach ſeinem Dafürhalten die Beſtrebungen der Aerzte die Heilkunſt zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, ſo lange für nutzlos hält, als nicht die Naturlehre der organiſchen Körper überhaupt, und die des Menſchen insbeſondere eine feſtere Begründung als die jetzige erlangt hat, denn dieſe nur allein kann die Grundlage für eine richtige Theorie in der Medizin abgeben. Die Aufgabe der Aerzte iſt vorläufig keine andere, als richtig zu beobachten und aus den Beobachtungen gewiſſe Regeln und empiriſche Sätze für die Heilkunſt abzuleiten, deren Deutung und Erklärung allein durch die Phyſiologie zu erwarten ſteht.

T.

Gedanken von Chriſtian Moritz Pauli, Dr. der Weltw. und Mitgl. der Berl. Geſellſch. für teutſche Sprache. I. Sammlung. Neue, verm. Ausg. Berlin, bey Voß. 1819. 262 S. in 8.

Sentenzen — wie können ſie beſſer charakteriſirt werden, als durch Sentenzen? Eine Sentenzenſammlung recenſiren heißt doch, die in ihr vorherrſchende Kraft charakteriſiren. Und wie geſchähe dieſes richtiger, als durch ſie ſelbſt, durch Proben des Kräftigen und Zeitgemäßen, woran dieſe Sammlung reich und als ein edles Erregungsmittel des Mitdenkens zu empfehlen iſt. Der Verf. giebt ſeine Sinn-, Sitten- und Denkſprüche ſehr zerſtreut. Man kann nur mit ihm, und in ſeinen Sinn ſich hinein denken, wenn man mehreres gleichartige zuſammenfaßt. S. 1 ſcheint er ſich ſelbſt ſein Ziel zu bezeichnen: „Mit kurzen Gedanken wirſt du weit, mit langen zu kurz kommen.“ Seinen trefflichen Vorſatz für Verbreitung der Wahrheit, der möglichbeſten Ueberzeugung, erklärt S. 3. „Wer es weiß, was Wahrheit iſt und Meinungen preisgiebt, die er für wahr hält, hat einen größeren Mord begangen, als wer den Leib erſchlug.“ Doch S. 4 „Ein Menſch muß völlig beſtandlos in Geiſt und Gemüth werden, der ſich zur Regel macht, alles auf witzige Art zu denken.“ S. 5. „Noch Niemand hat ganz geſagt, was er dachte und noch Niemand ganz gedacht, was ein Anderer ſagte. Jedes Verſtehen eines fremden Gedanken iſt Ueberſetzen in einen eigenen.“ — — Vielleicht iſt dieſe letzte Andeutung der ſchicklichſte Uebergang zu Proben von des Verf. Gedanken über beſtimmte Gegenſtände, zum Beyſpiel über Vernunft- und Offenbahrungslehren. S. 13. „Wir würden nicht die Natur ſo tief unter die Offenbahrung herabſetzen, wenn ſie uns nur einmal ihre Hülfe zur Ergänzung und Erklärung der Offenbahrung verſagte. Wir haben keinen Strahl des Lichts in der Offenbahrung, der nicht von der Natur hineinfiele.“ — Man ſtreitet allerdings gegen die Erkenntniß alles Menſchlichwahren aus der Natur nur dann, wenn man, wie gewöhnlich, unter der Benennung Natur nur das, was körperlich für die Sinne da iſt, verſteht. Die Natur einer Sache aber iſt der Umfang oder Inbegriff aller der Beſchaffenheiten, Kräfte und Kraftäußerungen, ohne welche die Sache das, was ſie iſt, nicht wäre. Zur Na-

tur (des Ganzen) gehört alſo das Geiſtige, wie das Körper-
liche. Davon faßt, begreift, verſteht der Verſtand, was iſt,
die Vernunft denkt, was es ſeyn könnte oder ſollte. Die
Empfindung faßt beydes, nebſt dem Gefühlten, inſofern es
ſich in uns befindet, zuſammen. Wo bliebe etwas, das nicht
in dieſem Umfang begriffen wäre? Aber, ſagen viele (S. 9),
„wir ſehen ja, wohin die bloße Vernunft ohne Offen-
bahrung führe, an ſo vielen Zeiterſcheinungen, franzöſiſchen
(Robespierriſchen, Emigrantiſchen rc.) Staatsumwälzungen,
gräuelvollen Irrlehren u. dgl. Lieben Leute! An ſolchen Er-
ſcheinungen ſehen wir nur, wohin die Unvernunft führe."
— S. 7. „Zweifler haben einen Trieb nach dem Höchſten,
der gewiß wahrer und inniger iſt, als die Gottes- und Hei-
lands-Liebe des Schwärmers." S. 6. „Gelehrſamkeit
und noch mehr — Forſchung hat manchen zu Schwärmereyen
verleitet, aber gewiß eine größere Zahl davor bewahrt. Die
Schwärmer waren faſt alle Ungelehrte (oder: Vielgelernte =
Polyhiſtors). „Ein gelehrter Gottesgelehrter, der ein
Chriſtusliebler iſt, heuchelt oder wahnwitzet." — Deſto
gewiſſer aber wird er, wenn das Gelehrtſeyn nicht die Ver-
nunftkraft, Ideale zu denken und zu verehren in ihm nieder-
gedrückt hat, ein deſto innigerer Chriſtusverehrer ſeyn, je
anſchaulicher er dieſes Muſterbild ſtudirt hat. — „Dem
Schwärmer aber iſt (S. 10) die Natur (und daher auch was
Jeſus Chriſtus in der Würklichkeit war) nicht vornehm genug."
S. 10. „Die Natur (der Verf. verſteht darunter nicht blos
die organiſch-materielle, ſondern auch die geiſtige!) ſoll nicht
ausreichen, unſer einzelnſtes (Wollen und) Handeln zu be-
ſtimmen? Und doch hörten wir jedesmal, wann wir fehlten,
die Stimme der Natur (das Bewußtſeyn, was wir nach dem
ganzen Umfang unſers Seyn und Weſens harmoniſch wollen
ſollten) und ihr gegenüber die Stimme der Begier (den Reitz
und das Beſtreben eines einzelnen ſich vordringenden Theils),
wie ſie beredend zu uns ſprach: Die Natur belügt dich! Daß
wir einer ſolchen Stimme mehr glauben, als der Natur,
kommt eben zu nicht geringem Theile davon her, daß —
Satzungsglaube dabey betheiligt (intereſſirt) iſt, uns von
dem vertrautem Umgange mit der Natur (mit dem Harmoni-

ſchen des Ganzen, welches und in welchem wir ſind) abzuhalten und unſere Anhänglichkeit an dieſe liebende Lehrerin zu ſchwächen.“ Bey dieſem Wort von Satzungsglauben bemerkt Rec., daß der Verf., welcher zugleich auf Verdeutſchung fremdartiger Wörter ſinnt, S. 3 und mehrmals, katholiſche Kirche durch pabſtglaubige Kirche überſetzt. Dies iſt zum Glück unrichtig. Katholiſch fieng die Kirche an, ſich zu nennen, als man das, was alle Biſchöfe, der gemeinſchaftliche ſich unter einander anerkennende Episkopat, in Lehre oder Kirchenzucht entſchieden oder als entſchieden vorausſetzten, allgemein geltend machte. So weit wurde alſo überall (καϑ' ὅλον) das nämliche, als durch den vereinten und darüber einverſtandenen Episkopat entſchieden, geachtet. ſ. Cyprian de Unitate Ecclesiae und in mehreren Briefen. Dies war zwar bey weitem nicht das urchriſtliche, aber doch hundert und mehr Jahre früher, ehe das Concil von Nicäa dem Bisthum von Rom nur erſt den patriarchaliſchen Vorrang (πρωτεια) vor den drey andern Patriarchaten zur Kirchenſatzung (Kanon) machte, und da man den Namen und Begriff Papa noch nicht hörte. Daher die nöthige und hiſtoriſch unläugbare Unterſcheidung zwiſchen katholiſch-apoſtoliſcher Kirche und päbſtlich-römiſcher Hierarchie als Gewalt und Uebergewalt über die Kirche und die Geſammtheit des Episkopats. Doch, dieſe Berichtigung nur im Vorbeygehen. Soll der Begriff katholiſche Kirche dem Sinn gemäß verdeutſcht werden, ſo würde ſie ſich die überallgleiche nennen. —

(Der Beſchluß folgt.)

No. 41. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Gedanken von Chriſtian Moritz Pauli, Dr. der Weltw. und Mitgl. der Berl. Geſellſch. für teutſche Sprache. I. Sammlung. Neue, verm. Ausg. Berlin, bey Voß. 1819. 262 S. in 8.

(Beſchluß der in No. 40. abgebrochenen Recenſion.)

S. 19. „Die Sünde wider den heiligen Geiſt, die man als eine einzelne Sünde behandelt, iſt die Urſünde, die alles einzelne Sündigen durchdringende Sünde, (der Entſchluß) nämlich, Göttliches, wo es offenbar hervortritt, nicht anerkennen und daraus für unſere Handlungen nichts gewinnen zu wollen. Demnach, wenn (und weil) uns in Chriſtus das veredlende Bild einer fleckenloſen Geſinnung unverkennbar erſcheint, ſo ſind wir (die wir dies kennen) verbunden, uns dieſes Bild in die Seele zu prägen und im eigenen Verhalten lebendig zu machen. Hiermit ergäbe ſich für den ſo ſchwankend gebrauchten Begriff: Chriſt ſeyn, die feſte Umgränzung, alle diejenige zu umfaſſen, die ſich verpflichtet halten, um des eigenen Wandels willen die erforderliche Menge von Anſchauungen aus dem Bilde Jeſu in ſich aufzunehmen“ ... ohne Lehrzwang nach dem großen Geſetze der Wahrheit! Von dieſem ſagt S. 21 ſehr wahr und treffend: „Erhalte Dir den Sinn für Wahrheit, ſo wirſt Du auf Neues genug kommen. Suche blos Neues, ſo wirſt Du des Neuen immer weniger finden und bald auch den Sinn für Wahrheit verlieren. Nur die Wahrheit (und Wahrheitliebe) reicht bis an das Ende des Seyns, mit immer vermehrter Strahlenwerfung in alle Geheimniſſe der Geiſter und Körper (in alle Wahrheit) leitend.“ — Vom Einzelnen nur noch Eines. S. 25. „Kirchenlieder muß jeder aus des eigenen Herzens Meinung (Zuſtimmung) mitſingen können; ſonſt wird er heuchleriſch, oder gewöhnt ſich, ſtatt ſeiner, ſeinen Geiſt oder Kunſtſinn

(ſeine Gegenkritik) in die Kirche zu ſchicken. Lieder, in denen liegt, was nur unter gewiſſen Umſtänden (Eigenheiten) Einzelne empfinden, gehören in eine der einſamen Andacht gewidmete Sammlung. Nichts alſo in Kirchengeſängen von . . Lehrauslegungen, welche anzunehmen nicht der offene (menſchenwürdige) Religionsſinn antreibt. Das Gegentheil gebiert Heucheley. Die geiſtlichen Lieder der edlen Eliſa von der Recke (!) eignen ſich mit Ausſchluß der in beſondern Lagen gedichteten, ſämtlich zu Kirchengeſängen, keines von Novalis." „Wenn ein wahrer Dichter katholiſch wird, ſagt S. 11, ſo iſt die Dichtung, die mit ihm geboren wurde, geſtorben." Ohne Zweifel aber will hier der Verf. auf Beſchränktheit durch Satzungsglauben überhaupt deuten, welche in jedem Partheyglauben den freyen Geiſtesflug einzwängt. Dante's Purgatorio und Inferno iſt nicht durch den Glauben an dieſe Kirchenlehren, ſondern durch Benutzung derſelben für Phantaſie und Ironie hoch dichteriſch. Evenſo Michel Angelo's jüngſtes Gericht. Genug zur Probe, nur noch mit der Bemerkung, daß man ja nicht aus unſern Anführungen ſchließe, als ob der Verf. meiſt über Religionsgegenſtände Gedanken gebe. Für eine reiche Menge anderer Gegenſtände würden ſich eben ſolche Zuſammenſtellungen von Proben ausheben laſſen. Rec. möchte wohl noch dies fragen: ob der Verf. nicht bey einer neuen Ausgabe beſſerthun würde, die jetzt allzu gemiſchte Pensées nach Claſſen zu ordnen. Dieſe Bemerkung erinnert zugleich den Rec. an eine ältere Schuld, zwey ähnliche an die Jahrbücher eingeſandte Schriften nicht unangezeigt zu laſſen, nämlich:

Das Menſchenleben und ſeine Blüthe. Eine Darſtellung aus den höheren Erſcheinungen der Zeitalter. Von Karl Heinrich Sandberger, Rechtsgelehrten. Wiesbaden, 1818. bey Schellenberg. 446 S. in 8.

und:

Amand Berghofers literariſches Vermächtniß an ſeinen Sohn Ludwig. In drey Bänden (vielm. in 3 Theilen, die zuſammen nur Ein Bändchen ausmachen). Hamburg, bey Herold. 1818. 72, 132 u. 109 S. in 8.

Die Darſtellungen des Herrn S. ſind zuſammengeordnete und ausgeführte Reflexionen über 35 Arten von Gegenſtänden,

wie Geſetzgeber, Sitten, Erziehung . . bis: Preßfreyheit, Staatsform, . . Chriſtenthum, Kirchendienſt, heilige Schrift, Glaubensverein, Idee eines Bundesſtaats. Viel Gedachtes und Wahres ſtreut der Verf. ein; doch würde, dünkt uns, dieſes ſelbſt mehr hervorleuchten, wenn vieles andere daneben weggelaſſen wäre. Er ſpricht mehr rhetoriſch, als ſententiös. Jenes verdunkelt und umhüllt den Gedanken, der im Sinnſpruch wie ein Blitz hervorbrechen ſoll. Sehr viel Denkwerthes iſt von S. 270 an, bis zum Schluß, auch aus andern Denkern ausgewählt und als Beſtätigung oder weitere Andeutung angefügt. Das erſte zum Beyſpiel iſt, nach Tacitus Hist. I, 22. Majorem fidem adhibent homines iis, quae non intelligunt. Cupidine humani ingenii libentius obscura creduntur. Gewiß hatte, ſetzt der Verf. hinzu, das Volk des Alterthums, das nur Bruchſtücke der homeriſchen Götterwelt kannte, größere Idee von ſeinem Zeus, als Plato und Ariſtoteles haben konnten.“ Hier möchte die ſinnlich größere, d. i. coloſſaliſche, Anſicht und Anſchauung, welche das Volk anthropopathiſch von Zeus haben konnte, gar ſehr von der erhabeneren Idee der Macht und Weisheit zu unterſcheiden ſeyn, welche in Plato und Ariſtoteles über die Gottheiten ſich verbreitete. Idee möchte dem Volke gar nicht zuzuſchreiben ſeyn, welches ſeine Götter ſich nur noch wie Sultane und Sultaninnen vorſtellte, die den Vorzug vor den irdiſchen hätten, unverwüſtlich zu ſeyn, und alſo alle ihre Leidenſchaften ſoweit, als die Kraft reichte, treiben zu können. — — So iſt es ein großer Nutzen ſolcher Pensées, daß bey jedem kurz und nervigt ausgedrückten Gedanken mancher wieder manches weitere zu denken gereizt wird. S. 369 iſt zufällig nachgewieſen, woher der vermeintliche Witz, daß der Proteſtantismus nur im Proteſtiren und Negieren beſtehe und ſich ſelbſt aufzehre, geſchöpft iſt, wobey in der Freude über den witzigſcheinenden Fund vergeſſen iſt, daß, wer falſche Wechſel proteſtirt, deſto fähiger bleibt, die wahren zu acceptiren und zu honoriren, derjenige hingegen, welcher alles acceptirt, wie es tradirt wird, leicht in den Fall kommen kann, durch das Zuviel zu wenig zu haben. Bayle nämlich ſagte unter andern ſeiner Paradoxien: Je suis protestant

par ce que je proteste contre tout ce qui se dit et ce, qui se fait. (Er wollte ſich als einen nicht leichtgläubigen Skeptiker = umſichtigen Bezweifler und Forſcher beſchreiben, und ſpricht dies mit auffallender Uebertreibung aus, weil der Skepſis, die er erregen wollte, noch gar zu wenig war.) Rouſſeau ſagte: „der Proteſtantismus ſey eine Proteſtation gegen alles, was man mit der Vernunft nicht begreifen könne. Sonderbar iſts immer, daß die Alleinrechtgläubigen ihre Witzſpiele gegen den Proteſtantism aus zwey ſolchen Erzhäretikern borgen. Uebrigens iſt auch Rouſſeaus Ausdruck nicht genau. Man meint nicht, daß man alles begreifen könne. Vielmehr aber vermeidet man die Inconſequenz, über das, was auf der einen Seite als unbegreiflich, als Geheimniß, angegeben wird, dennoch ſofort zu dogmatiſiren und ebendaſſelbe alſo durch Beſtimmungen, wie es doch, und wie es nicht zu denken ſey, gleichſam wie etwas begreifliches zu behandeln. Im Grundſatz des Proteſtantismus liegt unter anderen dies: nicht zu glauben das, wovon uns die Vernunft erweist, daß wir es als Menſchen nicht wiſſen oder nicht einmal faſſen können. — S. 379 iſt aus Observations philosophiques sur les principes, que l'Empereur a adoptés dans les matières ecclesiastiques (Londres 1785. 8.) die Anſicht angeführt: Le Christianisme dans son origine (das Urchriſtenthum) est un retour à la loi naturelle; il est la collection des motifs sur-naturelles (göttlichgeiſtige, überirrdiſche) qui doivent engager les hommes à observer la morale dans toute sa pureté. Enthalten dieſe dem Rec. nicht bekannt gewordene Observations mehrere dergleichen treffende Sentenzen, ſo würde man gewiß für eine auswählende Uebertragung derſelben dem Verf. danken müſſen. — Rec. muß noch bemerken, daß das, was S. 320 aus Cicero de Natura Deor. I, 27. gegen Verſtand und Vernunft, als göttliche Geiſtesgaben, angeführt wird, freylich aus Cicero, aber aus einem Dialog iſt, wo der redende Cotta nicht die Anſicht Cicero's ausſpricht. Vgl. auch die ſacherklärende Note am Schluß des III. Buchs de Nat. D. in der Moſeriſch-Creuzeriſchen Ausg. (Lips. 1818.) p. 694.

und Pet. van Weſelen Scholten Diss. Ciceronis sententiam de Natura Deorum complectens. Amſterd. 1783.

Die dritte Sentenzen⸗Sammlung, die Berghoferiſche, giebt in Claſſen und Rubriken kürzere, einander verwandte Denkſätze, Sinnſprüche und Urtheile. Der Verf. liebt eine ſcharfe, kauſtiſche Lauge überzugießen. Nur Ein Beyſpiel: S. 32. III. „Triumph der Philoſophie im 18ten Jahrhundert. Aus dieſer Misgeburt eines lichtſcheuen Kopfes ſtinkt der Unrath aller moraliſchen Verdorbenheit von Jeſuitism und Obſcurantism heraus, gallichte Pfaffenwuth und ſchurkiſch verläſternde Sophiſterey, wie Peſthauch aus giftigem Sumpfe. Belege dazu findet man auf jeder Seite . . aber den höchſten Grad der Unverſchämtheit boshafter Verläumdung in der Stelle gegen Rouſſeau durch die Beſchuldigung, daß Er, zum Nachahmungsmuſter in der Erziehung, ſeinen Emil in die Luſthäuſer der Unzucht führe und ein gleiches zu thun den Eltern anrathe.“ Die Verläumdung iſt abſcheulich. Aber im ruhigeren Tone ſie angeführt zu haben, wäre doch wohl würkſamer, als die Steigerung der Kritik zur Leidenſchaftlichkeit. — Eine Vorerinnerung deutet auf perſönliche, die Heiterkeit der Gemüthsſtimmung nicht befördernde Verhältniſſe, wovon dem Rec. nichts bekannt iſt. Aus der Schrift ſelbſt leuchtet Rechts⸗ und Wahrheitliebe, mit gerechten Anſprüchen auf Achtung der Beſſeren, hervor. Das unverkennbar Wohlwollende, kräftig, aber minder heftig, ausgeſprochen, hätte wahrſcheinlich auch auf den Verf. ſelbſt wohlthätiger zurückwürken können.

H. E. G. Paulus.

Nachgrabungen bey Bonn. Jahr 1818 und 1819. Von Karl Ruckſtuhl (Hierzu eine lithographirte Zeichnung). Mit dem Motto:

„Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück.“

65 S. in 8.

Eine äußerſt anziehende Beſchreibung der auf dem Wichelshofe bey Bonn entdeckten Römiſchen Alterthümer, die uns

zugleich einen neuen Beweis giebt von dem regen Eifer für Wiſſenſchaften, und ſomit auch für Geſchichte und Alterthumskunde, welcher in den Preußiſchen Rheinprovinzen ſeit Stiftung der Univerſität zu Bonn erwacht iſt. Daß auch die Regierung dieſem Streben die gebührende Aufmerkſamkeit zollt, beweiſt unter Andern die neulich verordnete Anlage eines antiquariſchen Muſeums unter des Herrn Dorow Aufſicht, welchem nun auch die bey Bonn ausgegrabenen Alterthümer, zufolge höherer Verordnung, einverleibt ſind.

Den Anhang zu den Nachgrabungen, wovon in dieſem Büchlein die Rede iſt, gab der Herr Graf von Solms Laubach, Oberpräſident der Herzogth. Jülich, Cleve und Berg, damals Curator der Rheiniſchen Univerſität, auf einer im Auguſt 1818 unternommenen Reiſe durch die verſchiedenen Gegenden ſeines Regierungsbezirkes. Außer andern Umſtänden hatte ein bedeutender Fund von Römiſchen Münzen und Anticaglien, welcher bey dem einen Büchſenſchuß weit von Bonn entfernten Wichelshofe gemacht worden war, auf bedeutendere Spuren hingewieſen. Die demnächſt veranſtalteten Nachgrabungen zeigten, daß die um jenen Hof herum liegenden Felder von unterirdiſchen Mauern, die in irgend einer Beziehung und wahrſcheinlich in zuſammenhängender Folge mit einander geſtanden, durchzogen ſeyen. Weitere Nachforſchungen führten dann zu dem Reſultat, daß man zwey verſchiedene, zu verſchiedenen Zwecken beſtimmte Gebäude vor ſich habe, das eine etwas näher, das andere entfernter von den Mauern Bonn's. Es fanden ſich in dem erſtern Gebäude faſt lauter Münzen ſpäterer Römiſcher Kaiſer, während die in letzterem gefundenen, meiſtens den erſten Römiſchen Cäſaren angehörten (ſ. S. 13. 14). Wir übergehen die eben ſo genaue und beſtimmte als deutliche und faßliche Beſchreibung dieſer Gebäude, die Hr. Ruckſtuhl aus mehreren und wie uns dünkt, gewichtigen Gründen für Ueberbleibſel eines Römiſchen Lagers — castra stativa — hält. In den zwey ſchönen Basreliefs, welche in dem einen dieſer Gebäude gefunden worden, und welche unter Trajan's Zeit verfertigt ſeyn mögen, erkennt Hr. Ruckſtuhl die beyden Jünglinge Caſtor und Pollux; ſeine Gründe, denen auch Ref. ſeine Zuſtimmung nicht ver-

ſagen konn, hat er S. 18 mit vieler Klarheit entwickelt. Nach den Inſchriften, die ſich auf Ziegeln finden, ſo wie nach andern Nachrichten, war in dieſen Gegenden das Standquartier der erſten Legion; von der 21ſten haben wir weniger Angaben. Die Ausbeute, an Geſchirr, metallenen und thönernen Geräthſchaften aller Art, Glas, Bildern, auch Goldplättchen u. dgl. iſt überaus reich ausgefallen. Wir bemerken hier mit Uebergehung des Uebrigen, auf die ausführliche Beſchreibung des Verf. ſelbſten S. 29 — 34 verweiſend, nur ein bronzenes Bild, von 5 Zoll Höhe, das Hr. Ruckſtuhl mit vieler Wahrſcheinlichkeit für einen Jupiter ausgiebt (S. 29.—35). Der ausgegrabenen Münzen ſind es in Allem 400; davon 14 in Silber, der Reſt in Kupfer. Sie gehen nicht über Cäſar hinaus, ſind aber von Auguſtus an in einer nur ſelten unterbrochenen Folge bis auf die ſpäteren chriſtlichen Kaiſer vorhanden, und zwar einige in der Größe eines Kronenthalers (S. 38). Die genaueren Angaben des Hrn. Verf., der auch in dieſem Fach der Alterthumswiſſenſchaft ſeine Kenntniſſe und Einſichten bewährt hat, werden jeden befriedigen; wir empfehlen ſie unſern Leſern aufs angelegentlichſte. — Hierauf folgen S. 44 — 48 einige intereſſante Angaben über die von Hrn. Hofmann in den Umgebungen von Neuwied entdeckten Römiſchen Alterthümer, untern andern ein genaues Verzeichniß der aufgefundenen Münzen (S. 47).

Schließlich ſtellt nun der Hr. Verf. S. 54 ff. noch die eigene Anſicht auf, die er mit vielen Gründen gut zu unterſtützen weiß, es habe die alte Bonna auf dem Wichelshofe geſtanden, und die Gegend des heutigen Bonn zum Begräbnißplatze der Bewohner des alten Castrum gedient. Viele bemerkenswerthe Data, welche die Sache zu einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erheben, werden aufgezählt; der Hauptbeweis aber aus Florus, IV, 12 genommen, einer Stelle, die von alten wie von neueren Gelehrten ſo vielfach angefochten und ſo verſchieden erklärt worden iſt: (Drusus) Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit.“ So lieſt nämlich Hr. Ruckſtuhl dieſe Stelle mit der Bemerkung, daß cum wahrſcheinlich ein Einſchiebſel eines unwiſſenden Abſchreibers ſey, und unter

classes hier die aus verſchiedenen kleineren und größeren Schiffen zuſammengeſetzten Flotten zu verſtehen ſeyen, welche unter Auguſt von den Römern auf dem Rhein angelegt waren. Wenn wir auch hinſichtlich der Erklärung von classes vollkommen mit dem Hrn. Verf. einverſtanden ſind, ſo möchten wir doch jenes cum nicht ſo geradehin für ein Einſchiebſel oder für einen fremdartigen Zuſatz erklären. Ohne darauf Gewicht zu legen, daß ſich cum öfters findet, wo ſonſt der bloße Ablatia gewöhnlich iſt (man vergl. z. B. nur Sanctii Minerva S. 686. 689), ſo glauben wir, daß doch auch die Latinität des Florus zu berückſichtigen ſey, der nicht mehr zu den Schriftſtellern aureae aetatis gerechnet werden kann. Freylich Livius ſagt ächt Römiſch: jungere ratibus flumen, XXI, 47. und Romani ponto Ficinum jungunt, ibid. 45. Weniger möchten wir für die Stelle des Florus hierher ziehen denſelben Livius XXIV, 48: foedus cum eo amicitiamque junxit, ſo wie andere Stellen, wo jungere aliquid cum aliquo vorkommt. — Den Ort Geſonia, den Florus nennt, findet der Hr. Verf. in dem Dörfchen Geuſen wieder, welches dem Wichelshofe noch heut zu Tage gerade gegenüber ſteht, während dem jetzigen Bonn das größere Dorf Beul gegenüber liegt; und dieſer Umſtand, den die früheren Gelehrten und Ausleger d. a. St. ganz überſehen hatten, iſt es, der die Unterſuchungen des Hrn. Ruckſtuhl ſehr begünſtigt und der Stelle des Florus ein neues Licht giebt. — Einige Angaben über die vielbeſtrittere Lage der ara Ubiorum beſchließen dieſe Schrift, die wir mit mit eben ſo großer Belehrung als Vergnügen durchgeleſen haben. Möge uns der würdige Hr. Verf. bald auf ähnliche Weiſe von den weiteren Fortſchritten und Entdeckungen Nachricht geben. — Die lithographirte Zeichnung ſtellt, freylich nicht ſo ganz deutlich, als wir es gewünſcht hätten, die ausgegrabene Römiſche Ruine am Wichelshofe bey Bonn dar.

Beyträge zur Hydrographie der größern Ozeane als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreiſes nach Mercator's Projection von A. J. v. Kruſenſtern, Capitain der Ruſſiſch Kaiſerlichen Marine. Leipzig 1819. 248 S. gr. 4. (mit einer dazu gehörigen Charte des bekannten Theils der ganzen Erde.)

Eine eigentliche Kritik dieſes Werkes zu liefern fühlt Rec. ſich außer Stande. Wollte jemand dem berühmten Verfaſſer Schritt vor Schritt folgen, das Neue herausheben, das Unrichtige verbeſſern und das Zweifelhafte einer näheren Prüfung anheimſtellen; ſo müßte dazu eine Menge von Hülfsmitteln zuſammengebracht werden, welche ſich ſchwerlich in irgend einer Stadt in der Welt vereinigt findet, und es würde ein Aufwand von Zeit dazu erforderlich ſeyn, welcher ſich im Voraus gar nicht beſtimmen, im Allgemeinen aber ſehr hoch anſchlagen läßt; Grund genug, warum kritiſche Blätter dieſes merkwürdige literäriſche Product unverdienterweiſe leicht mit gänzlichem Stillſchweigen übergehen könnten. Nimmt man hinzu, daß der vorzügliche Nutzen dieſes Buches der Nautik zugehört, und daß alle Staaten, worin diejenige Sprache herrſchend iſt, welche der Verf. gewählt hat, keine Marine im weiteren Sinne des Wortes beſitzen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie wenig allgemeines Intereſſe die Schrift erregen muß und erregt hat, wie beſchränkt die Verbreitung derſelben ihres großen inneren Werthes ungeachtet geweſen ſeyn mag, und wie leicht dieſelbe im Ganzen bald in Vergeſſenheit gerathen könnte. Rec. rechnet es ſich aber dennoch nur zum geringen Verdienſte an, wenn er dem berühmten Vrf. auch ſeiner Seits den Tribut der hohen Achtung zollt, welche das Publicum ſeinen gerechten Verdienſten ſchuldig iſt, und glaubt nichts weiter als die unnachläßliche Pflicht deutſcher literäriſcher Blätter zu erfüllen, wenn er in dieſen Jahrbüchern eine Anzeige einer in vielfacher Hinſicht höchſt ſchätzbaren Schrift liefert. So wenig nämlich deutſche Leſer ſich für tiefere Forſchungen der Hydrographie, ſofern ihr Nutzen ſich zunächſt oder ausſchließlich nur auf die Erweiterung und Verbeſſerung der Schiffahrtskunde bezieht, ernſtlich intereſſiren können; ſo werden ſie doch ohne Zweifel die ſchmeichelhafte Achtung dankbar anerkennen, welche dadurch gegen das deutſche Publicum als ein wiſſenſchaftliches

vom Verf. ausgedrückt iſt, daß er ein ſolches, zunächſt für die Nautik beſtimmtes Werk in deutſcher Sprache verfaßte, und daß ſelbſt die prachtvolle, in London geſtochene Charte durchgehends deutſche Bezeichnungen enthält. Wir wollen dabey aus genügenden Gründen nicht vorausſetzen, daß ein in allen, die Schiffahrtskunde betreffenden, Zweigen ſo höchſt erfahrner Schriftſteller, als der berühmte Weltumſegler iſt, von dem Beſitze nautiſcher Kenntniſſe ähnliche Anſichten gehegt habe, als der bekannte Aſtronom v. Zach, welcher in der Zeitſchrift für Aſtronomie Bd. 4. S. 145 ſagt: „Vervollkommnet, verfeinert, ja überfeinert hat man die Wiſſenſchaft (der Schiffahrtskunde) in — Büchern; man treibt ſie auf — dem feſten Lande, aber nicht ſonderlich auf Schiffen, und in offener See. Dies iſt ſicher der Fall bey der Schiffahrt auf allen europäiſchen Meeren.“ Wie dem auch ſey, ſo wird gewiß das deutſche Publikum die reichen ihm dargebotenen Schätze mit Dankbarkeit annehmen, und dazu, wozu es ihm allein möglich iſt, nämlich zur Erweiterung genauer geographiſcher Kenntniſſe und richtiger Verzeichnung der Landcharten benutzen.

Das vorliegende Buch enthält genau dasjenige, was der Titel, und insbeſondere derjenige Theil deſſelben angiebt, welcher als Columnentitel durchgehends beybehalten iſt, nämlich *Erläuterungen einer Charte des ganzen Erdkreiſes*. Dieſe große, ausnehmend ſchöne Charte, deren Platte 34 P. Z. Länge und faſt 24 Z. Höhe mißt, umfaßt die ganze Erde der Länge nach, den erſten Meridian durch Grenwich gezogen, ſo daß die weſtliche Länge bis 120° reicht, folglich die Nordweſtküſte von America durchſchnitten iſt, um die Inſelgruppe des großen indiſchen Oceans nicht zu zerſtückeln; von den Breiten beyder Hemiſphären aber die bis jetzt bekannten Theile, nämlich bis über 81° nördlicher und etliche 60° ſüdlicher Breite, und zählt zugleich in Graden und in Stunden weſtlicher Länge von Grenwich, als erſten Meridian. Die Reiſeroute der bekannten ruſſiſchen Expedition nebſt einigen andern merkwürdigen Fahrten ſind auf derſelben verzeichnet; vorzüglich genau ſind die Küſten, Buchten und Inſeln ausgedrückt, aber auch auf dem Lande ſind die merkwürdigſten Oerter angegeben. Als Seecharte mußte ſie nach Mercators Projection entworfen

werden, woran man zwar bey gewöhnlichen Landcharten nicht gewöhnt iſt, allein es koſtet nur wenig Mühe, ſich hierin zu finden. Inſeln, Sandbänke, Riffe, Ankerplätze u. ſ. w. ſind mit bewundernswürdiger Genauigkeit gezeichnet, und der Stich iſt durchaus ſchön, ſo wie die kleine Schrift ausnehmend leſerlich. Bey weitem am weſentlichſten ſind die Erläuterungen, welche Rec. aber weder im Auszuge mittheilen, noch wovon er eine kurze Ueberſicht zu geben vermag. Um aber aufmerkſam darauf zu machen, daß der Verf. nicht bloß ſeine eigenen nicht unbedeutenden Beobachtungen zur Erweiterung desjenigen, was früher bekannt war, hinzugefügt, ſondern auch eine Menge anderer, den meiſten Gelehrten unzugänglicher Hülfsmittel zur Erreichung einer größeren Vollſtändigkeit benutzt hat, darf Rec. nur anführen, daß derſelbe von 1813 bis 1815 ſich in England aufhielt, und dort ſowohl, als auch ſpäterhin höchſt wichtige Mittheilungen engliſcher und ſpaniſcher, mit der Marine ihrer Staaten in unmittelbarer Verbindung ſtehender Hydrographen erhielt. Vorzüglich ſchätzbar war ihm in dieſer Hinſicht die perſönliche Bekanntſchaft der HH. Hurd, Horsburg, Rennell, des Capitains Burney und des ſpaniſchen Admirals Espinoſa, und es ſteht ohne Zweifel mit den Nachrichten vieler anderer Reiſenden im Widerſpruche, wenn hier die Offenheit und Bereitwilligkeit der Engländer gerühmt wird, womit ſie den Fremden ihre wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Schätze mittheilen ſollen. „In der Bereitwilligkeit," heißt es S. 8, „dem Fremden alles zu zeigen und mitzutheilen, können die Engländer gewiß von keinem Volke übertroffen werden; auch haben ſie in der That keine Urſache, über ihre große Offenherzigkeit Furcht zu äußern; das Wenigſte von dem Nachahmungswerthen in England kann, aus vielen Gründen, mit dem beſten Willen einzelner Perſonen, welche ſo gern Alles, was ſie in England ſehen, nach ihrem Vaterlande verpflanzt ſehen möchten, nachgeahmt werden. Gleichgültig kann jedoch keiner gegen die vielen merkwürdigen Einrichtungen in jedem Fache der Adminiſtration Englands ſeyn, und man würde in der That einen geringen Grad der Bildung verrathen, wenn man ſie nicht zu ſehen wünſchen ſollte. Die Engländer, geſchmeichelt durch dieſen Tribut, den ihnen die Fremden

zollen, machen nie Schwierigkeiten, die Wißbegierde derſelben zu befriedigen.“ Bey dieſer Aeußerung wird gewiß ein jeder gern zugeſtehen, daß manche Klagen über den Monopolgeiſt der Engländer aus einer kleinlichen kaufmänniſchen Gewinnſucht auf dem Continente entſtehen, aber daß von dem angeführten Lobe ein großer Theil auf die perſönliche Achtung einer eben ſo ſicher als mit Recht ſtolzen Nation gegen den berühmten Weltumſegler zu ſchreiben ſey, läßt ſich eben ſo wenig einen Augenblick bezweifeln. Wie ſorgfältig übrigens der Verf. ſowohl die Arbeiten der engliſchen Hydrographen verglichen und benutzt habe, als auch insbeſondere den Inhalt eines auf dem Continente außer Spanien gewiß ſeltenen Buches von Espinoſa, die Memorias sobre les observaciones hechos por los navigantes Españoles in distintos lugares del globo u. ſ. w., welches 1809 in Madrid in zwey Quartbänden mit einem großen Atlas herausgekommen iſt, zeigt ſchon ein flüchtiger Blick in das vorliegende Werk deſſelben. Nicht ohne großes Intereſſe hat Rec. auch aus demſelben erfahren, daß durch Capitain Horsburg atmoſphäriſche Tabellen für die Marine herausgegeben ſind, worin der Stand des Barometers, Thermometers, die Richtung und Stärke der Winde leicht angemerkt werden können, und welche ohne Zweifel Veranlaſſung geben werden, auch andere merkwürdige meteoriſche Erſcheinungen aufzuzeichnen und der Wiſſenſchaft zu erhalten. Jedes nach Indien ſegelnde Schiff muß zwey Exemplare dieſer auf drey Jahre eingerichteten Tabellen mitnehmen, und unterwegs ausfüllen; und da mit Sicherheit zu erwarten ſteht, daß auch andere Seefahrer ſich derſelben bedienen werden, ſo eröffnet ſich hier ein weites Feld für das Studium der Meteorologie, wobey nur zu wünſchen bleibt, daß auch auf dem feſten Lande in dieſer Hinſicht das Erforderliche bald geſchehen möge. Insbeſondere hat der Verf. durch mehrere ſehr intereſſante Beyſpiele dargethan, wie vortheilhaft, ja man darf wohl ſagen wie unentbehrlich für die Sicherheit eines Schiffes die Beobachtung des Barometers iſt, und ſonach dürften die Seefahrer bald allgemein anfangen, ſich dieſes eben ſo einfachen als herrlichen Werkzeugs zu bedienen, und die Meteorologen können vielleicht bald correſpondirende Beobachtungen deſſelben aus den

entfernteſten Weltgegenden zuſammenſtellen und vergleichen. „Den Umſtand," ſagt der auf ſeiner Reiſe alles Wiſſenswürdige ſorgfältig beachtende Verf. S. 13, „daß ich während einer Reiſe von drey Jahren faſt gar nichts an Stenzen, Raen, nicht einmal eine Bramſtenge verloren habe, auch ſo glücklich war, keinen einzigen Mann durchs Fallen von dem Maſt oder von den Raen zu verlieren, kann ich auch wohl zum Theil dem Gebrauch des Marine-Barometers zuſchreiben, da mich faſt nie ein Sturm plötzlich, und beſonders in der Nacht, überraſchen konnte." Den bekannten, für die Theorie des Luftkreiſes höchſt wichtigen Reſultaten, welche ſich aus den genauen Barometerbeobachtungen durch die HH. Horner und Langsdorf ergeben haben, wie ſolche in der Reiſebeſchreibung des Verf. ausführlich enthalten ſind, wird hier noch S. 10 eine merkwürdige Beobachtung hinzugefügt. „In der Nähe des Cap Horus und im Ochotzkiſchen Meere, alſo in zwey ſehr entlegenen Regionen, habe ich ein ganz gleiches Phänomen wahrgenommen, nämlich einen plötzlich verringerten Barometerſtand, der, ob er gleich über einen halben Zoll betrug, nicht die geringſte Veränderung in der Witterung hervorbrachte, und ſo lange währte, bis wir dieſe Regionen verließen, wo das Barometer ſeinen gewöhnlichen Stand wieder annahm." Das Intereſſante dieſer Erſcheinung wird noch vermehrt, wenn man berückſichtigt, daß beyde Oerter ohngefähr 14 Stunden in der Länge verſchieden ſind, der eine aber unter 56° nördlicher, der andere unter 56° ſüdlicher Breite nahe genau liegt. Kaum iſt es denkbar, daß dieſe Anomalie in jenen Gegenden beſtändig ſeyn ſollte, und auf allen Fall wäre es wichtig, den Grund derſelben aufzufinden.

Bisher hat Rec. den allgemeinen Charakter des vorliegenden, ausnehmend gelehrten, gehaltreichen und für ſeine eigentliche Beſtimmung höchſt wichtigen Werks angezeigt, und indem es auf keine Weiſe zweckmäßig ſeyn würde, in das Einzelne der Unterſuchungen einzugehen, welche ſich in drey Abtheilungen zuerſt auf das atlantiſche Meer, dann den indiſchen Ozean und zuletzt auf das Südmeer oder den großen Ozean bloß in Beziehung auf die genauere Beſtimmung der geographiſchen Lage der Inſeln, Küſten, Felſen, Häfen, Flußmündungen,

Sandbänke u. ſ. w. beziehen; ſo beſchließt er ſeine kurze Anzeige mit der Bemerkung, wie angenehm es ihm geweſen iſt und ſicher auch vielen andern ſeyn wird, in dem berühmten Weltumſegler einen Mann zu ſchätzen, welcher ſich eben ſo ſehr durch tiefgelehrte Forſchungen, als durch practiſches Talent, ächte Humanität und unerſchrockenen Muth bey gefahrvollen Unternehmungen auszeichnet.

Pharmacopoea extemporanea antisyphilitica, oder Auswahl der vorzüglichsten (?) Arzneiformeln der neueren Aerzte gegen alle Gattungen venerischer Krankheiten und ihre Folgen. Für angehende Aerzte und Wundärzte zusammengestellt von Leo Lebrecht, der Heilkunde Doctor und praktischer Arzt zu Mainz. Mainz 1818.

Nicht nur das Nützliche, Neue und Brauchbare einer Schrift hervorzuheben, iſt des Recenſenten Pflicht, ſondern auch das Unnütze, Schlechte und Schädliche anzuzeigen. Bey vorliegender Compilation kann nur von dem letzten unangenehmen Geſchäfte die Rede ſeyn. Bloße Receptformeln gegen Krankheiten anzugeben ohne allen Commentar, ziemt dem wahren Arzte nicht; ſie können immer nachtheilig werden, doppelt aber, wenn von der ſyphilitiſchen als einer der gemeinſten Krankheiten die Rede iſt. — Gute Aerzte werden es für eine Schande anſehen, ſich von einem Andern ihre Receptformeln dictiren zu laſſen, es wird ihnen nie in den Sinn kommen, ſich in Receptbüchern Raths zu erholen; und ſchlechte — für die dies Büchlein ſo eigentlich zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint, die werden unter der Menge der Formeln blindlings eine auswählen, und meiſtens mehr ſchaden als nützen. Solche Schriften ſollten billig auf Antrag der mediciniſchen Polizey weggenommen, und der Verf. beſtraft werden.

Das Werkchen zerfällt in zwey Theile:

A. Pharmacopoea extemporanea antigonorrhoica, worin die beſten (??) Formeln gegen den Tripper, ſowohl acuten als chroniſchen, für den innern und äußern Gebrauch angegeben werden.

Hier iſt gleich die zweyte Formel gegen den acuten Tripper die Handelſche Miſchung, eine Auflöſung des Extraktes der Krähenaugen: wie, wenn ein unwiſſender Wundarzt unglücklicher Weiſe dieſes Büchlein in die Hände bekommt, und jedem Tripperkranken, der ſich ihm anvertraut, Krähenaugen verſchreiben wollte! — — Und ſolche Vorſchriften ſollen, wie es in der Vorrede heißt, „zum Nutzen und Frommen angehender Aerzte" dienen!! Es würde Zeitverderb ſeyn, noch mehrere unpaſſende Formeln, woran es nicht mangelt, anzuführen; es iſt genug, wenn man erinnert, daß balſamiſche erhitzende Mittel gegen den acuten Tripper, draſtiſche Purgirmittel gegen den chroniſchen, die Application eines Cataplasma von Seidelbaſt in allen Zeiträumen des Trippers empfohlen wird. Die zweyte Abtheilung iſt überſchrieben:

B. Pharmacopoea antiſyphilitica (in specie), worin die beſten Formeln gegen die Luſtſeuche insbeſondere, für den innern und äußern Gebrauch angegeben werden.

Gleich die erſte Mixtur enthält nebſt einer bedeutenden Quantität Camphor, Weingeiſt und Eſſigſäure vier Unzen Salpeter und zwey Pfund Aqua Parietariae; es ſollen bey veneriſchen Krankheiten täglich drey Gläſer voll davon getrunken werden. Dieſes mag ſchon hinreichen, um die Gabe des Herrn Verf., die beſten Mittel gegen die genannte Krankheit auszuwählen, beurtheilen zu können.

Man muß die Keckheit bewundern, mit der der Verf. ſich herausnimmt, angehenden Aerzten ſolche Formeln zur Nachahmung vorlegen zu wollen, eine Anmaßung, die ernſtlich gerügt zu werden verdient.

Indeſſen giebt es nicht leicht eine Schrift, in welcher nicht wenigſtens eine gute Idee vorkommt, und ſo iſt es denn auch hier. Es heißt nämlich in der Vorrede: „Mir eigene Vorſchriften anzuführen, wäre dem Titel und Zwecke des Büchleins zuwider" und daran hat nun Herr Doctor Lebrecht ſehr wohl gethan, er verdient in dieſer Hinſicht den vollkommenſten Beyfall.

Zeitgebrechen. Anſichten und Parallelen, von Carl Ludw. Roth. Stuttgart, bey Steinkopf. 1820. 208 S. in 8.

Der Verf., Sohn eines ſehr verdienten Schulmanns am Gymnaſium zu Stuttgart, an welcher ſehr achtungswürdigen Anſtalt jetzt er ſelbſt Lehrer iſt, zeigt ſich in dieſer Schrift als Beobachter der Sitten der Zeit, ohne ausdrückliche Beziehung

auf ſpecielle Beyſpiele, und als einen Philologen, welcher
beym Studium des Alterthümlichen an die Menſchheit über-
haupt, bey dem Vergangenen auch an die Mitwelt zu denken
ſich gewöhnt hat. Er hat alſo nicht nur das edle Mittel ſon-
dern auch den Zweck der philologiſch-hiſtoriſchen Geiſtesbildung
vor Augen. Vornehmlich wird daher ſein Fall von Sparta
durch Ueppigkeit und Habſucht S. 68—85 ſein Ueberblick der
Geſchichte der Grachen S. 68—130 und S. 177—
192 die Parallele von Cremutius Cordus, unter
dem Imperator Tiberius, dem unübertrefflichen Muſterbild in-
dividueller und politiſcher Verdorbenheit intereſſiren. Sehr
richtig iſt S. 130 die Bemerkung: Die Wendepuncte in
der Geſchichte ſind es vorzüglich, was man deutlich hervor-
heben ſollte. „Ueber einen der größten Wendepuncte in der
neueren Geſchichte habe ich, ſchreibt der Verf., manches Gute
geleſen, über die Reformation; nichts erſchöpfendes aber
über den größten Wendepunct in der ganzen Menſchenbildung,
die Stiftung unſerer Religion.“ Wie vieler anderer
Thatſachen kann man dann entbehren! (Die Haupturſache zu
dieſer Klage, wo anders mag ſie liegen, als darin, daß man
ſo wenig noch an das Univerſelle des Chriſtenthums,
an das Zurückgehen auf das Urchriſtenthum denkt?
Heil genug, daß man, nach dem Beyſpiel der im heiligen
Bunde feyerlich anerkannten Grundſätze, an das allen Chriſten
Gemeinſame denken darf und immer mehr denken ſoll! daß
nicht immerfort Kirche und Dogmenlehre mit Religion ver-
wechſelt werden muß.) — „Für uns Teutſchen, fährt der
Verf. fort, ſind das Jahrhundert Carls des Großen, mehr
noch die Reformation, ſolche Wendepuncte. Beyde ſind durch
den Triumph des Lichts erhellt. . . Auf beyden beſtehen die
höchſten Angelegenheiten des Menſchen einen ſiegreichen Kampf
mit ſeiner Trägheit und ſeinen Leidenſchaften. Und heute noch,
wenn gleich nach menſchlicher Weiſe von manchfachem Uebel
bedrängt, ſegnen die Nationen das Werk, welches von einem
großen Theile der Mitwelt verabſcheut wurde, weil es ſeinen
Leidenſchaften, ſeiner Gewalt Zügel anlegte.“ Nur der Reſt
von Solchen iſts, der noch jetzt es ungeſchehen machen möch-
te. — — Eine ſehr leichte, kritiſche Bemerkung, daß der
Verf. ſeine Andeutungen dem Tagebuch eines jungen reiſenden
Mexikaners beylege, aber nichts dem Mexikaner eigenthümliches
einflechte, betrifft im Grunde nur die erſte, wohl nach Abfaſ-
ſung des Ganzen erſt vorangeſetzte Periode.

H. E. G. Paulus.

No. 42. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Aeschylos Agamemnon metriſch überſetzt von Wilhelm von Humboldt. Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher dem Jüngeren. 1816. XXXVII u. 86 S. in 4.

Ob es gleich manche recht brave und wackere Ueberſetzung griechiſcher Tragödieen giebt, welche dahin ſtreben, den Text in möglichſt treuer Nachbildung zu geben, wohin vorzüglich die Sophoclesüberſetzung von Solger, Süvern, Adolph Wagner und die Aeſchylosüberſetzung von Conz zu rechnen ſind, ſo war uns doch noch keine zu Geſichte gekommen, die die groſſen dabey obwaltenden Schwierigkeiten ſammtlich ſo beſiegt hätte, als ſie uns Deutſchen auf unſrer jetzigen Stufe der Ueberſetzungskunſt, wohin uns der gewaltige Geiſt und die eiſerne Ausdauer des groſſen Meiſters geführt, möglich ſind zu ſiegen. Wir geſtehen daher offenherzig, daß alle unſre Hoffnung ſeit geraumer Zeit auf die Verdeutſchung des Aeſchylos, die uns der jüngere Voß verſprochen, gerichtet war, der in einigen Proben, in welchen außer dem einzigen Vers:

Und ſtarker Donner überhallendes Gekrach.

ſich nichts wahrhaft verwerfliches vorfand, den Beruf zu jener Arbeit, d. i. geiſtreiche Erfaſſung der Urſprache und kräftige Handhabung der Mutterſprache mit der gehörigen Geſchmeidigkeit und poetiſchem Gefühl verbunden, beurkundete. Ob zwar in den Tragikern alles ſo treu wird übertragen werden können, wie in den Epikern, iſt noch keineswegs ausgemacht, und uns ſcheint es ziemlich gewiß, daß das Lyriſche in der Chören an vielen Orten unerreichbar für uns bleiben wird. Andeutungen aus der reichen Sagengeſchichte und weithinzielende Anſpielungen ſind öfters darin mit Einem Worte gegeben, oder in dunklen abgeriſſnen Sätzen berührt, die der Grieche, dem jene Dinge bekannt waren bis zur Alltäglichkeit, wohl verſtehen

mochte, ja und auch er ſelbſt nicht immer, wie uns die Fröſche des Ariſtophanes, dieſe feinſte aller Kritiken der griechiſchen Tragiker berichten. Bey der außerordentlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit der griechiſchen Sprache ward in den Chören eine Verſchlungenheit und Verwickelung der Conſtruction möglich, für die unſre Sprache viel zu ſchwerfällig und unbiegſam iſt. Unſre Art zu reden iſt, im Vergleich mit den Griechen, ziemlich logiſch geordnet und beynahe nüchtern, was dem Einfluß der ihrem Dünkel nach ſogenannten höheren Stände, die bey uns viel Enges in die Sprache gebracht haben, größtentheils zugeſchrieben werden muß. Denn Entfremden von der Natur und ihrem volles Leben erzeugenden Einfluſſe, verbunden mit dem vor froſtiger Eitelkeit und geiſttödtender Selbſtſucht Zuſammenſchrumpfen der freyen Einbildungskraft, machen zu kühnen Gedanken und Reden unfähig. Der Grieche, geiſt- und herzreich von Natur, unbeſchnitten und ungezwackt von nüchternem Hochmuth, drückte ſeine in lebendiger Beweglichkeit vieles auf einmal überſchauenden Gedanken eben ſo ſchnell aus, indem er, ſtatt den gewöhnlichen langſamen Uebergängen zu folgen, überſprang, was manchmal ſo weit geht, daß es ihren Auslegern, wenn ſie etwas zahm ſind, bis zur Schwachheit ſchwindlicht wird. Darin und in der Fülle des Ausdrucks, die durch wärmere Anſchaulichkeit und Erfaſſen der Dinge entſteht, liegt der Aufſchluß zu jenen Redefiguren, deren ſich die Grammatiker zu ihrer Andacht einen ganzen Roſenkranz zuſammengereiht haben. Solche Kühnheiten ſind für den Ueberſetzer eine ſo ſchwierige Aufgabe, als es nur eine geben kann. Ferner ſcheint öfters in den Chorgeſängen, in einer ganzen Reihe kurzer Sylben das Gefühl losgelaſſen und leidenſchaftlich hinſtürmend. Wenn wir nun auch an ſolchen Stellen unſre Mittelzeiten häufen, denn dafür gelten uns doch unſre meiſten einſylbigen Wörtchen, ſo lange wir der gewöhnlichen und natürlichen Ausſprache folgen, ſo bekommen wir größtentheils bey ungezwungenen nnd nicht einſtudiertem Leſen, Jamben oder Trochäen, zu welchen letztern unſre Sprache ſich überhaupt gar ſehr hinneigt, während die griechiſche mehr jambiſch iſt, wodurch uns auch das Nachbilden der Anapäſten ſchon bedeutend ſchwerer wird, als das der Daktylen. Daß wir an kurzen

Sylben ärmer ſind, liegt in der durchaus verſchiedenen Längenbeſtimmung beyder Sprachen, da im Deutſchen Stammſylbe und Bedeutung, d. h. die Qualität Längen beſtimmen, im Griechiſchen dagegen nur das dem Redefluß entgegentretende Hinderniß, dergeſtalt, daß ſelbſt der von Natur lange Vocal oder Diphthong, wenn der ſie hemmende Conſonant wegfällt, wegen des erleichterten Fluſſes kurz ausgeſprochen werden können. Der Anfang einer Sylbe aber kann, wenn er auch noch ſo viel Conſonanten enthält, nichts zur Verlängerung der Sylbe beytragen, ſo wenig als der Fels, aus dem die Quelle ſpringt, ihr ſchnelles Fortrollen hindert. Was die abſoluten Längen und Kürzen betrifft, ſo finden bey einer genauen und ſcharfen Zergliederung in beyden Sprachen noch mannichfache Abſtufungen ſtatt, im Griechiſchen durch mehr oder minder gehäufte Hinderniſſe, im Deutſchen durch Verſchiedenheit des Werths und des vorzüglich auf ein Wort gelegten Nachdrucks; der Sprachgebrauch erkennt ſie aber nicht an, und wenn auch eins oder das andre etwas nachdrücklicher ausgeſprochen werden ſollte, ſo geſchieht dies doch nicht in dem Grade, daß es einen wirklichen und bedeutenden Unterſchied erzeugen könnte. Darum hat der ſich der Sprache bedienende Künſtler nichts damit zu ſchaffen, weil er nie über den allgemeinen Gebrauch derſelben beſtimmen kann, ſondern höchſtens bey einem oft wiederholten Rhythmus für den Augenblick über eine einzelne Sylbe gebieten, was aber nie ins Allgemeine übergeht. Da nun die mehrſylbigen Worte im Deutſchen nur eine kleine Anzahl kurzer Sylben darbieten, keines aber bloß ſolche, die einſylbigen dagegen größtentheils einigen Werth beſitzen, und beſonders, wo mehrere zuſammenkommen, wirklich lang gebraucht werden, ſo leuchtet hieraus die Schwierigkeit des Gebrauchs vieler kurzen Sylben hintereinander ein. Bey dem Trimeter hat der Grieche noch den Vorzug des mehr jambiſchen Baues ſeiner Sprache, während wir an den Ausgängen derſelben immer mit unſern Trochäen zu kämpfen haben. Wir glauben hier einigermaßen die Schwierigkeiten geſchildert zu haben, die der Ueberſetzer, wenn er treu ſeyn will, zu beſiegen hat, um darnach zu prüfen, wie weit dies in vorliegender Verdeutſchung des Agamemnon gelungen iſt. Auf den erſten Blick leuchtet ein,

daß ſie ſich beſtrebt, den Urtext mit allen ſeinen Eigenheiten ohne fremden Beyſchmack wieder zu geben. Das Ganze gewährt beynahe denſelben Eindruck, den uns heutzutage der griechiſche Text gewährt, alles iſt in ſich abgerundet, ohne jene holperigten Unebenheiten, wo das eine gelungen, das andre mißlungen alle Harmonie des Eindrucks ſtört. Gleichmäßig ſchreitet es von Anfang bis zu Ende dahin, und der dunkle Ernſt des Aeſchylos erſcheint nicht unbeholfen, das Schwere der Sprache iſt nicht aus Mangel der Kraft entſprungen; es iſt eine völlige Freyheit und eine ſichere Beherrſchung der Rede unverkennbar, die ſich bis in die Einzelnheiten erſtreckt, und ſo war denn dieſes Werk es werth, daß Hr. v. H. zwanzig Jahre daran arbeitete. Das einzige weſentliche, was wir vermiſſen, ſind Anmerkungen, die jenen, ſelbſt griechiſchen Ohren nicht allezeit verſtändlichen, Dunkelheiten einiges Licht verſchafft hätten, und wem wären die beſſer gelungen, als einem Manne, der einen Schriftſteller ſo tief durchdrungen hat, und einen ſo trefflichen Geſchmack bewährt? Eine mit vieler Umſicht geſchriebene Einleitung geht der Ueberſetzung voran, die wegen der durchdachten Anſichten des griechiſchen Geiſtes vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Zuerſt wird darin das Stück ſelbſt gewürdigt, wie noch nie zuvor und bey dieſer Gelegenheit folgende Bemerkung gemacht: „Die früheſte geſchichtliche Ueberlieferung geſtaltete ſich in dem glücklichen Griechiſchen Geiſte von ſelbſt zum Stoffe der Kunſt, ein Vorzug, der wohl hauptſächlich der in ihrem erſten Urſprung dichteriſchen Sprache zuzuſchreiben iſt, da die Form immer die Materie beſiegt, die nur, wo jene mangelhaft iſt, ſich in ihrer rohen Unbeholfenheit hervordrängt; die Ereigniſſe in Argos, in Theben, in Ilion ſcheinen ſich an einander zu reihen, wie der gelungenſte Flug der Einbildungskraft ſie auf der Bühne zu ordnen vermöchte. Das Geſchlecht der Pelopiden gehört vorzugsweiſe zu dieſen, ohne alle vorgängige Bearbeitung, dichteriſchen Stoffen.“ Dieſe Anſicht dünkt uns eine falſche. Es giebt der Spuren ſo viel, wie geſchichtliche Ueberlieferung, Mythologie und Kunſt bey den Griechen nach und nach erwuchſen und grade aus denſelben Wurzeln wie bey den andern Völkern. Gäbe es auch jene Spuren und Zeugniſſe nicht, ſo müßte die

Analogie entſcheiden, da es ein hartnäckiger, wenn auch anmuthiger Traum wäre, ein vorzüglich ſchöner Menſch, deſſen Kindheit uns grade verborgen wäre, ſey nicht wie alle andern herangewachſen, ſondern an einem heiteren Frühlingsmorgen vom Himmel gefallen. Wenn auch der Geiſt dieſes ſinnreichen Volks und äußere glückliche Umſtände, vor allen das Seegenslicht der Freyheit, viel gethan zu der herrlichen Blüthe, die überall aufgieng in ihrem Leben, ſo wird doch auch ein ſehr großer Theil des poetiſchgeſtalteten wirklicher dichteriſcher Bearbeitung in früher Zeit verdankt. Daß die Form die Materie bezwungen, können wir noch weniger glauben. Beyde ſind nebeneinander entſtanden in und aus einem und ebendemſelben Geiſte, und tragen darum beyde denſelben Charakter, als Blüthen eines Stammes. Sprache, Kunſt, Philoſophie, hiſtoriſche Anſicht und Leben eines Volkes wirken wechſelſeitig aufeinander, und von Natur verwandt bilden ſie an einander manches hervor, was bey abgeſondertem Beſtehen ſich nicht würde entwickelt haben, wenn ſie aber alle denſelben Charakter tragen, ſo iſt es einzig daher zu leiten, daß ſie wie Strahlen einer Sonne von des Volkes Geiſt ausgehen, der wie das Meer alle ſich in ihn ergießenden Ströme mit ſeiner Natur durchdringt. War alſo die griechiſche Sprache dichteriſch in ihrem erſten Urſprung, ſo heißt das nichts anders, als der Geiſt der Griechen ſey von Anfang an dichteriſch geweſen, und wenn ſich dies in der Sprache offenbarte, ſo mußte es ſich auch überall offenbaren, was denn auch wirklich der Fall iſt. Hieher gehört auch, was Seite XXII ſteht: „mir hat es immer geſchienen, daß vorzüglich der Umſtand, wie ſich in der Sprache Buchſtaben zu Sylben, und Sylben zu Worten verbinden, und wie dieſe Worte ſich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellektuelle, ja ſogar nicht wenig das moraliſche und politiſche Schickſal der Nationen beſtimmt, oder bezeichnet.“ Daß ſelbſt das politiſche Schickſal eines Volkes mit ſeiner Sprache zuſammenhänge, kann nur dann gelten, wenn wir den Fatalismus ganz und gar läugnen, was wir billigen müſſen, da wir des Glaubens ſind, jedes Volk ſchaffe ſich ſein Schickſal ſelbſt. Es könnte wirklich von dieſer Seite mit vieler Wahrſcheinlichkeit ein er-

ſprießliches philoſophiſches Forſchen ſtatt finden, woraus man-ches hiſtoriſche Reſultat an das bisher nicht gedacht worden, ſich ergeben, und es vielleicht überzeugender als anderswoher einleuchten würde, daß die Weltgeſchichte eigentlich nur ein großes Sündenregiſter menſchlicher Schwächen, nicht aber ein Buch des Schickſals iſt. Was die Einrichtung dieſes äſchyli-ſchen Stückes betrifft, ſo wird Aegiſth's Zwiſt mit dem Chor nebſt der Erwähnung des Menelaos, dem Streben nach Sym-metrie und Vollſtändigkeit zugeſchrieben, was ein geiſtreicher und des Aeſchylos würdiger Gedanke iſt. Wir aber treten der Meinung des ſcharfſinnigen Böckh bey, welcher in ſeinem Buch über die Tragiker S. 268 behauptet, es bereiteten jene Dinge ein in der Tetralogie folgendes Stück vor, und dafür ſpricht die Analogie, die bey dergleichen mehr gelten muß, als unſre eigne Anſicht. Was eine Ueberſetzung leiſten ſoll, iſt in das gehörige Licht geſetzt, und Voß's unermeßliche Verdienſte in dieſem Fach werden mit Einſicht gewürdigt. Aeſchylos und Pindaros werden mit einander verglichen, und ſoll dies bloß einige Aeußerlichkeiten betreffen, ſo haben wir nichts dagegen, meint aber Hr. v. H. den Geiſt beyder Dichter, ſo halten wir dieſe Zuſammenſtellung für höchſt verfehlt. Aeſchylos, dem die Gegenwart mit ſammt ihren neuen Göttern klein erſcheint, flüchtet mit ſeinem einſamen Gemüthe in die Urwelt, wo die Titanen hausten, und alles größer war; wie mild geſellig und ganz in der Gegenwart lebend iſt dagegen Pindaros, und wie fromm gegen die neuen Götter! Aeſchylos weiſ't überall auf das unerbittliche Schickſal hin, und preiſ't den Trotz, der ſich nicht vor denſelben beugt, ſondern untergeht, Pindaros dage-gen iſt durchaus gottergeben und deutet alles zum Guten, die Fabeln, die jener ergreift, um aus ihrem ſchroffen Gehalt noch etwas ſchrofferes zu bilden, kleidet dieſer anders ein, und ver-ſucht wahrhaft antiquariſche Deutungen, um ſie anders auszu-legen. Die rauſchende Muſik und die kühne, gewaltige Bilder-ſprache des Pindaros ſind nicht wie bey Aeſchylos da, dem Gewöhnlichen auszuweichen und einer höheren Welt eine höhere Sprache zu ſchaffen, ſondern die Gegenwart feſtlich zu ſchmük-ken und ſich daran zu erfreuen. Unter allen Griechen preiſet keiner das εὐγενὲς weniger als Aeſchylos, keiner mehr als

Pindaros, bey deſſen Liedern das Lob des Adels die andern Schönheiten jeder freyen Seele ungenießbar macht. Wir würden wegen der inneren Milde und eines gewiſſen muſikaliſchen und religiöſen Zaubers, lieber Pindaros und Sophokles zuſammenſtellen. Was die metriſche Behandlung der deutſchen angeht, ſo hat Hr. v. H. die mittelzeitigen Sylben entweder immer lang oder immer kurz gebraucht. Pronomen und Präpoſition ſind bey ihm immer kurz, ausgenommen wo ſie durch den Sinn lang werden, Conjunctionen, welche die auf ſie folgenden Sätze regieren, z. B. als, oder die gewiſſermaßen den vorhergehenden Satz elliptiſch in ſich enthalten, wie denn, ſind meiſtentheils lang gebraucht, noch andre ſind nach Art der Griechen enklitiſch oder betont behandelt. Dies alles kann nur dann von Nutzen ſeyn, wenn ſich die Leſer einem Studium der aufgeſtellten Regeln unterziehen wollen, um ſich dieſe feinen Unterſchiede einzuprägen, die in unſrer gewöhnlichen Art zu reden und zu leſen nicht hervortreten. So ſehr wir nun auch ein Mittel wünſchen, den griechiſchen Rhythmus nachzubilden, ſo können wir daher doch das vom Herrn v. H. angewandte nicht billigen, und würden bey mittelzeitigen Sylben ihre Verlängerung lieber durch den Accent bezeichnen, dies hätte der Leſer vor Augen und könnte nicht fehlen, und ſo wäre man auch nicht genöthigt, daſſelbe mittelzeitige Wort entweder immer lang oder immer kurz zu gebrauchen. Da, wo die Betonung entſcheiden muß, ob ein Vers zu dieſem oder jenem Rhythmus gehöre, hat Hr. v. H. ſich bemüht, dies auch im Deutſchen bemerkbar zu machen, und meint eine entſchieden kurze Sylbe, die auf eine entſchieden lange folgt, könne nicht betont ſeyn, das Pronomen oder die Conjunction erhebe ſich über Präpoſition und Artikel, ein einſylbiges Wort über eine entſchieden kurze Anfangsſylbe des folgenden Worts, oder eine Anfangsſylbe über eine gegen ſie offenbar tonlos folgende. Ferner erhebe ſich die vorletzte über die Endſylbe, dieſe Claſſe ſey jedoch die zweifelhafteſte, oder eine ihrer Natur nach mehr, als die zunächſt folgende Sylbe, betonte Endſylbe, oder endlich, wo eine ſolche Endſylbe an ſich unbetont, durch die gewöhnliche Ausſprache Betonung erhalte, dies ſey aber die am wenigſten zu empfehlende Art, weil ſie eine fehlerhafte

Betonung begünſtige. Gegen dies alles läßt ſich nichts ein= wenden da es wirklich in der Sprache begründet iſt, doch werden dieſe Feinheiten nur angeſtrengter Aufmerkſamkeit er= ſcheinen, und wir halten ſie nicht für ſo wichtig, daß man ihnen ſonſt weſentliche Schönheiten aufopfere.

Die Recenſion des Textes iſt ſo viel als möglich treu, und Hr. v. H erfreute ſich dabey der Hülfe des Profeſſor Her= mann, der ſich, wie bekannt, ſchon eine lange Reihe von Jahren mit einer Ausgabe des Aeſchylos beſchäftigt, und mit dem kein Herausgeber dieſes Dichters weder an Gelehrſamkeit, noch an Scharfſinn zu vergleichen iſt. Derſelbe hat nach ei= nem verſtändigen Vorwort über die Fortſchritte der Kritik die wichtigern Lesarten, welche befolgt ſind, angezeigt, jedoch ohne die Gründe ihrer Annahme darzulegen, daß dieſer Text von den buntſcheckigen, oft ganz unäſchyliſchen Umbildungen Bo= the's und Schütze's ganz und gar abweiche, verſteht ſich von ſelbſt, und wir glauben, daß im Ganzen genommen, nie= mand nach den jetzigen Hülfsmitteln etwas Beſſeres geben wird. Ueber einzelne Punkte freilich, die von individueller Anſicht abhängen, können immer noch verſchiedene Meinungen ſtatt finden, und doch nur einer Recht haben; deren ſind aber nur wenige. Wir wollen hier einige Punkte dieſer neuen Re= cenſion durchgehen, ohne grade die wichtigern auszuleſen. V. 7. iſt richtig beybehalten, denn die Tragiker lieben ſo gut als andere Dichter, der bildlichen Benennung eines Gegenſtandes, den Namen hinzuzufügen. Man vergleiche unter andern Sep- tem c. Theb. 474. Selbſt bey ganz gewöhnlicher Rede iſt ihnen eine ſolche Ausführlichkeit eigen, ſiehe ebendaſelbſt 594. — V. 32. Aus der Ueberſetzung:

Denn glücklich werd' ich wenden jetzt der Herrſcher Loos.

geht nicht deutlich hervor, ob εὖ — θήσομαι mit Schütz oder εὖ πέσοντα mit Voß (Cur. Crit.) verbunden worden, wel= ches letztere hinlänglich vertheidigt und ohne Zweifel das rich= tige iſt. V. 90. Mit vollem Rechte beybehalten, denn dieſe Ausführlichkeit iſt bey den Tragikern gar nicht ſelten, wir hat= ten uns zu dieſer Stelle angemerkt: Septem c. Theb. 256. Supplic. 1000. Sophocl. Antig. 851 sqq. Oed. Col. 750. Eurip Hippol. 1272 (ed. Matth.). V. 101. ἀγαρὰ φαίνουσ'

richtig überſetzt durch ſtrahlt hell, denn zu billigen iſt Seidlers Note zu Eurip. Elect. 1231. gegen Wunderlich observ. Crit. in Aeschyl. Trag. p. 99, welcher die intranſitive Bedeutung von φαίνω läugnet. Man vergleiche Soph. Oed. T. 1129., wo Elmsleys τό nicht angenommen werden kann. 1131. Oed. Col. 329. 1223. Electr. 646. 1359. Antig. 20. 242. 471. Philoct. 297. Eurig. Bacch. 163. Hippol. 1442. Aristoph. Ran. 1283. Eccles. 969. Thesmoph. 468. u. a. m., welche Stellen ſich nur gezwungen erklären laſſen, wenn man nicht die intranſitive Bedeutung anerkennt. — V. 70. iſt das ſchwierige ἀπύρων ἱερῶν ὀργὰς ἀτενεῖς überſetzt:

den nie auslöſchenden Zorn
ob des Opfers vermiſſeter Flamme.

Dieſe Erklärung ſcheint einigermaßen beſtätigt zu werden durch Eurip. Hippol. 144 sqq.:

σὺ δ' ἀμφὶ τὰν πολύθηρον
Δίκτυνναν ἀμπλακίαις
ἀνίερος ἀθύτων πελάνων τρύχει.

Doch fragt ſich, ob hier nicht von den Erinnyen die Rede iſt, wo das Beywort ἀπύρων höchſt bedeutend wäre, anzuzeigen, daß auch Opfer bey ihnen nichts helfen. — V. 77. ἀνάσσων, das auch Schütz aufnahm, möchte wohl nicht nöthig ſeyn, da in ähnlichen Stellen κρατεῖν vorkommt, welches dem ἀνάσσειν entſpricht. V. 113. χερὸς ἐκ δοριπάλτου:

rechtsher, wo die Lanze ſich bäumet.

Unbezweifelbar wird dieſe Erklärung durch die Vergleichung einer Stelle, die in keinem Verhältniſſe des Einfluſſes mit dieſer ſtehen kann. In der altſpaniſchen Romanze von Gayferos nämlich leſen wir:

Corten le el pie del estribo
La mano del gavilan.

Haut ihm ab den Fuß zum Bügel
Haut ihm ab die Falkenhand.

V. 130. Οἷον μή τις ἄγα
Θεόθεν κνεφάσῃ προτυπὲν

Στόμιον μέγα Τροίας
Στρατευθέν.

Nimmer umdunkle nur Irrwahn Ilions
mächtiges, früherverleztes Gebiß einſt,
das hin da zeucht.

Hier iſt ἄγα der göttliche Neid durch deſſen Erzeugniß Irr-
wahn überſezt, welches der Stelle einen andern Sinn giebt,
den wir nicht billigen können; denn nun bedeutet es: Irrwahn
möge ſie nicht umdunkeln, d. h. dahin führen, wo ſie noth-
wendig fallen müſſen; während es doch eigentlich heiſſen ſollte:
der göttliche Neid möge ſie nicht zu Grunde richten. προτυ-
πὲν στόμιον wurde durch procusum erklärt, wie viel aber
die Stelle an Kraft gewinnt durch Herrn v. H. Ueberſetzung,
bedarf keiner Erörterung. V. 211. (222 ed. Schuetz.) Stro-
phe. 220. (232. ed. Schuetz.) Antiſtrophe. 229. (243. ed.
Schuetz.) Strophe. 240. (254. ed. Schuetz.) Antiſtrophe.
Durch dieſe Abtheilung werden alle die bisher vorgeſchlagenen
zahlreichen Conjecturen überflüſſig, und ſtatt deren nur eine
Aenderung gemacht, die durchaus nichts unäſchyliſches enthält.
Nämlich V. 244. wird τὸ δὲ προκλύειν, ἐπεὶ γένοιτ' ἂν
ἤλυσις, προχαιρέτω in τὸ προκλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω
geändert. V. 236. Das ganz verdorbene ἔμελθεν iſt nicht mit
andern in ἔμελψεν, ſondern in ἔμιχθεν verwandelt, wahr-
ſcheinlicher und der äſchyliſchen Sprache angemeſſener, die
Stelle heißt nun:

Des Safrans Tünchung zum Boden gießend,
und ſanft des Mitleids Geſchoſſe
vom Blick der Opfrer jedem ſendend,
erſchien ſie bildähnlich dort, verlangend noch,
wie ſonſt, nach Anrede, weil
ſie oft im Männergemach des Vaters
verſammelt einſt weilten.

V. 246. αὐταῖς iſt in αὐγαῖς verwandelt worden, was nicht
kühn iſt, da τ und γ ſo ſehr häufig verwechſelt werden und
dieſe beyden Wörter ſelbſt in Soph. Philoct. 1199, auch der
Sinn iſt offenbar gut.

und ſicher kommt es, dem Tag entſprechend.

Dennoch möchten wir αὐταῖς auf τέχναι Κάλχαντος bezogen noch nicht aufgeben und überſetzen:

Ja klar erſcheints noch, einſtimmend ihnen.

V. 330. Daß ὡς δυςδαίμονες recht ſey, kann nur der glauben, der von dem Sinne der Griechen gar nichts verſteht, ſo grob iſt hier gegen den Euphemismus verſtoßen. Stanley änderte ὡς δ' εὐδαίμονες, keineswegs übel; aber das rechte mag wohl das von Hrn. v. H. ausgedrückte ὡς δὲ δαίμονες ſeyn.

Δρόσων τ' ἀπαλλαγέντες, ὡς δὲ δαίμονες
Ἀφύλακτον εὑδήσουσι πᾶσαν εὐφρόνην.

Vom Himmelsthau und nächt'gem Froſt. Die ganze Nacht
durchruhn da werden, unbewacht, ſie, Göttern gleich.

V. 342.:

πολλῶν γὰρ ἐσθλῶν τὴν ὄνησιν εἱλόμην,

Denn nur Genuß des vielen Glückes wünſch' ich noch.

Hermann hat die Lesart τήνδ' ὄνησιν hinten angemerkt, aber ausgedrückt iſt ſie in der Ueberſetzung auf keine Weiſe, und wir ſehen auch gar nicht ein, was dieſe Aenderung bedeutet, denn daß τὴν ὄνησιν denſelben Sinn einſchließt und dabey poetiſcher iſt, braucht man einem ſo gelehrten Manne nicht durch Beyſpiele zu beweiſen. Ueber Wunderlichs Zweifel (observ. crit. in Aeschyl. Trag. p. 172), ob εἱλόμην hier einen Wunſch ausdrücken könne, werden wir an einem andern Orte reden, ſo wie auch über V. 341.

τοιαῦτά τοι γυναικὸς ἐξ ἐμοῦ κλύοις.

Dies, Greiſe, hört von einem Weib ihr jetzt von mir.

V. 368 sqq. Μεῖζον ἢ δικαίως
φλεόντων δωμάτων ὑπέρφευ
ὑπὲρ τὸ βέλτιστον.

Hier wird nach 369 ein Comma geſetzt und ὑπὲρ in ὅπερ verwandelt.

Denen mehr, als Recht iſt,
Das Haus einſt ſtolz in Ueberfluß ſchwamm.
Das Höchſte iſt dies.

Dieſer Aenderung können wir nicht beytreten, überzeugt, ὑπέρφεν ὑπὲρ τὸ βέλτιστον entſpreche dem ὑπὲρ μὲν ἄγαν. Eurip Med. 624. (ed. Matth.) und rühme die goldene Mittelmäßigkeit, damit nicht der Neid erwache. V. 402.

πάρεστι σιγὰς (i. e. σιγηλὸς) ἄτιμος,
ἀλοίδορος,
ἄλῃστος ἀφεμένων, ἰδεῖν.

Er ſtehet ſtumm, die entflohen
vergeſſend nie,
nicht ehrend, ſcheltend nicht, zu ſchaun.

Allen bisher vorgeſchlagenen Aenderungen weit vorzuziehen, da ſie die leichteſte und ſchönſte iſt. σιγάς für σῖγα, wie μιγάς und μίγα ſich finden. V. 412. δόκαι für δόξαι bedarf es nicht, da keine andre Bedeutung herauskommt, und Aeſchylos das Wort auch Choeph. 1044 eben ſo gebraucht. V. 643:

αἱ δέ, κεροτυπούμεναι βίᾳ
Χειμῶνι τυφῶ σὺν ζάλῃ τ' ομβροκτύπῳ
Ὤιχοντ' ἄφαντοι, ποιμένος κακοῦ στρόβῳ.

daß umher gepeitſcht
von Ungewitters wilder Wuth und Regenguß
ſie untergehn in ihres Führers Wirbelſturz.

Weit poetiſcher und einzig richtig ſcheint uns Heinrichs Erklärung, die auch Schütz angenommen hat, wo unter ποιμήν der Orkan verſtanden wird. V. 769. iſt die Leſart des Stobäus befolgt, wie wenig aber demſelben zu trauen ſey, iſt bekannt genug, und ohne völlige Verderbtheit der Handſchriften ihm zu folgen, ſcheint uns nicht wohlgethan. Hier könnte ξυγχαίρουσιν von der Schadenfreude verſtanden werden, und die Stelle würde dann denſelben Sinn und zwar ſtärker enthalten. Die Ueberſetzung lautet:

Und im Innern erfreut ſehn ſie der Nacht gleich
in des finſtern Geſichtes erzwungenem Ernſt.

Wir kommen nun zu einer Stelle, wo die Vulgata allerdings wunderlich ausſieht, von Herrn H. aber beybehalten wurde. Nämlich V. 944.

Καὶ σοῦ μολόντος δοματῖτιν ἑστίαν
Θάλπος μὲν ἐν χειμῶνι σημαίνεις μολών.

Und jetzt zum Heimathsheerde wiederkehrend uns
verkündeſt mild du Sonnenwärm' in Winterszeit;

Schütz ſchlug für μολὼν vor δόμοις, woran wir nichts geniales verſpüren, deſto genialer aber iſt das vom jüngern Voß (Cur. crit. p. 26.) vorgeſchlagene θερμαίνει μολόν.

Und da zum Heimathheerde jetzt du wiederkehrſt,
Wärmt Sommerglut uns, hergeſandt in Winterszeit.

Sollte die gewöhnliche Lesart nicht durch Annahme einer Conſtructionsverwechslung vertheidigt werden können, ſo ziehen wir Voß's Conjectur vor. Aber wie aus verſchiedenen Conſtructionen öfters eine entſteht, hat noch neuerdings Hermann zu mehreren Stellen des Ajax treffend gezeigt, unter den vielen Beyſpielen jedoch, die wir uns geſammelt, iſt keines, welches der Stelle des Aeſchylos ganz entſpräche. V. 1008.

Ἐπεί σ' ἔθηκε Ζεὺς ἀμηνίτως δόμοις.

Da Zeus dich einem Hauſe, frei von Groll, geſandt.

Hieraus geht nicht klar hervor, ob Herr H. ἀμηνίτως oder ἀμηνίτοις geleſen hat, das erſtere, auf Zeus bezogen, möchte aber wohl unfehlbar recht ſeyn. Wunderlichs Erklärung a. a. O. p. 151 sq. können wir nicht billigen. Damit, wenn nicht ἀμηνίτοις als rechte Lesart angenommen wird, keine Zweydeutigkeit ſtatt finde, möchte zu überſetzen ſeyn:

Da Zeus dich, ſonder Groll zu einem Haus geführt.

V. 1064. Bodens Blutbeſudelung, läßt uns zweifelhaft, ob πέδον ῥαντήριον beybehalten worden, oder πέδου angenommen iſt. Mag aber auch das erſtere aller Welt ein Greuel ſcheinen, wir können es doch nicht aufgeben. Man vergleiche Soph. Trach. 554. λυτήριον λύπημα, daran ſind zwar auch Aenderungen verſucht, aber ehe dies geſchah, hätte billig erſt nachgeforſcht werden ſollen, ob dieſe Conſtruction ſich nicht noch an anderen Stellen vorfände und der griechiſchen Sprache eigen ſey. Choeph. 233 σπέρματος σωτηρίου, 811 sq. πλοῦτον λυτήριον, 501. κληδόνες σωτήριοι. Agam.

654. σωτηρίων δὲ πραγμάτων εὐάγγελος. Oed. Col. 487. ἱκέτην σωτήριον. Trach. 1021. λαθίπονον ὀδύναν und μῦσος ἄπαν ἐλατήριον, deſſen Stelle mir entfallen iſt.

V. 1082.

προτείνει δὲ χεὶρ ἐκ
χειρὸς ὀρεγομένα.

und Hand ſchon auf Hand ſtreckt
wild ſie verlangend aus.

Hermann merkt hinten ὀρέγματα als die befolgte Lesart an, und damit ſtimmt V. 421 in den Choephoren überein, aber poetiſcher möchte wohl ὀρεγομένα ſeyn, weil die Hand ſtärker perſonificirt wird, und das Ringen derſelben lebendiger vor das Auge tritt. Die Ueberſetzung drückt aber eigentlich die von Schütz aufgenommene Proſa aus, welche lautet:

προτείνει δὲ
χεῖρ' ἐκ χειρὸς ὀρεγομένα.

An προτείνει kann wohl nicht leicht jemand zweifeln, indem Aeſchylus τείνειν mehrmals als Medium gebraucht. Septem c. Theb. 748. Pers. 64. Supplic. 93. V. 1180.

ἀλλ' ἦν παλαιστής, κάρτ' ἐμοῦ πνέων χάριν
Reizathmend war er übermächtiger Streiter mir.

Dieſe Erklärung dünkt uns weder dem Zuſammenhang gemäß, noch dem Sprachgebrauch angemeſſen, weshalb wir überſetzen möchten:

Ein Kämpfer wars traun, der um mich ſich viel gemüht.

Daß aber vor dieſem Vers keine Lücke angenommen iſt, müſſen wir natürlich billigen, da ja wirklich keine im Text, ſondern im Kopf der Herausgeber war.

V. 1277. 8. (1304. 5. ed. Schuetz) ſind nach Heath, dem auch Schütz folgt, umgeſtellt, was uns von Anfang an nicht gefallen und auch noch nicht gefällt. Nach der gewöhnlichen Ordnung heißt es:

Chor. Ἀλλ' ἴσθι τλήμων οὖσ' ἀπ' εὐτόλμου φρενός.
Unglücklich macht dich, wiſſ' es, dieſe Zuverſicht.

Kaſ. Οὐδεὶς ἀκούει ταῦτα τῶν εὐδαιμόνων.

Niemals vernehmen ſolches Wort die Glücklichen.

Wir fragen nun, entſpricht dieſe Stelle nicht durchaus V. 980 im Prometheus?

Prom. Ὤιμοι. Herm. Τόδε Ζεὺς τοὔπος οὐκ ἐπίσταται.
P. Weh mir! H. Fürwahr Zeus kennet nicht ein ſolches Wort.

Den erſten Vers halten wir außerdem nicht für gut überſetzt, er ſollte vielmehr heißen:

Unglücklich wahrlich, machet dich dein kühnes Herz.

V. 1319. Warum hier Ὤιμοι, μάλ' αὖθις δευτέραν πεπληγμένος abgetheilt wird, ſehen wir nicht ein, da doch in den Choephoren 868 οἴμοι μαλ' αὖθις, geleſen wird, andrer Stellen nicht zu gedenken. Hr. H. überſetzt:

Weh, weh! getroffen wieder jetzt zum zweytenmal.

V. 1314. iſt ἄγαν herausgeworfen und für ἐπικρανεῖ, ἐπικραίνει angenommen.

Wenn aber das Blut er der Väter nun büßt,
und den Todten mit Tod, abtragend, die Schuld
zahlt andren verübeten Todes.

Dieſe Aenderung wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, glauben aber nicht, daß jemand ἄγαν in den Text geſetzt habe, ſondern daß es auf anderem Wege entſtanden ſey. V. 1365.

Χαίρουσαν οὐδὲν ἧσσον, ἢ Διὸς νότῳ
Γανᾷ σπορητὸς κάλυκος ἐν λοχεύμασιν.

Die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppger Süd
Die Saaten, wenn fruchtſchwanger auf die Kelche ſchwelln.

Die Lesart der Handſchriften iſt γᾶν, εἰ σπορητός, welches Schütz in γᾶν εὐσπόρητον, Bothe in γαίᾳ σπορητῷ verwandelte, wir hatten es früher in γανεῖ, welches bey Heſychius vorkommt, verwandelt, Porſon in γάνει, da aber grade die Erde im Sommer ſo ſehr zu lechzen ſcheint, ſo möchten wir γᾶν nicht aufgeben. V. 1370.

Τάδ' ἂν δικαίως ἦν. Ὑπερδίκως μὲν οὖν
Τοσῶνδε κ. τ. λ.

So wäre hier gerecht ſie, warlich vollgerecht.

Dieſe Interpunktion müſſen wir durchaus billigen, indem die Stelle ſo weit nachdrucksvoller wird. Nicht ganz auf dieſelbe Art ſind ἐνδίκως und δικαίως verbunden Eurip. Troad. 954. 5. (ed. Matth.), welche Lesart Seidler nicht hätte anfechten ſollen. V. 1402.

Μεγαλόμητις εἶ
Περίφρονα δ' ἔλακες, ὥςπερ οὖν
Φονολιβεῖ τύχᾳ φρὴν ἐπιμαίνεται,
Λίπος ἐπ' ὀμμάτων αἵματος ἐμπρέπειν
'Ατίετον.

Kühn in die Höhe ſtrebſt
du, und mit gewaltſomem Sinne; rühmſt,
da dir die Bruſt, an Mord frech ſich ergötzend, raſt,
daß dir des Blutes Mahl ſtets ungerochen glänz'
am Auge.

Mit dieſer Anordnung ſind wir ganz einverſtanden, außer daß wir ἐπιμαίνεται ἐμπρέπειν verbinden, das erſtere in verſtärkter Bedeutung genommen, wie ἀριστεύσας Soph. Ag. 475. 1300. ἀρκέσας 439 ebendaſelbſt u. a. m. V. 1511 heißt es nun:

ἄξια δράσας, ἄξια πάσχων.

Da Verdientes er that, da Verdientes er litt.

Dies wird erklärt ἄξια ἀξίων δραμάτων πάσχων. Vielleicht wäre zu vergleichen εὖ δρῶσαν, εὖ πάσχουσαν Eumen. 857.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 43. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt von **Wilhelm von Humboldt**. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngeren. 1816. XXXVII u. 86 S. in 4.

(Beſchluß der in No. 42. abgebrochenen Recenſion.)

Da wir nicht alles anzeigen können, ſo wollen wir die Recenſion des Textes verlaſſen, und wieder auf die Ueberſetzung zurückkommen. Wir glauben, daß das Lob, welches wir derſelben oben ertheilten, ſich ſchon durch die wenigen angeführten Verſe einigermaßen beſtätigen wird, wollen aber hier noch eine Stelle im Zuſammenhange geben, woraus es beſſer erhellen kann, vorher nur noch erinnernd, daß wir doch auch an dieſer Ueberſetzung, die wir für ſo ſehr gelungen und trefflich halten, die Bemerkung gemacht haben, daß jene Anmuth, die wie ein leiſer lieblicher Duft alle griechiſchen Werke, die kein Machwerk der Nachahmung ſind, umfließt, und dem beſeeligenden Liebesgefühl und Lebensbalſam gleicht, den ein ſüdlich heiterer Himmel durch alle Adern gießt, und der dort aus allen Augen glänzt, verſchwunden iſt. Es will uns faſt bedünken, es ſey die nothwendige Folge alles Ueberſetzens, daß ſich jener Geiſt verflüchtige, und die Hauptaufgabe deſſen, der den Agamemnon abermals überſetzen wollte, würde eben das Gewinnen jener Anmuth ſeyn. Tadelfreye Verſe, und hohe Treue im Wiedergeben des Textes laſſen ſich durch anhaltenden Fleiß erringen, aber daß aus der lebendigen glanz- und duftreichen Blume keine todte ſeidene werde, dazu gehört, daß die Grazien an der Wiege erſcheinen, was eben Antonio und Taſſo unterſcheidet. Wer aber meint, es ſey ſolches nur eitle Rede, und außer dem Wort und ſeiner Bedeutung gebe es nichts am Dichterwerk, es müſſe denn mit Worten beſchrieben werden können, der beſchreibe uns das Wehen des Frühlings oder den

Duft einer Blume, oder läugne beyde, und dann ſind wir am ſchnellſten bekehrt. Bey der ſeltenen Gleichmäßigkeit vorliegender Ueberſetzung können wir nichts herausſuchen, was vorzüglicher ſey, es ſtehe hier ein Theil von Agamemnon's Rede bey ſeiner Ankunft:

Agamemnon.

V. 786. Zuerſt geziemt es, Argos ſammt den heimiſchen
Gottheiten hier zu grüßen, ſie, der Wiederkehr
mir Helfer, und des Gerichts, das über Jlion
ich hegte. Denn der Rednerzunge rechtend Wort
nicht hörend, legten Troias Untergang, den Tod
der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäß
die Götter ſtimmend; doch der andern Urne Schooß,
dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht.
Am Rauch noch kenntlich iſt die eingenommne Stadt.
Des Verderbens Stürme wehen; ſelbſt mitſterbend ſchickt
des alten Reichthums fetten Duft die Aſch' empor.
Dafür gebührts, den Göttern Dank, lautſchallenden,
zu weihen, weil die zornerfüllte Hinterliſt
vollbracht wir jetzt, und eines Weibes wegen wild
die Stadt verwüſtet Argos Ungeheuer hat,
die Brut des Roſſes, ſchildbewehrte Völkerſchaar,
im Sprunge ſtürmend um der Pleiaden Untergang;
kühn über ihre Mauern ſetzend, ſchlürfete
ſich ſatt der gierentbranne Leu am Königsblut.
Den Göttern ſprach ich dieſer Erſtlingsworte Gruß.

Als Probe der Chorgeſänge ſtehe die Entweichung Helenas. V. 394:

Zurück der Heimath des Kriegsſpeers Gewühl,
der Schild' Anklang laſſend, ſammt Waffenſchaar des Schiffszugs,
zum Brautgeſchenk Verderben bringend Jlion,
entwich leichtfüßig ſie aus dem Thor,
unwagbar's wagend. Tief erſeufzend da,
begannen laut ſo des Hauſes Seher:
O, weh! Pallaſt! weh! Pallaſt und Fürſten, ihr!
O, Lager! Weh! Weh! der Gattenliebe Spur!
Er ſtehet ſtumm, die entflohen

vergeſſend nie,
nicht ehrend, ſcheltend nicht, zu ſchaun.
Erſehnt, noch herrſcht, ſcheint es, im
Hauſ', als Geiſt, dort die Meerentführte.
Reiz nachahmender Bilder
iſt dem Manne verhaſſet,
weil in Blickes Entbehrung kalt
jede Liebe dahin welkt.

Wer nun glaubt, dieſe Ueberſetzung noch übertreffen zu können, der erſcheine auf dem Kampfplatz, und trägt er den Sieg davon, ſo nenne er ſich kühn der Ueberſetzer Erſten.

C. S.

---

1. Choix des poésies originales des Troubadours. Par M. Raynouard. (Membre de l'institut royal de France etc.) Tome premier, contenant les preuves historiques de l'ancienneté de la Langue romane; — Des Recherches sur l'origine et la formation de cette langue, les Elémens de sa grammaire, avant l'an 1000; — La Grammaire de la langue des Troubadours. Paris, de l'imprimerie de F. Didot et de l'institut. 1816. XXXII und 447 S. 8.
2. Observations sur la langue et la littérature provençales, par A. W. de Schlegel. Motto: Cantars non pot gaire valer, Si d'inz del cor no mov lo chanz. (Bernard de Ventadour) Paris, a la librairie grecque - latine - allemande. 1818. 122 S. 8.

Unter allen gelehrten Arbeiten der Franzoſen, die ſich auf die alte Sprache und Literatur ihres Landes beziehen, iſt die vorſtehende des geiſtreichen, auch als Dichter berühmten Raynouard ohne Vergleich die wichtigſte, nicht allein für die ſüdlichen Länder, Italien, Spanien und Portugal, auf welche die edle gaya ciencia ſo bedeutenden Einfluß hatte, wie ohne Zweifel auch für das übrige gebildete Europa. Wir dürfen daher die Erſcheinung eines Werkes auch hier nicht unerwähnt vorübergehen laſſen, das, wie es mit verehrungswerther Liebe und Einſicht unternommen, und ſo weit mit ſeltner Beharrlichkeit ausgeführt iſt, Aller Betrachtung und Zuneigung in

Anſpruch nehmen muß; zugleich freuen wir uns, auf eine neue Schrift unſers gelehrten und geiſtvollen Landsmannes, Herrn A. W. v. Schlegel aufmerkſamer zu machen, die mehr als eine bloße Recenſion des Raynouardiſchen Werkes ſich über dieſes und die provenzaliſche Sprache und Literatur insbeſondre, in der bekannten klaren, eindringlichen und lebendigen Weiſe ihres Verfaſſers verbreitet, und, wenn ſie freylich keine entwickelnde Darſtellung des tiefbewegten Lebens damaliger Zeit geben durfte, doch bey jeder Gelegenheit ſehr anziehend Lichtblicke auf den geiſtigen Verkehr der Völker wirft. Solche Erſcheinungen werden endlich das unbekannte Feld der weitgeprieſenen provenzaliſchen Poeſie erleuchten, und den abentheuerlichen Ritterzügen ſo mancher Literatoren auf jenem Feld mit Einemmal ein Ende machen, welche Herren, theils aus einigen halbverſtandenen poetiſchen Reſten, theils aus Millots ſchalen Ueberſetzungen ihre Schilderungen ins Blaue hinein entwarfen. Unter den Gelehrten, die ſich mit Geſchichte und Literatur der Troubadours beſchäftigten, zeichnete ſich ganz beſonders Antonio Baſtero, † 1737, durch Kenntniß ſeiner Mutterſprache aus: denn er war ein Catalonier von Geburt, und brachte ſo lang in Italien zu, um die provenzaliſchen Handſchriften ſtudiren zu können; allein von ſeinem Unternehmen iſt nur der erſte Band (la Crusca provenzale. 1724.) erſchienen, der als Einleitung ſehr ſchätzbare Beyträge zum Leben der Troubadours enthält. Ungleich weniger Quellenſtudium und gelehrte Sprachkenntniß hatte der ältere Noſtradamus, deſſen Leben der provenzaliſchen Dichter nach alten Biographen ſchon 1575 erſchien; die Ueberſetzung dieſes Werkes von Creſcimbeni in ſeinen Commentari alla sua istoria della volgar poesia. Venezia 1730. (V. II. p. 1. S. 1 — 248) iſt von einigen Originalgedichten begleitet, die Salvini äußerſt fehlerhaft überſetzte. Ein Werk über denſelben Gegenſtand vom Cardinal Bembo iſt nie ans Licht getreten. Der Dichter Taſſoni endlich durchlieſt nur gelegentlich die Handſchriften zum Behuf ſeiner Considerazioni sopra le rime di Petrarca; andere Literatoren, wie Gregorio de Mayans y Siscar, Varchi, Pasquier, Caſeneuve, Llio begnügten ſich mit der Anſicht einiger Handſchriften, bis endlich

der bekannte La Curne de Sainte-Palaye zu einem entſcheidenden Werk Hoffnung machte, das aber vielleicht zum Glück nicht zu Stande kam; eine Ausbeute aus ſeinen Papieren war Millot's höchſt mittelmäßige Histoire littéraire des Troubadours, die auf keinen Fall im Stande war, die Liebe zu dieſer Literatur zu entzünden. Von den Denkmälern der ältern und eigentlichen provenzaliſchen Poeſie iſt bis dahin im Grunde noch nichts gedruckt worden, einige, nicht einmal ältere Catalaniſche und Valenzianiſche Dichter ausgenommen, wie die Werke von Ramon Muntaner, geb. 1265, Auſias March, † 1460, Jaime Roig u. a. Die wenigen noch geretteten Handſchriften befinden ſich beynah alle in Rom, Florenz, Paris und Orleans; die Hoffnung, andere in ſpaniſchen Bibliotheken anzutreffen, iſt ſchwach, da keiner der ſpaniſchen Sprach- und Geſchichtforſcher, die dieſen Gegenſtand behandelt haben, die mindeſte Anzeige davon thut; dennoch ſollte man denken, daß in den Gränzen des ehemaligen Reiches Aragon, wo ſich die Uebung der fröhlichen Wiſſenſchaft am längſten behauptete, manche literäriſche Denkmäler aus ihrer guten Zeit erhalten hätten. Was beſonders zu bedauern iſt, alle Romane, bis auf drey, zwey nämlich in Verſen und einer in Proſa, ſind verſchwunden; ihre Anzahl muß allerdings nicht ſo gering geweſen ſeyn, da es ſich von ſo regſamen Geiſtern erwarten ließ, daß ſie die ihnen aus Nordfrankreich zugekommenen Romane, deren Helden ſie ſo häufig erwähnten, in ihre Sprache überſetzten oder bearbeiteten; doch dünkt uns die Behauptung des Hrn. v. Schlegel, daß die damals in Italien geleſenen Romane provenzaliſch geweſen, da man keine ſo alte italiäniſchen Ueberſetzungen kenne, nicht haltbar. Dante ſagt in ſeiner Abhandlung de vulgare eloquio I, 9: „Allegat ergo pro se lingua Oil, quod propter sui faciliorem ac delectabiliorem vulgaritatem quicquid redactum sive inuentum est ad vulgare prosaicum, suum est: videlicet biblia cum Trojanorum Romanorumque gestibus compilata et Artui regis ambages pulcherrimae, et quam plures aliae historiae ac doctrinae." Von großem Gewicht für obige Vermuthung iſt dagegen die Stelle im Parcival des

Wolfram von Eſchenbachen, auf welche auch der Verf. der Observations aufmerkſam macht:

> Ob von Troys Meiſter Criſtan
> Der Mähre hätt' unrechte gethan,
> Das mag wohl zurnen Kyot,
> Der uns die Mähre rechte entbot.
> Endehaft geht der Provenzal —

woraus deutlich hervorgeht, daß der berühmte Romanenbearbeiter Chreſtien de Troyes die Geſchichte vom Perceval verfälſcht hat (vgl. auch die folgenden Verſe).

Daß das Studium der Literatur eines Landes, wo nach allen Anzeigen das Ritterthum ſich auf eine ſo ſinnvolle Weiſe ausgebildet hat, und das in der Völker- und Sittengeſchichte eine ſo ſelbſtſtändige Rolle ſpielte, von ausgezeichneter Wichtigkeit ſey, möchte nicht leicht bezweifelt werden; daß aber auch eben ſo die Sprache jenes Volkes des genauſten Studiums nicht unwerth ſey, davon können wir uns nunmehr aus der vortrefflichen und wir dürfen ſagen geiſtreichen Sprachlehre Raynouard's überzeugen. Die Sprache, von der wir hier reden, ſchwankt auf eine merkwürdige Weiſe zwiſchen dem alten und neuen Sprachcharakter, inſofern man erſtaunliche Kürze neben großer Dunkelheit des Ausdrucks findet. Der beſtimmte Artikel (masc. el, elh, lo; fem. la, il, ilh, ill) iſt in mancherley Formen vorhanden; den unbeſtimmten findet man höchſt ſelten angewandt; die lateiniſche Declination iſt auf eine ſehr ungenügende Weiſe gebraucht, Unverſtändlichkeit hier nicht vermieden, der durch die Caſuszeichen de und a nicht immer abgeholfen werden kann. So hat z. B. das Wort heutatz (beauté) im Genitiv, Dativ und Accuſativ des Singular, und eben ſo im Nominativ des Plural: heutat, in den casus obliqui deſſelben Numerus wieder beutatz, ganz gegen den Brauch der übrigen lateiniſchen Sprachtöchter. Merkwürdig erinnert an die ſemitiſchen Sprachen die Behandlung mancher Comparative, als mielher (meilteur), das in den casus obliqui des Singular, und im Nominativ des Plural ſich in mielhor verwandelt. Die Vergleichungsſtufen werden ſonſt durch plus oder mais gebildet, oder durch den Genitiv angedeutet. Der Fürwörter iſt eine hinreichende Menge; an den

unentbehrlichſten Bindewörtern fehlt es manchmal; ſehr viele Nebenwörter entſprangen aus der Verbindung mit den Partikeln a, de, en, als de intz, dedins von intus; de vers, en vers von versus; avant von ab ante. Im Zeitwort ſind die Perſonen nicht ſo genau, wie im Lateiniſchen, unterſchieden, zumal da die Perſonalpronomina ſelten angewandt werden; übrigens ſind die Zeitwörter nicht reicher an Temporen als in der franzöſiſchen Sprache. Das Activ wird eben ſo mit aver, das Paſſiv mit esser oder estar gebildet; das Futur iſt aus dem Infinitiv des Zeitworts und dem Präſens von aver zuſammengeſetzt, wie alle romaniſche Sprachen ausweiſen (prov. und franz. aurai ſtatt aver-ai, ital. aver-ho, ſpaniſch: haber-hé u. ſ. f. auch in den Dialekten; ähnlich iſt unter andern die vor Kurzem von einem Kenner der Sanskritſprache nachgewieſene Entſtehung des deutſchen Imperfects, nämlich aus dem Zeitwort thun; aus liebe-thaten ward demnach unſer liebten). Der unregelmäßigen und mangelhaften Zeitwörter ſind nicht gar viele, noch ſchwere; verwandtes findet man ſtets in den verwandten Sprachen. Die drey regelmäßigen Conjugationsformen kommen ganz beſonders mit dem Spaniſchen, demnächſt mit dem Italiäniſchen überein. So vereinigt das edle Organ der gaya ciencia viele Eigenthümlichkeiten der Schweſterſprachen in ſich, übertrifft aber alle ſowohl durch Wortreichthum, als durch die Mannichfaltigkeit der Formen (ſo ſind viele Wörter beyderley Geſchlechts, als fuelh und fuelha, Blatt), nicht weniger ferner durch Bildungsfähigkeit, wie durch den Ausdruck der Wortfügung. Daher erhebt Scuolano in ſeiner Historia di Valencia (lib. I. c. 14.) die beſondere Feinheit des Catalaniſchen, indem er ſich über die Rauhigkeit und Ungelenkigkeit des Caſtilianiſchen beſchwert, bey Gelegenheit der von Montemayor überſetzten Gedichte von Auſias March (ſ. Bastero, S. 77).

Der vor uns liegende erſte Band der Auswahl provenzaliſcher Dichtungen enthält: 1) hiſtoriſche Beweiſe vom Alter der romaniſchen Sprache. S. I — XXXII. 2) Unterſuchungen über den Urſprung und die Bildung dieſer Sprache mit den Grundſätzen der Sprachlehre vor dem Jahr 1000. S. 1 — 105. und endlich die Sprachlehre der ſpätern Zeit —

S. 447. — Die romaniſche Sprache ward in ihrer beſten Zeit von Grammatikern erläutert; eine ungedruckte Historia de la lengua Catalana hinterließ Baſtero. Ohne ſich auf die Ausſprüche ſeiner Vorgänger zu ſtützen, hat Raynouard die Grundſätze dieſer Sprache durch hiſtoriſche Verfolgung der einzelnen Wörter und Formen bis in die älteſten Zeiten feſtgeſtellt, und ein höchſt einfaches, doch gründliches und umfaſſendes Gebäude aufgeführt; 2000 Verſe, alle aus Handſchriften gezogen, und mit franzöſiſcher wörtlicher Ueberſetzung begleitet, beweiſen ſeine Behauptungen, und berechtigen uns von der Fortſetzung der Unternehmung zu den größten Erwartungen. Beſonders rühmlich — wenn auch nicht fehlerfrey — dünkt uns die Schilderung von der Entwicklung der romaniſchen Sprache aus der verderbten lateiniſchen; doch müſſen wir bemerken, daß der Verf., wie ſo viele ſeiner Landsleute, der germaniſchen Sprache wenig Einfluß zugeſtehen. Seit dem ſechſten Jahrhundert begann der Verfall ganz beſonders; man fieng an, die Vorwörter willkührlich zu gebrauchen, verband Haupt- und Beywörter nicht gehörig; die Caſusendungen giengen verloren, das Bedürfniß führte Hülfspartikeln ein, die Nomina bildeten ſich aus dem lateiniſchen Accuſativ (? alſo entſtand rosa aus rosam? eher ließe ſich noch der Ablativ als erzeugende Grundform durchführen); aus ille entwickelte ſich im achten Jahrhundert der Artikel, vielleicht nach dem Muſter des Germaniſchen; die Adverbial-Endung mente (devotamente) entſtand aus dem lat. Subſt. mens, u. ſ. f.

Einiger Tadel trifft des trefflichen Sprachforſchers Behauptungen in der Einleitung, daß die romaniſche Sprache ſonſt außer Frankreich auch in Spanien, Portugal und Italien geherrſcht habe, und erſt etwa im zehnten Jahrhundert aufgegeben worden ſey, ferner, daß die fränkiſche Sprache gleich nach dem Tod Karls des Großen, vielleicht noch früher, ſich verloren habe. Seine Beweiſe gründen ſich keineswegs auf gehörige Auffaſſung des innern Völkerlebens und Verkehrs, ſondern meiſt nur auf einzelne unzuverläſſige Worte, die die Geſchichte hingeworfen. Wie ſollten wir uns überreden, daß in Ländern, die nach der Völkerwanderung ſo verſchiedenartige Einflüſſe erfuhren, und die weder eigentlich politiſche, noch

literäriſche Bande verknüpften, eine und dieſelbe Sprache gewaltet habe, ohne übrigens läugnen zu wollen, daß der Entwicklungsprozeß aller dieſer ſüdlichen Sprachen übrigens große Aehnlichkeiten darbot, zumal in den älteſten Zeiten, bevor einige einen ganz beſondern Charakter anzunehmen begannen, während das Provenzaliſche, ſo frühe ſchon das Organ ausgezeichneter Dichter, ſo weit ausgebildet war? — Aus den Worten: „torna, fratre, retorna," die Rayn. nach einer alten mehrdeutigen Nachricht im ſechſten Jahrhundert einem Franken anmuthet, ſoll hervorgehn, daß die deutſchen Eroberer ſchon damals ſich einer ſo fremden Sprache bedienten; aus einzelnen provenzaliſchen Formen in einer lateiniſchen Urkunde aus Coimbra von 734 folgert der Verf. die Identität des damaligen Portugieſiſchen und Provenzaliſchen. Allerdings findet man noch im 12ten Jahrh. ächte Wörter aus der Sprache der Troubadours im Caſtilianiſchen (als paraula für palabra, by für alli, fors für afuera, cor für corazon, ome für hombre, mege für medico), aber unter hundert kaum Eins. Daſſelbe ſchließt er aus einer Stelle, die ſich aufs Italiäniſche bezieht: nostra vulgaris lingua, quae latinitati vicina est, alſo provenzaliſch, und ähnliche Gründe. Das heißt kritiſche Schärfe! Wir können dem Verf. nicht mehr zugeben, als daß bis ins zehnte Jahrhundert die romaniſchen Sprachen Frankreichs und eines Theils von Spanien nicht weſentlich verſchieden waren; der Schwur Ludwigs des Deutſchen bürgt uns für das neunte Jahrhundert, und, was der Verf. nicht anführt, ein Bruchſtück eines moraliſchen Gedichtes, höchſt wahrſcheinlich aus dem zehnten Jahrhundert (ſ. Lebeuf Histoire de Paris. T. II. p. 327) das erſte Denkmal nordfranzöſiſcher Dichtkunſt, beweiſt durch ſeinen provenzaliſchen Charakter, wie innigſt verbunden noch damals die Sprachen dieſſeits und jenſeits der Loire waren. Wir heben einige Verſe aus:

Nos jove omne quan dius estam,
De grant follia per folledat parlam,
Quar no nos membra per cui vivri esperam,
Qui nos soste tanquam por terra nam, (vam?)
E qui nos pais (pascit) que no murem de fam,
Per cui salves mes per pur tan quell' clamam.

Dagegen wie entſchieden franzöſiſch klingt ſchon die Sprache in den Denkmälern des eilften Jahrhunderts; man vergleiche nur folgende Verſe aus der Ueberſetzung der vier Bücher der Könige, die in jene Zeit fällt:

Si hom peche vers altre, a Deu se purrad acorder,
E s'il peche vers Deu, ki pourrad pur lui preier?

So tritt denn in den Gedichten der folgenden Jahrhunderte Frankreich der Provence ſtreng entgegen, wie z. B. in dieſen Verſen:

Au repairier, que je fis de Provence,
S'esmut mon coeur un petit de chanter,
Quant j'aprochai de la terre de France,
Ou cele maint, que ne puis oblier.

Doch wurden unſers Wiſſens die Ausdrücke langue d'oc und d'oil erſt im dreyzehnten Jahrhundert gebraucht. Ob dieſe Trennung durch die Herrſchaft der Normannen begründet ward, oder ob ſie in der Natur zweyer ſeit dem Jahr 879 ſich völlig trennenden Völker lag, wurde hier nicht ausgeführt. Soviel iſt nicht zu verkennen, daß die ſüdfranzöſiſche Sprache die alte Art treuer bewahrte, weßhalb wir den vom Verf. der Observations als unbeſtimmt und einſeitig verworfnen Ausdruck langue romane, womit Raynouard von nun an die Sprache der Troubadours bezeichnet wiſſen will, während der gelehrte Kenner des Nordfranzöſiſchen, Roquefort, ſein Wörterbuch dieſer Sprache Glossaire de la langue romane benannte, rechtfertigen. Lingua romana bedeutete ſchon in römiſcher Zeit die Sprache der Quiriten, wie wir wenigſtens beym ältern Plinius XXXI, 2. finden; ſpäterhin bezeichnete man mit dieſem Ausdruck meiſt nur die verderbte Sprache der ſüdlichen Provinzen, und ſetzte es in dem Sinne dem Ausdruch lingua latina gegenüber (wiewohl auch dies noch manchmal die neue Mundart bezeichnet, als im alten Gedicht vom Cid un Moro latinado, d. h. der Spaniſch verſtand), z. B. in einem altfranzöſiſchen Mährchen, wo ein Jongleur ſich rühmt:

Mais ge sai ausi ben conter
Et en roumanz et en latin —

Wichtiger iſt die Frage: wann die Franken ihrer Sprache entſagten? Hier ſucht Rayn. alles aufzubieten, um die allgemeine Herrſchaft der romaniſchen Sprache ſchon zu Zeiten Karls des Großen darzuthun, indem er blos zugiebt, daß in Achen das Fränkiſche herrſchend geweſen; Hr. v. Schlegel beweiſt ihm unwiderleglich, daß die Sieger die ihnen ſo werthe Sprache vor dem Anfang des zehnten Jahrhunderts nicht aufgegeben. Doch aber ſpricht der ſo oft abgedruckte und erläuterte Schwur Ludewigs des Deutſchen und Karls des Kahlen vom Jahr 842 und der Vertrag zu Coblenz vom Jahr 860 nebſt andern Umſtänden für eine vermittelnde Anſicht, welcher der gelehrte Bonamy (Mém. de l'Acad. des Inscr. et bell.-lettr. t. XXIV) nahe tritt: daß nämlich die untern Klaſſen der Franken vielleicht ſeit einigen Jahrhunderten ſich an die romaniſche Sprache gewöhnt, und allmählich von ihrer eignen ſich gewendet haben, während die obern Stände ſich erſt nach der Theilung dazu entſchließen konnten, vielleicht, um auch hiermit die Gründung eines abgeſonderten Reiches zu beurkunden. Das herrliche Siegslied der Franken über die Normannen entſcheidet hier bey weitem weniger, als die oben angeführten Denkmäler von 842 und 860, da man jenes eben ſowohl mit Eccardus de rebus Franciae orientalis auf Ludwig II. von Deutſchland, wie mit Schilter auf Ludwig III. von Frankreich beziehen kann. Beynah dieſelbe Anſicht hat der gründliche Du Cange (Glossarii med. et inf. lat. praefatio, cap. 35.) „Francici usus erat in regum nostrorum palatiis, stante potissimum primo regum stemmate, atque adeo sub Carolo magno et Ludovico Pio, cum in lingua sua sicambrica loquerentur; apud reliquum vero vulgus et quod a Romanis Gallis ortum duxerat, lingua, ubi vocabant, romana seu rustica ac semibarbara semper obtinuit“ etc. Natürlich iſt hier nur an ein Vorherrſchen der wälſchen Sprache zu denken. Solchergeſtalt erklärt ſich zugleich einfach die beſonders ſeit dem ſiebenten Jahrhundert eingetretene Umwandlung der ſchon verderbten claſſiſchen Sprache, wie man aus Urkunden ſchließen kann.

Noch müſſen wir einer Anſicht von den Sprachen in den Observations Erwähnung thun. Sie ſind dreyerley, entweder

ohne grammaticaliſche Structur, wie das Chineſiſche, oder mit Affixen, wozu auch alle americaniſchen und die baskiſche gehören, oder biegungsfähige (langues à inflections), wo durch Anſatz an den für ſich nichts bedeutenden Stamm alle Begriffe gebildet werden, ohne Zweifel die vollkommenſten. Letztere ſind entweder ſynthetiſch, wohin alle alten gehören, als Griechiſch, Lateiniſch, und die heilige Sprache der Indier, oder analytiſch, d. h. ſolche, die ſich mit Hülfswörtern bilden, und, wie das Perſiſche aus dem Pehlvi, das Indiſche aus dem Sanſkrit, und das Romaniſche aus Lateiniſchen, aus dem Verderb älterer Mundarten entſprungen ſind. Auch die urſprünglich ſynthetiſch gebildeten germaniſchen Sprachen ſtrebten von jeher nach dem Analytiſchen. In jenen offenbart ſich mehr Thatkraft und lebendige Handlung, in dieſen herrſcht die Betrachtung vor u. ſ. w. An einer andern Stelle begegnet der Verf. der Observations denen, die den Arabern einen ſo entſcheidenden Einfluß auf die europäiſche Dichtung zugeſtehen, mit Geiſt und Umſicht, indem er neben literäriſchen und hiſtoriſchen Gegengründen anführt, wie man das der menſchlichen Seele Analoge nicht mit Nachahmung verwechſeln dürfe. Die Bemerkungen des Hrn. v. Schlegel ſind zum Theil Proben eines ſeit mehrern Jahren von ihm vorbereiteten Werkes: Essai historique sur la formation de la langue françoise, worin er dieſen Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfang behandeln, und, ſoweit es möglich iſt, die Geſchichte der verſchiednen Sprachen geben wird, die zugleich oder nacheinander in den Gränzen des ehemaligen Galliens geſprochen wurden. Der literäriſche Name des Verfaſſers bürgt für eine mehr als gewöhnliche Erſcheinung.

Der zweyte Band der Sammlung romaniſcher Dichtungen wird unter der Aufſchrift: Monumens de la langue romane die älteſten Originaltexte in Vers und Proſa enthalten, mit franzöſiſcher Ueberſetzung und Noten begleitet; der dritte Band ſoll die Minnegedichte der Troubadours umfaſſen; in der erſten Hälfte des vierten folgen die sirventes und tensons, d. h. die ſatyriſchen, politiſchen, moraliſchen und religiöſen Gedichte, in der zweyten die Varianten, das Leben der Dichter nach Handſchriften, und ein Nachtrag vermiſchter

Stücke. Im fünften Band wird uns ein vergleichendes Gemälde von den Töchtern des Latein gegeben werden, ſammt andern philologiſchen Unterſuchungen als Einleitung zu einem Wörterbuch, das die folgenden Bände ſofort enthalten ſollen. Der Fortſetzung eines ſo einziges Werkes harren wir mit Sehnſucht entgegen.

F. D.

Friedrich Ludwig Schröder — Beytrag zur Kunde des Menſchen und Künſtlers von F. L. W. Meyer. Zwey Theile. Hamburg bey Hofmann und Campe. 1819.

Der Verfaſſer, der jüngere noch lebende Freund, hat in dieſen Blättern dem ältern Abgeſchiedenen ein Erinnerungs- und Ehrendenkmal ſtiften wollen, und zur Freude Vieler, die Schröder als großen Künſtler hochſchätzen, als Menſchen ehren, und als Schriftſteller nicht unbeachtet gelaſſen haben, wirklich geſtiftet. Manches, was in dieſen Rückſichten dem Publicum bis dahin unbekannt geweſen, iſt ihm in dieſer Schrift vor Augen gelegt. Es wird die Gabe freundlich und dankbar aufnehmen.

Soll getadelt werden: daß die Liebe für ſeinen Gegenſtand den Verf. nicht ſelten über die Gränzen ſeines Zwecks, welchen Titel und Vorrede angeben, hinausführte; daß er häufig die Umgebungen des Künſtlers mit eben der Sorgfalt, wie ihn ſelbſt, beachtete; daß er die Nebengeſtalten an mehrern Stellen als Hauptfiguren auftreten ließ; daß er vom Künſtler oft hinüberflog in das weite Gebiet der Kunſt, und über Schriftſteller des Fachs und andere Schauſpieler ſo ausführlich ſeine Meinung und Anſicht vorlegte; ſoll getadelt werden, daß wenigſtens ein Drittheil des dem Leben Schröders gewidmeten Buchs, der Geſchichte der deutſchen Bühne, und davon vielleicht wieder die Hälfte der Geſchichte des Hamburgiſchen Theaters angehört? ſo ſey dieſer Tadel hier vorab ausgeſprochen! Wahrſcheinlich hätte die Schrift, auf die Hälfte zuſammengedrängt, die meiſten Leſer mehr angeſprochen und befriedigt. Gehören die Verzeichniſſe aufgeführter zum Theil längſt ver-

geſſener Stücke, Opern und Ballette, die Berechnungen über die Einnahme der Bühne, gehört die Angabe der Rollen Eckhofs ꝛc., Löwens Nachricht von der im Jahr 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamb. Theaters, und ſo manches ſonſt, was beſonders der zweyte Abſchnitt des 2ten Theils enthält, in Schröders Leben; ſtehen dieſe Dinge mit ihm, dem Menſchen und Künſtler, in der entfernteſten Verbindung; werden ſie unter hundert Leſern auch nur einen auf irgend eine Weiſe anſprechen?

Auch hätte der Verf. wohl ſeinen Gegenſtand, beſonders in der Charakterſchilderung, die hier, wie gewöhnlich bey Biographien, den Schlußſtein des Gebäudes macht, nicht ſo durchaus idealiſiren mögen. Eine ſolche Charakteriſtik ſoll die Quinteſſenz deſſen enthalten, was in der frühern Darſtellung der Thatſachen und der einzelnen Züge vorkommt, und was ſich aus dieſen logiſch ergiebt; der Biograph ſoll nie Panegyriker werden, welchem letztern allenfalls beym Gemälde den Schatten wegzulaſſen vergönnt iſt. Wer aus Erfahrung weiß, daß die auf Erden ſelig und heilig Geſprochenen, der Regel nach, nicht die Beſten und Edelſten auf Erden waren, dem thut das Canoniſiren nicht wohl, beſonders wenn von einem Manne die Rede iſt, der, wie Schröder, ſo vollkommen würdig war, treu, mit allen ſeinen Vorzügen, aber weshalb nicht auch mit ſeinen Schwächen? der Welt vorgeführt zu werden. Er hätte mehr als Menſch ſeyn müſſen, wenn nicht manche Folgen ſeiner frühern Verhältniſſe, beſonders ſeiner fehlerhaften Erziehung vom Knaben und Jüngling auf den Mann übergegangen wären; und es wäre auffallend, wenn ſie ſich nicht im ſpätern Leben jedem, deſſen Wirkungskreis den ſeinigen berührte, beſonders dem Freunde dargeſtellt hätten. Man hat Schrödern wohl nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß ſeine Reizbarkeit dann und wann in heftiges Aufbrauſen, ſein gerechtes Selbſtgefühl zuweilen in Stolz, ſeine Feſtigkeit in Eigenſinn übergegangen ſey. Würden dieſe Flecken, wenn ſie hier berührt wären, dem Werth des in ſo vielen höhern Rückſichten achtungswerthen, trefflichen Mannes, nur irgend Abbruch gethan haben?

Rügen wir noch: daß der Verf. in ſeinem Werke ſich häufig, auch da, wo er ſeinen Gegenſtand feſthält, in zu viel Worte verliert, und damit den Geiſt des Guten, oft Treffli- chen, was er ſagt, tödtet, wenigſtens entkräftigt, ſo wäre da- mit die Schattenſeite der Schrift aufgedeckt. Doch wird dieſe um Vieles dadurch gemildert, wenn man erwägt: der im Ganzen nur zu beſcheidene Freund ſchrieb das Leben des ihm vorangegangenen Freundes; alles, was dieſem angehört, und nah oder fern auf ſein Leben und Wirken Einfluß hat, iſt ihm vom höchſten Intereſſe, und es iſt ſo durchaus menſchlich, die verwandten Objecte nicht unberührt zu laſſen, wenn der Hauptgegenſtand auf jene beziehend hindeutet.

Sieht der Leſer ab von dieſen Mängeln, oder vielmehr hinweg über dieſes Zuviel, und rechnet es am Ende dem Freunde noch zur Ehre an: daß dieſer den Mann, der nie, ohne den dringenſten Anlaß, von ſich ſelbſt reden mochte, und es nun, wie ſehr man ihn auch oft verunglimpft hat, nicht mehr vermag, treu und wacker vertheidigte und von der edel- ſten Seite der Welt darzuſtellen ſuchte, ſo wird die Schrift jedem Gebildeten gewiß eine ſehr anziehende Unterhaltung gewähren.

Vielen Dank verdient beſonders der Biograph, daß er über allden Nachlaß von S. Papieren benutzte, ihn, ſo oft es geſchehen konnte, ſelbſt reden ließ, und die Briefe des Ver- ſtorbenen ſtets auszugsweiſe mittheilte. Nicht leicht vermochte ein Anderer ſo genauen Aufſchluß zu geben über den in ſei- ner Sphäre höchſt bedeutenden Mann als der Verf., dem in den traulichen Stunden des Zuſammenlebens und durch S. ſchriftliche Aeußerungen ſo vieles von dieſem zukam, was je- dem andern verborgen bleiben mußte.

Der erſte Theil umfaßt Schröders Jugend- und Jüng- lingsjahre, ſein Aufkommen in der Kunſt, welcher er den größten Theil ſeines Lebens widmete, und überhaupt S. Thä- tigkeit bis zur Gründung ſeiner Bühne in Hamburg (1786), die erſte Abtheilung des 2ten Theils S. ferners Leben und Wirken bis zu ſeinem Tode. Die zweyte Abtheilung des 2ten Theils enthält als das Bedeutendſte: S. Geſetze des Hambur- giſchen Theaters, ſeine mit Bemerkungen begleiteten Auszüge

aus Ricoboni's Vorſchriften über die Kunſt des Schauſpielers; ferner Rollenverzeichniſſe von Eckhof Ackermann Schröder ꝛc., den Catalog von S. geſchriebenen und umgearbeiteten Stücken; Berechnungen von Einnahmen des Hamb. Theaters ꝛc.

Der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht, dem Verf. ausführlich nachzuerzählen: wie Schröder, geb. 1744 zu Schwerin, ſich durch das Vagabundenleben der damaligen Schauſpielerwelt, das ihn von Rußland und Preußen nach Deutſchland, in die Schweiz und in den Elſaß führte, mühſam oft unter Noth und Gefahr durcharbeitete; wie er, gemißhandelt von ſeinem Stiefvater, dem Schauſpieldirektor Ackermann, auch von ſeiner Mutter verkannt und vernachläßigt, lange für ſeine Anſtrengungen auf der Bühne unbelohnt, zum Spieler, Raufbold, und ſelbſt zum Verbrecher hinabſank, der Hand an ſeinen Stiefvater legte, und ſich Eingriffe in ſeiner Eltern Eigenthum erlaubte; wie er vom Tänzer zum Schauſpieler im Fache untergeordneter Rollen überging; dann fortſchritt zu höhern Charakteren, und zuletzt im Makbeth, Lear, Odoardo ꝛc. in Wien und Hamburg, und als Gaſt in Berlin, Mannheim und München ſich zur höchſten Stufe und Würde der darſtellenden Kunſt hinaufſchwang. Sobald S. darüber beſtimmen konnte, gab er dem ſchauſpieleriſchen Zigeunerweſen Abſchied, ſetzte ſich in Hamburg feſt, und machte nur dann und wann einen Ausflug nach Schwerin, Hannover ꝛc. Zuerſt führte er unter ſeinem Stiefvater, dann nach deſſen Tode gemeinſchaftlich mit ſeiner Mutter, ſpäter ganz unabhängig die Direktion des Theaters, und erhob die Hamburgiſche Bühne zu einer der vorzüglichſten, vielleicht zur bedeutendſten, die jemals in Deutſchland exiſtirte.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 44. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Friedrich Ludwig Schröder — Beytrag zur Kunde des Menſchen und Künſtlers von F. L. W. Meyer. Zwey Theile. Hamburg bey Hofmann und Campe. 1819.

(Beſchluß der in No. 43. abgebrochenen Recenſion.)

In den Jahren 1780 bis 85 glänzte S. auf dem Hoftheater in Wien, geachtet von Marie Thereſia, Joſeph, Kaunitz und von allen gebildeten Männern der Hauptſtadt. Doch trieben ihn Mißverhältniſſe in Wien, vorzüglich aber ſeine Vorliebe für Hamburg und die Sorge für das Wohl ſeiner nächſten Verwandten wieder in dieſen Freyſtaat, wo ihm, wenn auch nicht der glänzende Beyfall, deſſen er in Wien genoß, doch Achtung, Ehre und eine höchſt bedeutende Einnahme als Vorſteher der Bühne zu Theil ward. Nachdem er jedoch weiterhin mit manchen wirklichen und vermeintlichen Widerwärtigkeiten gekämpft hatte, entſagte er dem Direktions- und Schauſpielerleben, kaufte ſich eine freundliche Beſitzung im Hollſteiniſchen, zu Rellingen, einige Meilen von Hamburg, wo er einige Jahre, ſeinen Wohnſitz verſchönernd, ſeine Ländereyen cultivirend und den Wiſſenſchaften lebend, geliebt und geſchätzt von ſeiner Umgebung, im Genuſſe häuslichen Glücks, die Welt und das Bild der Welt: die Bühne vergeſſend, zubrachte. Die dort neu erwachte Liebe für die Kunſt, und manche Verhältniſſe beſtimmten ihn die Leitung des Theaters in Hamburg wieder zu übernehmen. Es geſchah unter ſehr ungünſtigen Vorbedeutungen im Jahr 1811. Gedrückt von der Willkühr der Franzoſen, die damals den Norden von Deutſchland beherrſchten, legte er nach einem Jahre die Direktion aufs neue nieder, und führte unter nützlichen und wohlthätigen Beſchäftigungen ein zurückgezogenes Leben, bis er am 3. Sept. 1816 von der großen Weltbühne, geachtet und betrauert von allen, die ihn kannten, abtrat.

Wie hoch S. als Künſtler über ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, darüber ſind alle, die ihn in der Zeit ſeiner Vollendung ſahen, einig. Selbſt Iffland, als er ſchon zu den erſten Schauſpielern Deutſchlands gezählt wurde, betrat mit Scheu die Bühne, wenn er ſie vor S. Augen betreten ſollte. Natur und Wahrheit war ſeine Regel, aber ſein zum Höhern aufſtrebendes Talent vereinigte in den Stunden der Weihe glücklich und veredelnd das Gebilde der Kunſt mit den Erſcheinungen der Wirklichkeit, vielleicht ohne daß er es ſich eingeſtand, da er nur Natur und Wahrheit darſtellen wollte. Was ihm anfangs bey ernſten und tragiſchen Rollen entgegenſtand, ſeine zu hohe Stimme ſuchte er demoſtheniſch zu bezwingen, und es gelang ihm; auch ſeine Geſtalt, zu groß eigentlich für die Bühne, der nur Mittelgeſtalten anzugehören ſcheinen, war ihm kein Hinderniß. Wie ſtand er als Makbeth und Odoardo erhaben und würdig da, wie edel als der tiefgekränkte Lear, und wie hat er wieder als Truffaldino, Zinngießer Breme ꝛc. das ganze Haus zum lauteſten Jubel aufgeregt; der Gebildeſte mußte mit dem Ungebildeſten einſtimmen, denn S. war im Stande, was ſo ſelten der Fall iſt, im komiſchen Fache beyden zu genügen. Er ſpielte nicht für die Gallerie, aber er gab ſeine Charaktere im Luſtſpiel ſo, daß auch ſie von der Wahrheit der Darſtellung ergriffen, in den Beyfall der Gebildeten freudig einſtimmte. Ueber die Wirkungen ſeiner Kunſt nur einige Züge aus der vorliegenden Schrift. In Wien hatte eine Schauſpielerin die Goneril mit Brockmann (als Lear) mehrmals geſpielt. Als S. in Wien, zur Verwunderung des Publicums, das ihm als einem großen Comiker entgegengeſehn hatte, zuerſt als Lear aufgetreten war, konnte eben die Schauſpielerin nicht bewogen werden, neben S. die Rolle der Goneril noch einmal zu ſpielen; der Fluch Lears von S. ausgeſprochen hatte ſie (die Verheyrathete) zu tief erſchüttert. — In Hamburg war ein Engländer, der deutſchen Sprache unkundig, im Theater, S. ſpielte; „was der lange Mann da will, verſtehe ich wohl" äußerte der Engländer, „aber nicht was die übrigen vorhaben." — Der treffliche Reimarus war, ſeit er in England geweſen, ſelten, vielleicht nie wieder im Theater geweſen. Hamlet ward in Hamburg gegeben, und Reimarus ließ ſich durch das

Aufſehen, welches dieſe Darſtellung erregte, bewegen, das Schauſpiel wieder zu beſuchen. S. ſtellte den Geiſt dar. „Seht doch auf den Geiſt, den Geiſt bewundert! ſagte R. zu ſeiner, ihn um ſein Urtheil über die Darſtellung des Hamlet fragenden Begleitung: „der kann mehr als die andern alle“; und doch war Brockmann damals der hochgefeyerte Hamlet, und bedeutende Künſtler ſtanden in den Nebenrollen um ihn. — Ein freyer, geiſtvoller, richtiger Blick in den darzuſtellenden Charakter; die früherlangte Kenntniß der Welt, der rohen und niedern zuerſt, hernach der gebildeten mit allen ihren Eigenheiten, Vorzügen und Mängeln; ein tieffühlendes, doch nicht vom momentanen Eindruck zu tief erſchüttertes Gemüth, das auch in der Darſtellung der heftigſten Leidenſchaft ſich nie vergaß; Bildung des Geiſtes durch Lectüre und den Umgang mit den Beſten ſeiner Zeit, die trefflichen Muſter, die er von Jugend an vor Augen gehabt; ſeine Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Bühne, die er auf einer Reiſe nach Frankreich erlangt hatte; ſein früheres Talent als kunſtgerechter Tänzer, und die von ihm fleißig geübte Fechtkunſt; das alles und ſein, nur durch jene Umſtände, Erfahrungen und Uebungen gehobenes, geregeltes und ausgebildetes Talent bildete S. zu dem als vollendet anerkannten Schauſpieler.

Dem Schauſpieldirektor S. gebührt vor Allem die Anerkennung des großen Verdienſtes: Shakſpeare's Meiſterwerke auf die deutſche Bühne gebracht zu haben. Zwar nicht ganz in ihrer Eigenthümlichkeit, zwar oft, ſelbſt in den Hauptcharakteren, in den Scenen und Entwickelungen nicht immer glücklich, nicht immer dem Geiſte des Schöpfers gemäß, umgeſtaltet; aber das deutſche Publikum, bis dahin gewohnt, die Regelmäßigkeit der Franzoſen als das Höchſte und Würdigſte zu betrachten, mußte leiſe und auf Umwegen zur Anerkennung der hohen Eigenthümlichkeit des großen Britten hinübergeleitet werden. Dieſe Leitung hat S. übernommen; zu dieſer Anerkennung und Würdigung hat er die Bahn gebrochen; dafür bleibe ihm um ſo mehr Achtung und Ehre, da er zugleich die Hauptfiguren der erhabenen Gemälde Shakſpears mit dem höchſten Aufwande der mimiſchen Kunſt und dem ausgezeichneteſten Talente darſtellte. Ein zweytes Verdienſt

muß S., dem Direktor der Bühne, eingeräumt werden: daß er treffliche Künſtler, die nachher auf den erſten Theatern Deutſchlands glänzten, unter ſeiner Führung bildete; es brauchen nur Brockmann und Fleck genannt zu werden. Wo er im Schauſpieler Anlagen entdeckte, zog er ihn hervor, nicht ſelten mit Zurückſetzung *ſeiner* Individualität; denn um dem aufkeimenden Talent Raum zur Entwickelung zu geben, erſchien er, der Vorſteher des Ganzen, in untergeordneten Fächern, ſo z. B. nicht als Götz, da er dies herrliche Werk Göthens auf die Bühne brachte, ſondern in einigen Nebenrollen; nicht im Hamlet als Prinz (den er ſpäterhin in Hamburg und Berlin zur Bewunderung der Zuſchauer darſtellte), ſondern als Geiſt; in der Emilie Galotti als Bandit, nicht als Odoardo (eine ſeiner nachherigen Meiſterrollen). Wie ſo ganz anders handeln, oft auf der niedrigſten Stufe der Kunſt ſtehend, andere Schauſpieldirektoren! — Nicht weniger verdient Schröders Sorge für die Sittlichkeit ſeines Schauſpielerperſonals anerkannt zu werden. Er hätte es gern dahin gebracht, daß im darſtellenden Künſtler auch der Menſch geachtet werde. Seine Theatergeſetze bezeugen das, wie ſein von Befangenen ſo bitter getadeltes Benehmen gegen Schauſpieler, deren Sittlichkeit nicht Probe hielt. — Auch S. Sorgfalt für alte und kranke Mitglieder ſeines Theaters, durch die von ihm errichtete Penſionscaſſe, darf nicht unerwähnt bleiben, ihrer Wohlthätigkeit wegen und als die erſte, welche ein Privatunternehmer mit eignem Aufwand und bedeutendem Opfer ſeiner Bühne aneignete. — Daß er als Direktor des Hamburgiſchen Theaters, dieſer Stadt eine der vorzüglichſten Bühnen gab, iſt ſchon erwähnt; keine Anſtrengung, kein Aufwand war ihm zu groß, um dieſen Zweck zu erreichen, und wirklich hat er ihn in *dem* Grade erreicht, daß es in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Perioden gab, wo man im Hamburgiſchen Schauſpielhauſe nicht mehr daran zweifeln durfte: daß es ein deutſches, der Nation würdiges Schauſpiel gebe. — Man hat S. getadelt, daß er zu viel von ſeinen eigenen Schauſpielen aufführen laſſen; ſie zogen aber doch an, wurden meiſterhaft gegeben, und wechſelten immer mit den trefflichen und beſſern Werken unſerer und ausländiſcher Schrift-

ſteller. Nur während ſeiner letzten direktion unter der franz. Herrſchaft erſchien manches von S. Hand, was wohl herzlich gut gemeint, aber nicht geeignet war, gerechten oder auch nur mäßigen Anſprüchen Genüge zu leiſten (die meiſten dieſer Stücke waren in vier bis fünf Tagen geſchrieben). Wie ſehr auch der Verf. bemüht iſt, dieſen Vorwurf von ſeinem Freunde abzuwälzen; wer in dieſer Zeit das Hamb. Theater beſuchte, hat gewiß nicht umhin gekonnt, den Tadel gerecht zu finden und in denſelben einzuſtimmen. — In dem Buche ſelbſt mag nachgeleſen werden, wie ſorgfältig S. Proben und Darſtellungen behandelte, wie er durch Vorleſen von Meiſterwerken, den Geſchmack der Mitglieder ſeiner Kunſtanſtalt zu bilden ſuchte; wie beſorgt er war für den äußern Glanz der Bühne in Decorationen und Coſtüme; wie er als Sachkundiger auch hier überall einwirkte, und Rath und Anleitung gebend, das Richtige, Anſtändige und Gefallende vereinigte, ohne übermäßigen Prunk zu begünſtigen oder zu geſtatten; wie er als Kenner der Muſik, ſelbſt in frühern Jahren Sänger und Tonſetzer, auch auf das Orcheſter eingriff, und dafür ſorgte: daß bey bedeutendern Vorſtellungen die Muſik in den Zwiſchenakten dem Inhalt des Stücks nicht entgegen wirkte, ſondern ſich harmoniſch mit der Darſtellung verband.

Dem dramatiſchen Schriftſteller gebührt das Lob: daß er viel fremdes Schöne und Gute der deutſchen Bühne durch ſeine Ueberſetzungen und Bearbeitungen zugewandt hat. Die meiſten ſeiner Stücke ſind Nachbildungen, aber manche derſelben ſo glücklich und anziehend, ſo reich an hervorſtechenden eigenen Charakteren und anziehenden Situationen, daß ſie, wie ſein Ring, Fähndrich, ſtille Waſſer ſind tief, noch immer mit Beyfall auf deutſchen Bühnen erſcheinen. Die meiſten ſind indeß zurückgelegt, ſie waren für S. Zeiten, ſein Perſonal, ſein Publikum berechnet. Wie das Familienleben auf dem Theater unterging, mußten viele S. Stücke ſentimentalen Inhalts: Victorine ꝛc. zurückgeſetzt werden. Von ſeinen Bearbeitungen des Shakſpeare kommen nur noch einzelne hie und da ans Tages- oder vielmehr ans Lampenlicht.

Schröder dem Menſchen gebührt gewiß die höchſte Achtung. War er nicht ſo frey von Mängeln, als der Verfaſſer

ihn in der Charakteriſtik hinſtellt; ein höchſt verſtändiger, ge-
bildeter, würdiger, edler Mann, ein trefflicher Gatte, ein
treuer Freund, der Rathgeber, Tröſter und Helfer vieler Hülfs-
bedürftigen und Leidenden iſt aus dem ungeſtümen, wilden,
ungeregelten Jünglinge hervorgegangen — dafür iſt er aner-
kannt worden, und viele der Beſſern ſeiner Zeit: Leſſing,
Leiſewitz, Herder, Bode, Gotter, Engel ꝛc. ſtanden mit ihm
in freundſchaftlichem Bunde.

Was S. als Maurer geleiſtet, konnte nur mit weni-
gen Zügen angedeutet werden. Aber Ehre ſey ihm auch in
dem Verhältniſſe. Viel Dauernd Treffliches hat S. in dieſem
Bunde redlich ſtiften helfen, und geſtiftet; wie ſollte ihm nicht
ſchon in dieſer Beziehung die wahre Unſterblichkeit zu Theil
werden, die nämlich, „wo die That lohnt, wenn gleich der
Name ihres Urhebers längſt im Meer der Vergeſſenheit unter-
gegangen ſeyn ſollte.“

Q. Horatii Flacci Opera ad Mss. Codices Vaticanos, Chisianos, Angelicos, Barberinos, Gregorianos, Vallicellanos, aliosque, plurimis in locis emendavit, notisque illustravit, praesertim in iis, quae Romanas Antiquitates spectant, Carolus Fea, J. C., Bibliothecae Chisianae et Romanarum Antiquitatum praefectus. Denuo recensuit, adhibitisque novissimis subsidiis curavit Fridericus Henricus Bothe, D. Phil. et AA. LL. Mag., Societati, quae Jenae est, latinae, item Teutonicae Berolinensium, hon. c. adscriptus. Tomus Prior. Editio post Principem et Romanam Tertia. Heidelbergae et Spirae MDCCCXX. Sumtibus Aug. Oswald Vindobonae apud Schaumburg et Soc. Bruxellis ap. de Mat. Lugd. Bat. ap. S. et J. Luchtmans. Londini ap. R. Ackermann. Parisiis ap. Treuttel et Würz. Rigae ap. Deubner et Trey. Hafniae ap. Fr. Brummer. LXIV und 302 Seiten. Dann folgen auf 112 Seiten unter beſonderm Titel:

F. H. Bothii Annotationes ad Horatium a C. Fea editum Romae. Accedunt J. C. Graevii Scholia in Horatii Odarum libros duo priores nunc primum edita. Mit dem Motto:

Caedimus, inque vicem praebemus crura sagittis. Pers. — Heidelb. etc.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren iſt Fea's Ausgabe des Horatius herausgekommen, aber immer blieb ſie wegen des ſo ſchwachen literariſchen Verkehrs zwiſchen Deutſchland und Italien wenig gekannt und verbreitet. Wolf erklärte in den literariſchen Analekten einen Abdruck für Deutſchland für etwas höchſt wünſchenswerthes. Hr. Dr. B. ließ ſich ſogleich die zweyte Auflage des Fea'ſchen Hor. (von 1811. 2 Bde. Romae Excud. Franc. Bourlié; prostat ap. heredes Raggi bibliopolas) aus Rom kommen und fand Wolfs Urtheil vollkommen richtig. Fea iſt Antiquitatum Romanarum praefectus in Rom, iſt Bibliothekar und hat leichten Zugang zu allen Bibliotheken, auch bey denen, wo er nicht angeſtellt iſt; iſt Rechtsgelehrter, wohnt auf klaſſiſchem Boden und kennt ihn durchaus, iſt Kenner der alten Kunſt, wie Wenige (das beweiſt ſeine italieniſche Ueberſetzung von Winckelmanns Geſchichte der Kunſt), und beſitzt ein ruhiges und ſelbſtſtändiges Urtheil. In welchem Manne könnten die Eigenſchaften eines Herausgebers des Hor. ſchöner vereinigt ſeyn? Während Hr. Dr. B. dieſe Eigenſchaften Fea's preiſt, verkennt er nicht, daß derſelbe ſich nicht immer gleich bleibt, manchmal leidenſchaftlich wird, über Bekanntes ſich zu breit herausläßt, manche ſchwierige noch nicht ins Reine gebrachte Stelle mit Stillſchweigen übergeht, endlich (die Erbſünde ſeiner gegenwärtig lateiniſchſchreibenden Landsleute) eben kein klaſſiſches Latein ſchreibt. Alle dieſe Ausſtellungen ſtoßen jedoch die Gerechtigkeit und Wahrheit des dieſer Ausgabe ertheilten Lobes gar nicht um, und es wird ſie, beſonders noch mit den Anmerkungen des deutſchen Herausgebers, künftig Niemand entbehren können, der den Hor. als Philolog leſen, oder erklären oder bearbeiten will. Den Fea'ſchen Hor., deſſen Erſcheinung ſo viele Jahre rückwärts fällt, jetzt noch ausführlich zu beurtheilen, ſcheint weder nothwendig, noch zweckmäßig. Wahr iſt, daß viele Stellen erſt durch ihn verbeſſert und hergeſtellt worden, viele erſt durch ihn ihr wahres Licht erhalten, daß ſeine vielen Handſchriften eine ſchätzbare Ausbeute an Leſarten geben,

daß er vieles Gute aus Inſchriften beybringt, vortreffliche Bemerkungen über die Orthographie des Hor. und ſeiner Zeit macht, auch viele Stellen gegen Conjecturen der Kritiker vertheidigt; kurz, wahr iſt des deutſchen Herausgebers groſes Lob und geringerer Tadel, welchem letztern noch die Seltſamkeit beygefügt werden kann, daß Fea Stellen griechiſcher Schriftſteller nicht griechiſch, ſondern in der lateiniſchen Ueberſetzung abdrucken läßt; z. B. S. 19 aus Libanius, S. 24 aus Clemens v. Alex. und aus (dem dort citirten) Euripides. Daran aber liegt uns vorzüglich, zu unterſuchen, was der deutſche Herausgeber geleiſtet habe. Und hier freuen wir uns denn, unſern Leſern die Verſicherung ertheilen zu können, daß die F.'iche Ausgabe durch ihn ſehr an Werth gewonnen hat, daß Hr. Dr. B. bey dieſem Schriftſteller gar nicht mit der früher mit Recht an ihm gerügten temeritas emendandi verfahren iſt, daß er auch für Erklärung mancher Stellen aus eigenen und fremden Mitteln viel Gutes beygebracht hat, und daß Ton und Vortrag ſeiner Bemerkungen insbeſondere Beyfall verdienen. Er hat auch die Bodoniſche Prachtausgabe, an der Fea gleichfalls Mitarbeiter war, benutzt und die zu derſelben von Azara gut geſchriebene Vorrede abdrucken laſſen, beſonders vieles aus den Vanderburgſchen franzöſiſch geſchriebenen Erläuterungen ſchwerer Stellen und den Diatribis des H. Stephanus mitgetheilt, endlich die Varianten eines Codex benutzt, die am Rande der erſten Henric. Petriniſchen, auf der Heidelberger Univ. Bibliothek befindlichen Ausgabe des Hor. verzeichnet ſtehen, und die nicht zahlreichen, aber guten Bemerkungen des J. G. Grävius zu den zwey erſten Büchern der Oden ſeinen Anmerkungen referirend eingewebt, außerdem aber mehrere neuere, auch ältere von dem ital. Herausgeber nicht gekannte oder nicht benutzte Werke gebraucht. Auch das Aeußerliche des Buches iſt empfehlend und der Druck größtentheils correct, wenn auch auf dem zweyten Titelblatte orura ſtatt crura und MDIIIXX ſtatt MDCCCXX ſteht. Wir heben nur noch einzelne Anmerkungen und Kritiken des deutſchen Herausgebers aus, und begleiten ſie mit unſern Bemerkungen. I, 1, 5. will Hr. B. mit Rutgerſius nach palmaque nobilis einen Punkt ſetzen. Seine Gründe für die Möglichkeit

dieſer Lesart in grammatiſcher und exegetiſcher Hinſicht wollen wir nicht beſtreiten; aber theils die gerade Verszahl in den Horaziſchen Oden dieſer Art, theils der Umſtand, daß die Hauptinterpunctionen größtentheils auf die geraden Verſe fallen, ſcheinen der bisherigen Interpunction am Ende des ſechsten Verſes günſtiger zu ſeyn. Dagegen gefällt uns v. 17. das von Hrn. B. vorgezogene laudat tuta sui, noch beſſer aber die Emendation IV, 5, 17. tuta perambulat, und die Gründe dafür. — I, 1, 29. hat Fea das neuerlich wieder von Wolf empfohlene Te doctarum etc. aufgenommen; wogegen der Herausg. aus mehrern Stellen zeigt, daß diis misceri bey Hor. ſoviel ſey als felicissimum esse, und daß dies Hor. am beſten von ſich ſelbſt ſage. Und ſo ſcheint es auch uns; ſo wie wir uns (mit Hrn. B.) von der von Eichſtädt behaupteten Unächtheit des 34ten Verſes nicht überzeugen können. I, 3, 8. beſtreitet Hr. B. mit Recht Fea's proſaiſches: ut serves animae dimidium meae. Ebend. will er ſtatt des v. 25. und 27. wiederkehrenden Audax das zweytemal leſen: Atrox Japeti genus; nicht übel. I, 14, 1. sq. will uns die von ihm vorgeſchlagene Parentheſe:

O navis (referent in mare te novi
Fluctus), ecquid agis? etc.

die ſchon einem Proſaiker nicht gut ſtände, ganz und gar nicht gefallen, und eben ſo wenig Od. III, 17. wo von Quando et bis late tyrannus 7½ Verſe eingeklammert werden. Od. I, 15, 9. zieht Hr. B. mit Fea mit Recht das ſpondeiſche heu heu dem jambiſchen eheu vor, das noch Mitſcherlich hat. Daſ. v. 20. ſcheint uns mit Fug cultus dem gewöhnlichen crines vorgezogen; jenes geben viele Handſchriften, und Lambin hätte es gewiß aufgenommen, wenn er es nicht nur in einer gefunden hätte. — II, 3, 11. halten wir den Vorſchlag des Hrn. B. Ramis, quia obliquo laborat

Lympha fugax trepidare rivo —

ſtatt et obl. für keinen glücklichen Einfall; Hr. B. ſcheint ihm auch ſelbſt nicht recht zu trauen. — II, 10, 9. Hr. B. empfiehlt uns abermals saepius; wir können uns aber, anderer Gründe nicht zu gedenken, ſchon wegen des parallelen

graviore nicht dazu entſchließen, es für beſſer, als saevius, zu erklären. — II, 18, 40. geben wir dagegen lieber ſeiner Empfehlung der Lesart audet für audit, ob es gleich nur Conjectur eines viri docti bey Timmingham iſt, Gehör, ſo wie ſeiner eigenen II, 20, 6. quem vetas (sc. obire) für vocas; ferner ſeiner Conjectur III, 11, 18. ejulatu für ejus, atque, ja ſogar III, 4, 9. abdito für Appuló. Auch iſt III, 2, 1. amici gut gegen Fea's amice in dem Sinn von aequo animo, wo es gar nicht lateiniſch iſt, vertheidigt, und I, 35, 6. mit Recht die Wolfiſche Interpunction Ruris, colonus, te dominam aequoris empfohlen, ſo wie Hr B. IV, 2, 46—50. durch die von ihm vorgeſchlagene Interpunction der Stelle erſt ihre rechte Deutlichkeit giebt. Der Beweis, daß IV, 12. an den Dichter Virgil und keinen andern gerichtet ſey iſt, nach Verhältniß der übrigen Anmerkungen, faſt zu weitläuftig. — Dieſer erſte Theil enthält die Oden, Epoden und das Carmen seculare; der 2te wird die Epiſteln und Satiren enthalten. Wir ſehen ihm mit Verlangen entgegen.

Mr.

Das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients. Oder über den Zuſammenhang verſchiedener morgenländiſcher Religions-begriffe und Laute mit ähnlichen der Weſtländer, hauptſächlich in Beziehung auf Juden- und Chriſtenthum und die Philoſopheme der griechiſchen Weltweiſen. Ein Verſuch von J. A. L. Richter, Conrektor an der Herzogl. Hauptſchule zu Deſſau. Leipzig, bey Leopold Voß. 1819. XIII und 327 S. in 8.

Unſere Leſer kennen den Verf. und ſeine Anſicht und Behandlungsweiſe der alten Religionen und der Mythologie, wenn nicht aus eigner Lectüre, doch aus unſerer Anzeige ſeiner Phantaſieen des Alterthums (Heidelb. Jahrb. d. Litt. 1819 Dec.); ſie wiſſen, daß er ſein Buch ad usum elegantiorum hominum in einem größtentheils guten Styl, nicht aus den Quellen, ſondern aus denen, welche die Quellen mehr oder minder gut benutzten, wie ein opus musivum zuſammengeſetzt hat, daß er in der Regel die rechten Führer wählt und durch ſorg-

fältiges Studium ſich die Anſichten eigen gemacht hat, die ſich endlich wohl halten und immer feſter begründet werden dürften, und daß er dabey ſeine Leſer nicht mit gelehrten Citaten, die ſie doch nicht nachſchlagen würden, beläſtigt, ob er gleich die Bücher, die für ihn Quellen waren, nicht zu verſchweigen pflegt. Gegenwärtiger Verſuch ſcheint ſich als ſelbſtſtändige Arbeit anzukündigen, iſt aber, was der Verf. nicht läugnet, wieder, anſtatt aus Quellenſtudium, aus dem Studium ſeiner ſchon bekannten Hülfsmittel *) enſtanden, hat indeſſen durch des Verf. Combinationen und Beymiſchung eigner Vermuthungen und Hypotheſen neben vielem unſtreitig Richtigen auch einzelne Reſultate und Behauptungen, welche die Männer, denen er ſonſt folgt, wohl ſchwerlich unterſchreiben möchten. Der Verf. kann nicht einwenden (und wird es auch nicht thun), ſein Buch ſey ein Syſtem, man könne nicht Einzelnes billigen und wieder Einzelnes misbilligen und verwerfen; man müſſe ihm entweder ganz recht geben, oder ſeine Principien widerlegen und ſo ſein ganzes Gebäude umſtürzen. Bey einer ſolchen Menge Einzelheiten, die zwar aneinandergereiht ſind, aber nicht organiſch miteinander verbunden; die zwar ein Gebäude, aber kein Syſtem bilden, wo durch das Ganze alle deſſen Theile bedingt und beſtimmt wären; bey einem ſolchen Aggregat, aus Quellen, die ſich ſelbſt nicht durchaus miteinander vertragen, zuſammengebracht, können Sätze fallen, ohne daß das Ganze zuſammenfällt, ja es könnte das Ganze verfehlt und unhaltbar ſeyn, während einzelne Materialien unzerſtörbar wären. Einiges ſcheint der Verf. durch einen Gedächtnißfehler für ſeine Gedanken, Combinationen und Reſultate zu halten, das wir uns ſchon anderswo geleſen zu haben erinnern; wir müßten uns etwa nur umgekehrt täuſchen und etwas ähnliches, von uns bey gleichen Forſchungen gedachtes, für etwas Gele-

*) Sie ſind: Görres, Creuzer, Eſchenmayer, Pleſſing, Roſenmüller (altes und neues Morgenland), Buhle (Geſchichte der Philoſophie), Majer (mythol. Lexicon). Auch Ideen von Kanne und Schubert fanden wir, ob wir gleich beyde Männer nicht genannt finden.

ſenes halten *). Das gegenwärtige Buch war anfangs als Beylage zum 5ten Bande der Phantaſieen des Alterthums beſtimmt, mußte aber, ſeines bedeutenden Umfangs wegen, von jenem Werke getrennt werden. Es enthält folgende 6 Abſchnitte: 1) Der Begriff des Indiſchen Om findet ſich in Perſien, Aegypten und der Bibel wieder. S. 1—25. 2) Die philoſophiſchen Syſteme der Griechen haben die Urquelle ihrer Ideen im Orient S. 25—109. 3) Das Indiſche Om, als Schlußformel der Gebete, iſt identiſch mit unſerm Amen. Vergleichung einiger andern Begriffe und Sagen bey Moſes mit ähnlichen des übrigen Orients. S. 110—142. 4) Fortſetzung des vorigen. Die Religion des Jehova iſt wahrſcheinlich ein Zweig des Indiſchen Bramaismus. 5) Vergleichung der Lehren des Chriſtenthums mit den Sätzen der frühern Religionen des Orients und den Philoſophemen der Griechen. S. 180—245. 6) Fortſetzung des vorigen. Die Lehre von der Dreyeinigkeit. Vergleichungen mit dem Syſteme des Philo, der Kabbaliſten, der Indiſchen Veda's. Beſchluß. S. 245—327. Im Allgemeinen wollen wir dem Verf. gerne zugeſtehen, daß ſich die Dogmen und noch mehr die Moral des Chriſtenthums mehr oder weniger deutlich und ähnlich zerſtreut und einzeln in den alten orientaliſchen Religionen, beſonders in Indien und Perſien größtentheils nachweiſen laſſen, obgleich weder der Geiſt des Chriſtenthums in Beziehung auf Glaubens- und Sittenlehre, noch ein ähnlicher Zuſammenhang zu einem Gan-

*) Ein die alten Religionen und die chriſtliche Religion mit einander vergleichendes und ſehr große Aehnlichkeit der Dogmen der chriſtlichen und der ältern Religionen nachweiſendes Werk, das mit großer Gelehrſamkeit abgefaßt iſt und die Stellen der Alten in extenso mittheilt, ſeltſamer Weiſe aber die Ordnung der Capitel der chriſtlichen Dogmatik beobachtet, kennt vielleicht der Verf. nicht. Es iſt dies Tob. Pfanneri Systema Theologiae gentilis purioris, qua, quam prope ad veram religionem Gentiles accesserint, per cuncta fere ejus capita, ex ipsis praecipue illorum scriptis ostenditur. Basil. 1679. 4. Das bekannte große Werk des großen J. Gerh. Vossius de Theologia Gentili et Physiologia Christiana brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

zen, noch weniger aber eine ſolche Reinheit der Lehren, die, recht verſtanden, auch den Philoſophen befriedigen, irgendwo anders ſich urkundlich nachweiſen läßt. Wenden wir uns aber zu dem Einzelnen, ſo finden wir gar manches, wo wir anſtießen. Gleich in der Vorrede S. VI will uns nicht ſcheinen, als ob alle Religionen vor Chriſto mit Recht Religionen des Trugs und prieſterlichen Egoismus genannt werden dürften, mochten ſie es auch gerade um die Zeit, da Chriſtus erſchien, durch Verfall und Misverſtehen geworden ſeyn. Derſelbe Verfall und das Misverſtehen der alten Religionen, ſchwerlich aber bloß das ſo bedeutende Heranreifen der Menſchheit, bahnte denn auch der reinen und befriedigenden Chriſtusreligion glücklicherweiſe den Weg zu den Gemüthern der Menſchen. S. XI und an gar vielen Stellen des Buches (ſo wie früher ſchon in ſeinen Betrachtungen über den animal. Magnetismus) läßt er Jeſum und ſeine Apoſtel ihre Thaten durch den thieriſchen Magnetismus verrichten; vergl. S. 242, erklärt S. 320 die Stelle 2. Kor. XI, 18.: „Was ich jetzt rede, das rede ich nicht als im Herrn, ſondern als in der Thorheit" — von den nicht ſtetigen, ſondern momentanen magnetiſchen Einflüſſen bey den Apoſteln; die Ausgießung des h. Geiſtes iſt ihm S. 318 die zweyte Mittheilung der magnetiſchen Kraft an die Jünger, ſo wie die erſte durch Jeſus ſelbſt, bey der erſten Ausſendung der 12 Jünger, Matth. X, 1 ff.; bey der Verklärung Chriſti waren die Jünger nach S. 317 in einer Art von ſomnambuliſtiſchem Zuſtande und hielten eine magnetiſche Viſion für eine wirkliche Thatſache. — Wir können nicht verhehlen, daß ſich gegen dieſe Anſicht ſogleich unſer Gefühl ſträubte, und daß, je weiter wir nachdachten, uns dieſelbe immer als durchaus unerweislich und zugleich (ſo wenig es der Verf. Wort haben will, der vielmehr überall die Vorzüge und die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums hervorhebt und anerkennt) Jeſum und ſeiner Apoſtel, man mag ſich winden, wie man will, wenig würdig erſcheint. Die Gründe für die Wahrſcheinlichkeit einer Seelenwanderung ſind S. 54 — 65 ſehr weitläuftig auseinandergeſetzt, und, was ſich dagegen ſagen läßt, ſo gut wie gar nicht berührt; ja S. 312 wird dieſe Hypotheſe auf Jeſum angewendet,

wird. — S. 68 bey der trockenen Seele, die nach Heraklitus die vollkommenſte ſeyn ſoll, ſcheint dem Verf. die neueſte ſehr zu berückſichtigende Anſicht (auch neben Schleiermacher im Muſ. der Alterth. Wiſſenſch. I, 3. S. 506—520) von Aſt ad Hermiae Schol. in Plat. Phaedr. p. 206. nicht bekannt zu ſeyn. — Die Vergleichung der Offenbarung Johannis mit dem perſiſchen Mithrasdienſte iſt, wenn auch nicht eigentlich neu, doch nicht ohne gute Combinationsgabe durchgeführt, ob wir gleich überzeugt ſind, daß der Verf. des Buches nicht alles Einzelne als ſeine Idee erkennen würde. S. 297 findet der Verf. wahrſcheinlich, daß Jeſus und ſeine Schüler zu den Therapeuten gehört habe, aber nicht zu den ſpeculirenden, ſondern zu denjenigen Eſſenern, welche weniger auf die theoretiſchen Philoſopheme hielten und mit größerer Strenge auf das praktiſche Leben hinarbeiteten, und nach S. 309 ſoll Chriſtus wahrſcheinlich bis zu ſeinem 30ſten Jahre in Aegypten gelebt haben, wo ihn ſeine Aeltern, gleich ſeinem Freunde Johannes, dem Unterrichte der Eſſener anvertrauten. S. 178 f. giebt der Verf. ſeine Anſicht von der Perſon Chriſti und ſeiner Lehre (vergl. S. 325 — 327), indem er den Spruch: Da aber die Zeit erfüllet war, ſandte Gott ſeinen Sohn — ſo erklärt: „Was ſo viele Weiſe ſchon verſucht hatten, was, des beſten Willens ungeachtet, doch noch keinem gelungen war, das ſollte ihm, dem edelſten und weiſeſten der Sterblichen, dem Manne, in dem die Gotteskraft ſich im höchſten Sinne offenbarte, gelingen; er ſollte den Jehovadienſt *), wie den Götzendienſt ſtürzen, oder vielmehr nur den erſten auf ſeine wahren Prinzipien, wie die Propheten ſie lehrten, zurückführen, die Geiſtigkeit Gottes und den Beruf der Menſchen zur Sittlichkeit in der größten Reinheit lehren und dieſe alte, nur unter dem Wuſte der Sinnlichkeit vergrabene Urreligion vom Himmel auf die Erde zurückrufen. Wenn man die Geſchichte von der Verbreitung des Chriſtenthums lieſet, ſo iſt es unmöglich, die Spuren der

---

*) Etwas weiter oben heißt er der Schiwa-Jehova, und die in den Prophetenſchulen Gebildeten, reine Bramen.

göttlichen Vorſehung dabey zu verkennen, und man muß überzeugt werden, daß es ausdrückliche Veranſtaltung Gottes, nicht bloß Menſchenwerk war. In dieſem Sinne nenne ich das Chriſtenthum eine göttliche Offenbarung, ob ich mich gleich nicht entſchließen kann, es in dem gewöhnlichen Verſtande ſo zu nennen, nach welchem Gott uns unmittelbar durch daſſelbe hätte Lehren offenbaren wollen, die den Menſchen vorher noch nicht bekannt geweſen wären.“ Wir enthalten uns, das ſchon ſo oft zur Sprache gekommene aufs Neue in Unterſuchung zu ziehen, da uns bloß daran lag, des Verf. Anſicht und Standpunct anzugeben, welcher, da er ihm nicht aus ſelbſtſtändiger Forſchung geworden iſt, nicht ohne einiges Schwanken und innere Disharmonie ſeyn kann. Im Einzelnen wäre noch Manches zu rügen, z. B. die zweymal (S. 185 und 306) vorkommende Schreibung Origines ſtatt des Kirchenvaters Origenes; S. 100 Ammonius Sakkus ſtatt Sakkas; S. 13 und anderswo Chokmah, richtiger Chokhmah. S. 193 mißfällt uns die halb proſaiſche und halb poetiſche Ueberſetzung einiger Verſe des homeridiſchen Hymnus auf die Demeter, und S. 11 der ſeltſame Ausdruck: der Gott, in dem ſich die Gottheit zuerſt in ihrer Selbſtgenügſamkeit ausgeflammt hat; und noch ſo manches Andere; aber wir ſchließen unſere Anzeige mit der Erklärung, daß diejenige Klaſſe von Leſern, für welche die Phantaſieen des Alterthums geſchrieben ſind, und die ſich mit einer ſolchen Darſtellung der Reſultate größtentheils fremder Forſchung begnügen kann und muß, auch dieſe Schrift ihrem Wunſche und ihrem Bedürfniſſe gemäß finden werde, wenn ſie ſich nicht etwa durch einige der oben von uns ausgezeichneten Stellen zurückgeſtoßen fühlen ſollte.

Mr.

Revision der Kriterien, deren sich gewöhnlich die gerichtliche Arzneiwissenschaft zur Entscheidung der Frage bedient: „Ob todtgefundene Neugeborne eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben seyen?“ Für angehende Physiker und Criminalisten bearbeitet von Johann Jakob Günther, der Med. u. Chirurg. Doct. Kön. Preuſs. Kreisphysic., Herz. Nass. Medizinalrathe etc. Köln, 1820. VIII u. 195 S. 8.

Des Verf. Zweck bey dieſer Arbeit war (Vorrede V—VI), die neueren beſſeren Anſichten über dieſen Gegenſtand zuſammenzuſtellen, indem ſie in mancherley Schriften zerſtreut ſeyen und es bisher an einem Ganzen gefehlt habe, wie es der an-

gehende Phyſiker und Criminaliſt bedürfe, und weil auch die neueren Lehrbücher der forenſiſchen Medicin, obgleich ſie dieſen Gegenſtand nicht übergiengen, doch ihrer Beſtimmung zufolge zu oberflächlich (?) und die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft zu wenig erſchöpfend ſeyen, als daß ſie hinreichende Belehrung in allen vorkommenden Fällen ertheilen könnten. Dabey erkennt er es dankbar an, die Schriften von Henke und Schmitt vorzüglich mit benutzt zu haben. Rec. will das Verdienſtliche einer ſolchen Zuſammenſtellung nicht verkennen, glaubt indeſſen nicht, ohne ungerecht gegen die Vorgänger zu ſeyn, dem Verf. beyſtimmen zu können, wenn dieſer behauptet, daß die neueren Lehrbücher der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft in Anſehung dieſes Gegenſtandes zu oberflächlich ſeyen, indem mehrere, wie die von Metzger, Henke und Wildberg eine in den weſentlichſten Puncten ſehr ausführliche Darſtellung deſſelben enthalten. Nimmt man außerdem Rückſicht auf die umſtändlichen und genauen Unterſuchungen über die Lungenprobe von Schmitt und auf Henke's neue Reviſion der Lehre von dieſem Gegenſtande und deſſen Aufſätze über die Todesarten neugeborner Kinder in ſeinen Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin (welches ohnehin für alle, die ſich um die Fortſchritte der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft bekümmern, unentbehrliche Werke ſind), ſo kann man auch nicht mit dem Verf. behaupten, daß die neuen Anſichten über dieſen Gegenſtand ſo ſehr zerſtreut ſeyen. Auch iſt der Verf. in ſeiner Reviſion der Lungenprobe auf keine anderen Reſultate gekommen als ſeine Vorgänger. Er hat die von Henke angeführten und beurtheilten Einwürfe nur wieder in einer anderen Ordnung dargeſtellt. In Anſehung unſers Urtheils über dieſelben können wir uns daher ganz auf das beziehen, was darüber neulich in dieſen Jahrbüchern (1820. No. 40.) in der Recenſion von Henke's Lehrbuche der gerichtlichen Medicin geſagt worden iſt.

In dem zweyten Theile der Abhandlung folgt die Beantwortung der Frage: Ob das todtgefundene Neugeborne eines natürlichen Todes geſtorben, und durch welche Momente derſelbe herbeygeführt ſey? Auch hier ſind die neueren Unterſuchungen über die zweifelhaften Todesarten neugeborner Kinder, und beſonders die ſehr ausführlichen und ſchätzbaren Abhandlungen von Henke über dieſe Gegenſtände gut benutzt worden.

J. W. H. Conradi.

No. 45. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre von Ernſt Gottfried Fiſcher u. ſ. w. Erſter Theil XXXVIII und 501 S. Zweyter Theil 326 S. Zuſammen mit 11 (kleinen) Kupfertafeln. Zweyte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin 1819. 8.

Der Verf. dieſes Lehrbuches, gegenwärtig den Veteranen unter Deutſchlands Gelehrten beyzuzählen, und vortheilhaft bekannt ſowohl durch die erſte im Jahr 1805 erſchienene Auflage dieſes Lehrbuches, als auch durch verſchiedene andere, mit Beyfall aufgenommene Abhandlungen, beſchwert ſich in der Vorrede darüber, daß die erſte Auflage deſſelben in keiner gelehrten Zeitſchrift recenſirt ſey, während ſie ſchon 1806 unter Theilnahme und Mitwirkung des berühmten Biot in Paris überſetzt, in mehreren Schulen Frankreichs und Polens eingeführt, und im erſteren Lande ſchon 1813 neu aufgelegt wurde. Es wird unverhohlen angedeutet, daß die geringe Aufmerkſamkeit, welche dieſes Werk in Deutſchland gefunden habe, dem naturphiloſophiſchen Streben beyzumeſſen ſey, welches von jener Zeit an in unſerm Vaterlande geherrſcht habe, da doch der Beyfall des Auslandes beweiſe, daß daſſelbe auf allen Fall unter die Claſſe der beſſeren oder beſten gehöre.

Um über dieſe keinesweges gleichgültige Vermuthung ſeinerſeits ein gutachtliches Urtheil zu fällen, erlaubt ſich Rec. zu bemerken, daß die Ueberſetzung eines Buches in eine fremde Sprache nicht immer von ſeinem inneren Werthe abhängt, ſondern meiſtens durch ſpecielle Verbindungen herbeygeführt wird, worin ein Schriftſteller mit auswärtigen Gelehrten ſteht. Hiermit ſoll inzwiſchen dem vorliegenden ſchätzbaren Werke keinesweges ſein Werth abgeſprochen werden, ſondern es iſt bloß von dem möglichen Schluſſe die Rede, als ob daſſelbe als das *vorzüglichſte* in ſeiner Art und vor allen andern brauchbar von dem benachbarten Volke ausgewählt und aufgenommen

wäre. Ohne allen Streit iſt dieſes Lehrbuch einer Ueberſetzung ins Franzöſiſche vollkommen werth, daß aber perſönliche Verbindungen des gelehrten Verfaſſers hierbey mitwirken, könnte Rec. ſchon daraus erweiſen, daß ihm die erſte Nachricht dieſer neuen Auflage und einer wahrſcheinlich erfolgenden Ueberſetzung deſſelben von Paris aus zugekommen iſt, ſo aufmerkſam er übrigens auf alle neue Schriften ſeines Faches zu ſeyn pflegt. Was zugleich den Beyfall betrifft, welchen das Buch im Inlande gefunden hat, ſo iſt derſelbe nie geringe geweſen, und namentlich gehört Rec. unter diejenigen, welche daſſelbe fleißig ſtudirt und den Zuhörern vorzüglich zum Nachleſen der ſehr leicht, vollſtändig und lichtvoll abgehandelten Optik empfohlen haben. Oeffentlich ſein Urtheil über ein Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre von der Art, wie das vorliegende iſt, auszuſprechen, würde Rec. ſeinerſeits nie Bedenken getragen haben, obgleich es möglich iſt, daß mancher andere weniger hierzu geneigt war, zu einer Zeit, als alles dynamiſch oder idealiſtiſch ſeyn mußte. Der Verf. hat dieſes und den Gang der Wiſſenſchaft überhaupt in der gehaltreichen Vorrede ſehr gut entwickelt, wozu die Zeiten des Erſcheinens der erſten und der zweyten Auflage eine naheliegende Veranlaſſung darbieten. Ueberſieht man nämlich die Erweiterungen der Naturlehre während dieſes Zeitraumes; ſo findet man ſehr bald, daß bey weitem die meiſten, oder vielmehr alle dem Auslande gebühren, welches höchſt ſchätzbare neue Entdeckungen gemacht hat, während man in Deutſchland nach S. XI „durch Aufnahme von allerley dunkeln Begriffen und myſtiſchen Anſichten die Wiſſenſchaft äußerlich zu erweitern und im Innern ihr einen höheren und würdigern Charakter zu ertheilen ſtrebte, indem man von dem Grundſatze ausging, daß der menſchliche Geiſt nicht in der Natur, ſondern über derſelben ſtehe.“ Lange genug haben dieſe völlig fruchtloſen Verſuche gedauert, um mindeſtens den beſſeren Theil zu überzeugen, daß eine Erfahrungswiſſenſchaft ſich nie von der Bahn ruhiger und mit partheyloſer Sorgfalt angeſtellter Beobachtungen entfernen darf. In der jetzigen Zeit kann ſchon viel leichter, als vor einigen Jahren eine Behauptung, wie die folgende S. XIII aufgeſtellt werden: „Die ſogenannte Naturphiloſophie kann dieſen Preis, wonach alle

Philoſophieen ſtreben, ſchwerlich davon tragen, da ſie in ſo vielen Punkten (z. B. in der Identität der Vorſtellungen und des Vorgeſtellten) dem geſunden Menſchenverſtande und einem unmittelbaren Bewußtſeyn aller Menſchen Hohn ſpricht, und ſich überall hinter dunkeln und myſtiſchen Vorſtellungen verſchanzen muß, um die Angriffe abzuwehren, die von dem Gebiete der Erfahrung her gegen ſie gemacht werden können.“ Das einzige, was ſich noch fortwährend unter ſtetem Kampfe in dem einmal uſurpirten Beſitze behauptet, vom Verf. aber S. 108 unter der Bezeichnung: „ſonderbare Erſcheinungen in dem lebenden menſchlichen Körper“ etwas unſanft aus dem Gebiete der Naturlehre verwieſen wird, iſt die aus Frankreich früher vertriebene und von Englands Küſten ſtets abgehaltene Lehre vom animaliſchen Magnetismus, indem die Vertheidiger deſſelben täglich neue Wunder an die Stelle derjenigen vorbringen, welche nach näherer Beleuchtung unter der Rubrik: Betrügerey und Täuſchung dem hoch angewachſenen ſchon vorhandenen Haufen beygelegt werden müſſen, wobey man ſich des Wunſches nicht enthalten kann, daß derſelbe zur Ehre einer künftigen deutſchen Literärgeſchichte wegen des ohnehin ſtets höher ſteigenden Preiſes des Brennmateriales bey irgend einer techniſchen Anſtalt eine uneigentliche Beſtimmung erhalten möchte.

Noch eine ſehr beherzigenswerthe Unterſuchung der Vorrede kann Rec. nicht mit Stillſchweigen übergehen, nämlich ob es wohl für ächte Bildung des Verſtandes und Herzens vortheilhaft iſt, wenn man die alten Sprachen faſt ausſchließlich als Gegenſtände des Unterrichts für alle Schüler, ſelbſt künftige Landwirthe, Baumeiſter, Bergmänner, Großhändler u. ſ. w. zwangsweiſe einführt. Etwas ſtark, aber nicht ganz unwahr iſt es ausgedrückt, wenn S. XX ſteht: „daß der künftige Gelehrte die alten Sprachen ſorgfältig ſtudieren müſſe, verſteht ſich von ſelbſt; aber die Behauptung, daß kein anderer Weg zur höheren Geiſtesbildung offen ſtehe, wird man vielleicht ſchon über hundert Jahre zu den unbegreiflichſten Verirrungen unſers Zeitalters zählen.“ Was künftige Zeiten mit ſich bringen, darüber läßt ſich unmöglich in der gegenwärtigen ſchon entſcheiden; für jetzt aber würde Rec. auf keine Weiſe ſeine Zuſtimmung dazu geben, das Studium des klaſſi

ſchen Alterthums aus dem Jugendunterrichte zu verbannen. Wenn es aber, wie nicht ganz ſelten geſchieht, ſoweit kommt, daß alles und nur dasjenige edel und ſchön ſeyn ſoll, was ein Lateiner oder ein Grieche geſagt hat, daß eine Behauptung nur deswegen für wahr und wichtig gehalten wird, weil ein alter Schriftſteller ſie aufgeſtellt hat, und daß überhaupt ein Paar lateiniſche und griechiſche Vocabeln höher geachtet werden, als das Studium der Natur und die Erkenntniß ihres Schöpfers aus den ewigen Geſetzen derſelben, dann und in dieſer Hinſicht ſtimmt er dem Verf. völlig bey, und möchte die Vertheidiger ſolcher Sätze auf die Neugriechen verweiſen, welche ihre verfallene Cultur dadurch wieder emporzubringen ſtreben, daß ſie die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der weſteuropäiſchen Völker nach dem Oriente zu verpflanzen ſtreben.

Zu einem nur einigermaßen vollſtändigen Vortrage der Phyſik wird vom Verf. ein ganzjähriger Curſus verlangt. Hiermit kann Rec. nur dann übereinſtimmen, wenn die angewandte Phyſik, d. h. phyſiſche Aſtronomie, nebſt Theorie der Erde und des Luftkreiſes mit darunter begriffen iſt. Wird aber bloß Experimentalphyſik verſtanden, ſo dürfte es hierbey, wie bey mehreren andern Zweigen, beſſer ſeyn, auf den Univerſitäten die halbjährigen und gedrängten Curſe beyzubehalten, damit nicht, wie leicht zu beſorgen iſt, die Wiſſenſchaften in ihrer eigenen Fülle untergehen. Wenn man bedenkt daß Zoologie, Botanik, Mineralogie und Chemie leicht gleiche Anſprüche machen könnten, woher ſoll dann die Zeit für alle dieſe Vorleſungen kommen? Ein zweckmäßiges Compendium, Treue und Gewiſſenhaftigkeit im Halten der Vorleſungen, Gewandtheit im Experimentiren und, das Wichtigſte vor allen, eigenes Studium müſſen die unvermeidlichen Lücken ausfüllen.

Noch ein Gegenſtand, welchen die Vorrede berührt, verdient eine nähere Erörterung. Es wird nämlich an den übrigen Lehrbüchern der Phyſik getadelt, daß ſie einen bedeutenden Theil aus der Chemie mit aufnehmen, worin Erxleben vorangegangen iſt. Hiermit kann Rec. nur zum Theil übereinſtimmen, und es keineswegs billigen, daß der Verf. dem ſogenannten chemiſchen Theile nicht gleichfalls einen eigenen kurzen Abſchnitt gewidmet hat. Dieſes Urtheil läßt ſich leicht durch Theorie

und Erfahrung rechtfertigen. Unter den Naturwiſſenſchaften, die eigentliche Naturgeſchichte ausgeſchloſſen, ſteht die Experimentalphyſik voran, und macht im academiſchen Studio zugleich den Anfang, worüber ſich namentlich auch Biot beſtimmt erklärt hat. Sie begreift eine Unterſuchung der allgemeinen Naturkräfte, und derjenigen Geſetze, welche die Veränderungen der Körperwelt bedingen. Unter dieſe allgemeinen Geſetze gehören aber offenbar auch die der chemiſchen Anziehungen und Verwandtſchaften, mithin dürfen ſie als ſolche auch nicht fehlen. So zweckwidrig es nun auch allerdings ſeyn mag, wenn manche Lehrer der Phyſik aus Vorliebe ungewöhnlich lange bey der Erläuterung der chemiſchen Principien verweilen, ſo unverkennbar nützlich iſt es dagegen auf der andern Seite theils der Vollſtändigkeit wegen, theils um als Vorbereitung und Einleitung in das weitere Studium der Chemie zu dienen, eine kurze Erklärung der allgemeinſten chemiſchen Geſetze nicht auszulaſſen. Außerdem aber hat der Verf. zwar allerdings Recht, wenn er behauptet, die Kenntniß der Natur und ihrer Geſetze ſey für alle diejenigen unerläßliches Bedürfniß, welche auf Bildung Anſpruch machen, woraus man die Folge ableiten könnte, daß jeder Studierende auch einen Curſus der Chemie hören müßte; allein wenn man die Sache in der Wirklichkeit betrachtet, ſo findet man nur zu allgemein, daß die Theologen das Predigen, die Juriſten das Referiren und Beſcheide machen, und oft ſogar Mediciner Recepte ſchreiben zu lernen angehalten werden, ohne eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung zu berückſichtigen, wenn nur für das künftige Examen gehörig geſorgt iſt. Wie läßt ſich erwarten, daß dieſe eigene Vorleſungen über Chemie hören ſollten, ſo ſchätzbar, nützlich und intereſſant dieſelbe auch iſt, insbeſondere da der Lehrer derſelben die wiſſenſchaftlich zu bildenden Aerzte, Pharmaceuten und Technologen berückſichtigend nicht umhin kann, tiefer in das Weſen der Sachen und der Verfahrungsarten einzugehen? Es iſt daher für eine Menge Zuhörer der Experimentalphyſik eben ſo nöthig als nützlich, daß der Vortrag die allgemeinen chemiſchen Principien und namentlich eine kurze Erörterung der Gasarten nicht übergehe, und dürfte daher das Wenige, was hierüber im 3ten Cap. enthalten iſt, nicht genügend, manche rein chemiſche

Lehren aber, als über die Beſtandtheile des Aethers, des Weingeiſtes, den Prozeß der Gährung u. ſ. w. in einer mechaniſchen Naturlehre ſtrenge genommen nicht an ihrem rechten Orte befindlich erſcheinen.

Was für Gegenſtände in einem Compendium der Naturlehre abgehandelt werden, iſt ziemlich allgemein bekannt, und Rec. hält es daher für überflüſſig, eine Inhaltsanzeige des vorliegenden mitzutheilen, indem es ihm weit zweckmäßiger ſcheint, lieber auf einzelne wichtige Punkte aufmerkſam zu machen. Hierhin gehört vorzüglich die abgeänderte Reihenfolge, worin die einzelnen Lehren abgehandelt ſind, und worüber Rec. mit dem Verf. nicht überall gleiche Anſichten hegt. Daß die Wärmelehre ſogleich auf die Bewegungsgeſetze der feſten Körper folgt, hat allerdings viel für ſich, obgleich die Claſſe der unwägbaren Potenzen dadurch zerſtückelt wird, denn es läßt ſich nicht leugnen, daß die Ausdehnung der Körper durch Wärme ſowohl bey der Hydroſtatik als auch bey der Aeroſtatik ſehr in Betrachtung kommt. Indeß wird jede wiſſenſchaftliche Abtheilung in dieſer Hinſicht etwas Mangelhaftes unvermeidlich mit ſich führen, und auch in dem vorliegenden Falle zeigt ſich dieſes augenfällig, indem zur Beſtimmung des einen feſten Punktes der Thermometer die Kenntniß vom ſtatiſchen Drucke der Atmoſphäre unumgänglich erfordert wird, mithin aus einer nachfolgenden Lehre etwas anticipirt werden muß, der Luftthermometer ſelbſt nicht zu gedenken. Daß aber die Unterſuchung des ſpecif. Gewichtes der Hydroſtatik entzogen, und der Schwere angeſchloſſen iſt, kann Rec. nicht billigen, insbeſondere wegen der practiſchen Anwendung dieſer Lehre, wenn es ſich auch wiſſenſchaftlich allenfalls rechtfertigen ließe; noch viel weniger aber, vorzüglich in der letzteren Rückſicht, wird es Beyfall finden, daß die Akuſtik der Mechanik feſter Körper angereihet iſt, indem der angeführte Grund: „Alles was wir von der Entſtehung des Schalles wiſſen, haben wir durch Beobachtung ſchallender feſter Körper gelernt. Dies iſt der Grund, warum die Akuſtik hier, nicht aber, wie gewöhnlich, bey der Lehre von der Luft vorgetragen wird“ nur dann zureichend ſeyn könnte, wenn die Stimmen lebender Weſen, der Geſang, und die große Claſſe der Blaſe-

Inſtrumente nicht gleichfalls mit Erfolg beobachtet wären. Freylich iſt es falſch, die Lehre vom Schalle als einen Theil der Aerometrie deswegen anzuſehen, weil die Luft von vielen zur Fortleitung deſſelben für ausſchließlich und nothwendig erforderlich gehalten wird, aber nach richtiger Reihenfolge kann dieſelbe nur als ein für ſich beſtehender Abſchnitt nach den übrigen allgemeinen Bewegungsgeſetzen der feſten, flüſſigen und expanſibelen Körper abgehandelt werden. Rec. iſt hierin vielleicht etwas zu genau, und kann es daher auch nicht billigen, daß die neueſten Entdeckungen in der Lehre vom Lichte als ein eigener Anhang beygefügt ſind; denn bey der Abfaſſung von Compendien ſoll man nicht bloß auf die vorzutragenden Sachen ſein Augenmerk richten, ſondern zugleich auch auf die zu wählende Ordnung, theils der leichteren Ueberſicht wegen, theils um die Lernenden beym Studieren allezeit zugleich an ein ſyſtematiſches Denken zu gewöhnen.

Daß das vorliegende Lehrbuch der Naturlehre mit Recht unter die vorzüglichſten Werke dieſer Art zu zählen ſey, hat Rec. ſchon geäußert, und wiederholt dieſes hiermit nochmals, indem er im Begriff iſt, auf dasjenige aufmerkſam zu machen, worin er mit dem rühmlichſt bekannten Verf. nicht übereinſtimmen kann, wobey natürlich die Entſcheidung, auf weſſen Seite das Recht ſey, dem ſachverſtändigen Publicum allein zuſteht. Zunächſt laſſen ſich bedeutende Zweifel gegen den Haupteintheilungsgrund des Ganzen in der Einleitung S. 5 aufſtellen. Als eigentlicher Gegenſtand der mechaniſchen Naturlehre werden die Erſcheinungen der Ruhe und Bewegung angegeben, die wir in der Körperwelt wahrnehmen, und dieſe zerfallen dann wieder: „in Bewegungen der wahrnehmbaren Körper ſelbſt und Bewegungen gewiſſer Wirkungen in den Körpern, die wir zwar wahrnehmen, aber ohne von dem bewegten Ding ſelbſt eine deutliche Vorſtellung zu haben; dergleichen die Bewegungen der Wärme, des Lichts, der Electricität u. ſ. w. ſind.“ „Erſcheinungen der letzten Art ſchreibt man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit gewiſſen nicht wahrnehmbaren Materien zu.“ Vorerſt iſt nicht abzuſehen, warum man den Sauerſtoff für ſich, wenn man das Sauerſtoffgas für eine Verbindung deſſelben mit Wärmeſtoff hält, wie aus der Analogie mit den Dämpfen ſehr na-

türlich folgt, mehr wahrnehmbar nennen ſoll, als die Electri-
cität im el. Funken; ferner iſt kein Grund vorhanden, Licht
und Electricität überhaupt für nicht wahrnehmbar zu halten,
oder zu behaupten, daß wir von dieſen Dingen keine deutliche
Vorſtellung haben ſollen, da wir überhaupt nicht zu beſtimmen
vermögen, was die Dinge an ſich ſind, und endlich ſteht die
Anſicht, die Erſcheinungen der Inponderabilien für Bewegun-
gen gewiſſer Wirkungen zu halten, mit der Annahme mate-
rieller Grundlagen derſelben im Widerſpruche. Schwer bleibt
es immer, allgemeine Definitionen aufzuſtellen, und es ließe
ſich lange darüber ſtreiten, ob bloß das Getaſt nach S. 8 über
das wirkliche Daſeyn eines Körpers entſcheidet, wenn z. B.
von einer kleinen Quantität Kochſalz im Waſſer, welches durch
ſalpeterſaures Silber kenntlich wird, die Rede wäre.

Die Klarheit und Präciſion, welche dem Vortrage des
Verf. überhaupt eigen iſt, findet man auch in dem Abſchnitte
über die Statik und Mechanik feſter Körper, und vorzüglich
iſt die Lehre vom Stoße der Körper zwar kurz, aber ſehr deut-
lich vorgetragen. Bloß gegen einzelne Punkte erlaubt ſich Rec.
einige Bemerkungen vorzubringen. Daß nach S. 39 ein be-
wegter Körper ſtets in der erhaltenen Bewegung beharre, wird
für einen nicht rationalen, ſondern aus der Erfahrung abſtra-
hirten Satz ausgegeben. Soll aber hierbey nicht ein Schluß
a particulari ad universale ſtattfinden, ſo iſt dieſes unzu-
läſſig, und außerdem folgt derſelbe ſchon aus dem logiſchen
Axiom: nil fit sine ratione sufficiente. Hat nämlich die
Materie als das Bewegliche im Raume, unſerer Vorſtellung
nach, in ſich ſelbſt keinen Grund der Bewegung und Ruhe
(indem ſelbſt die Schwere keineswegs aller Materie nothwen-
dig zukommend durch Speculation und aus aprioriſchen Grün-
den erwieſen werden kann); ſo muß die einmal erhaltene
Bewegung ohne hinzukommenden Grund der Ruhe ewig dauern,
ſo gut als der Zuſtand der Ruhe nur durch eine bewegende
Urſache abgeändert werden kann. Beyde Sätze folgen ganz
aus den nämlichen Principien, welche zugleich bey der Feſtſtel-
lung des Begriffes der Trägheit zum Grunde liegen. Die
Lehre vom Pendel iſt zwar hinlänglich vollſtändig und richtig
vorgetragen; allein die Darſtellung verliert an Deutlichkeit und

innerem Zuſammenhange dadurch, daß ſie nicht unmittelbar mit den Geſetzen vom Falle der Körper auf der geneigten Ebene verbunden iſt, weswegen der Satz, daß der ſchwingende Körper nahe genau in der nämlichen Zeit den Bogen ſeines halben Schwunges durchläuft, in welcher er die doppelte Länge des Pendels herabfällt, iſolirt und ohne Beweis daſteht, und man nicht einſieht, wie die Geſetze vom Falle der Körper durch das Pendel beſtimmt werden können. Ueber den Satz, daß alle Mineralien weit häufiger unkryſtalliſirt als kryſtalliſirt vorkommen S. 95. b., ließe ſich viel ſtreiten; vollkommen richtig aber iſt die Bemerkung S. 89, daß man billig den Ausdruck: elaſtiſche Flüſſigkeiten, ganz verbannen und ſie ſtatt deſſen expanſibel nennen ſollte. Sehr anſprechend iſt die Allgemeinheit der Schwere S. 58 ausgedrückt, wenn es heißt: „Newton hat uns die Kraft der Schwere aus einem hohen Standpunkte gezeigt. Sie gab und erhält jedem Weltkörper ſeine Geſtalt; ſie bindet alle Theile jedes Weltkörpers zuſammen, daß kein Stäubchen wägbarer Materie verlohren gehen kann; ſie verbindet alle Weltkörper zu einem unermeßlichen Ganzen, und erhält alle ihre Bewegungen in ewiger Ordnung und Harmonie, deren Betrachtung jedes unbefangene Gemüth zu hohen Ahnungen erheben muß. Nur dieſes unſichtbare Band des Weltalls dürfte der Schöpfer löſen, um die ganze Natur in ein Chaos zu verwandeln.“

Im dritten Abſchnitte, dem letzten der erſten Abtheilung des erſten Theils von S. 168 bis 253, wird von der Wärme mit gleicher Vollſtändigkeit gehandelt, als womit die übrigen einzelnen Lehren vorgetragen ſind. Neu und intereſſant war für Rec. die S. 192 mitgetheilte Nachricht, daß Biot in einer Anmerkung zur franzöſ. Ueberſetzung der erſten Ausgabe den Vorſchlag gethan hat, das von ihm aufgefundene Geſetz der Fortpflanzung der Wärme durch metallene Stäbe zur Conſtruction eines Pyrometers anzuwenden, eine Idee, welche ſich leicht darbietet und deren Ausführung zwar ſchwierig, aber möglich und zugleich ſehr nützlich ſeyn würde. Einige wenige Mängel in dieſer Abtheilung ſind in ſofern etwas auffallend, als ſie faſt insgeſamt leicht aus dem bekannten größeren Werke von Biot hätten ergänzt werden können. Dahin rechnen wir

insbeſondere, daß bey der Beſtimmung der Ausdehnung verſchiedener thermoſcopiſcher Subſtanzen die ſchätzbaren Unterſuchungen der HH. Dülong und Petit nicht erwähnt ſind, wonach z. B. die Grade eines Luftthermometers 100°, 200° und 300° mit den Graden 100°, 204°,61 und 314°,15 des Queckſilberthermometers correſpondiren, nach Annal. de chim. et de phys. T. VII. p. 113. Nach eben dieſen beträgt die Ausdehnung des Queckſilbers für einen Grad der Centeſ. Scale 1/5550, eine höchſt weſentliche Beſtimmung, ſtatt deren S. 199 dieſe Größe zu 0,000165 oder 1/6060,6, S. 369 aber zu 1/4320 angegeben wird. Wonach ſoll nun der Lernende in vorkommenden Fällen die erforderliche Correction vornehmen? Der Siedepunkt des Queckſilbers ſoll bey 315° C. ſeyn, richtiger aber wird derſelbe nach Heinrich in Schweiggers J. 1811. Heft 2. bey 356° geſetzt. Die Urſache, warum die warme Luft im freyen Raume weniger, als im eingeſchloſſenen in die Höhe ſteigen ſoll S. 221, nämlich weil dort die höheren Schichten eine geringere Dichtigkeit haben, dürfte nicht allen genügend erſcheinen, indem auch die wärmere Luft bey größerer Erhebung dem verminderten Drucke proportional ausgedehnt wird, ohne ihre Ausdehnung durch Wärme aufzuheben; und daß die ſtrahlende Wärme eine eigene Modification der Fortleitung durch die Luft ſey, iſt gleichfalls noch nicht begründet, indem wahrſcheinlich dieſe Strahlung eben ſo gut im leeren Raume als im lufterfüllten ſtatt findet. Unter den verſchiedenen Calorimetern iſt bloß das von Lavoiſier erfundene genannt, dagegen ſind die von Rumford, ſ. Gilbert Ann. Bd. 44. S. 1. May ſ. Hermbſtädt Büllet. Bd. 6. S. 193. und andern angegebenen nicht erwähnt. Inzwiſchen iſt dieſer Mangel weit weniger auffallend, als daß die neueſten Unterſuchungen über die ſpecifiſche Wärme der Gasarten von la Roche und Berard ganz mit Stillſchweigen übergangen ſind. Die Theorie des Verbrennens wird in das Gebiet der chemiſchen Phyſik verwieſen, aber auch in der mechaniſchen, ihrer Wichtigkeit wegen, kurz erörtert, welches zwar den aufgeſtellten Principien gemäß iſt, allein wenn das Verbrennen bloß als eine Verbindung der Combuſtibilien mit Oxygen dargeſtellt wird, ſo dürfte billig die Frage entſtehen, ob das Verbrennen des Zinkes,

Stahles u. ſ. w. in Chlorgas auch hierunter zu rechnen ſey, womit das gegenwärtig herrſchende Syſtem ſchwerlich in Einklang zu bringen iſt; auf allen Fall aber muß ein Schriftſteller ſeine Meinung und die hauptſächlichſten Beſtimmungsgründe hierüber ausſprechen.

Die zweyte Abtheilung des erſten Theils enthält die Abſchnitte, welche von den tropfbaren und expanſibelen Flüſſigkeiten handeln. Hierbey liegt es wohl etwas außer den Grenzen einer mechaniſchen Naturlehre, wenn einzeln von den Beſtandtheilen, den Eigenſchaften und der Reinheit des Waſſers, Queckſilbers, Weingeiſtes und anderer tropfbarer Flüſſigkeiten geredet wird. Namentlich gehört die Behauptung S. 267, daß der abſolute Alcohol kein eigentlicher Weingeiſt, ſondern eine zwiſchen Aether und Weingeiſt liegende Subſtanz ſey, unleugbar in das Gebiet der Chemie, und dürfte überhaupt wohl mehrfachen Widerſpruch finden. S. 277 wundert ſich der Verf., daß das Grundwaſſer in keinem ihm bekannten phyſicaliſchen Werke erwähnt werde, da ſich doch die Entſtehung der Quellen am ungezwungenſten daraus erklären laſſe; allein von der Sache ſelbſt, wenn auch nicht unter dieſem beſtimmten Namen, wird in vielen Werken, unter andern in Mayer's Lehrbuche S. 124, in Kant's phyſiſcher Geographie Th. 2. S. 426, vorzüglich in Otto's Hydrographie S. 68 u. ff. umſtändlich gehandelt, und in letzterem Werke zugleich nachgewieſen, daß der Urſprung aller Quellen nicht füglich daraus erklärt werden kann. Die Aerometrie, ſo wie überhaupt die Grundbegriffe der Hydroſtatik und Hydraulik ſind ſehr vollſtändig und vorzüglich deutlich vorgetragen, indeß kann Rec. darin nicht mit dem Verf. übereinſtimmen, daß dem ſogenannten Hombergſchen Aräometer ein entſchiedener Vorzug eingeräumt wird, denn auch in der von Meisner verbeſſerten Geſtalt, wo es Pyknometer genannt wird, hat es allezeit das wider ſich, daß beym Manipuliren deſſelben während des Abtrocknens die Temperatur der enthaltenen Flüſſigkeit ſich nur zu leicht verändert, wodurch die Reſultate ſich von ihrer höchſten Schärfe entfernen. Für kleine Quantitäten einer zu unterſuchenden Flüſſigkeit iſt es allerdings oft allein brauchbar, aber ſobald man größere Mengen beſitzt, bleibt das Fahrenheitſche, mit der von Schmidt

angegebenen Verbeſſerung ſtets das vollkommenſte Werkzeug. Unter der Literatur hätte das klaſſiſche Werk von Meisner, Wien 1816, allerdings eine Erwähnung verdient.

Luftförmige Körper ſind dem Verf. diejenigen, bey denen die Expanſivkraft der Wärme ein entſchiedenes Uebergewicht über die Cohäſionskraft der Materie und den durch die Schwere hervorgebrachten Druck erhalten hat. Man ſoll ſie nach ſeinem Wunſche bloß mit dem Worte: Luft, bezeichnen, den Ausdruck: Gas, aber den vollkommen expandirten Dämpfen beylegen, welches inzwiſchen nicht füglich ausführbar ſeyn möchte, da derſelbe franzöſiſch, und in dieſer Sprache von einer beſtimmten Bedeutung iſt. Zuerſt werden die chemiſchen Eigenſchaften der vier bekannteſten Luftarten und die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft kurz angezeigt, die Eudiometrie aber in die Chemie verwieſen, und die Natur der Dämpfe, hier Dünſte genannt, kurz angegeben. Es folgt die Theorie und Beſchreibung des Barometers, welchem die Eigenſchaft nächſt bevorſtehende Wetterveränderungen anzuzeigen, wohl zu ſehr abgeſprochen wird. Uebrigens iſt die Aerometrie im Ganzen ſehr lichtvoll und ausführlich genug vorgetragen, auch nicht unzweckmäßig im Anhange die wahrſcheinliche Höhe des Luftkreiſes erwieſen. Der Schluß inzwiſchen, daß wegen der Höhe mancher Meteore (Sternſchnuppen, Nordlichter u. ſ. w.) in hundert Meilen Entfernung von der Erdoberfläche noch Spuren von Luft vorhanden ſeyn müſſen, bleibt ſo lange unzuläſſig, bis erwieſen iſt, daß zum Erſcheinen derſelben Luft erforderlich ſey. Die Theorie des Höhenmeſſens vermittelſt des Barometers iſt nach de Lüc kurz vorgetragen, und über die Elaſticität des Waſſerdampfes iſt bloß die Daltonſche Theorie aufgenommen und mit den Reſultaten der Verſuche von Schmidt verglichen. Wenn aber der Verf. S. 442 wünſcht, daß mehrere Naturforſcher ſich der Wiederholung und Fortſetzung ſolcher Verſuche unterziehen möchten; ſo kann Rec. nicht umhin, ſein Befremden darüber zu äußern, daß unter mehreren andern die Unterſuchungen und Formeln von Betancourt, ſ. Prony neue Architectura hydraulica üb. von Langsdorf Th. II. im Anf. Mayer, ſ. comment de vi elast. vaporum in Comment. Soc. Reg. Gott. Muncke, ſ. phyſicaliſche Abhandlungen, Gießen 1816,

und Ure in phil. transactions 1818. T. II. S. 338 gar nicht erwähnt ſind, da namentlich die gehaltreiche Schrift von Mayer die Daltonſchen Reſultate prüft, und die Größen, wie ſie die Mayerſche Formel angiebt, mit den neueſten, wichtigen Verſuchen des polytechniſchen Inſtitutes in Wien am beſten harmoniren. Sehr plan und durch viele eben ſo intereſſante als fruchtbare Anwendungen erläutert iſt die Pneumatik in ihren Elementarbegriffen vorgetragen, und wird vorzüglich von Anfängern mit großem Nutzen nachgeleſen werden.

Im zweyten Theile wird zuerſt von der Electricität gehandelt, und hiervon das Bekannte und Weſentlichſte beygebracht, ohne gerade in tiefere Forſchungen einzugehen. Indem das Compendium auch für academiſche Vorleſungen beſtimmt iſt, könnten manche Erörterungen wohl etwas tiefer eingreifend ſeyn. So iſt z. B. das Geſetz, daß die Repulſivkraft der Electricität den Quadraten der Entfernung umgekehrt proportional ſey, aus Coulomb's Verſuchen gefolgert, ohne der mit einem eben ſo zweckmäßig conſtruirten Apparate als vorzüglicher Sorgfalt angeſtellten Verſuche des Oberbaurath Simon in Gilberts Ann. Bd. 28. S. 277, und der hiermit übereinſtimmenden von Parrot ebend. Bd. 61. S. 270 zu erwähnen, aus denen übrigens ein ganz verſchiedenes Reſultat folgt. Das ganz unvergleichliche, von Behrens und Bohnenberger angegebene Electrometer iſt gar nicht erwähnt, und die eigentliche Beſchaffenheit und Conſtruction der naſſen und trocknen Säulen keineswegs hinlänglich angegeben. Auch mit der Anſicht des Verf. S. 81: „Man kann zwar nicht ſagen, daß durch dergleichen“ (nämlich trockne) „Säulen wichtige Entdeckungen gemacht wären, doch ſind ſie nicht unmerkwürdig“, ſtimmt Rec. nebſt gewiß vielen andern nicht überein, und wenn es weiter heißt: „Es wäre wohl der Mühe werth, die Verſuche mit möglichſt großen und zahlreichen Platten zu wiederholen“; ſo iſt dieſes wirklich ſchon durch viele, namentlich durch Bohnenberger geſchehen. S. Gilb. Annal. Bd. 53. S. 352. Die Funken, welche bey der Volta'ſchen Säule zwiſchen den ſich berührenden Dräthen ſichtbar werden, S. 76 ſind in der Regel bloß Folge des verbrennenden Metalls, wogegen größere trockne Säulen allerdings leichter electriſche Funken geben. Als

eine Kleinigkeit könnte noch bemerkt werden, daß Taffent als Ueberzug über die Platte des Condenſators der eigenen Electricität wegen unbrauchbar iſt, ſtatt der von Lichtenberg vorgeſchlagenen kleinen Glasſtücke aber zweckmäßiger nach Mayer kleine Tropfen Siegellack genommen werden. Wenn aber die von du Fay vorgeſchlagene Bezeichnung der beyden Electricitäten wieder eingeführt werden ſoll, ſo muß Rec. dagegen erinnern, daß dieſes nach dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaft ſchwerlich zuläſſig ſeyn kann, da Siegellack an einigen Metallen gerieben poſitiv, Glas aber unter verſchiedenen Bedingungen negativ wird. S. Singer Electricitätslehre überſ. von Müller. S. 21.

Gegen den Abſchnitt über den Magnetismus dürfte die Kritik ſchwerlich etwas zu erinnern haben, es ſey denn, daß Coulombs frühere Behauptung S. 88, als wenn alle Körper ſchwache Spuren von Magnetismus zeigen, ſpäter zurückgenommen iſt, indem ſich fand, daß dieſelben bloß von den geringen Quantitäten des beygemiſchten Eiſens herrühren, wie Biot Bd. 3. S. 117 ſeines größeren Werkes aus den Papieren deſſelben deutlich nachgewieſen hat. Einige Bemerkungen zum achten und letzten Abſchnitte, worin vom Lichte gehandelt wird, erlaubt ſich Rec. deswegen beyzubringen, damit der allgemein geſchätzte Verf. dasjenige bey einer künftig wiederholten Auflage zu verbeſſern veranlaßt werden möge, worüber er den vorgeſchlagenen Aenderungen beypflichten zu müſſen glaubt. Eine bloße Erwähnung der Photometer, namentlich des ſo leicht einzurichtenden und praktiſch ſo nützlichen Rumfordſchen dürfte vielen ungenügend erſcheinen, und iſt dieſes wohl ohne Streit wichtiger, als der weitläuftige Beweis S. 123, daß das ſich von einem leuchtenden Punkte verbreitende Licht hinſichtlich ſeiner Stärke dem Quadrate der Entfernung umgekehrt proportional ſey. Warum aber nach der Erläuterung der allgemeinen Begriffe von der geradlinigen Verbreitung des Lichtes ſogleich vom Sehen und vom Auge gehandelt wird, welches doch ein ganz eigentlich dioptriſches Werkzeug genannt werden muß, iſt nicht wohl begreiflich, zumal da der Verf. ſelbſt ſagt S. 132: „Alles was in der Erklärung des Sehens von der Optik gefordert werden kann, läßt ſich ſehr vollſtändig aus dem Geſetz

der Brechung ableiten“ (durch einen nicht angezeigten Druckfehler ſteht: Berechnung). Ob nach Home und Ramsden die Veränderung des Auges für nahe und entfernte Gegenſtände bloß aus der Thätigkeit der vier geraden Muskeln abgeleitet werden könne, hierüber ſind die Phyſiologen noch keineswegs völlig einverſtanden. Was der Verf. über die Urſache ſagt, daß wir die Gegenſtände nicht verkehrt ſehen, wird den unkundigen Leſer mehr verwirren als belehren, ſo deutlich auch die Art unſers Urtheils über Größe und Entfernung von Gegenſtänden nachgewieſen iſt. Eben ſo dürfte es nicht ganz conſequent ſcheinen, die Zahl der einfachen Farben auf sechs herabzuſetzen, weil hellblau und dunkelblau nur Stufen derſelben Farben ſind, S. 239; denn eben dieſes läßt ſich vom Gelb und Orange ſagen, welche übrigens nach unſerer Anſicht gleichfalls nur Stufen der nämlichen Farbe ſind. In dem Nachtrage über die neueren optiſchen Entdeckungen S. 283 wird es als ausgemacht angeſehen, daß es nur drey einfache Grundfarben, nämlich roth, gelb und blau giebt, wogegen aber das Argument ſtreitet, daß beym Durchgange des polariſirten Lichtſtrahls durch dünne Gypsblättchen das Grün allezeit mit dem Rothen, wie das Blaue mit dem Gelben wechſelt, und daß auf gleiche Weiſe bey den gefärbten Schatten Roth und Grün correſpondiren. Bey den achromatiſchen Fernröhren wird des vorzüglichen, in Frankreich verfertigten Flintglaſes und der Objectivlinſen aus zwey Glasarten gedacht, welche Hr. Oberbergrath Schaffrinsky in Berlin verfertigen ſoll; allein alles Aufhebens ungeachtet, welches man von dem franzöſiſchen Flintglaſe gemacht hat, ſind doch bis jetzt noch keine ausgezeichnete Achromaten franzöſiſcher Künſtler bekannt, und Objectivlinſen aus zwey Glasſorten werden gegenwärtig viele von deutſchen Künſtlern, namentlich in München verfertigt, auch hätten bey einer übrigens ſo vollſtändigen Unterſuchung die von Frauenhofer entdeckten Streifen im Farbenprisma im letzten Bande der Münchener Denkſchriften und bey Gilbert Bd. 44. S. 264, desgleichen die Bemühungen der Herren Bohnenberger, Gauß und anderer um die Verbeſſerung der achromatiſchen Linſen erwähnt werden können. S. Zeitſchrift für Aſtronomie Bd. 1. S. 282 und 385 u. ſ. w. Was in

dem Anhange über die neueren optiſchen Entdeckungen von den Verſuchen mit dem Farbenkreiſel geſagt wird, iſt allerdings ſehr intereſſant und verdient bey fortgeſetzten Unterſuchungen ſehr beachtet zu werden, läßt aber noch manche Einwendung zu. Zugleich werden die Verſuche des Hrn. von Seebeck über die Beſtimmung der Axen in den Kryſtallen als ſolche erwähnt, deren Bekanntmachung das Publicum mit vieler Erwartung entgegenſieht, welches Rec. um ſo lieber hier aushebt, je größer ſein Verlangen iſt, dieſelben kennen zu lernen, um ſie mit eigenen, ohne Zweifel viel weniger vollkommenen zu vergleichen. In die Rüge des Misbrauchs, welchen die Naturphiloſophen mit dem Worte Polariſation getrieben haben S. 312, ſtimmt Rec. zwar vollkommen ein, muß aber bemerken, daß der Ausdruck ſelbſt nach Malus, Mayer u. a. der Sache in dieſem Falle vollkommen angemeſſen iſt, weil ganz ernſtlich vom polariſchen und äquatoriſchen Einfalle der Lichttheilchen geredet wird. Die Erklärung, welche v. Grotthuß über die Entſtehung der ſubjectiven, oder durch v. Göthe ſehr paſſend phyſiologiſch genannten Farben aufgeſtellt hat, daß nämlich durch den Eindruck eines farbigen Lichtes die Receptivität des Auges für dieſe Farbe geſchwächt, für die entgegengeſetzte aber erhöhet werde, hat zwar viel für ſich, indeß giebt es doch manche Erſcheinungen, welche auf dieſelbe keineswegs mit genügendem Grunde zurückgeführt werden können.

Heidelberg,
Engelmannſche Buchdruckerey.

No. 46. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

ידידיה Jedidja, eine religiöſe, moraliſche und pädagogiſche Zeitſchrift, herausgegeben von J. Heinemann, Dr. Vierten Bandes zweytes Heft. Berlin, beym Herausg. und im Büreau für Litt. und Kunſt. 290 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortdauer dieſer nützlichen Zeitſchrift an, ſoweit ſie uns bekannt geworden iſt. I. Von Heinemanniſchen Erzieh- und Lehranſtalten. Wie die Unterrichtanſtalt für Kaufleute jetzt gebildet ſey. II. Chronologiſch hiſtoriſcher kurzer Abriß der Geſchichte von Abraham bis zur babyloniſchen Wegführung. Nach richtig hiſtoriſchen Blicken. Davids Reich wird S. 160 auf 540 geograph. Quadratmeilen und 6 Millionen Einwohner berechnet oder geſchätzt. Die folgenden Heere von Judäern zu 5 bis 800 tauſenden S. 164. 165, — ſetzen ſie nicht ſchon eine allgemeine Bürger-Rüſtung und Bewaffnung voraus? Durch ſtehendes Heer hätte Juda nie ſo ſtark ſeyn können! III. Nachrichten über Juden zu Mogador in Marocco und zu Jeruſalem 1815. Die in Paläſtina, welche von den Auswärtigen durch Beyſteuern erhalten werden müſſen, wegen „künftiger verheißener Wiedereinnahme Jeruſalems" (S. 181), ſammeln durch ausgeſchickte Prieſter eine jährliche Beyſteuer, welche 1814. 580,000 Dollars betragen habe. S. 180. Ein beſonderer feſtlicher Genuß von Brod und Wein wird S. 183 angeführt als ein der Beſchneidung vom Verf. gleichgeſtellter jüdiſcher Religionsgebrauch bey Einweihung der Sabbate und Feſttage. „Auf meiner Reiſe nach Tanger, ſchreibt der ungenannte (?) reiſende Verf. S. 184, kehrte ich, von 2 Juden begleitet, zu Saffy in einem jüdiſchen Hauſe ein, wo meine Reiſegefährten von ihren dortigen Anverwandten mit einer Abendmahlzeit bewirthet wurden. Vor derſelben brachte man der aus 20 Perſonen beſtehenden Geſellſchaft

einen Kelch, in Form eines Deckelkrugs, und ein weißes Brod mit darin gebackenen, zerſchnittenen grünen Kräutern. Alle erhoben ſich zu gleicher Zeit, ſchloſſen einen Kreis, um die aus gekochtem Geflügel bereitete und auf den Fußboden (auf den Schulchan?) hingeſetzte Malzeit und fiengen an, ihre hebr. Gebete (Berachot? ευλογιας?) ſingend herzuſagen, und zwar in einer Mundart, welche von der, die bey uns gelehrt wird, weſentlich abweichen ſoll. Als dieſer Geſang wohl eine Viertelſtunde gedauert, traten ſie zu dem erwähnten Brode, von welchem jeder ein Stückchen verzehrte und auch ich, um mich nicht auszuzeichnen, etwas nahm. Unter fortwährendem Singen ward denn der Kelch herumgereicht; jeder trank daraus, ſo wie auch ich ein wenig von dieſem, mir eben nicht ſehr ſchmackhaften, aus Waſſer und Roſinen bereiteten Wein genoß. Darauf wendeten ſie ſich alle nach Oſten, verneigten ſich, noch immer ſingend, dreymal, bis halb zur Erde, ſchloſſen wieder einen Kreis und ſetzten ſich, nach dem Händewaſchen, zur Malzeit auf den Boden nieder. Am folgenden Abend wurden dieſelben Ceremonien wiederholt, und nach dem Eſſen arab. Lieder geſungen und Geſchichten erzählt." So der Reiſende. Rec. hat dieſe Sitte des Brodbrechens nicht gekannt. Es wäre ihm intereſſant, belehrt zu werden, wie alt ſie ſeyn mag und ob allgemeiner, oder wo verbreitet. Auch aus Buxtorf de S. Coena erinnert er ſich keiner von dieſem Kenner des Rabbiniſchen und Neujüdiſchen daher genommenen Parallele. Immer hat Recenſent die Vermuthung, daß Jeſus ſein heiliges Gedächtniß an einen feyerlichen Genuß von Brod und Wein geknüpft habe, mit der Bedeutung: Denket Meiner, ſo oft ihr eſſet und trinket! Die Vergegenwärtigung ſeiner und beſonders ſeines Sterbens als Meſſias, als Stifters eines Gottesreichs durch gewaltloſe Ueberzeugungskraft und überzeugungstreue Geſinnung, will Er, ſollte viel häufiger ſeyn, als die Paſchamalzeit! Hatten denn etwa Juden ſchon zu ſeiner Zeit eine feyerliche Ceremonie mit Brod und Wein, die Er auf alle feyerliche Chriſtenmalzeiten herüberzunehmen veranlaßt ſeyn konnte? — IV. Erbärmlicher Zuſtand, der etwa 8000 jüd. Einwohner eines jetzigen Stadtviertels von Jeruſalem (S. 197)

nach der Reiſe des Comte de Forbin. Dieſer rühmt aber S. 195 die Schilderungen Chateaubriands, welche doch häufig nur Erzeugniſſe der Phantaſie und an ſich ſachleer ſind, ſo übertrieben, daß wir ihm ſelbſt deſto größere Glaubwürdigkeit anwünſchen. S. 196 iſt die kurze Andeutung, daß ſich die Juden von Jeruſalem die Erlaubniß, ein Feſt der Gräber im Thale Joſaphat zu halten erkauft hatten, welche F. auf den Grabſteinen ihrer Väter dort ſchweigend ſitzen, geſehen haben will, für die Glaubenskraft des Rec. allzu kurz. In ſeiner Declamation S. 198 hält F. die Juden für das Volk, „welches die prachtvollſten Monumente von Memphis und Rom mit ſeinen Händen errichtete und mit ſeinem Schweiß badete.“ Wußte dieſer neue Chateaubriand nicht, daß Salomo ſeine Baukünſtler aus Tyrus her erhalten mußte? Den Namen „Hiram“ ſollte doch ein ſolcher Baukenner kennen! Nach S. 200 will F. von Bethlehem aus gar die Spitze des — Sennacherib geſehen haben. Sennacherib? Hat Er etwas gehört, ſo muß es Sinai und Choreb geheißen haben. Einem ſolchen Wallfahrer iſt es gleichgültig, damit den aſſyriſchen König Sancherib zu verwechſeln. Er ſpricht dennoch ſo fort, wie ein Chateaubriand. — S. 243—265. Denkſchrift für Verbeſſerung der Juden in Bayern an die dortigen Stände im J. 1819. Allzu viele Worte. Treffende Vorſchläge wären beſſer. S. 265. Literär⸗hiſtoriſche Andeutungen von L. Zunz, welche Belege und Ausführung verdienten!! S. 272 bis Ende. Hiſtoriſch⸗ſtatiſtiſche Notizen. Pohlen enthalte 2 Millionen 732,324 Einwohner, worunter 212,944 Juden; die 28 Regierungsbezirke Preußens — 127.345 Juden. Schweden habe nur 7—800. Der Karaiten bey Baktſchiſerey, der Tatarenſtadt, ſeyen 8000. ſ. Dr. May Reiſe durch Rußland. — L. L. Hellwig wurde (S. 283) wegen ſeiner wohlwollenden Schrift: Organiſation der Iſraeliten in Deutſchland (1819) von Sr. K. H. dem Großherzog von Baden aufgemuntert. — Auch bey dem Titel dieſes Buchs wundert ſich Rec., daß manche jetzige Juden gerne dieſe Benennung mit der von Iſraeliten vertauſchen möchten. Ιουδαιος, יְהוּדִי war ein Ehrenwort. ſ. ſelbſt bey Apoſtel Paulus. Röm. 2, 29. die Anſpielung ὁ επαινος auf das pyhaliſche Nennwort, יְהוּדָה =

celebrabitur. Iſraeliten hingegen waren, ſeit Jerobeam, die von Davids Dynaſtie und Theokratie abtrünnig gewordene! Auch die Geſchichte Jakobs, welcher den Beynamen Iſrael bekam, iſt nicht ſo erbaulich, daß man nach ihm genannt zu werden, erſt wählen ſollte. Rec. wünſcht vielmehr allen Juden ſelbſtverdiente Rückkehr zum alten הוד (Preis) des אֲשֶׁר יְהוּדָה = deſſen, der zu preiſen iſt.

H. E G. Paulus.

Aus dem Jedidja iſt beſonder abgedruckt:

Moſes Mendelsſohn. Fragmente von Ihm und über Ihn. (Von) David Friedländer für Gönner und Freunde. Berlin 1819. bey Enslin. 89 S. 8.

Ein ſo rein und fein geläuterter Geiſt, wie M. M. war, ſoll er nicht immerfort, immer aufs neue, eine Leuchte für das Dunkel der Zeit ſeyn? Wie der feinſte Wohlgeruch durchdringe er die Zeitalter, wo er längſt nicht mehr ſichtbar und ponderabel (wägbar) iſt. — S. 14. 15. „Konnte dieſer Judenburſche (aus Pohlen) ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus den Kräften ſeines Gemüths und des ihm angebornen (mitgebornen) Sinnes ſich zu dieſer eminenten Höhe (von Verfeinerung des geiſtigen Denkens und Empfindens nicht allein, ſondern auch des geiſtigen Ausſprechens und Mittheilens, und zugleich, was noch wichtiger iſt, zu dieſer eminenten Höhe) von Sittlichkeit emporſchwingen; konnte er in ſeiner Seele (ſcharfes und freyes Denken, Reinigung von ſo manchfachen Vorurtheilen im Philoſophiren und Theologiſiren, lichte Vereinfachung vieler ſchwererer Wahrheiten und Forſchungen) Gottesverehrung, Gottergebenheit und (duldend-belehrende) Menſchenfreundſchaft vereinigen, warum nicht auch andere Jünglinge dieſes Volks (und anderer Völker)?“

Dieſe Fragmente beweiſen aufs neue, daß die Rückerinnerungen an einen, nach Denken und Wollen würdigen, Geiſt auch in ihren kleinſten Theilen die wahren Reliquien ſind. Sie ſind, wie einſt der Balſam von Jericho, deſſen kleinſter Ueberreſt unzerſtörbaren Wohlgeruch verbreitet. Das wird mit

uns empfinden, wer hier bis S. 21 einige Lebensſchilderungen über M., S. 23 ſein tiefes Wort nach Leſſings Tod (Eines der Höheren, deren — wenigſtens die nächſte Nachwelt nicht werth zu ſeyn ſcheint. Hebr. 11, 38.), S. 32 — 38 die Art der geiſtvollen Abendzuſammenkünfte bey M. M., S. 39 — 62, das Ausgeführte einer ſolchen Unterhaltung über den Unterſchied zwiſchen einem die Menſchheit vermeintlich überfliegenden und einem das Göttliche im Menſchlichen findenden Supernaturalismus mit einem Beyſpiel an der wahrſch. vormoſaiſchen Schöpfungsgeſchichte — mit ganzem Gemüth genießt. Noch anziehender ſind von S. 65 — einige Briefe von M. an und wegen Bonnet und die mit Klugheit verbundene Weisheit in der Rettung eines im Kerker (nicht von der Gerechtigkeit, aber von der Juſtitz faſt) Vergeſſenen. S. 85.

Dank dem mitfühlenden Erhalter dieſer geiſtigen Reliquien, der ſie als Lebensſchüler des Weiſen, für das Weiſewerden mit Weisheit giebt. Denn zu einem rohen Zuſammenſtoppeln von Anekdoten möchte auch Rec. nie aufmuntern.

Gar zu gerne möchte Rec. hier anfügen, wie M. nach S. 25—30 zur Bildung des Menſchen für Religion und Staat durch überzeugenden Unterricht zu rathen pflegte. Wahrhaft ein Wort für unſer Zeitbedürfniß! Wie viel Noth wird noch nöthig ſeyn, um es zur Ausführung zu bringen.

Hier nur das Kurze, was M. gewöhnlich in Stammbücher ſchrieb:

Beſtimmung der Menſchen.

Nach Wahrheit forſchen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das [möglich-] beſte thun.

In ſeines Bruders Stammbuch ſchrieb der Weltweiſe:

Die Staatskunſt ſpricht:
Wer einen Gott erkennt, der muß geduldet werden!
Die Religion lehrt:
Wer ihn nicht dulden will, erkennet keinen Gott!

„Briefe von dem berühmten Mendelsſohn“ ſind nach S. 88 in hebräiſcher Schrift gedruckt Wien, bey Anton Schmid, k. k. privileg. hebräiſcher Buchdrucker. 1794. Sollte nicht einem der theilnehmenden Leſer dieſes Blatts möglich ſeyn, ſie dem Rec. mitzutheilen?

Dieſer erhielt indeß mit Vergnügen diejenige Friedländeriſche Schrift:

Ueber die durch die neue Organiſation der Judenſchaften ꝛc. nothwendig gewordene Umbildung 1. ihres Gottesdienſtes in den Synagogen, 2. ihrer Unterrichtsanſtalten ꝛc. und 3. ihres Erziehungsweſens überhaupt. Berlin 1812.

von welcher unſere Jahrbücher S. 38 die Klage des Verf. anzuführen hatten: „die Schrift blieb ohne alle Würkung!“ Sie hat beſſere Würkung allerdings verdient. Da ſie dieſe im Badiſchen zum Theil gegenwärtig erreicht, ſo hofft Rec. an einem andern Ort hierüber zur Nacheiferung aufmuntern und Näheres nach Verdienſt bekannter machen zu können.

H. E. G. Paulus.

Philonis opera omnia, Graece et Latine ad Editionem Thomae Mangey, collatis aliquot Mss. edenda curavit Aug. Frid. Pfeiffer, Smi Marggravii Brandenb. a Consil. aul. Ling. Oriental. Prof. Publ. Ord. Editio secunda. [oder: Iterata?] Vol. I. II. III. IV. V. Erlangae in Libraria Heyder. 1820. 8. (21 fl. oder 11 thlr. 16 gr.)

Wohl möchte es gegenwärtig an der Zeit ſeyn, den alten, ſich ſelbſt dazu für begeiſtert erachtenden, alexandriniſch-jüdiſchen Allegoriſten und Myſtiker wieder ins Andenken zu bringen. Wie reizend und nachahmungswürdig klingt es libr. de Cherubim f. 86., daß er, nachdem er ſchon 2 Allegorien, was die Cherubim andeuten möchten, vorgetragen hat, mit Selbſtverwunderung verſichert: „Noch eine ſinnigere Auslegung habe ich von meiner Seele gehört, welche von Gott ergriffen zu werden, θεοληπτεισθαι, und dann von Dingen, die ſie nicht gewußt hat, zu weiſſagen, μαντευεσθαι, gewohnt

iſt.“ Für ſo leicht möglich, zugleich aber auch nicht für etwas entſcheidendes und das Alleinwahre gebendes, hielt man damals die höhere Begeiſterung! Möchten dann aber nur alle, welchen dieſes poetiſche und phantaſirende Moraliſiren und Dogmatiſiren nachzuahmen beliebt, auch gelehrt genug ſeyn, um aus Philo ſchöpfen zu können. Er, die jüdiſche Hauptquelle derſelben, iſt wenigſtens weit genialiſcher und geſchmackvoller, als Juſtinus, der ſogenannte Philoſoph und Märtyrer, welcher, für oder eigentlich gegen das chriſtliche, ein viel abentheuerlicheres Vorbild jener zweifelhaften Kunſt geworden iſt. Wären nur die Myſtiker unſerer Tage im Stande, aus Philo zu ſchöpfen und ſeine Methode zu ergründen, ſo wäre, wenn je nicht dieſer Grad von Gelehrſamkeit ſie eher ächte hiſtoriſche Bibelforſcher zu werden veranlaßte, wenigſtens Hoffnung, daß dieſe gegenwärtige Erneuerung der deutſchen Auflage bald mit den noch übrigen, mehr hiſtoriſchen und daher an ſich und für Alle wichtigeren Werken Philo's vermehrt und dadurch ein vollſtändiges Ganzes werden könnte. Für jetzt nämlich enthalten die fünf Volumina, nach der Mangeyiſchen, mit guten Pfeifferiſchen Zuſätzen vermehrten, Präfation, nur die Philoniſchen Allegoriſirungen über Geneſ. I. bis Geneſ. XXXI. und das allgemeinere Philoſophema über Abraham, als Muſterbild ungeſchriebener Geſetzlichkeit, = Βιος του κατα διδασκαλιαν τελειωθεντος, ἢ περι νομων αγραφων, ὁ εστι Περι Αβρααμ, welcher, nach Philo, nicht nur νομιμος, geſetzmäßig, ſondern ſelbſt ſich ein Geſetz war, νομος αυτος ων και θεσμος αγραφος. Bis jetzt liefert demnach die Erlangiſche Ausgabe nur ungefähr die Hälfte der Philoniſchen Werke. (Einige bis dahin unentdeckte hatte Mangey zu erhalten das Glück. Mehrere, den Titeln nach bekannte, gelingt es vielleicht einem Maio oder ſonſtigen thätigeren Bibliotheksvorſtehern noch aufzufinden!) Beſonders kann der Theolog und der Geſchichtforſcher mit der Erlangiſchen Editio secunda noch nicht zufrieden ſeyn, ſolange ſie nicht das hiſtoriſch wichtigere, wie von den Therapeuten oder de vita contemplativa, in Flaccum, de Legatione ad Cajum Imp. auch de vita Mosis und das weitere, wiewohl allegoriſirende, über deſſen Geſetze auch geliefert haben wird. Philo war, wie Origenes, ein

Allegoriſt, der doch auch über den ächt hiſtoriſchen Sinn, über Sitten und Zeitumſtände nicht unbekümmert, manches nach bleibend richtigen Kenntniſſen beleuchtete. Die hiſtoriſchen Aufſätze aber haben ohnehin den vollen Werth der Gleichzeitigkeit und Selbſterfahrung, ſo daß, ſie geleſen zu haben, jedem Theologen und Geſchichtforſcheer eben ſo unentbehrlich iſt, als die ſpäteren Stücke der jüdiſchen alten Geſchichte, des jüd. Kriegs und des eigenen Lebens von Joſephus. Eben deswegen iſt noch eine Reflexion hier unabweislich. Welch ein Unterſchied zwiſchen Ehmals und Jetzt in Erſchwerung auch nur der äußern Mittel für gründlich gelehrte Kenntniſſe!! Rec. hat alle 1613 bekannte Werke Philo's in einem Folianten, griech. und lateiniſch — excudebat Petrus de la Roviere — 1613. Coloniae Allobrogum — vor ſich (eine Ausgabe, die er, auch in der Harleſiſchen Bibliotheca graeca Fabricii, nicht angezeigt findet). Dieſer recht gute bequeme Abdruck des Textes und einer meiſt guten Verſion mag nie über 5 Thaler gekoſtet haben, iſt aber jetzt ſelten zu bekommen. Nur die Hälfte der Philoniana koſtet in der neuern, wegen mancher Varianten und Noten, doch nicht entbehrlichen Ausgabe — 21 Gulden. Aehnliche Misverhältniſſe der Preiſe für jede Art von nöthigen beſſeren Hülfsmitteln zeigen ſich bey allen Aemtern in Staat und Kirche, welche ohne einiges gelehrtes und wiſſenſchaftliches Fortſchreiten, alſo ohne die Hauptbücher, nichts als Mechanismus werden müßten. Und trotz dieſer Steigerung aller der, dem, welcher gründlich ſtudieren und fortſtudieren will, unentbehrlichen Hülfsmittel, findet mancher dagegen nichts zeitgemäßer, als — die Einnahmen derer, die durch Studien Aemter erreichen und ohne ächte Studien nur klägliche Diener des Allgemeinen ſeyn müßten, wie den Erwerb des Handels zu behandeln, welcher ſeine Einnahmen auf jede Weiſe zu mehren und ſeine geſetzlichen Abgaben auf Andere zu vertheilen Gelegenheit genug hat und benutzt.

H. E. G. Paulus.

Verſuche über die Wege, auf welchen Subſtanzen aus dem Magen und Darmkanal ins Blut gelangen, über die Verrichtung der Milz und die geheimen Harnwege, angeſtellt von Friedrich Tiedemann und Leopold Gmelin, Profeſſoren in Heidelberg. Bey Mohr und Winter. Heidelberg 1820. 119 S. in 8.

Die ſeit kurzer Zeit an unſerer Akademie ſtatt gehabte, ungemein zweckmäßige Vereinigung ſämtlicher naturwiſſenſchaftlicher Anſtalten in einem großen, neu eingerichteten Gebäude, bot den Verf. dieſer Schrift eine treffliche Gelegenheit dar, einen Verſuch zu machen, durch Verbindung anatomiſcher und chemiſcher Forſchungen das Gebiet des phyſiologiſchen Wiſſens zu erweitern. Sie richteten hier zuerſt ihr Augenmerk auf ein phyſiologiſches Problem, das nur durch Verſuche an lebenden Thieren und durch Anſtellung chemiſcher Analyſen zu löſen iſt, nämlich auf die Frage, ob die Saugadern die einzigen Wege ſind, auf welchen Nahrungsſtoffe und Arzneymittel aus dem Magen und Darmkanal in das Blutgefäßſyſtem gelangen, oder ob auch durch die Venen des Magens und Darmkanals ſolche Subſtanzen aufgenommen und geradezu in die Blutmaſſe ergoſſen werden. Um dieſe Frage zu beantworten, wurden lebenden Thieren, Hunden und Pferden, verſchiedene riechende, färbende und mineraliſche Subſtanzen beygebracht. Einige Zeit darnach wurden die Thiere getödtet, der Chylus aus dem Milchbruſtgang und den Saugadern des Darmkanals, ſo wie das Blut der Gekrös-, Magen- und Milz-Venen und der Pfortader wurden aufgefangen, untereinander verglichen und chemiſch unterſucht, um auszumitteln, in welchen dieſer Flüſſigkeiten die den Thieren gereichten Subſtanzen vorkämen. Einige der Hauptreſultate der von den Verf. angeſtellten Verſuche ſind folgende: Färbende Stoffe, Indigo, Rhabarber, Färberröthe, Cochenille, Lackmus, Alkanna, Gummigutt und Saftgrün ertheilten ihre Farbe niemals dem aus dem Milchbruſtgang aufgefangenen Chylus, und ihr Vorkommen in demſelben war auch durch chemiſche Reagentien nicht auszumitteln. Dagegen zeigte ſich das Serum des Bluts der Gekrös-Venen und der Pfortader ſehr ſtark grünlich gelb gefärbt nach der Gabe von Indigo, und Spuren der Rhabarber waren in ihm zu bemerken, nach der Reichung dieſer Subſtanz. Der Harn

wurde durch Indigo, Rhabarber, Färberröthe und Gummigutt ſehr ſtark gefärbt und das Vorkommen der färbenden Stoffe ließ ſich durch chemiſche Reagentien leicht darthun.

Riechende Stoffe. Campher, Moſchus, Weingeiſt, Terpentingeiſt, Dippels Thieröl, Aſa foetida und Knoblauch verriethen ſich niemals im Chylus des Milchbruſtgangs und der Saugadern des Darmkanals, wohl aber war der Geruch des Camphers, des Moſchus, des Dippelſchen Oels und des Weingeiſtes am Blute der Milz- und Gekrös-Venen, ſo wie an dem der Pfortader zu bemerken. Im Harn wurde nur der von dem Terpentingeiſt herrührende Veilchengeruch erkannt.

Von Salzen, namentlich Bleizucker, eſſig- und blauſaurem Queckſilber, ſalz- und ſchwefel-ſaurem Eiſen, ſalzſaurem Baryt, blauſaurem und ſchwefelblauſaurem Kali wurden nur die beyden letztern und einmal etwas Eiſen im Chylus des Milchbruſtgangs aufgefunden. Hiegegen kam blauſaures und ſchwefelblauſaures Kali, Blei und Eiſen im Blute der Gekrösvenen vor; eben ſo blauſaures Kali, Eiſen und Baryt im Blute der Milzvene; desgleichen bleiſaures und ſchwefelblauſaures Kali, Eiſen, Blei und Baryt im Pfortader-Blute. Endlich wurden blauſaures und ſchwefelblauſaures Kali, Eiſen und Baryt im Harn angetroffen.

Da die meiſten der eben genannten Färbe- und Riech-Stoffe, ſo wie die Salze im Blute der Pfortader, ſo wie in den dieſelbe bildenden Aeſten vorkamen, nicht aber im Chylus des Milchbruſtgangs und der Saugadern des Darmkanals, ſo folgern die Verf. daraus, es gelangten ſolche Subſtanzen nicht durch die Saugadern und den Milchbruſtgang, ſondern durch die Venen des Darmkanals in die Blutmaſſe, und ſie ſchreiben eben dieſen Venen das Vermögen zu, ſolche Subſtanzen einzuſaugen. Die Saugadern des Darmkanals haben zufolge der angeſtellten Verſuche vorzüglich die Beſtimmung, den aus den Alimentar-Stoffen gebildeten Chylis aufzunehmen, während die färbenden und riechenden Stoffe, welche nicht durch die Einwirkung der Verdauungs-Organe zerſetzt werden, ſo wie ſalzige Subſtanzen, directe durch die Wurzeln der Magen- und Darm-Venen aufgenommen werden. Da ferner mehrere Färbe- und Riech-Stoffe, ſo wie Salze, in dem Harn vor-

kamen, die nicht im Chylus, wohl aber in dem Blute der Pfortader bemerkt wurden, ſo erklären die Verf. das ſchnelle Erſcheinen ſolcher Subſtanzen im Harn, bald nach Aufnahme derſelben in den Magen und Darmkanal durch die Einſaugung mittelſt der Magen- und Darm-Venen. Sie verwerfen dagegen, auf mehrere Unterſuchungen ſich ſtützend, die von einigen Phyſiologen vertheidigte Exiſtenz geheimer Wege zwiſchen dem Darmkanal und den Harn abſondernden Organen.

Die Milz ſehen die Verf. als ein Organ an, welches zu dem Saugader-Syſteme gehöre, und die Verrichtung habe, aus dem arteriellen Blute ein röthliches und ſehr coagulabeles Fluidum abzuſondern, das durch die zahlreichen Saugadern dieſes Organs aufgenommen und zum Behufe der weiteren Aſſimilation des Chylus in den Milchbruſtgang ergoſſen werde. Zu dieſer Anſicht wurden ſie durch die Beobachtung geleitet, daß ſie die Saugadern der Milz ſolcher Thiere, die bald nach der Aufnahme von Nahrungsmittel getödtet wurden, immer mit einer röthlichen und ſehr coagulabelen Lymphe ſtrotzend angefüllt ſahen, und daß der Chylus in dem Milchbruſtgang nach Einſenkung der von der Milz kommenden Saugadern eine ſehr bemerkliche röthliche Färbung und eine ſtarke Gerinnbarkeit zeigte, welche dagegen an dem Chylus der directe von dem Darmkanal kommenden Saugadern nicht bemerkt wurden, ſondern dieſer zeigte ſich immer ganz weiß und gerann nicht. Die angegebene Meinung haben die Verf. außerdem durch mehrere aus der vergleichenden Anatomie entlehnte Gründe zu erweiſen geſucht. Und endlich haben ſie an einem Hunde einen Verſuch über die Wirkung des Ausſchneidens dieſes Organs auf die Beſchaffenheit des Chylus im Milchbruſtgang angeſtellt. Aus demſelben ergab ſich, daß der Chylus nicht geröthet wurde, und einen geringern Grad von Gerinnbarkeit zeigte, als bey ſolchen Thieren, denen die Milz nicht ausgeſchnitten worden war.

Tiedemann und Gmelin.

Lehrbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. Von J. T. L. Danz. Erſter Theil. Jena, bey Cröker. 1818. 526 S. 8.

Rec. wundert ſich, daß, ſoviel er bemerken kann, dieſes kirchenhiſtoriſche Lehrbuch die Aufmerkſamkeit noch nicht erhalten zu haben ſcheint, welche es durch eigenthümliche gute Einrichtungen in Plan und Ausführung verdient. Es hat ſich in Perioden und in kleinere Zeitabſchnitte nicht nach Willkühr getheilt, ſondern ſo, wie das Geſchehene ſelbſt ſie zu machen veranlaßt. Denn, nur wo in dem Ganzen der Begebenheiten eine ins Allgemeine würkſame Abänderung eingetreten iſt, hat auch der Geſchichtſchreiber der Kirche paſſende Abſchnitte anzunehmen, wenn auch nicht immer zugleich in der allgemeinen Staaten- und Völkergeſchichte parallele Epochen eintreten. Ferner ſind nicht nur allgemeinere Quellen für jeden Abſchnitt und Haupterfolg vorangeſetzt; auch in den Anmerkungen findet man diejenige ältere und neueſte Literärkenntniß, durch welche man das Specielle, nach Bedürfniß, ſich weiter klar zu machen vermag, reichlich und doch mit Auswahl und Genauigkeit angegeben. (Da dieſer Anmerkungen oft viele bey einzelnen Paragraphen werden mußten, ſo wäre es, wenn ſie durch mehrere Seiten fortlaufen, eine Bequemlichkeit für die Benutzung, wenn die Perſon oder Sache, auf welche ſich die Erläuterung bezieht, am Anfang jeder Note noch einmal geſetzt wäre.) Für ſich ſelbſt, geſteht Rec., je mehr er dieſes Compendium ſchätzbar fand, gewünſcht zu haben, daß bey ſolchen Stellen, wo ſein Commentar über die Evangelien vollſtändigere Unterſuchungen geliefert hat, z. B. über Jeſu Geburts- und Todesjahr, über die Johannestaufe, die Folgereihe der Lebensgeſchichte Jeſu, die Entſtehung der Evangelien ꝛc. öftere Nachweiſungen auf dieſe Forſchungen anzutreffen ſeyn möchten. Der eigenthümlichſte Vorzug dieſes Lehrbuchs aber iſt der glückliche Entſchluß, viele Hauptſtellen aus den Concilien und Kirchenvätern in den Noten, mit richtiger Auswahl, in der Urſprache vorzulegen. Dieſer Blick in die Quellen erläutert mehr und beſtimmter, als vieles, was man etwa mit eigenen Worten daraus und darüber ſagen könnte. Schon,

daß hier der Studierende an die alten Texte und ihre eigenen Wendungen, an die kirchliche und dogmatiſche alte Terminologie und Technologie, ſich leicht gewöhnen kann, iſt ein groſser Vortheil. Würde überhaupt nicht eine Geſchichte, welche, ſo viel möglich, aus Hauptſtellen der Quellſchriften zuſammengefügt wäre und dazwiſchen nur Erläuterungen und Andeutungen des jetzt darüber zu faſſenden pragmatiſchen Geſichtpuncts einzuſtreuen verſtünde, die unterrichtendſte und möglich wahreſte ſeyn? Kommt nicht das Geſchichtlich-Gegebene durch jede neue Umſchreibung, durch Umarbeitung des Gegebenen und die uns eigene Anſicht und Auslegung, immer dem Roman näher? Bey dem Verf. wundert man ſich, daß er in ſo wenigem Raum ſo vielerley dieſer Art authentiſch vorlegen konnte. Dieſes erreichte er durch die kluge Anlage des Abdrucks, welche mit kleiner, dennoch wohl lesbarer Schrift, vieles ſehr bedeutende von Urnachrichten und Hauptnotizen zu gewähren möglich machte.

Eben dieſe zeitgemäße Berechnung des Raums und der davon abhängigen Verbreitung einer mehr umfaſſenden und doch minder koſtbaren Schrift hätte Rec. gewünſcht, bey einer Art von kirchenhiſtoriſcher Chreſtomathie, welche angefangen iſt, unter dem Titel:

Historiae ecclesiasticae veteris praecipua monumenta. Collegit Herm. Olshausen, S. S. Theologiae Licent. et Ordin. Repet. Sod. in Univers. reg. Berolin. Praefatus est Aug. Neander, S. S. Theol. Doctor et Prof. P. O. Vol. Primum. Tria priora secula continens. Berolini. Bey Dümmler 1820. 309 S. in 8.

Aufgenommen iſt zuerſt — Joſephus Stelle über Jeſus (Archäol. 18, 4.), wie ſie von Euſeb. I, 11. das erſtemal angeführt wird, vorher aber nicht einmal von Origenes, adv. Celsum I, 47. p. 106. ed. Würzb. benutzt war. Im Abdruck ſind einige mögliche Ausſchmückungen, als trennbar, bemerkt, doch nicht alle. Vgl. meinen Commentar zu den 3 Evangelien Th. III. zu Mark. 15, 7. Da Joſephus 20, 9.

umſtändlich über τον αδελφον Ἰησοῦ, τοῦ λεγομένου Χρι-
στοῦ Ιακωβος ονομα αυτω ſpricht, ſo lehrt uns wohl dieſe
ſpätere Stelle vorausſetzen, daß bey ihm auch ſchon etwas von
Jeſus vorher geſagt war. Freylich aber muß dieſes von der
Art geweſen ſeyn, daß es nach Joſephus Anſichten über Jeſus
geſagt ſeyn konnte. Hatte es Origenes noch ſo vor ſich, wie
Joſephus würklich geſchrieben haben kann, das heißt, den
Chriſten nicht günſtig, ſo iſt von ſelbſt erklärt, warum Orig.
es nicht citirte. Zwiſchen ſeiner Zeit aber und dem Euſebius
ſcheint dann das, was Joſephus geſchrieben haben konnte, durch
leichtſcheinende Abänderungen überarbeitet und chriſtianiſirt wor-
den zu ſeyn. Die Stelle wurde eben dadurch in ein allzu
günſtiges, alſo verdächtiges, Zeugniß über Jeſus verwandelt.
Dem Rec. ſcheint es nicht unthunlich, aus dem, was die chriſt-
lichen vermeintlichen Verbeſſerer daraus gemacht haben, doch
noch das, was Joſephiſcher Text geweſen ſeyn mochte, zu re-
ſtituiren. Ich verſuche, beyde Texte nebeneinander zu ſtellen:

Der chriſtianiſirte Text iſt:

Γινεται δε κατα τουτον τον χρονον Ιησοὺς (τις Euseb.) σοφος ανηρ, ειγε ανδρα αυτον λεγειν χρη· ην γαρ παραδοξων εργων ποιητης, διδασκαλος ανθρωπων των συν ἡδονῃ τἀληθῆ δεχομενων. Και πολλους μεν των Ιουδαιων πολλους δε και ἑλληνικους (απο του ελληνικου, Eus.) ἐπηγάγετο. Ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν. Και αυτον ενδειξει των πρωτων ανδρων παρ ἡμιν σταυρῳ επιτετιμηκοτος Πιλατου οὐκ ἐξεπαύσαντο οἱ πρωτον αυτον αγαπησαντες· εφανη γαρ αυτοις, τριτην εχων ἡμεραν, παλιν ζων,

Der wahrſcheinlich Joſephiſche ächte Text:

Γινεται δε κατα τουτον τον χρονον Ιησους στρόφις ἀνὴρ (oder: αντιστροφος ανηρ) ειγε ανδρα αυτον λεγειν χρη· ἦν γαρ παραδοξων ἔργων ποιητὴς, διδασκαλος ανθρωπων των συν ηδονῃ τὰ ἄλλα ἤθη (oder: τἀήθη) δεχομενων. Καὶ πολλους μεν των Ιουδαιων, πολλους δε ἑλληνικοὺς ἐπήγαγετο· „ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν!“ Και αυτον ενδειξει των πρωτων ανδρων παρ ἡμιν σταυρω επιτετιμηκοτος Πιλατου οὐκ ἐξεπαύσαντο οἱ πρώτον αυτον αγαπησαντες (εφανη γαρ αυτοις τριτην εχων ἡμεραν

τῶν θείων προφητῶν ταῦτά τε καὶ ἄλλα μυρια περὶ ἀυτοῦ ἐιρηκότων. Εις δε νυν (εισετι δε νυν, Eus.) των Χριστιανων απο τουδε ωνομασμενων ουκ επελιπε το φυλον.

παλιν ζων) τῶν θείων προφητῶν ταυτα τε και αλλα μυρια περι αυτου ἐιρηκύτων u. ſ. w.

Unter die inneren Spuren der Aechtheit rechne ich, daß geſagt iſt: Auch viele Helleniſche haben jenes: „dieſer war der Meſſias!“ gewonnen. Hätte ein Chriſt die Stelle frey erdichtet, ſo hätte dieſer wohl gewußt, daß Jeſus ſelbſt nicht viele Helleniſche bekehrte, Joh. 12, 20. Joſephus aber konnte wohl ſchreiben, daß jenes (näml. fortlaufende Verkündigen): Dieſer war der Meſſias! ſchon auch viele Helleniſche inducirt habe. Die Muthmaßung, daß επηγαγετο in ἐπήγαγε τό· zu theilen ſey und Joſephus urſprünglich ſo geſchrieben habe, nimmt das τὸ eben ſo, wie bey Luk. 22, 37. επ τουτο το γεγραμμενον δει τελεσθηναι εν εμοι, τό· „και μετα ανομων ελογισθη!“ Vgl. Luk. 1, 62. 9, 46. 22, 2. 4. 23. 24. Apg. 4, 21. 22, 30. und vornehmlich 1 Kor. 4. 6. Es ſchickt ſich auch mehr das Activum ἐπήγαγε als das Medium ἐπηγάγετο. Und ſo ſind mit einemmal die Worte ὁ χριστος ουτος ην als Joſephiſch-ächt erkennbar, die zuvor am meiſten die ganze Stelle verdächtig machen mußten. Sie hätten wenigſtens Interpolation, und zwar eine an ſich gar zu unwahrſcheinliche Interpolation ſeyn müſſen. Welcher Chriſt hätte dem Joſephus andichten mögen, daß er, der Phariſäer, als eigenen Ausſpruch geſchrieben habe: Dieſer war der Chriſtus? Nicht einmal einen σοφος ανηρ kann Joſephus, der Phariſäer, Jeſus genannt haben, deſto eher einen στρόφις einen gewandten Mann, oder αντιστροφος, gar einen widerſtrebenden, revolutionären. Aus αντιστροφος möchte des Euſebius Leſeart τις σοφος zunächſt entſtanden ſeyn.

War die Stelle in Origenes Exemplar noch ſo geſtaltet, ſo mochte er ſie freylich nicht anführen. Einen anderen ſpäteren anſchlägigen Chriſten aber konnte ſchon der ähnliche Laut

auf Umänderung in σοφος hinlenken. Einen Mann zweifelte dann ferner der ächte Joſephus den στρόφις ανηρ zu nennen, weil er viel Paradoxes bewürkt habe. Er dachte bey dieſem Zweifel wahrſcheinlich, Jeſus möchte eher ein Zauberer zu nennen ſeyn. Die dann folgende Umänderung von ἀήθη = ungewöhnliche, mit den Sitten nicht übereinſtimmende Dinge, in ἀληθῆ war leicht.

Davon nun, daß urſprünglich eine der Geſinnung des Joſephus entſprechende Stelle über Jeſus vorhanden war, liegt für den ſchärfer ahnenden Kritiker eine überzeugende Spur gerade in mehreren ſolchen Wendungen, welche die pia fraus nicht gemacht haben würde, wenn ſie frey eine ſolche Stelle zu erfinden gehabt hätte. Ein Erdichter hätte gewiß dem Joſephus eine von dieſem ſogar nicht zu erwartende Behauptung: daß Jeſus ein Lehrer derer, welche die Wahrheiten mit Luſt aufnehmen, geweſen ſey, beygelegt und untergeſchoben, wenn er die ganze Unterſchiebung ohne einen vorliegenden Urtext ſelbſt zu machen, freye Hand gehabt hätte. Nur daraus, daß bey Joſephus ſchon ein Text da war, den man durch möglichſt angenäherte Abänderungen chriſtianiſiren zu müſſen, oder für das Chriſtenthum gefällig machen zu können meinte, konnte den frommen Betrug bewegen, in den Joſephus das unpaſſende und von ihm ſchwer glaubliche hineinzurücken. Aus freyer Hand bildend würde auch eine patriſtiſche, das heißt, weder gelehrte noch kunſtgerechte, Erdichtungskunſt doch das wahrſcheinlichere erfunden, die Wahrſcheinlichkeit nicht ſo ſehr verfehlt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 47. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Historiae ecclesiasticae veteris praecipua monumenta. Collegit Herm. Olshausen etc.

(Beſchluß der in No. 46. abgebrochenen Recenſion.)

Das übrige kann joſephiſch = ächt ſeyn, wenn nur die Worte:
εφανη γαϱ αυτοις τϱιτην εχων ημεϱαν παλιν ζων, als
Parentheſe gedacht werden. Joſephus ſagte dann dadurch nichts,
was er nicht als Jude ſagen und glauben konnte. Daß Jeſus am
dritten Tage wieder lebend ſeinen Anhängern ſich
gezeigt habe, dies konnte Joſephus für ein Factum halten,
ohne daß er es, was der Phariſäer unmöglich konnte, für eine
wohlthätige, mittelbare oder unmittelbare Gotteswürkung hielt.
Phariſäer ſchrieben ja ſogar dem Satan große Wunderwürkun-
gen zu, wie auch das N. T. an ſo vielen Orten. Joſephus
alſo gab durch das εφανη .. παλιν ζων nur eine Thatſache
zu, als einen geſchichtlichen, hinreichenden Grund, warum
Jeſu Anhänger davon nicht abließen, daß die hei-
ligen Propheten dieſes (Wiederleben) ſowohl als auch
tauſenderley anderes geſagt hätten. Die Worte οὐκ ἐξε-
παύσαντο .. τῶν ϑειων πϱοφητῶν .. ειϱηκοτων gehören,
ſobald die Parentheſe richtig gefaßt iſt, zuſammen. Es iſt
Sprachgebrauch, παυεσϑαι auf dieſe Weiſe mit dem Genitiv
zu verbinden. παυεσϑαι της εδωδης iſt ablaſſen vom
Eſſen. Joſephus konnte nach ſeiner Denkart geſchrieben
haben: „Auch als ihn (Jeſus), auf Anzeige der erſten Män-
ner unter uns, Pilatus mit dem Creuze geſtraft hatte, ließen
die, welche ihn vorher geliebt (denn ſichtbar gewor-
den war er ihnen, da er den dritten Tag erreichte, als wie-
der lebend) nicht ab von den heiligen Propheten
als ſolchen, welche dieſes ſowohl als tauſenderley anderes

Wunderbare über ihn geſagt hätten. Und ſo hat die von ihm her ſo benannte Volksclaſſe der Chriſtianer bis daher nicht aufgehört.“

Rec. deducirt ſich demnach dieſe ſeine Anſicht der vielbeſprochenen Stelle nach folgenden kritiſch wohl unläugbaren Maximen: 1. Gänzliche Erdichtung iſt nach äußern und innern Gründen ſchwer zu glauben. Daß die Stelle ganz erdichtet und zwiſchen des Origenes und Euſebius Zeit dem Joſephus untergeſchoben worden ſey, iſt nicht nur wegen der äußern Schwürigkeiten eines ſolchen Einrückens in Handſchriften, die meiſt wohl in griechiſch-jüdiſchen Händen waren, ſondern auch wegen angeführter innerer Spuren in ihrem Inhalt, und weil Joſephus den Ιησους ὁ λεγομενος χριστος ſpäterhin als bekannt vorausſetzt, nicht leicht glaublich. 2. Die frühere Nichtanführung iſt wohl erklärbar. So lange die Stelle ſo, wie Joſephus ſie gegeben haben konnte, da war, hatte kein Chriſt Urſache, daran zu erinnern. 3. Die jetzige Geſtalt und Wendung der Stelle wäre (weil ſie das kaum mögliche dem Joſephus in den Mund legt) nicht erklärbar, wenn ſie eine frey gemachte Unterſchiebung geweſen ſeyn ſollte. Sie iſt nur als gezwungene Ueberarbeitung begreiflich. 4. Was der Ueberarbeitung zum Grunde lag, läßt ſich ſogar noch ſo ziemlich nachweiſen.

II. Der Briefwechſel des Abgarus und Jeſu iſt aus Euſeb. 1, 13. aufgenommen, vermuthlich als eine zweyte Probe, Erdichtungen erkennen zu lernen und beſonders zu bemerken, welche in ſich höchſt einfältige Erdichtungen (— denn was könnte zweckloſer geweſen ſeyn, als die Art, wie jener Thaddäi, einer der 70. nach Edeſſa gekommen ſeyn und nicht direct an den König ſich gewendet haben ſollte? —) Biſchof Euſebius wie Archivacten ſich aufheften ließ. Von dem Datum dieſer angeblich actenmäßigen Erzählung bemerkt S. 10. 11 die Note: die Edeſſener hätten nach der Seleucidiſchen aera gerechnet, deren annus 430 gleich ſey anno Tiberii 15. Die Note fügt dieſer Angabe bey: quod optime toti historiae convenit. War aber nicht vielmehr das 15te Jahr des Imper. Tiberius das bey Lukas 3, 1. angegebene Jahr, in welchem erſt Johannes der Täufer (nicht: Jeſus) aufgetreten iſt?

Jenes 15te Jahr des Tiberius iſt = dem 28ſten unſerer aera (Dionys.). Wie kann alſo das Edeſſeniſche Actenſtück dadurch, daß es etwas nach Jeſu Tod geſchehenes dem funfzehnten Tiberianiſchen Jahre gleich ſetzt, das Lob einer wenigſtens ſachkundigen Erdichtung zu verdienen ſcheinen?

III. Die, zum wenigſten ſehr legendenartig und bis ins Unglaubliche ausgeſchmückte, Tradition des Märtyrerthums Jacobus, eines Bruders Jeſu, deſſen Kniee vom Knieendbeten für das Volk wie Kameelkniee geworden ſeyn ſollten. Euſeb. 2, 23. nach Hegeſipp. Sogar die Propheten ſollten von dieſem Oblias deutlich geſprochen haben. ὡς οι προφηται δηλουσι περι αυτου. Aecht orientaliſch zwar klingt die eigentliche Frage an Jakobus: τις ἡ θυρα Ιησου του σταυρωθεντος. S. 13. Rec. bemerkt, daß nach Herbelot s. voce Ali fol. 95 b. Mohammed von Ali ſagte: Je suis la ville, où toute la science est enfermée, et Ali en est la porte. Der gewöhnlich nicht richtig gedeutete Sinn der Fragenden war alſo: Wer öffnet uns den Zugang zu Jeſus, dem Gekreuzigten? das heißt: ſie wollten über den Anſtoß, daß Jeſus gekreuzigt war, belehrt ſeyn; und daher wies ſie Jakobus auch ganz nachdrücklich darauf hin, daß dieſer Gekreuzigte dennoch in Herrlichkeit bey Gott ſey (vgl. Dan. 7, 13.). Wie aber wird es glaublich, daß Juden in größerer Anzahl öffentlich im Tempel hierüber denjenigen Jakobus gefragt haben könnten, welcher ſchon ſeit vielen Jahren ein erklärter Bekenner Jeſu und ſogar Haupt der Gemeinde zu Jeruſalem war. Sie mußten doch voraus wiſſen, daß dieſer Jakobus ſelbſt vorzüglich eine Thüre zu Jeſus war, das heißt, ſchon viele dahin gewieſen hatte?

Zu der Stelle IV. de Propinquis Jesu ex Hegesippo ap. Eus. H. E. III, 20. hätte das nächſt vorhergehende Kapitel auch noch gehört.

V. Wie Johannes den Räuberhauptmann zur Kirche zurückgebracht habe. Aus Clemens Alex. bey Euſeb. 3, 23. Die Note 1. p. 17 verweist auf Tertullian. de praescript. c. 14. daß unter Domitian Johannes im glühenden Oele unbeſchädigt auf die Inſel Patmos relegirt worden ſey. Allein Tertullians Stelle nennt nicht den Domitianus und nicht

Patmos, als dieſe Inſel der Verweiſung. C. 36. (nicht 14) ſchreibt Tertullian: Felix ecclesia (zu Rom) . . ubi apostolus Johannes, posteaquam, in oleum igneum demersus, nihil passus eat, in insulam relegatur. In welche Inſel? und von wem? bleibt unbeſtimmt.

Von S. 21 — 220 hält der Verf. vorzüglich Stellen über Chriſtenverfolgungen, Martyrien und die endlichen Toleranz-edicte ſeiner Sammlung wehrt. Wenige derſelben ſcheinen eigentlich denkwürdig; wie der Brief von Plinius und Trajan, (welcher vornehmlich Petriniſche Chriſten charakteriſirt. Vgl. βιθυνιας in 1. Petr. 1, 1.) auch die ſchon durch das mehercule, μὰ τον Ηρακλεα der „animula vagula, blandula, quae solet dare iocos“ des Hadrians ſich als ächt anpaſſende epistola ad Fundanum S. 30, wovon Rufinus versio S. 31 vielmehr die lateiniſche Urſchrift geweſen zu ſeyn ſcheint.

In dem Abdruck des alles beſpöttelnden Briefs von K. Hadrian ad Servian. findet Rec. p. 29 eine dieſem Abdruck eigene Abtheilung der Sätze: nova (privilegia) sic addidi, ut praesenti gratias agerent; denique ut primum inde discessi et in filium meum. Verum multa dixerunt et de Antonino; quae dixerunt comperisse te credo. Auf dieſe Weiſe hätte die Stelle nach: in filium meum eine Lücke. Die beſten Ausgaben der Scriptor. Hist. Augustae haben ſchon das richtige: et in filium meum, Verum (den Hadr. zum Cäſar adoptirt hatte). Multa dixerunt et de Antonino. Wir denken uns nicht, daß Hr. O. verbeſſerungsweiſe jenes geändert habe? Rec. bedauert überhaupt, viele Druckfehler in dieſen Monumenten zu finden, die in einem Abdruck für Studierende doppelt zu vermeiden ſind.

Die mehreren ausführlich gegebenen Märtyrergeſchichten kann Rec. nicht unter die Monumente der Kirchengeſchichte zählen, welche ſo vielfach ausgewählt zu werden verdienen. Sollen ſie etwa eine eigene Erbauungskraft haben? Alsdann darf, was Hr. O. auch nicht läugnet, nicht überſehen werden, daß die älteſte bey Ruinart für ächt angenommene Erzählung dieſer Art S. 96 ein von gar erbaulichen Viſionen volles Geſchichtchen von Märtyrern der fanatiſchen Ketzerey des

Montanismus iſt. Dadurch ſollen doch nicht die novae prophetiae et virtutes p. 98. 116 für uns beliebter werden? Der alte Herausgeber dieſer Märtyrergeſchichte hatte freylich S. 98 kein arges daran, als Montaniſte zu bekennen: Sicut prophetias ita et visiones novas pariter repromissas et agnoscimus et honoramus. Er hält ſie S. 116 für Zeichen, welche unum et eundem Spiritum sanctum semper usque adhuc operari testificentur. Wahrhaftig aber ſind doch die wörtlich angegebenen Träumereyen und ſogenannte Revelationen, in denen ſich die Vivia Perpetua (die ſich ſo gerne Domina S. 100. 102. nennen hörte) getröſtet fühlen mochte, allzu einfältig, als daß ſie noch im 19ten Jahrhundert für Studierende weitläufig excerpirt werden ſollten. S. 101 zum Beyſpiel, iſt ſie ins Paradies entzückt, wo man auf ſie wartet (Sustineo te, iſt ὑπομένω σε nicht, wie Stolberg im VIII. Bd. S. 434 ſeiner Religionsgeſchichte überſetzt: ich unterſtütze Dich! —). Dort ſieht ſie einen Alten im Hirtenhabit, die Schaafe melkend und viele Tauſende in weißen Kleidern um ihn her. (Alſo den ſogenannten Alten der Tage?) Er giebt ihr ein Biſchen Käſe, de caseo, quod mulgebat, und ſie erwacht, commanducans adhuc dulcis nescio quid, noch an etwas Süßem kauend. Wohl ihr! Dergleichen etwas mochte den Montaniſten einſt erbaulich ſeyn, welche (wie Tertullian es ganz anſchaulich, handgreiflich und glaubensvoll berichtet, de Anima c. 9.) durch die Revelationen ihrer „Schweſtern“ ſogar, wie die Seele corporaliter geſtaltet ſey, und daß ſie durchaus wie ein Menſch, nur himmelblau, ausſehe, als eine große Offenbarung erhalten und annehmen konnten. Für unſere Zeit aber gehört doch ein ſolche Perpetua (vgl. Tertullian de Anima c. 55.), als perpetuirlich, nur in jene dumpfe, enge Gäßchen, welche als Lämmleinsfreunde einſt Nothanker bey ſeinem Eintritt in die Hauptſtadt ſo unvergeßlich gezeichnet hat. Neben manchen andern Nothankern ſcheint die Zeit wieder auch eines ſolchen Nothankers zu bedürfen. Erbaulich und chriſtlich wird es ein ſolcher auch nicht finden können, daß die epistola Smyrnensis ecclesiae über die Märtyrthums-Geſchichte des Polykarpus von dieſem (S. 44) bekennt: Er habe, gegen das ganze Volk im Stadium

gewendet, ſeufzend und gegen Himmel blickend ausgerufen: Schaffe weg die Ungöttiſchen, αἶρε τοὺς ἀθέους. Plebem in amphitheatro circum sedentem, ſetzt die Note hinzu, αθεους vocat. Rec. hätte noch hinzugefügt: Martyrium vehementia in gentiles provocasse christiano (apocalyptico) tum quidem poterat dignum videri. Obliviscebantur sane illius: volenti non fieri injuriam.

Viel lieber leſen wir S. 226 in einem andern Excerpt aus Irenäus ad Florin. (Euseb. 5, 20.), daß Polykarpus zwar durch Umgang mit dem Apoſtel, Johannes, und mit Andern, welche Jeſus geſehen hatten, manche Ueberlieferung gewußt, aber alles nur in Uebereinſtimmung mit den heiligen Schriften kundgemacht habe, ἀπήγγειλε πάντα σύμφωνα ταῖς γραφαῖς. Sogleich S. 229 folgt aus einem anonymen alten Fragment adversus Montanistas nach Euſeb. 5, 16. 17. eine ähnliche Anerkennung, daß der Verf. ſogar durch weitere Auslegungen „zur Schrift etwas hinzu- oder davon-zuthun“ ſich gewiſſenhaft ſcheuete. Das ſo vielerley Hinzuthun iſt allerdings ſo ſchädlich oder noch ſchädlicher geworden, als das Davonthun!

Bey dem Edict des Galerius für die Chriſten (Euſeb. 8, 17.) vermuthet der Herausg. S. 189, es ſey vielleicht nichts als die ſchlimme Krankheit des Galer. Urſache zum Edict gewſen, wegen der Hoffnung, daß nun die Chriſten zu ihrem Gott, welchen Gal. jetzt für den mächtigſten gehalten habe, ſeine Geneſung erbitten würden. Das Edict aber iſt nicht blos von Galerius, ſondern auch (S. 190) von Conſtantinus und Licinnianus. Der Chriſten Gott wird auch S. 191 nicht als der mächtigſte anerkannt, ſondern blos als ein Gott, zu dem die Chriſten für das Wohl der Imperatoren und des Reichs beten dürften. — Sollten die den Zuſtand der Chriſten legaliſirenden Edicte angeführt werden, ſo wäre vornehmlich aus Eusebii Vita Constantini jene frühe Erklärung Conſtantins, als Monument, aufzunehmen geweſen, worin er ſo ſchön und glaublich zeigt, wie ihn eigentlich der Monotheismus und das Sittlichgute der Lehre Jeſu dem Chriſtenthum geneigt machte.

Der dritte Abſchnitt liefert manches ad historiam haeresium et schismatum. Das meiſte, nämlich von S. 228 bis 271, betrifft wieder die Montaniſterey, den phrygiſch-chriſtlichen Somnambulismus des 2ten Jahrhunderts. Ein Excerpt bey Euſeb. 5, 16. nennt ſie την των κατα Μιλτιαδην γεγομενων ἀιρεσιν. Eine Note des Herausg. giebt an, wie man keinen Miltiades als Montaniſten kenne, daher dafür entweder Μοντανον oder Αλκιβιαδην conjecturirt habe. Müßte man conjecturiren, ſo würde Rec. κατὰ Μυσίαν γῆν („den in der Landſchaft Myſien entſtandenen") vermuthen, weil (S. 230) das Montaniſiren εν τῃ κατα φρυγιαν Μυσίᾳ entſtanden iſt, einer Gegend, die auch bey den Heyden für eine grobſinnliche Myſtik klimatiſche Anlage gehabt zu haben ſcheint. Aber alle Textänderungen ſcheinen hier überflüſſig. Miltiades hatte wieder die Montaniſten geſchrieben, aber der Secte nicht einen beſtimmten Namen gegeben. Der Anonymus nennt ſie alſo die Secte derer, die nach Miltiades ſo (nämlich αἱρεσις) geworden ſind. S. 234 folgt der ähnliche Ausdruck, ein Aufſatz, λογος, nach (secundum) Aſterius Urbanus, κατὰ Αστ. ουρβ., welcher doch Urheber des Aufſatzes war, wie Miltiades Urheber der Anwendung des Namens Häreſis gegen die Montaniſten. Auch S. 236 folgt eine Stelle, wo es ſonderbar iſt, daß die Erklärer darauf beſtehen, gegen alle Mſſe Αλκιβιαδου in Μιλτιαδου zu verändern. Ein Miltiades hatte, wie dort geſagt iſt, gegen Montanism geſchrieben. Dieſes und allerley Ausdrücke (λεξεις) von Montaniſten, ſagt der Anonymus, habe er gefunden εν τινι συγγραμματι ἀυτῶν ενισταμενων τῷ Αλκιβιάδου του αδελφου συγγραμματι, worin dieſer über die Behauptung: ein Prophet ſolle nicht in Entzückung reden, argumentirt. Daher habe er, der Anon. es epitomirt. Warum ſollte nun hier durchaus Αλκιβιαδου nicht bleiben? Auch die Montaniſten nannten ſich untereinander Brüder und Schweſtern. Ein Alcibiades, der ſich montaniſtiſch einen Bruder nannte, hatte einen Aufſatz verfaßt über (und ohne Zweifel gegen) die angegebene antimontaniſtiſche Behauptung. Auf dieſem Aufſatz beſtunden gewiſſe Montaniſten, als Verf. eines andern συγγραμμα, aus welchem der Anonymus λεξεις αυτων

(Montanistarum quorundam) excerpiren konnte. — Gar zu gewagt und mißlich iſt es, beſonders in Namen, von den Mſſen abzugehen und ganz etwas anderes ſogar in den Text aufzunehmen! Man ſollte nicht durch Mutmaßung zu ändern verſuchen, ehe man gewiß iſt, daß der überlieferte Text keinen paſſenden Sinn gebe. Nicht was der alte Verf. nach unſerer Meinung hätte ſagen ſollen, ſondern was er irgend geſagt haben könnte, zu finden iſt die Aufgabe. Und ſelbſt, wenn nichts, was er geſagt haben konnte, zu finden, alſo etwas paſſendes zu conjecturiren iſt, ſollte man wenigſtens nie vergeſſen, und nie aufhören zu erinnern, was man als Conjectur, und was man durch Zeugniß oder Spuren von Zeugniſſen habe.

Bemerkenswerth iſt es (S. 232. Note) allerdings, daß der Anonymus nach dem Schluß dieſes Excerpts S. 232 Euſeb. KG. 5, 17. im 14ten Jahre nach dem Tode der Montaniſtiſchen Prophetin Maximilla ſchrieb, wo 13 Jahre des Friedens geweſen waren, und daß man dieſe nur unter Commodus a. 180 — 193 findet. Schon Wernsdorf in der forſchenden Abh. de Montanistis benutzte dieſe Spur, um die Zeit des Montanus und ſeiner beyden Prophetinnen zu beſtimmen. Ob aber die dort und oft auch ſonſt für den Urſprung chriſtlicher Synoden citirte Stelle von eigentlichen und ordentlichen Diöceſan- und Kirchen-Synoden zu verſtehen ſey, iſt dem Rec. doch ſehr ungewiß. Sie ſagt: των . . κατα την Ασιαν πιστῶν πολλακις και πολλαχῃ της Ασιας εις τουτο συνελθοντων και τους προσφατους λογους (die Montaniſterey) ἐξετασαντων και βεβήλους αποφηναντων και αποδοκιμασαντων την αἱρεσιν, ουτω δη της τε εκκλησιας εξεωθησαν και της κοινωνιας ειρχθησαν. Die Stelle ſpricht demnach nicht von förmlichen, gewöhnlichen Zuſammenkünften der Biſchöfe und Presbyter, ſondern der glaubenstreuen überhaupt = των πιστων. Solche, noch freyere, nur durch Zeitumſtände veranlaßte Zuſammenkünfte von Layen und Nichtlayen waren ohne Zweifel das älteſte; wie Apgeſch. 15, 22. Apoſtel, Presbyters (die man nicht durch Prieſter überſetzen darf, da ſie vielmehr gewählte Gemeindevorſteher aus allen Ständen waren) mit der ganzen (Ekkleſia)

Ortsgemeinde überlegten und Schluß faßten. Eben ſo ſcheueten ſich die Vorſteher der Gemeinde zu Jeruſalem vor dem, was die Menge über das freyſinnigere Chriſtenthum des Ap. Paulus ſagen werde, welche doch unvermeidlich zuſammenkommen werde = δεῖ συνελθεῖν! Wären zu ſeiner Zeit ſchon in der Nähe der Montaniſten in Aſien förmliche repräſentative Zuſammenkünfte der Chriſten verfaſſungsmäßig geweſen, ſo würde Tert. de Jejun. c. 13. ſchwerlich blos auf das entfernte Beyſpiel von Griechenland ſich berufen: aguntur praeterea per Graecias illa certis in locis concilia ex universis ecclesiis, per quae et altiora quaevis in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius nominis christiani magna veneratione celebratur.

Nach denen S. 243 aus Epiphan. Häreſ. 48, c. 11. gut geſammelten eigenen Worten des Montanus erhellt, daß er und die Seinigen das πνευμα ihrer Inſpiration noch nicht als Perſon betrachteten. Es ſey, ſagen ſie, die allmächtige Gottheit = Gott der Vater ſelbſt, der herabgekommen in dem Menſchen (würkſam) ſey. εγω κύρι ὁ Θεὸς ὁ παντοκράτωρ καταγινόμενος ἐν ἀνθρώπῳ . . ουτε αγγελος, ουτε πρεσβυς, αλλ' εγω ὁ κρος Θεὸς Πατὴρ [dominans numen supremum paternum] ηλθον. Mit Unrecht würde dieſes von einem Herkommen der allwaltenden und Vater genannten Gottheit auf oder in Jeſus Chriſtus verſtanden werden.

In der aus haer. 48. c. 12. excerpirt folgenden Stelle der Maximilla iſt wohl nicht ακουσατε, ὠ παῖδες, Χριστοῦ τι λεγει — ſondern ω παιδες Χριστου! zu verbinden.

Wer ſich gar zu gerne, wie Stolbergs Religionsgeſchichte VIII, 389. 390., auf Tertullian de praescriptione adv. haereses oder auf den Einfall, daß die Kirche ein Verjährungsrecht (ihrer Lehrwahrheiten) gegen die Andersdenkenden habe, beruft, der findet hier — S. 245 — wie dieſer Advocat, ſobald er ſelbſt ſich nicht mehr an die herrſchende Kirche band, die richtigere Unterſcheidung gefunden und tüchtig ausgeſprochen hat. Haereses, ſagt er jetzt, non tam novitas, quam veritas, revincit. Quodcunque adversus veritatem sapit, hoc erit haeresis, etiam vetus consuetudo . .

Und vorher kräftig und wahr: veritati nemo praescribere potest (gegen Wahrheit giebt es kein Verjährungsrecht, nämlich des Irrigen) non spatium temporum, non patrocinia personarum, non privilegia regionum. Ex his enim fere consuetudo initium ab aliqua ignorantia vel simplicitate sortita, in usum per successionem [man berief ſich immer auf die ununterbrochene Nachfolge, durch welche man wohl Amt und Stuhl, aber nicht auch Geiſt und Kenntniß erhalten mag] corroboratur et ita adversus veritatem vindicatur. Dominus noster Christus veritatem se, non consuetudinem, cognominavit!! Tert. giebt alsdann die Regula fidei ſeiner Zeit an; aber wie einfach; der Eine allmächtige Gott, ſein Sohn Jeſus Chriſtus . . Auferſtehung des Leibs. Mehr war noch nicht als Glaubensbekenntniß tradirt. Wie kann eine ſpätere Zeit eine vollſtändigere Ueberlieferung zu haben und zu geben behaupten, als die vor ihr da war? Bleibt nur dieſe lex fidei, ſagt Tert., cetera jam disciplinae et conversationis admittunt novitatem correctionis. Neue weſentliche Chriſtenlehren, außer ſeiner Regula fidei, dachte er gar nicht als möglich. Dem Geiſte der Wahrheit ſchreibt ſodann Tert. zu, quod disciplina dirigitur, quod scripturae revelantur (offenbarer, enthüllter, verſtanden werden), quod intellectus reformatur, quod ad meliora proficitur. Er will nicht mehr die Imperfectibilität der Infallibilität. Die Zeit unterrichtet. Nihil sine aetate. Et omnia tempus expectant.

Richtig erklärt Tert. de Jejun. c. 13. Paracletus durch advocatus (S. 261). Er ſtimmt überein, daß man praeter Pascha faſte, citra (S. 260) illos dies, quibus ablatus est sponsus. — Sollte hier nicht circa zu leſen ſeyn? Gerade an dem Todestage Jeſu und ſo lange er in der Gruft war, ſollte man faſten. Daß die Biſchöfe auch ſonſt allgemeine Faſten anſagen, mandare assolent, lobt Er auch. Aber gar nicht, daß man, wie Er es nennt, die Induſtrie und Fangluſt habe (zum Erſatz des Faſtens) Allmoſen anzunehmen. Non dico de industria stipium conferendarum, ut vestrae capturae est! Am ſtärkſten aber ſpricht ſeine

Ironie ſich aus gegen eine neue oberbiſchöfliche Poenitenz- und Abſolutions-Verordnung: Audio, edictum eſſe propoſitum et quidem peremtorium: Pontifex ſcilicet maximus, quod eſt Epiſcopus epiſcoporum, edicit: Ego et moechiae et fornicationis delicta poenitentia functis dimitto! Beſonders rügt Tert., daß verlangt war, dieſes: Ego . . dimitto, ſolle publicirt werden in der Gemeinde, die doch jungfräulich ſeyn ſollte, hoc in eccleſia legitur, et in eccleſia pronunciatur; et virgo eſt? So weit war es alſo c. 200, daß dergleichen Ordnungen, gleich wie edicta praetorum, principum, publicirt wurden und der Name Pontifex Maximus, Epiſcopus epiſcoporum erſchien. Jener, der uralte, Titel des Obervorſtehers aller Prieſterſchaft zu Rom — wurde er hier etwa zum erſtenmal von dem chriſtlichen Biſchof auf ſich angewendet?? Merkwürdig iſt auch das Excerpt S. 248 aus Tertull. adv. Praxeam c. 1., daß eben dieſer Praxeas, welcher zuerſt die Meinung, Gott ſelbſt habe ſich in Jeſus eingekörpert, nach Rom gebracht, damals den römiſchen Biſchof durch falſche Nachrichten von den (Montaniſtiſchen) neuen Propheten und Gemeinden genöthigt habe, die ſchon ausgegebenen Briefe chriſtlicher Eintracht zurückzunehmen, daß alſo dieſer römiſche Biſchof, der Zeit nach ſcheint es Victor geweſen zu ſeyn, ſchon den Montanismus anerkannt hatte. Tunc epiſcopum romanum, agnoſcentem jam prophetias Montani, Priſcae, Maximillae, et ex ea agnitione pacem eccleſiis Aſiae et Phrygiae inferentem, falſa de ipſis prophetis et eorum eccleſiis adſeverando et praeceſſorum ejus au'ctoritates defendendo, coëgit (Praxeas) et litteras pacis revocare jam emiſſas... Zugleich zeigt dieſe Stelle, daß ſchon Amtsvorfahren dieſes röm. Biſchofs gegen Montanus geweſen waren. Der Anfang von Victors Episkopat wird ins J. 189. geſetzt. Euſeb. 5, 22. Vor Victor war Eleutherus ſeit 176., Soter ſeit 168., Aniketus ſeit 157. Maximilla, die Prophetin, ſcheint, wie wir oben angeführt haben, ſchon a. 180. todt geweſen zu ſeyn. Noch ein anderes, weniger bemerktes, Datum iſt, daß Aemilius Frontinus zur Zeit des erſten Flors der Montaniſten, Proconſul zu Epheſus war. Euſeb. 5, 18. p. 303.

ed. Stroth. Kann man deſſen Proconſulat nicht ſonſther chronologiſch beſtimmen? Auch iſt (ebendaſelbſt p. 304) beſtimmt angegeben, daß, als Apollonius dagegen ſchrieb, der Montanismus ſchon 40 Jahre gedauert hatte; ſo daß, wenn man alle dieſe Spuren zuſammenfaſſend urtheilt, der Anfang deſſelben = a. 150 bis 152 geweſen ſeyn muß.

S. 271 — 277 ſind Stellen excerpirt, Victors Streit über das Paſcha und wie lange man um die Paſchazeit faſten ſollte, betreffend. Doch nicht genug, um authentiſch zu ſehen, in wiefern man über den Tag, nach dem Paſcha ein chriſtl. Oſterfeſt zu feyern, ſtritt und der Streit zugleich mit den Begriffen vom Faſten in Colliſion kam.

S. 274 iſt auch die archäologiſch merkwürdige und noch nie befriedigend erklärte Stelle über das Faſten vor Oſtern abgedruckt, welche in Irenäus Epa ad Victorem, de Paschate, bald im Anfang ſo lautet: Es iſt nicht blos über den Tag [an welchem die Auferſtehung zu feyern ſey, nämlich ob immer an einem Sontag? oder immer am 3. Tage nach dem Paſcha der Juden? da Jeſus am dritten Tage nach dem Paſchaeſſen auferſtanden war] ein Zweifeln, ſondern auch über des Faſtens Art ſelbſt. Einige nämlich meinen, ſie müſſen Einen Tag faſten (den Todestag?), andere zwey (den Todestag und den Tag, welchen Jeſus, „der Bräutigam“, im Grabe gl. abweſend war ἀπηρθη —), andere auch mehrere (Tage) — οἱ δε τεσσαρακοντα ὡρας ἡμερινας τε και νυκτερινας συμμετρουσι την ἡμεραν αυτων. Der Herausg. hat mancherley Conjecturen über dieſe letzteren Worte angeführt. Die glaublichſte wäre, nach τεσσαρακοντα einen Punct zu ſetzen: Einige (meinen faſten zu müſſen) 40 (Tage). Sie rechnen die Tag- und Nachtſtunden zuſammen als ihren Faſttag. Dies würde ſagen: ſie faſteten nicht nur an den Tagen, ſondern auch in den Nächten. Rec. ſchlägt die Erklärung vor: „Einige rechnen 40 Tag- und Nachtſtunden als ihren Tag [d. i. Faſttag] zuſammen.“ Man hielt nämlich für ſchicklich zu faſten, ſo lange als der Bräutigam weggenommen war mit Hinſicht auf den dem Markus 2, 10. eigenen Beyſatz: εν εκεινη τῃ ἡμερᾳ, welches Er, der ſpätere Evangeliſt, allein, und bedeutſam, dem ὁταν

ἀπαρθῇ απ αυτων ὁ νυμφίος και τοτε νηστευσουσιν angefügt hat. Nun war Jeſus etwa von Freytag Mittags um 2 Uhr gekreuzigt, ὁ νυμφιος απαρθεις. Bis zum Frühmorgen des erſten Tags nach dem Sabbat war er alſo 4 Nachmittagsſtunden + 12 Nachtſtunden + 24 Tag- und Nachtſtunden in dem Zuſtande, welcher die erſten Chriſten zu einem großen Faſtentag veranlaſſen konnte. Dieſer hörte auf mit dem Frühmorgen, wo Jeſus ſich als wieder lebend erhob. Zuſammen waren dieſes = 40 Stunden ſeines Wegſeyns, des Weggenommenſeyns, ἀπαρθῆναι. Manche konnten alſo die gerade Zahl von 40 Tag- und Nachtſtunden „zu ihrem (Faſten-) Tage" zuſammenfaſſen. Und dieſes ſcheint die Stelle dem Rec. anzudeuten. Auch die Conſtitutiones apoſtol. 5, 18. berufen ſich ſchon auf jenes απαρθῃ, ſetzen aber νηστευσουσιν εν εκειναις ταις ἡμεραις, ſtatt des Singulars, weil ſie ſchon ein Faſten von 6 Tagen, von Montag bis Samſtag, verordnen. Vgl. Auguſti. Die Feſte der alten Chriſten. II Bd. S. 204.

Excerpte über Artemon, Theodotus und einige Gnoſtiker ſchließen das Bändchen. Das über die Gnoſtiker Gegebene kann noch bey weitem nicht hinreichen, beſonders wenn man vergleicht, wie viel wegen der Montaniſten und Märtyrer excerpirt iſt. Ein zweytes Bändchen wird folgen. Wäre der Druck ſo ſorgſam gewählt, wie in dem Danziſchen Compendium der Kirchengeſchichte, ſo könnte vielleicht ſchon die jetzige Bogenzahl faſſen, was Hr. O. in einem zweyten Bändchen geben will. Bey dergleichen chreſtomathiſchen Sammlungen iſt Wohlfeilheit eine Hauptrückſicht.

Beyden Schriften wünſcht Rec. ein Regiſter, wenigſtens die nomina propria nachweiſend, von denen gehandelt wird. Der Danziſchen Schrift wünſchen wir eine baldige, gleich gute Fortſetzung durch die 2 folgenden Haupttheile der Kirchengeſchichte. Ein gleichförmiges Compendium dieſer Art darüber iſt Bedürfniß.

H. E. G. Paulus.

alles, was in den Wiſſenſchaften," und namentlich in dem Staats- und Regierungsrechte, als eine Verfinſterung erſcheint, hat ſich — fährt der Verf. fort — in Göttingen aufrecht erhalten (denn auch in andern Fächern fand das auf Mittewegen fortſchreitende Forſchen Schutz und Schätzung!). „Und dieſer Geiſt wird nicht untergehen," weil die Lehrer ſich unter dem Schutze eines Landesregenten befinden, der, als Monarch einer (conſtitutionell-) freyen Nation die liberalen Grundſätze in dem Hannöveriſchen Regierungsſyſteme befeſtigt und deſſen ausgeſprochener Wille es iſt, daß Hannover ſich dem freyen England verſchwiſtert fühlen ſoll." Nur Conſequenz und Harmonie in dem durch die Zeit nothwendig gewordenen Ordnungsſyſtem erhält das Ganze. Reſte aus einem andern Syſtem ſtören und würden am Ende ſich ſelbſt zerſtören, wenn ſie nicht ſich aſſimiliren wollten.

„Napoleon, fährt S. 222 fort, begriff beſſer das Großartige der Univerſität Göttingen, als ein Stourdza. Er erklärte ſie für eine Stiftung, die der ganzen gebildeten Welt angehöre. Und daß es bey dieſer Aeußerung nicht auf eine bloße Artigkeit abgeſehen geweſen, beweiſe die Schonung, mit welcher die Univerſität während der franzöſiſchen Beſetzung Hannovers behandelt wurde. Die Einkünfte blieben ihr, keine ihrer Anſtalten wurde beraubt, manche bereichert." Dies iſt um ſo merkwürdiger, da die großen Koſten der Unterhaltung (ungefähr die Erhaltungskoſten eines Infanterie-Regiments im Frieden) aus den Hannöveriſchen Domänen fließen, die Landſtände nur (?) ungefähr 12.000 Rthlr. (zwölftauſend Reichsthaler) zuſchießen. — S. 223.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 48. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Kieler Beyträge. Erſter Band. Schleswig, 1820. Im Verlage des Taubſtummeninſtituts. Leipzig, in Commiſſ. bey Tauchnitz. 404 S. in 8.

(Beſchluß der in No. 47. abgebrochenen Recenſion.)

„Der Bibliothek (zu Göttingen) ſchenkte, ſobald das feſte Land wieder offen und vom Eroberer frey war, der Prinz-Regent (eine nach äußerem und innerem Werth koſtbare und nöthige Ergänzung) alle die vorzüglicheren Werke, welche während der langjährigen Sperre in Endland erſchienen waren, mit einem mal. (Ein Schatz, der in Deutſchland nirgends ſeyn mag.) So behandelt „der Landesregent ſelber die Univerſität als eine „Anſtalt von großer Bedeutung“ — S. 226. „In Anſehung der Lehrart genießen die Lehrer die größte Unabhängigkeit. S. 227. Es wird immer als ein Uebelſtand angeſehen, wenn es in einem Fache an Concurrenz der Lehrer mangelt. So gleichen ſich auch Irrthümer (und Einſeitigkeiten) am beſten aus. Alles Einſchreiten von oben iſt unerhört.“ — „Der Unfleiß eines Profeſſors wird nach Umſtänden von oben herab geahndet.“ . . „Die Lehrer halten ſich — in den Vorleſungen — von dem, was als bloße Speculation erſcheint, entfernt.“ (Keineswegs aber iſt, ſ. S. 17. 33. Univerſitätszweck, das Abrichten zu Staatsdienſten, ſondern das Studieren, das iſt, das geordnete, geiſtig rege Nachdenken über Einſichten und Erfahrungen, welche für das thätige Leben leitende Grundſätze, und eine Fertigkeit, zu jedem Geſchäft die wahre Methode zu finden, gewähren können!) . . „Den Lehrern werden, S. 228, ihre wiſſenſchaftliche Forſchungen durch die ausgezeichneten Anſtalten erleichtert.“ (Nur Anſtalten ſind, auch beym Wechſel der Perſonen, der feſte Haltpunct der Univerſitäten. Auch gehen die

beſten Leher am liebſten dorthin, wo für ihre Fächer die ununterbrochenſte Reihe von Hülfsmitteln gerne erhalten und ſtätig fortgeſetzt wird.)

S. 228. „Was die Preßfreyheit (die allgemein mittheilende Denkfreyheit) betrifft, ſo iſt ſie den Profeſſoren bey der Stiftung der Univerſität (alſo durch den unverletzbar heiligen Stiftungsact, welcher allen ſpäteren Acten eines Gouvernements zur Baſis bleiben ſoll) unbedingt beygelegt.“ . . „Sie haben dieſes unſchätzbare Recht von jeher ungeſchmälert erhalten, „wenn ſie gleich hin und wieder wohl manches ge„ſchrieben haben, was den gangbaren „höheren“ Anſichten nicht „zugeſagt.“ . . S. 39 bemerkt, wie darin der Vorzug Deutſchlands beſtand, daß der Mund der Wahrheit vor dem Uebermuth nie ganz ſchweigen mußte, daß der von Leipzig und Dresden wegverketzerte Chriſtian Thomaſius ſeinen Schutzort, Halle, begeiſternd hob, und der durch eine von der Religioſität des damaligen Königs erſchlichene Cabinetsordre verbannte, ja mit dem Strang bedrohte Wolf von dem Landgrafen von Heſſen ehrenvoll geſchützt und benutzt wurde, bis Friedrich, der durch Selbſtdenken Große! dem von der Unwiſſenheit Verfolgten öffentliche Genugthuung ſchaffen konnte. Sonſt findet, wie S. 229 bemerkt, im Hannöveriſchen Cenſur unmittelbar durch die Regierung ſtatt, zufolge einer Verordnung, die, als alt, unverändert in öffentlichen Blättern neulich in Erinnerung gebracht worden iſt. Indeß ſcheint es dabey, ſagt der Verf., nur auf Schriften abgeſehen zu ſeyn, welche gegen die guten Sitten und religiöſe Grundſätze anſtoßen; „denn was das politiſche anlangt, ſo herrſcht, wie Hr. „Br. verſichert, im Hannöverlſchen freye Rede und freyer „öffentlicher Verkehr ſogar derjenigen Schmähſchriften, welche „gegen Hannover ſelbſt gerichtet ſind; ſo wie man auch von „erfolgreicher Angeberey, geheimer Ausſpäherey und Ariſtokra„ten- oder Demokraten-Riecherey nur aus der franzöſiſchen „und weſtphäliſchen Zeit ſich etwas erinnert.“ — „Daß den Göttingiſchen Profeſſoren auch unter den jetzt obwaltenden Umſtänden die Preßfreyheit nicht entzogen iſt, darf man (S. 230) „als gleich ehrenvoll für die Regierung und die Pro„feſſoren auszeichnen.“ Ehrenvoll für die Regierung, weil ſie

ihr bey der Stiftung gegebenes Wort, die Begünſtigungen der Univerſität wohl zu erweitern, nicht dahin umwendet, eine der ſchätzbarſten zu beſchränken (vielmehr den Grundſatz übt, daß die [bey einem Amtsantritt ſtattgefundene Bedingungen aller Art nicht ohne erwieſene Nothwendigkeit ſtaatsrechtlich irgend vermindert werden dürfen!) . . . „Ueberhaupt nichts zu ſchmälern, was nur irgend einen Anſchein von Recht für ſich hat, iſt (S. 230) ein gerechter Grundſatz der Hannöveriſchen Regierung, der überdies nach aller Möglichkeit zum Beſten der Profeſſoren ausgedehnt wird.“ . . . S. 231. „Daß ein Hannöveriſcher Profeſſor ohne Urtheil und Recht, und wäre es auch mit Beybehaltung ſeines Gehalts, könnte abgeſetzt werden, würde man mit Rückſicht ſowohl auf den rechtlichen Sinn der Regierung, als auf die uneingeſchränkte Unabhängigkeit der Hannöveriſchen Juſtiz, zu den Unmöglichkeiten zu rechnen geneigt ſeyn.“ . . „Ja (S. 232) die Hannöveriſche Regierung will nicht blos dem ſtrengen Rechte gemäß handeln; ſie will ſich auch als eine humane Regierung bewähren. Und an die „Humanität ſind die Hannoveraner ſo ſehr gewöhnt, daß ſie „Verletzung des Rechts und Ueberſchreitung humaner Grund„ſätze nach demſelben Maasſtabe zu beurtheilen geneigt ſind.“

Unſere Leſer verzeihen gewiß dem Rec., wenn er die gewöhnlichen Gränzen beynahe vergaß, um ſo viel rühmliches für eine Regierung und ſoviel aus einer wohlgegründeten, wohlerhaltenen Lehranſtalt nicht nur für das eine deutſche Land, ſondern für Deutſchland überhaupt ausfließendes Wohlthätige und Geiſterhebende aus dem öffentlichen, wohlbedachten Zeugniß eines dort abgegangenen Univerſitätmitglieds wörtlich zu excerpiren. Hier ſpricht nicht eine Theorie, nicht eine ſelbſtſüchtige Partheylichkeit. Alles iſt auf die geſchichtliche Baſis, auf die hiſtoriſche Notorietät und vieljährige Erfahrung gegründet. Die zwangloſe, auf alle Weiſe geachtete und auf das vorzüglichſte ausgeſtattete Lehr- und Lehreranſtalt, auf welcher nicht einmal leicht ein unerprobter Lehrer ohne freyen Beyrath der Sachkundigen des Fachs von den beyden Miniſtern, als Curatoren, einen Ruf erhält, — wie ſchön hat ſie erwieſen, daß der Geachtete auch wieder in ſich ſelbſt um ſo achtbarer wird,

und eben ſo dem Achtenden durch Bewährung ſeines Urtheils wahre Achtung erwirbt und zurückgiebt.

Auch weiterhin an das erfahrungsmäßig erwieſene ſich haltend, empfiehlt Rec. in zwey verwandten andern Aufſätzen: „Zur Rechtfertigung der deutſchen Univerſitäten gegen die neueſten Anſchuldigungen“ — mit welchen die Beyträge von den ſehr geſchätzten Lehrern, Pfaff und Hegewiſch, S. 1—135 eröffnet ſind, vornehmlich das unläugbar Factiſche. Die feyerliche Eröffnungsrede des Bundestags vom 5. Nov. 1816 ſprach aus: „Wem ſind unſere Univerſitäten nicht ein ſtolzes Denkmal deutſcher Entwicklung? Selbſt Ausländer, nicht immer gerecht gegen uns mit der Wagſchale des Verdienſtes, räumen der Form unſerer wiſſenſchaftl. Inſtitute ſchon wegen ihrer alle einzelne Haupt- und Hülfszweige als ein Ganzes berückſichtigenden Umfaſſung einen großen Vorzug ein.“ (Ohne Zweifel ſind auch Ausländer, und überhaupt ſolche, welche mehr mit dem Auswärtigen ſich zu beſchäftigen haben, dann, wenn über das Innere die Wagſchale des Verdienſtes nicht immer gerecht gefaßt und gehalten wird, eher nicht unterrichtet als nicht gerecht. Die entſchuldigende Billigkeit denkt an das Sprüchwort: die Kunſt hat keinen Haſſer, als die, welche davon nicht Kunde genug haben! Auch beweiſt hier die Anerkennung eines ſchon im Namen Univerſität ausgedrückten Vorzugs, jener concentrirenden Umfaſſung aller wiſſenſchaftlichen Haupt- und Hülfszweige, einen höheren Zweck als bloßen Dienſt, wie er in franzöſiſchen Specialſchulen militäriſch eingeübt werden ſoll.) Was nun, kaum 3 Jahre ſpäter, eine andere Note ausſprach: „daß der wirkliche Zuſtand der deutſchen Univerſitäten mit einigen allgemein anerkannten ehrenvollen Ausnahmen ihrem in beſſeren Zeiten erworbenen Ruhm von vielen Seiten nicht mehr entſpreche“ (S. 7) das unterſcheidet der Verf. S. 6 ſorgfältig von den Beſchlüſſen des Bundestages ſelbſt, welche etwa „den deutſchen Regierungen, auch nur um möglichen Gefahren vorzubeugen, rathſam erſcheinen konnten, und Modificationen zuließen, durch welche die Liberalität einer Regierung aufs neue das Vertrauen, das ſie in ihre Univerſität ſetzt, zu beſchäftigen vermochte.“ Und ſo war es auch.

Der Verf. veranlaßt, den würklichen Zuſtand aller deutſchen proteſtantiſch gebildeten Univerſitäten der Reihe nach einzeln zu überblicken. Er bemerkt kräftig S. 12, daß unter den ſüddeutſchen Univerſitäten die 3 Bayriſchen, 2 Badiſchen und die Würtembergiſche gerade um dieſe Zeit einen aus freyer Achtung gegebenen Beglaubigungsbrief durch das conſtitutionelle Recht, vermittelſt der Mehrheit der ſämmtlichen ordentlichen Lehrer einen landſtändiſchen Repräſentanten, in Baden ſogar in die erſte Kammer, zu erwählen, erhielten; eine freygewollte Auszeichnung von Seiten der Regierungen, das (S. 13) ſie gewiß ihren Univerſitäten und Profeſſoren nicht eingeräumt haben würden, wenn ihnen, dieſen näheren Beobachtern des Innern, bekannt geweſen wäre, daß man „die Gemüther mit leeren Träumen anfülle und ihnen gegen „die beſtehende geſetzliche Ordnung, wo nicht Bitterkeit, doch „Geringſchätzung und Widerwillen einflöße, ſo daß, ſey es „durch ſträfliche Mitwürkung, ſey es durch unverzeihliche Sorg„loſigkeit der Lehrer, die edelſten Kräfte und Triebe der Ju„gend zu Werkzeugen abentheuerlicher politiſcher Plane . . „gemisbraucht würden.“

Gewendet zu den norddeutſchen Hochſchulen fragt der Verf., ob denn wohl für Halle nicht Napoleon das eclatanteſte Zeugniß gegeben habe? (Damit trifft die Frage zuſammen: ob nicht, was ſpäterhin Halle, Jena, Gießen ꝛc. als Univerſitäten für deutſche Befreyung mit begeiſterter Willigkeit thaten, den Geiſt des Univerſitätweſens beurkunde? Und überhaupt darf gewiß auf den Ingrimm der Napoleoniſchen Policey gegen alles deutſche Univerſitätweſen, gegen dieſe, nicht blos zum Exerciren für Büreaukratie und Geſchäftmechanismus gemodelte Denkübungsanſtalten, als auf die weltbekannteſte Belobung vor Regenten und Völkern hingedeutet werden.)

In verhängnißvoller Zeit wurde Berlin als Univerſität geſtiftet und durch hochbetraute Curatoren nicht mit Neulingen, ſondern mit ausgewählten, bewährten Männern beſetzt, weil, wie die öffentliche Erklärung ſagte, der Regent in der Hebung der geiſtigen Kraft ſeines Volks das ſicherſte Mittel finde, den geſunkenen Staat ſelbſt wieder zu erheben. „Und hat dieſe Univerſität in der entſcheidenden Zeit

„nicht herrlich dieſem Zutrauen entſprochen?“ S. 11. Bonn, kaum mit öffentlich bezeugter Achtung der Regierung für die deutſche Art univerſeller Studienanſtalten, geſtiftet, muß auf alle Fälle unter die einige Ausnahmen zu zählen ſeyn. (Breslau hat der Verf. nicht berührt.) — Von den 3 nördlicheren Hochſchulen legt Kiel ſelbſt, in eben dieſen Beyträgen S. 390 das Kön. Reſcript vom 13. Nov. 1819 vor, welches dem Curator befahl, etwa 6 Wochen nach jener Note die „allerhöchſte Zufriedenheit mit den Beſtrebungen der dortigen akademiſchen Lehre zu erkennen zu geben“; ein Regentenwort, das um ſo entſcheidender erſcheint, weil hier S. 376 — 398 der Inhalt der devoteſten Vorſtellungen, durch welche das Kieler Conſiſtorium in Beziehung auf einige Puncte des Bundestagprotocolls vom 20. Sept. ebendeſſelben Jahres bey ſeiner Regierung ſeine Pflicht erfüllte, ausführlich angegeben iſt und die Kön. Reſolution gerade dieſe berückſichtigt. Von Roſtock wird bemerkt, welche unzweydeutige Beweiſe des fürſtlichen Vertrauens es jüngſt bey der Jubelfeyer erhalten habe. Auch müſſe ohne Zweifel an einer Lehranſtalt, wo der Fürſtenſohn, der die Hoffnung des Landes ausmacht, wegen ſeiner Studien ſich aufhalte, der Verdacht, eine „Giftquelle“ zu ſeyn, vorbeygehen. (Wie erfreulich iſt es auch in dieſer Rückſicht für Heidelbergs hohe Schule, gerade in dieſen letzteren Jahren ſowohl Prinzen des eigenen Regentenhauſes, welche des unvergeßlichen Landes- und Stammvaters, Carl Friedrich, würdig zu ſeyn ſtrebten und ſtreben werden, als auch, neben andern durch hohe Abkunft zur Vorbereitung auf hohe Pflichten berufenen jungen Männern, mehrere Fürſtenſöhne aus Sächſiſchen, ſeit jener großen deutſchen Geiſtesbefreyung der proteſtantiſch-evangeliſchen Reformation immer der freyen edlen Wiſſenſchaftlichkeit holden, Geſchlechtern unter ihre Mitſtudierende zählen zu können. Zwar hat Heidelberg nie eine Veranlaſſung gehabt, den Geiſt ſeiner Lehren erſt zu rechtfertigen, auch weiß es gewiß zu jeder Zeit das Vertrauen aller, meiſt von Auswärts her unſere Lehranſtalten frey wählender Mitbürger gleich hochzuſchätzen. Dennoch darf es, da zu einem gerechten, allgemeinen Urtheil, was bey den Univerſitäten Deutſchlands zur Regel oder zu „einiger“ Ausnahme zu rechnen

ſey, beygetragen werden muß, ausdrücklich angemerkt werden, daß ihm ſolche unmittelbare Beobachter der akademiſch lehrenden und lernenden Mitbürger, die vermöge ihrer Stellung im Leben am wenigſten des Phantoms einer „nur ſo genannten“ weltbürgerlichen Bildung verdächtig werden können, in ſolchen Zeiten doppelt erwünſchte Zeugen ſind und waren.)

Ueber die Univerſität Greifswalde bemerkt S. 14, wie ehrenvoll die ſchwediſche Regierung die Erhaltung derſelben bey Abtretung des Landes durch einen eigenen Vertragsartikel geſichert.

Zu den „einigen“ ehrenwerthen Ausnahmen hielt zwar ſogleich die allgemeine Stimme — Göttingen ohnehin mitgerechnet (wahrſcheinlich weil, ſo lange dieſes unvergängliche Monument eines der nachahmungswürdigſten Vorbilder des Hannöveriſchen Staatsminiſteriums aufgeſtellt iſt, noch kein Fall bekannt wurde, wo nicht Münchhauſens Nachfolger die Ehre und Auszeichnung dieſer Anſtalt zu ihrer eigenen Angelegenheit und Ehrenſache gemacht hätten.). Dennoch, überzeugt, daß die Ehrenſicherung des deutſchen Univerſitätsweſens eine gemeinſchaftliche ſey, haben, wie S. 15 verſichert, „die „würdigen Lehrer der Göttinger Univerſität ſich vermocht ge„fühlt, an eine hohe Landesregierung ſich um Genugthuung „zu wenden, die ihnen auch in vollem Maaße ge„worden ſey. Denn, wird hinzugefügt, iſt auch der neue „Ehrenbrief nicht in öffentlichen Blättern erſchienen, ſo „konnte er doch kein Geheimniß bleiben.“!! — Auch die Leipziger Univerſität wurde nach öffentlichen Blättern von ihrer „Regierung noch durch ein beſonderes Belobungsſchreiben ge„rechtfertigt.“ In demſelben glücklichen Falle befindet ſich auch „Marburg, nach einer ähnlichen Bekanntmachung des Chur„fürſten ſelbſt, die für ſeine Heſſen ein ehrenvolles Denkmal iſt.“ — (Ueber und großentheils für Jena hatte ſich die Regierung eines Fürſten, welcher Menſchen als Menſch zu behandeln und durch zuvorkommenden guten Willen auch mindere Kräfte zum Möglichſten zu bewegen, aus alter guter Zeit und nach eigenerworbener Geiſtesbildung als Regentenweisheit achtet, kurze Zeit vorher auf dem Bundestag mit einer Sachkenntniß, die von dem ganzen Publicum für treffend anerkannt ward, auf

eine, auch was die Quellen der Uebel betrifft, unvergeßliche Art (S. 20) erklärt, während einige dort entſtandene Privatproceſſe von Schriftſtellern, die zugleich Lehrer ſind, nicht aber als Lehrer geſchrieben hatten, auf keinen Fall die Univerſität betrafen, vielmehr rein der Gegenſtand der Gerichte waren und ohne Gefahr für irgend ein Allgemeinwohl civilgerichtlich bleiben konnten.

Rec. iſt überhaupt überzeugt, daß noch mehrere, und die meiſten Univerſitäten von ihren Landesregierungen ſich ſolcher ehrenden und rechtfertigenden Erklärungen zu erfreuen hatten, durch welche jede von ihnen von dem nächſten, alſo dem competenteſten Beurtheiler unter die anerkannten Ausnahmen ſich verſetzt befindet. Der Fall iſt zwar ſelten, aber doch denkbar, daß die Ausnahmen eine aufgeſtellte Regel ſelbſt aufheben. Nur ſcheint ſodann auch die Folgerung zu entſtehen, daß das, was durch ſolch eine Regel motivirt war, zugleich als durch die Vollſtändigkeit der Ausnahmen aufgehoben gelte. Immerhin wünſcht Rec. mehr um der Nachwelt, als um der ſachkundigeren Mitwelt willen, daß alle dieſe authentiſche und höchſtreſpectable Ausnahmserklärungen mit den dazu gehörigen Motiven und Verhältniſſen ſoviel möglich geſammelt, und in einen Ehrenkranz nicht nur für die Univerſitäten, ſondern auch für unſere ſouveraine Regierungen ſelbſt, zuſammengeflochten werden möchten. Denn was müßte, beſonders in künftiger Geſchichte, der Ehre unſerer verehrteſten Landesregierungen weniger angemeſſen ſeyn, als wenn kommende Zeitforſcher, wie ſchon jetzige ausländiſche Beobachter, zu dem Irrthum ſich verleitet fänden, wie wenn nicht jede Bundesſtaatsregierung die Symptome einer ſeit höchſtens 3 Jahren vermutheten Ausartung ihrer nahen Landesuniverſität richtig zu beobachten und durch die humanſten Curmittel zu beſſern ſelbſt vermögend geweſen ſey.

Der II. Aufſatz, von Hegewiſch, ſchreitet über die Zeitmaterie weg und dringt nach der ſelteneren Art, wie die Geſchichtforſchung Lehrerin der Menſchheit werden kann, deſto tiefer in die inneren Verhältniſſe der Sache ein. Jeder beſcheidet ſich von ſelbſt, daß, ſofern die Politik eine Kunſt der Dynaſtien gegeneinander bedeuten mag, ſie außer der Sphäre

der Wiſſenſchaften liegt und den Höflingen angehören mag. Bekannt aber iſt, daß ſeit Plato und Ariſtoteles die Politik, in ſofern ſie des durch Bürgerpflichten und Bürgerrechte möglichen Staats-Wohls gewiß werden will, unter die Univerſalwiſſenſchaften gerechnet iſt. Von Anfang an war ſie auch auf den Univerſitäten deswegen unter jene allgemeine Studien geſetzt, in welchen, ſolange man ſich noch Zeit zum Studieren nahm, jeder, ehe er zu einem einzelnen Fach übergieng, nach Vernunftgrundſätzen zu denken ſich gewöhnt haben ſollte. „Die Regierungen, ſagt S. 80, ſind weder allmächtig, noch ſchuld an allem Unglück, welches man ihnen beymißt . . . Aber eben um zu wiſſen, was ihnen nicht beyzumeſſen iſt, eben damit gegründete Liebe (aus Ueberzeugung, ſtatt Zwangs) für die Regierungen herrſchend werde, ungerechtes Hadern aufhöre, iſt eine richtige Kenntniß vom Staate unentbehrlich. Dieſe zu erlangen iſt jetzt das Beſtreben guter Bürger.“ Als eines der unwiderſprechlichſten Rechtfertigungsbeyſpiele bemerkt S. 63, daß auch der große Arzt, Haller, ernſte Blicke auf die Politik, als eine auf jeden Mitbürger einwürkende Reihe von Pflicht und Rechtseinſichten, gerichtet und ſie nicht blos für einen Theil der auswärtigen Angelegenheiten gehalten, ſondern in ſeinem Fabius, Alfred ꝛc. ſich ſelbſt zur Pflicht gemacht habe. Hegewiſch verſucht hierauf, nach der Regel der Aerzte, vornehmlich in die Urſachen der Krankheit einzudringen. S. 71 ſchreibt er: „Wenn die Wahrheit geſagt werden darf, ſo iſt die Spannung zwiſchen der Ariſtokratie (nicht: Monarchie) und der Demokratie die hauptſächlichſte Urſache der jetzigen dumpfen Unruhe.“ Aber natürlich hängt der aufmerkſame Zeitkenner bey dieſer Pathognomik nicht an dem Paar abſtracter Kunſtworte. Er erklärt S. 70, daß „er keine beſſere Verfaſſung für Menſchen, wie ſie ſind, kenne, als die unver„letzte (!) Engliſche, die Miſchung der 3 Gewalten, der „monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen, mit der „Mäßigung derſelben durch gegenſeitiges Zurückdrängen der „Leidenſchaften und durch Gerechtigkeit“ (welches aber beydes ohne Scheu vor dem öffentlichen Urtheil der beobachtenden Mitbürger, alſo ohne öffentlichen, freymüthigen Wechſel der Gründe und Gegengründe, und ohne redlich freygelaſſene Wahlen der

Repräſentanten, nicht denkbar iſt.). „Das monarchiſche Princip“, fährt S. 71 fort, „wird in Deutſchland nirgends gefährdet . . Es iſt Poeſie der Furcht oder Liſt, wenn von „einer Gefahr geredet wird, die den Thronen aus Verbreitung „antimonarchiſcher Grundſätze unter dem Volke Deutſchlands „drohen ſoll. „Es liegt in ſolchen Behauptungen das anti„monarchiſche Beſtreben, das Gelangen der Wahrheit zum „Regenten durch eine künſtliche Scheidewand zwiſchen Fürſt „und Volk zu hemmen, und ſomit den Regentenhandlungen „vorzugreifen“ (den Regenten, den Oberaufſeher über die Pflichterfüllungen Aller, in die Parthie der Oligarchie herabzuziehen.). Die große Frage, ob und welche Modificationen der Ariſtokratie, wünſchenswerth und ausführbar ſeyen? ſucht der Verf. durch Stellen aus dem Miniſter von Steinſchen Circular (ganz abgedruckt im Sophronizon 1 Heft S. 84 — 89.) und aus Cottù zu beleuchten. „Die Staatseinrich„tungen ſind das Wiſſenswürdige für alle Gebildete. Mehr „als zuvor ſind alle Gebildete jetzt wißbegierig dafür. Nichts „kann verkehrter ſeyn als Verbote (Hemmungen) gegen ſolches „gerechtes Verlangen. Wenn Bekämpfung eingeſchlichener Irr„thümer gelingen ſoll, ſo kann das nur geſchehen durch gleich„artige Waffen, durch beſſere Gründe, nicht durch Bannſtrah„len von Stellen, wo heute Perſonen ſtehen, welche dieſe „Grundſätze haben, morgen ſolche, welche entgegengeſetzte für „richtig halten.“ Nach dieſer Geiſtesrichtung vereinigt der Verf. geſchichtliche Erfahrung und die bey Napoleon ſo übelberüchtigte Idealität (das Muſterbild deſſen, was ſeyn ſoll und werden kann) S. 86 ff. über das Materiale des Staats, S. 123 — 134 über das Moraliſche deſſelben.

Für einige Gegenerinnerungen kann Rec. hier nicht mehr Raum finden. Das meiſte Unheil z. B. findet der Verf. in unverhältnißmäßiger Menſchenvermehrung. Rec. denkt vielmehr daran, daß jetzt das ſchnelle Verzehren und Verbrauchen deſſen, was ſonſt für Hunderte zum Wohlbefinden lange hinreichte, ſich zu ſehr vermehrt hat, daß jetzt oft ein einziges Gaſtmahl verbraucht, was ſonſt für 10 Feyermalzeiten hingereicht hat, und für 1000 Mitglieder der Bevölkerung genügen könnte. Daß der Menſchen mehr wären, als Boden

und Induſtrie nähren könnte, wird ſchwer nachzuweiſen ſeyn. Und wie, wenn erſt wenigere doch das erarbeiten ſollten, was von der Ueppigkeit verbraucht wird? Paris (jetzt von 657,172 Einwohnern und 56,000 Fremden erfüllt) iſt, ſagten kürzlich öffentliche Blätter, in dieſer ſeiner Bevölkerung der 40ſte Theil von ganz Frankreich; dieſer 40ſte Theil aber (oder richtiger: etwa der 40ſte Theil dieſes 1/40) verbraucht den 15ten Theil der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Gebiets, ſo daß immer 3 Einwohner der Departemente beſchäftigt ſeyn müſſen, um Einen der Bewohner der Hauptſtadt zu ernähren, oder vielmehr ſo, daß Tauſende halbhungernd produciren, damit Einige tafeln, verſchwenden und vergeuden. Eine andere Unheilsurſache kommt hinzu. Der übermäßig Verbrauchende kauft von dem Producenten ſeinen Luxus, ſeine Uebermäßigkeit, nach geſteigerten Preiſen; denn er will es nun einmal haben; auch zahlt er nicht meiſt mit baarem Geld, ſondern mit Papieren, Wechſeln, Aſſignaten, Schuldverſchreibungen, und andern Voranweiſungen auf die Nachwelt. Das Zeichengeld vermehrt die Maſſe des umlaufenden Kauf- und Zahlmittels ſo ſehr, daß die Producenten zunächſt, und in ſchneller Folge alle Kaufende mit dem doppelten Nominalwerth nicht mehr den Realwerth ſich erkaufen können, den ſie für den einfachen zuvor erhielten. Und dieſes Misverhältniß muß, ganz im Stillen, tagtäglich ſteigen, je öfter die Verkaufenden ihr Erhaltungsbedürfniß und ihre Abgaben, welche nach der Maſſe des würklichen und imaginären Geldes natürlich ſteigen müſſen, im wechſelſeitigen Verkaufen gegeneinander immer wieder auf das Verkaufte zu ſchlagen haben. Schon kann nach dieſem Lauf der Dinge keine fixirte Beſoldung noch zu dem Realwerth hinreichen, zu welchem ſie nur vor 5 — 10 Jahren hinreichend geweſen war. Nur die, welche den Preis der zu verkaufenden Realitäten noch erhöhen können, haben Gelegenheit, ſich jetzt noch im Gleichgewicht zu erhalten. Aber auch dieſe nur, ſo lange die Käufer nicht „immer noch mehr ſich einzuſchränken“ genöthigt ſind. Wenn mit der Zeit der Nominalwerth, welchen die Nichtgewerbtreibenden und Nichtproducirenden durch Beſoldungen und Capitalzinſe zu erhalten vermögen, kaum noch für den äußern Schein und für die unentbehrlichſten Bedürfniſſe

hinreichend ſeyn wird, welches Stocken, welche Abänderung in der ganzen Lage der Staats- und Schul- und Kirchendiener und des größten Theils vom Mittelſtande wird man unmerklich und unvermeidlich verwürklicht ſehen müſſen? Welche Abhängigkeit von jedem Zufall? Welche Unmöglichkeit, für Nothfälle etwas zurückgelegt zu haben? Welcher Mangel an Koſten, die für Bücher und andere Mittel eigener weiterer Ausbildung, und für Unterricht, Erziehung, Studieren der Kinder zu verwenden ſeyn ſollten? u. ſ. w. Und verliert der zu Geſchäften, welche Geiſtesbildung erfordern, beſtimmte Mittelſtand die unentbehrlichen Bildungsmittel, wird denn nicht jener Ausſpruch eintreten: wo das Auge trübe wird, da iſts für den ganzen Leib dunkel! ?

V. Hiſtoriſch-juriſtiſche Analekten vom Prof. Falk enthalten viele ſchätzbare Winke über Altes und Neues. Dennoch würden ſie, einzeln geſondert, noch beſſer ins Auge fallen und würken. VII. Eine Troſt-Rede vom alten, verdienſtvollen Schotten, Lord Erskine, überſetzt von dem freyſinnigen Pfaff. Hier höre man, was Vaterland iſt, und wie die Engliſche Verfaſſung ſeyn ſollte gleich fern von Revolutionirern und von der ſich ſelbſt zerſtörenden Kunſt, ein Parlament zur Miniſter-Maſchine zu verbilden. VIII. Vorzüge des Plattdeutſchen, von Cl. Harms. (Rec., der dieſe Sprachart, leider, zu wenig kennt, bemerkt nur beyläufig: hier iſt S. 297 noch Ordeel = Urtheil. Daher ohne Zweifel der Name Ordalien.) IX. Der Univerſität Kiel Chronik für 1819. Unter anderm ſchien dem Rec. beſonders zu einer Zeit, wo man nicht überall zu wiſſen ſcheint, wie viel die Univerſitätslehrer ſchon durch Freygeben vieler Honorarien an die Noth der Zeit Steuer geben, aus S. 316 die Behandlung des Honorarien-Bezugs zu Kiel bemerkenswerth: „Auch die Honorarien werden von einer Commiſſion, jedesmal aus 2 Decanen beſtehend, eingehoben. Wer nachweiſen kann, daß ſeine jährliche Einnahme die Summe von 120 Thlr. nicht überſteigt [unbeſtimmte Teſtimonien der Unvermögenheit von Ortsvorſtehern beweiſen wenig], erhält, nach einer durch ein Kön. Canzleypatent vom 10. Aug. 1817, das Creditiren der Honorarien ꝛc. betr. — wenn er ſich zum Convictexamen geſtellt und

wenigſtens den II. Charakter erhalten hat, auf ſein Anſuchen die Honorariengelder creditirt, mit der Verpflichtung, ſie innerhalb 6 Jahren nach ſeinem Abgang von der Univerſität allenfalls in 2 Terminen zu bezahlen. Vor ſeinem Abgang muß er deshalb eine Verſchreibung ausſtellen und dem derzeitigen Rector einhändigen. Der Syndicus iſt mit der Eintreibung der fälligen Verſchreibungen beauftragt.“ — Dieſes Beyſpiel ſcheint dem Rec. anderweitiger Berathung werth, nicht blos, damit der Lehrer erhalte, was ihm gebührt, und der Staat, beſonders für angehende Lehrer, auf eine gewiſſe Einnahme rechnen könne, die von ihrem Bemühen um Beyfall abhängt — ſondern auch, damit kein Studierender das für die Collegien beſtimmte auf andere, nicht immer nützliche, Nebenausgaben willkührlich verwende. s. m. j.

H. E. G. Paulus.

Anleitung zum Höhenmeſſen mit dem Barometer, anwendbar bey topographiſchen Vermeſſungen, Nivellements, Entwerfung der Profile u. ſ. w. nebſt den, aus dem Franzöſiſchen übertragenen, Oltmanniſchen hypſometriſchen Tafeln und einer Reductiontafel; von J. G. Wiemann. Mit 1 Kpf. Aus der dritten Auflage von J. G. Lehmanns Lehre der Situation-Zeichnung, für die Beſitzer der erſten und zweyten Auflage beſonders abgedruckt. Dresden 1820. 55 S. in 4. (Pr. 2 fl.)

Die Theorie des Höhenmeſſens mit dem Barometer iſt in dem jetzigen Jahrhunderte ſo oft und von den gelehrteſten Phyſikern und Geometern ſo gründlich und umfaſſend unterſucht, daß mit Grunde keine weſentliche Erweiterung oder Verbeſſerung dieſer Methode mehr zu erwarten iſt, ſolange es unwahrſcheinlich bleibt, daß das Geſetz der Wärmeabnahme bey zunehmender Höhe, und der Gehalt der Atmoſphäre an Waſſerdampf jemals vollkommen genau beſtimmt werden können. Man hat zugleich nicht verfehlt, die hierzu erforderlichen Rechnungen zu erleichtern, und Tabellen entworfen, welche Kürze und Bequemlichkeit mit der erforderlichen Genauigkeit vereinigen. Rückſichtlich der abſoluten Genauigkeit, welche dieſe Methode gewährt, haben ſich unter andern vorzüglich Cagnoli und Delcros ſehr zum Vortheil derſelben erklärt, indem ſie dieſelbe für größer als diejenige halten, welche durch die ſchärfſte trigonometriſche Meſſung erhalten werden kann, und Rec. ſtimmt dieſem Urtheile vollkommen bey, weil der Einfluß der Strahlenbrechung

leitet und zu 56447,5 oder in Toiſen = 9407.9 beſtimmt. Viel beſſer wäre es geweſen, dieſe auf verſchiedene Weiſe gefundenen Größen mit einander zu vergleichen. Noch eine Unrichtigkeit, welche ganz oder zum Theil wahrſcheinlich auf einem Druckfehler beruhet, findet ſich S. 28, wo es heißt: „Daß Laplace, wegen der Temperatur der Luft $1 + \frac{2(t+t')}{1000} = 1 + \frac{t+t'}{500}$, ſtatt $1 + \frac{t+t'}{2}$ geſetzt hat, iſt mit Rückſicht auf den Feuchtigkeits-Zuſtand der Luft geſchehen.“ Allerdings müßte die Correction wegen der Temperatur $= \frac{t+t'}{532,5}$ oder $= \frac{t+t'}{2 \times 266,25}$ ſeyn, ſtatt deſſen dieſelbe etwas größer, nämlich $= \frac{t+t'}{500}$ und der leichteren Rechnung wegen $= \frac{2(t+t')}{1000}$ geſetzt wird, aber $\frac{t+t'}{2}$ iſt auf keine Weiſe zuläſſig. Bey den abgekürzten Formeln S. 29, wobey übrigens bloß diejenigen Glieder, wodurch die gefundene Höhe meiſtens nur ſehr unbedeutend verändert wird, weggelaſſen ſind, wie nicht bloß die genannten Gelehrten, ſondern alle, welche barometriſche Formeln entwickelt haben, zu bemerken pflegten, hätte noch angegeben werden können, daß die Temperatur nach Reaumürſchen Graden gemeſſen werden muß, indem ſonſt völlig unrichtige Reſultate entſtehen würden.

Im 3ten Abſchnitte endlich von S. 34 bis 43 wird das Verfahren, welches man beym barometriſchen Meſſen anzuwenden hat, und die Art, wie die Fehler am ſicherſten vermieden werden können, ſehr genau und gründlich gezeigt. Auf welche Weiſe die Aenderung des Barometers während der Dauer der Meſſung, wenn dieſe bloß mit einem Barometer und nicht mit zwey gleichzeitig beobachteten angeſtellt wird, nahe genau für die zwiſchenliegende Zeit berechnet werden kann, hätte in §. 34. wohl etwas näher bezeichnet werden können. Die angehängte Reductionstafel dient zur Verwandlung der Toiſen in Dresdener Fuße, und iſt alſo bloß für die Sächſiſchen Staaten beſtimmt. Rec., welcher dem trefflichen Werke viele Liebhaber und einen häufigen Gebrauch deſſelben wünſcht, glaubte auf die angezeigten kleinen Mängel um ſo mehr aufmerkſam machen zu müſſen, je leichter dieſelben künftig verbeſſert werden können.

No. 49. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Conchiologia fossile subapennina con osservazioni geologiche sugli Apennini e sul suolo adjacente di G. Brocchi Ispettore delle miniere, membre del R. Istituto Italiano. Con sedici tavole in rame. Milano, dalla stamperia reale. 1814. T. I. 2. 56, LXXX und 712 S. 4to.

Der Geolog, der Geognoſt, rückblickend auf die Schickſale ihrer Wiſſenſchaft in der Frühzeit, gewahret mannichfache Hinderniſſe dem Ausbilden derſelben entgegenkämpfend, Nachſinnen über die Entſtehung der Dinge, ſtatt des genauen Erforſchens ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe; Ueberfluß an kosmogoniſchen Hypotheſen; Bereicherung der Scienz mit vielen Meinungen, aber mit wenig Thatſachen; Mangel an Selbſtbeobachtung; fruchtarmes Umherſchweifen im Gebiete der Willkühr, im Reiche der Phantaſie; Beſchränktheit unſerer Kenntniß vom Erdganzen u. ſ. w. Nachtheile ganz eigener Art aber brachte jener Doktrin das Daſeyn der in Stein verkehrten organiſchen Weſen, ſo wichtig auch der gegenſeitige Einfluß, welchen, in neuerer Zeit, Petrefaktenkunde und Geognoſie auf einander üben, und ſo zuverſichtlich man, vom gemeinſamen Fortwirken beyder Scienzen, mehr genügenden Aufſchluß zu erwarten berechtigt iſt, über die Beſchaffenheit jener groſſen Umwälzungen, denen Bildung und wiederholtes Aendern der Erdrinde zugeſchrieben werden muß. Die Betrachtung der Petrifikate, die Neugier weckend, die Einbildungskraft anregend, beſchleunigte zuerſt den Gang der Geologie auf zu vorſchnelle Weiſe. Mit allzugroßer Leichtigkeit ſchritt man hinweg über die erſten Grundſätze. Statt ſich umzuſehen nach Thatſachen, ſuchte man Urſachen zu ergründen, die nothwendig nur als Endreſultate ſich ergeben konnten. Anfangs galten die Verſteinerungen als Naturſpiele, ohne daß man für nöthig achtete, um den eigentlichen Sinn dieſes Ausdruckes ſich

zu kümmern; die foſſilen Reſte aus dem neuern Zeitraum der
Gebirgs-Bildung, auf ſo verſtändliche Weiſe zu uns ſprechend,
wurden, bis vor nicht langen Jahren, in der forſchenden
Geognoſie ſo gut als überſehen u. ſ. w. Als jedoch ein mehr
ſorgſames Studium zurückführte auf die Allgemeinheit in den
Formen, Verhältniſſen der Petrefakten, als man, in nicht ſel-
tenen Fällen, die Analogien ihres chemiſchen Beſtandes mit
ähnlichen Theilen lebender Weſen wahrnahm; da konnte nicht
länger geläugnet werden, daß jene verſteinerten Gebilde einſt
des Lebens ſich erfreut, daß ſie vorhanden geweſen auf der
Oberfläche des Feſtlandes, oder in den Waſſern des Ozeans. —
Wie aber wurden ſie begraben unter unermeßlichen Stein- und
Erdſchichten? Gehört ein großer Theil derſelben einer, oder
mehrern, in entfernten Zeiträumen auf einander folgenden,
eigenthümlichen Schöpfungen an, gänzlich verſchieden von der
der Gegenwart? Auf welche Weiſe wurden Meeres-Bewohner
den höchſten Berggipfeln zugeführt? Wie viel Räthſelhaftes
in ihrem örtlichen Seyn? die Erzeugniſſe heißer Zonen in
Polar-Gegenden. Deutet dies auf eine Vorkehrung in der
klimatiſchen Ordnung? — Dieſe und ähnliche Fragen boten
ſich dar, die Löſung, welche man verſuchte, führten nur zu einem
Gewirre bunter Sophismen und fabelhafter Uebertreibungen.
Eine neue Schwierigkeit ergab ſich, als man zur Ueberzeugung
gelangte, daß faſt die ganze Rinde des Erdballs, bis zu nicht
berechenbarer Tiefe mit ſolchen verſteinerten Geſchöpfen erfüllt
ſey. Jetzt glaubte man in wichtigern, allgemeinern Urſachen
den Grund der Verbreitung ſuchen zu müſſen. Die Verſteine-
rungen galten als Beweiſe der Sündfluth, und eine lange Zeit
verfloß, während die Geologen faſt ausſchließlich beſchäftiget
waren mit Verſuchen der Enthüllung jener gewaltigen Kata-
ſtrophe durch phyſiſche Gründe. Erſt gegen die Hälfte des
letztverfloſſenen Jahrhunderts gelangte man zur Ueberzeugung,
daß eine Ueberſchwemmung, mit allem Großartigen und
Furchtbaren, das man ihr zuzuſchreiben ſich erlaubte, nicht als
Urſache gelten könne von Erſcheinungen, ſo ungeheuer und all-
gemein. Man geſtaltete ſich eine lange Reihenfolge von Wir-
kungen, mehr und minder ſchnell nach einander eingetreten;
die Sündfluth wurde als die letzte betrachtet, als die Kata-

ſtrophe, welche unſer Feſtland ſo geformt, wie es noch gegenwärtig der Betrachtung ſich bietet. Die Forſchungen der Zoologen und Botaniker leiteten bey den ſo bedeutungsvollen und folgenreichen Beziehungen zwiſchen den Reſten einer vorzeitigen Thier- und Pflanzenwelt und dem todten Geſtein. Camper, Blumenbach, Cuvier u. A. traten auf; mit ſeltener Tiefe des Sinnes und der Beobachtung wußten ſie die foſſilen Reſte in Verbindung zu ſetzen mit dem Syſteme der Geologie. Sie eigneten ſich jenen Theil der Naturgeſchichte des Weltganzen zu, den man, vergleichungsweiſe, den neueren zu nennen berechtigt iſt, deſſen Urkunden, der animaliſchen Organiſation angehörend, die Begründung eines eigenen Zweiges der Wiſſenſchaft geſtatten, welchen man, mit dem genialen Steffens, als natürliche Numismatik anſehen darf. So mannichfach und vielſeitig nun auch die Schwierigkeiten waren, beym beſchränkten Umfange geognoſtiſcher Erfahrungen, zumal was das Vorkommen der Verſteinerungen in den verſchiedenartigen Erdſtrichen angeht, ſo erwünſcht und höchſt wichtig für das wiſſenſchaftliche Fortſchreiten der Gebirgslehre mußte jedes Streben ſeyn, die aufgefundenen ſichern Reſultate zu ſcheiden von ſchwankenden Vermuthungen, von ſchädlichen Irrthümern. Denn unleugbar bietet das Vorkommen der Petrefakten, zur nähern Beſtimmung der gegenſeitigen Altersfolge mehrerer Felsarten, und des Gleichzeitigen oder Ungleichzeitigen in den Bildungsfriſten der ihnen untergeordneten Schichten und Bänke, ein ſehr erwünſchtes Anhalten. Welch glänzendes Verdienſt in dieſer Beziehung ganz beſonders unſer gelehrter Landsmann, Hr. v. Schlotheim, ſich erworben, bedarf nur der Andeutung; mit nicht minder glücklichem Erfolge wirkte der Verf. des vorliegenden meiſterhaften Werkes, deſſen Anzeige in unſern Blättern wir, durch Hinderniſſe eigenthümlicher Art, ungern bis jetzt verſchoben ſahen.

Was die Abſicht des Hrn. Brocchi (dem mineralogiſchen Publikum durch manche frühere Schriften, wie u. a. Memoria mineralogica sulla Valle di Fassa und Trattato sopra le miniere di ferro del dipartimento del Mella, bereits ſehr vortheilhaft bekannt) angeht, ſo wollte er Urkunden bieten, die frühere Erdgeſchichte erläuternd: Urkunden, beſtehend

in Ueberreſten einſt belebter Weſen, welche das Meer hinterlaſſen auf ſubapenniniſchem Boden bey ſeinem letzten Rückzuge von dem Feſtlande. Neben den Beſtimmungen der foſſilen Muſcheln und ihrer ſyſtematiſchen Anordnung, findet man: Beobachtungen über Art und Weiſe ihres Vorkommens, Vergleichungen mit lebenden Analogen oder mit ähnlichen verſteinerten Schaalthieren anderer Gegenden und Länder; Beſchreibungen der allgemeinen Struktur des Apenninen-Gebirges, Angaben der herrſchenden Felsarten; Andeutungen über das Relative ihrer Bildungszeiten; Bemerkungen über die Natur der, jener Bergkette umgebenden, Hügel, ſo wie über den Urſprung des Lombardiſchen Bodens. Nach einer kurzen Einleitung folgt eine umfaſſende Betrachtung über die Fortſchritte des Studiums der foſſilen Konchyliologie in Italien, wobey wir nicht verweilen können, um noch Raum zu behalten für einige Andeutungen über den Inhalt des lehrreichen Buches.

I. Kapitel. Nothwendigkeit einer genauern Kenntniß der phyſiſchen Beſchaffenheit der Apenninen im Allgemeinen: denn die Hügel und Berge, aus Muſchelkalk zuſammengeſetzt, nehmen, nach dem Adriatiſchen Meere hin, wie nach dem Mittelländiſchen, den Abhang der Kette ein, und der Petrefakten-Kalk erſcheint in den Apenninen ſelbſt ſehr verbreitet. Geographiſche Lage der A. Sie ſind eigentlich nur eine Fortſetzung der Seealpen. Je näher die Apenninen den Alpen, um ſo ähnlicher die Felsarten jener Berge den alpiniſchen. Das herrſchende Geſtein: Kalk der Flözzeit. Die Verſteinerungen weniger durch die ganze Maſſe vertheilt, als vielmehr beſchränkt auf einzelne Schichten. Nach Hrn. Br. gehört er mit dem Jurakalke einem Gebilde an. Beſonders mächtig zeigt ſich ſeine Ausdehnung nach dem Abhange hin, welcher dem Adriatiſchen Meere zufällt. Urgebirge — Granit, Gneiß, Glimmerſchiefer, körniger Kalk (Marmor), und zumal Gabbro (aus Diallagon und Feldſtein gemengt, der Granitone der Italiener) und Serpentin — im Ganzen nur ſparſam verbreitet. Ebenſo die Geſteine der Uebergangszeit — Sandſtein (der Grauwacke ſehr ähnlich, ſo namentlich bey Modena, Toskana u. ſ. w.), Kalk und Thonſchiefer. Ur- und Uebergangs-Felsarten beſonders

an dem Abhange der Apenninen nach dem mittelländiſchen Meere zu.

II. Kap. Betrachtung der ſubappenniniſchen Hügel. Kalkiger Sandſtein und Mergel die herrſchenden Geſteine; jener dieſem aufgelagert, letzterer mit eingelagertem Gypſe, auch mit Bitumen, Schwefel u. ſ. w. Beyde ſind hin und wieder überreich an Reſten verſteinter Seethiere. Kalktuff mit Meereskonchylien.

III. Kap. Vergleichung der geognoſtiſchen Conſtitution der ſubapenniniſchen Hügel mit den jüngern Gebilden andrer Gegenden. Das Lombardiſche Thal und Thatſachen ſprechend für die Zunahme des Ufers längs der Küſte von Italien.

IV. Kap. Von den verſteinten Schaalthieren der ſubapenniniſchen Berge. Große Mannichfaltigkeit vorhandener Arten und treffliches Erhaltenſeyn. Farbe, Glanz u. ſ. w. nicht ſelten noch unverändert. Ihre Vertheilung häufig familienweiſe. Die Urbilder theils noch lebend vorhanden in nachbarlichen Meeren; manche gänzlich unbekannt.

V. Kap. Foſſile Ueberbleibſel anderer Thiere. Zoophyten und Fiſche ziemlich häufig. Die Cetaceen ausgezeichnet groß. Reſte von Elephanten, Maſtodonten, Rhinozeros, Hippopotamus, Auerochſen, Hirſchen u. ſ. w. — Auch Abdrücke von Seegewächſen werden gefunden.

Soweit der erſte Theil. Der zweyte enthält, nach Linnés Methode, die ſyſtematiſche Aufzählung und Beſchreibung aller verſteinten Konchylienarten der ſubapenniniſchen Hügel. Der Verf. führt unter 464 Speciebus 2?9 neue auf, ſo u. a. 45 aus dem Genus Murex, 28 aus dem Genus Voluta u. ſ. w.

Ein Anhang beſchließt das Werk, in welchem man Nachrichten trifft über den Serpentin aus dem Toskaniſchen, über die verſteinten Schaalthiere aus der Gegend von Nizza u. ſ. w.

Das Aeußere des Werkes iſt ſehr ausgezeichnet und beſonders die Kupfer ungemein ſchön und wahr.

Wir können den lebhaften Wunſch nicht unterdrücken, daß alle übrigen, an intereſſanten Verſteinerungen reichen Gegenden und Länder ſich nach und nach ähnlicher gelungener Beſchreibungen erfreuen möchten.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen betreffend eine auf vieljährige meteorologiſche Beobachtungen ſich ſtützende Beſchreibung des Moordampfes in Weſtphalen und ſeiner nachtheiligen Einflüſſe auf die hieſige Witterung, nebſt Beurtheilung des großen Unterſchiedes, der zwiſchen Moordampf und Höhenrauch ſtatt findet, und der oft irrigen Verwechſelung des letztern mit dem erſtern. Von L. L. Finke, Dr. und Profeſſor, auch Kreisphyſikus in Lingen. Hannover, bey Hahn. 1820. XVI u. 96 S. 8.

Rec. hat einige Zeit bey ſich angeſtanden, ob er dieſes Buch von zwar großem, aber zunächſt nur örtlichem Intereſſe in dieſen Blättern anzeigen ſollte; allein da die Wichtigkeit des Gegenſtandes an ſich ſehr bedeutend iſt, ſo ſchien es ihm allerdings der Mühe werth, daſſelbe ſo kurz als möglich einer näheren Prüfung zu unterwerfen, vorzüglich da ihm zufälligerweiſe eine genauere Kenntniß der Sache ſelbſt nicht abgeht, und er außerdem bey dem fraglichen Gegenſtande ſeiner Lage nach kein anderes, als ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe haben kann. Der Verf., bekannt durch ſeine mediciniſche Geographie, erörtert ausführlich die nachtheiligen Folgen, welche das ſogenannte Moorbrennen in der benachbarten Gegend ſeines Wohnortes Lingen auf den letzteren und deſſen Umgebungen haben ſoll. Nordöſtlich von demſelben in Oſt- und Weſtfriesland, Gröningen, Oberyſſel, einem Theile des Münſterſchen, im Saterlande, Oldenburgiſchen, ſelbſt im Osnabrückeſchen und der Grafſchaft Bentheim giebt es nämlich meilenlange, zum Theil torfhaltige, und meiſtens mit Haidekraut bewachſene Ebenen. Um dieſen unfruchtbaren, dem Meere, wie es ſcheint, erſt ſpät entriſſenen Boden von den bedeckenden Haideſorten und ihren zahlloſen Wurzelfaſern zu befreyen und zum Tragen des Buchweitzens geſchickt zu machen, wird die obere Decke aufgehackt, unter Zerſchlagen der Schollen ausgebrannt, und der Saamen in die noch warme Aſche geſtreuet, wobey es dann ſehr auf die Witterung, vorzüglich auf zeitigen Regen ankommt, wie reichlich die nachherige Erndte dieſe Mühe belohnt. An manchen Plätzen wird die obere Decke als Torf abgeſtochen, der Reſt derſelben aber in trocknen Jahren gleichfalls weggebrannt, um Wieſen zu erhalten, und an noch andern zündet man das Haidekraut an, um die obere, mit Wur-

zeln durchwachſene und Erdharz haltige Decke in vierſeitigen handdicken Stücken abzuhauen, und als Sudden oder Plaggen zum ſchlechteſten Feuermaterial zu benutzen. Durch alle dieſe Arten des Moorbrennens entſteht aus begreiflichen Gründen ein ausnehmend dicker und ſtarker Rauch, welcher den benachbarten Gegenden durch den Wind zugeführt wird, und nicht anders als ein höchſt unwillkommener Gaſt ſeyn kann, auch in großer Intenſität für Augenkranke und Aſthmatiſche empfindlich und nachtheilig ſeyn muß.

Bis ſo weit iſt Rec. mit den Anſichten des Verf. vollkommen einverſtanden, auch iſt es bekannt, daß durch unvorſichtiges Brennen nicht ſelten benachbarte Torfhaufen angezündet und zum beträchtlichen Schaden der Eigenthümer vom Feuer verzehrt werden. Allein alle anderen Nachtheile, welche dem Moordampfe zur Laſt gelegt werden, dürften ſchwerlich eine genauere Prüfung aushalten. Einen directen ſchädlichen Einfluß deſſelben auf die Geſundheit finden wir zwar nicht beſtimmt angegeben, auch könnte man dagegen allenfalls ſchon den Umſtand anführen, daß der Vorgänger des Verf. im Phyſicate zu Lingen 85 Jahre alt geworden iſt, und er ſelbſt die Vorrede zu ſeinem Buche an ſeinem 73ſten Geburtstage geſchrieben hat; wohl aber einen indirecten, nämlich den Schaden, welcher den dortigen Feldern durch den Moordampf erwächſt, deſſen Folgen, Armuth und Nahrungsloſigkeit, der Geſundheit und dem Wohlſeyn nachtheilige Bedingungen ſeyn müſſen. Dieſe werden durch den Moordampf herbeygeführt, indem derſelbe den Regen vertreibt, Wind verurſacht, und ſowohl hierdurch als auch an ſich Kälte erzeugt, welche oft bis zu den verderblichſten Nachtfröſten geſteigert werden ſoll. Auf eine zwiefache Weiſe ſucht der Verf. dieſes zu beweiſen, nämlich theils aus der Erfahrung, theils aus phyſicaliſchen Gründen. Rückſichtlich des Erſteren beruft ſich derſelbe theils auf eigene Beobachtungen, theils auf Regiſter, welche von dem Profeſſor der Philoſophie, Schlegtendahl, in den Jahren 1735 bis 1759 geführt ſind. Rückſichtlich der Letzteren geſteht er unverhohlen, daß ſich keine entſcheidende theoretiſche Gründe für dieſe Behauptungen aufſtellen laſſen, und überhaupt wird man bald finden, daß derſelbe mit den neueſten Fortſchritten

und Erweiterungen der Naturwiſſenſchaften keineswegs völlig vertraut iſt, was man auch ſchwerlich als einen Vorwurf anſehen darf, da dieſelben ſo bedeutend ſind, daß ſie die ganze Zeit und Anſtrengung des fleißigſten Gelehrten erfordern, wenn ihm keine der vielen wichtigen Unterſuchungen und Entdeckungen entgehen ſoll. Es wird daher am beſten ſeyn, die große Menge der halbwahren oder unrichtigen phyſicaliſchen und chemiſchen Grundſätze, welche hierbey zu erörtern wären, ganz mit Stillſchweigen zu übergehen.

Gegen die Erfahrungen, als ſolche, kann man unmöglich ſtreiten, auch will Rec. die hier aufgeſtellten nicht einmal in Zweifel ziehen, ohne jedoch den vom Verf. ſelbſt ſehr richtig als ungenügend angeführten Schluß: post hoc, ergo propter hoc, zuzulaſſen, um ſo mehr, als gar keine phyſicaliſchen Gründe vorhanden ſind, dem Moordampfe die gerügten nachtheiligen Folgen zuzuſchreiben. Sollte zuerſt der Regen durch denſelben vertrieben werden, ſo müßte der Dampf warm und trocken ſeyn, welches Erſtere die behauptete Erzeugung der Kälte durch denſelben aufheben würde, Letzteres aber ſeiner Natur durchaus zuwider iſt, indem durch das Verbrennen der friſchen Haide eine Menge Waſſer in Dampf verwandelt wird. Wie es übrigens der Verf. mit ſeinen Erfahrungen nimmt, kann man aus dem Zeugniſſe ſehen, welches er S. 66 von einem preußiſchen Unterofficier anführt. Dieſer fand die Behauptung, daß der Moordampf den Regen hindere, gar nicht wunderbar, indem er im Felde gewohnt geweſen ſey, in Quartieren voll Dampf und Rauch naſſe Tücher aufzuhängen; woraus aber nichts anders folgen kann, als daß die Näſſe den Rauch, aber nicht umgekehrt der Rauch die Näſſe vertreibt. Allerdings könnte die Electricität durch die Rauchwolken der Erde zuſtrömen, wodurch zwar Blitz und Donner, aber keineswegs der Regen der Gewitter vermindert oder ganz aufgehoben würden; allein da die plötzlich und in großer Menge erzeugte Electricität derſelben ſelbſt durch feuchte Berge und ſtarke Regenſchauer nicht abgeleitet zu werden pflegt, das bekannte Mittel des Schießens und Anzündens großer Feuer aber zur Verhütung der Gewitterſchäden noch keineswegs hinlänglich begründet iſt; ſo muß man auch die Behauptung für unzuläſſig

halten, daß der Moordampf die Gewitter aufzuheben oder ſelbſt ihr Entſtehen zu hindern vermöge. Wind entſteht allerdings dadurch, daß die kalte Luft in die wärmere eindringt, letztere aber in die Höhe ſteigt, und ſomit läßt ſich das Entſtehen einer Luftſtrömung durch das Entzünden großer Haideſtrecken nicht füglich in Zweifel ziehen; allein daß dieſe kalt ſeyn ſollte, kann unmöglich gefolgert werden, denn die Temperatur derſelben beruhet bekanntlich auf ihrer Richtung, und die Moorbrenner hätten vielmehr Urſache ſich zu beklagen, daß die kalten Luftſtrömungen aus der Umgegend ſich in die erhitzte Luftſchicht über ihren gebrannten Feldern eindrängen, wenn bey ſolchen Gelegenheiten überall eine Beſchwerde dieſer Art ſtattfinden könnte, als die angränzenden Ortſchaften haben zu behaupten, daß kalte Luftſtrömungen von den gebrannten Ebenen ihnen zugeführt würden. Daß überhaupt aber der Moordampf an ſich kalt ſeyn ſoll, wird man an andern Orten kaum begreifen können, wo es Sitte iſt, bey zu befürchtenden Nachtfröſten Rauch zu erzeugen, um namentlich Weinberge und Obſtbäume gegen die Folgen der Kälte zu ſchützen. Indem hier alſo zwey widerſprechende Erfahrungen einander gegenüberſtehen, ſo entſteht billig die Frage, welche die richtige ſey? Wir meinen, im Ganzen keine von beyden; doch läßt ſich nicht leugnen, daß der Rauch verhältnißmäßig eher warm als kalt zu nennen iſt.

Alles zuſammengenommen wird ſich die Sache ſehr einfach darſtellen laſſen. Will der Verf. nur ſeine Wetter-Beobachtungen mit denjenigen vergleichen, welche in entfernten Gegenden, namentlich im mittleren und ſüdlichen Deutſchlande angeſtellt ſind; ſo wird er finden, daß überall die Witterung in verſchiedenen, bis jetzt noch unbeſtimmten Perioden wechſelt. In den fruchtbaren Diſtricten am Rhein, Main und Neckar, wo man Gottlob weder Moorbrennen, noch Moordampf kennt, fehlt oft Monate lang und länger der Regen, die Nachtfröſte ruiniren, obgleich früher und ſeltener, doch mitunter häufig genug die Hoffnungen der Landleute wie der Gartenfreunde in den Städten, und der Nord- oder Nordoſtwind iſt oft rauh und unangenehm, obgleich minder als in nördlichern Gegenden. Auf die Meinung der Landleute, daß der Rauch den Regen

wegbeiße, legt Rec. kein Gewicht, und möchte daraus eben ſo wenig eine Cauſalverbindung folgern, als aus einem im Hannöverſchen gleichfalls gangbaren Ausdrucke, daß nach der Schaafſchur Kälte folge, welches ſich allerhings häufig genug ereignet. Noch ſind wir weit davon entfernt, die, vorzüglich durch Luftſtrömungen und Winde, bedingte Witterung unter beſtimmte Regeln zu bringen, indem ſogar noch nicht einmal zweckdienliche Mittel eingeſchlagen ſind, dieſes ſchwere Problem aufzulöſen, falls dieſes überhaupt in den Grenzen der Möglichkeit liegt, und es iſt daher durchaus unzuläſſig, örtliche, vielweniger aber allgemeine meteorologiſche Diſpoſitionen von gewiſſen benachbarten örtlichen Urſachen abzuleiten.

Der Hauptzweck der Schrift, weswegen ſie zugleich noch größere Aufmerkſamkeit verdient, geht dahin, die Regierungen, vorzüglich die Hannöverſche aufmerkſam auf die nachtheiligen Folgen des Moorbrennens zu machen, und zur Aufhebung oder Beſchränkung dieſes Misbrauches zu vermögen. Rec. will dan Maßregeln derſelben keineswegs vorgreifen, iſt indeß überzeugt, daß die dortige Landesbehörde, deren eifrigſtes Beſtreben, das Wohl der Unterthanen auf jede Weiſe zu befördern, allgemein bekannt iſt, dieſen Gegenſtand nicht unbeachtet laſſen würde, wenn die Anſichten des Verf. durchaus begründet wären. Indem aber nach des Rec. vollkommener Ueberzeugung, und aus den angeführten triftigen Gründen aus dem Moorbrennen für die Bewohner von Lingen und die Umgegend außer einer allerdings durch die Verbreitung des Rauches, wie durch den Geruch einer benachbarten Schmiede, verurſachten großen Unbequemlichkeit kein weſentlicher Nachtheil erwächſt, vielmehr die Nachtfröſte eine Folge des Nordwindes ſind, welcher die Kälte zuſamt dem Rauche herbeyführt; ſo kann er ſich ſeinerſeits nicht überzeugen, daß die Vorſchläge des Verf. durch Zwangsmittel von Seiten einer erleuchteten Regierung ausgeführt werden ſollten. Sie gehen dahin, ſtatt des Moorbrennens das Mergeln einzuführen. Allein dieſes thun die Bewohner ſolcher Gegenden ohnehin gern, wenn der Mergel nur überall in genügender Menge vorhanden, der Transport minder ſchwierig wäre, und ein gemergelter Boden nicht zugleich jährlich zur Erhaltung in einem guten Stande Düngung erforderte,

woran es aber in jenen Gegenden eben mangelt. Nach einem andern Vorſchlage ſoll das Moorbrennen auf gewiſſe Tage beſchränkt werden, damit der Rauch nicht das maximum, wie es der Verf. nennt, erreicht. Hiergegen aber ſtreitet, daß man das Halten eines ſolchen Geſetzes ſchwer controliren kann, ſolange es unmöglich iſt, jenen Bewohnern das Feuer zu nehmen. Vielleicht wird der Verf. einwenden, daß auf das unzeitige Brennen Strafe geſetzt, und dieſe ſtrenge executirt werden müſſe. Inzwiſchen möchte es hiermit ſo gehen, als an einem andern Orte mit den Waldfreveln, worüber ſich ein Forſtmann einmal dahin äußerte, es ſey den Frevlern nichts zu nehmen als Rock oder Hemde, was man ihnen doch laſſen müſſe, und wolle er ſie durch Frohndienſte ſtrafen, ſo müſſe er ſie füttern, wenn ſie nicht verhungern ſollten, wobey wiederum nichts herauskomme. Hiervon abgeſehen aber muß man bedenken, was für ausgedehnte Flächen dieſe dürftigen Bewohner jener unfruchtbaren Gegenden zu bearbeiten haben, wenn ſie mit ihrer Familie und ihrem Viehe nothdürftig leben wollen. Es würde demnach unmöglich ſeyn, gerade in einer zum Brennen gelegenen Zeit nur einige Tage der Wache auf dieſe Arbeit verwenden zu dürfen, und dieſe in den folgenden Tagen wieder zu unterbrechen, indem bekanntlich Saatzeit und Erndte auf dem Lande keine Störung zulaſſen. Hiernach wird es alſo kein anderes Auskunftsmittel für die Bewohner der Umgegend geben, als die große Unbequemlichkeit des Moordampfes ſo lange zu dulden, bis allmählig auch jene öden Gefilde durch anhaltende Cultur und Düngung in fruchtbare Felder umgeſchaffen ſeyn werden.

Endlich hat die kleine Schrift noch ein, mindeſtens etwas allgemeineres, wiſſenſchaftliches Intereſſe, indem auch nach Ausſage des Titels der Unterſchied zwiſchen Moordampf und Höhrauch beurtheilt, und gezeigt iſt, daß beyde nicht ſelten miteinander verwechſelt ſind. Das ſeltſame und vielbeſprochene, durch die Neuheit der Blitzableiter und ihre eingebildete Wirkſamkeit noch intereſſantere Phänomen eines anhaltenden trocknen Nebels im Jahr 1783 hat die allgemeine Aufmerkſamkeit, man kann ſagen, der ganzen gebildeten Welt auf ſich gezogen. Seit dieſer Zeit iſt inzwiſchen keine ähnliche Erſcheinung in

ſolcher Allgemeinheit wieder wahrgenommen, indem zwar mitunter in ſehr kleiner Ausdehnung vorzüglich gegen Abend an ein und dem andern Orte die Sonne durch eine eigene Art Trübung der Atmoſphäre verdunkelt wird, allein die verſchiedenen ſonſtigen ſehr kenntlichen Zeichen des Phänomens von 1783 finden dabey nicht ſtatt. Nicht ganz ſelten wird eine jenem bekannten Höhrauch ähnliche Erſcheinung in den nördlichen Gegeuden Deutſchlands wahrgenommen, allein da dieſelbe allezeit von kurzer Dauer iſt, und in entfernten Gegenden nicht beobachtet wird, ſo muß man mit Grunde ſchließen, daß die Urſachen in örtlichen Bedingungen liegen, und billig hätte man ſie daher auch nirgend anders ſuchen ſollen. Rec. konnte ſich daher des Lächelns nicht enthalten, als er im 72ſten und 73ſten Stücke des Hannöv. Magazins vom vorigen Jahre eine Abhandlung über einen ſtarken, in Hannover beobachteten, Höhrauch las, deſſen Urſprung aus dem Innern der Erde, oder noch vornehmer ſogar von einem Nebel-Cometen abgeleitet wurde. Dagegen zeigt der Verf. durch Vergleichung aller Umſtände ſehr überzeugend, daß dieſes nichts anders, als eine gewiſſe Quantität Moordampf war, welcher aus jenen weiter entlegenen Gegenden durch den damals herrſchenden Wind der Hauptſtadt über die ausgedehnte zwiſchenliegende Ebene zugeführt wurde.

Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göſchen. B. 4. H. 1.

Die Fortſetzung der Rückſtände aus B. 3. folgt nach.

Nro. I. „Ueber die lex Cincia de donis et muneribus und deren ſpätere Umbildungen.“ Von Savigny. Die im Jahr der Stadt 550 erlaſſene lex Cincia enthielt, wenn man der ſeit Brummer ſehr verbreiteten, aber wie unſer Verf. zeigt, von ihm nicht zuerſt aufgeſtellten Anſicht, glauben dürfte, drey Kapitel: 1) „Wer als Sachwalter einen andern vor Gericht vertrete, ſolle dafür kein Geſchenk annehmen. 2) Keine Schenkung über eine gewiſſe Summe hinaus

ſollte gültig ſeyn. 3) Alle Schenkungen überhaupt ſollten nur durch Mancipation oder Tradition Gültigkeit erlangen.“ Dieſe beyden letzten Kap. erklärte noch Hugo Rechtsg. 6te Aufl. §. 171. für unerwieſen. Das erſte Kap. beruht auf deutlichen Zeugniſſen und bleibt von des Verf. Unterſuchung ausgeſchloſſen. Die andern prüft er zuerſt durch Vergleichung der für und gegen jedes einzelne Kap. ſprechenden Stellen, und ſucht die ſcheinbaren Widerſprüche durch folgende Anſicht zu vereinigen. Es gab ſtatt jener beyden von einander unabhängigen Vorſchriften, nur dieſe einzige: „die Schenkungen über eine gewiſſe Summe hinaus ſollten nur durch Mancipation, in jure cessio, oder Tradition Gültigkeit erlangen können. Kleine Schenkungen alſo bleiben ganz der alten Willkühr überlaſſen, große Schenkungen wurden (mit Ausnahme naher Verwandten) beſtimmten Formen unterworfen, völlig verboten wurden keine.“ — Welches nun die für und wider Brummers Anſicht ſprechenden Gründe ſind, und wie der Verf. daraus ſeine Theorie ableitet, müſſen wir ohnehin bey ihrer Critik vollſtändig angeben, und es würde darum zu einer zweckloſen Weitläufigkeit führen, des Verf. Darſtellung hier in nuce erſt vorauszuſchicken, zumal da man erwarten darf, daß dieſe Abh. in jedes an dieſer Anzeige Intereſſe nehmenden Leſers Hand ſchon längſt ſich befinden muß. — Nur ſo viel müſſen wir als leitende Norm vorangehn laſſen: die Stellen, welche auf eine Beſchränkung im Maaß der Schenkung deuten, ſcheinen dem Verf. in andern, allzugroße Schenkungen geſtattenden Zeugniſſen einen Widerſpruch zu finden, und umgekehrt diejenigen, welche auf die Nothwendigkeit formeller Uebertragung hinweiſen, mit den Pandektenſtellen, welche die Stipulation geſtatten, nicht in Harmonie zu ſtehen; und deswegen bezieht er, auf die bemerkte Weiſe vereinigend, die Pandektenſtellen auf kleine Schenkungen, und ſetzt bey den großen voraus, daß jene Form beobachtet worden ſey. — Hugo hat ſich bekanntlich ſchon in den G. A. 1819. St. 20. gegen des Verf. Theorie erklärt, während ſie Glück in dem neuſten Theile ſeines Commentars (B. 21. S. 399) bereits angenommen hat.

I. Soviel iſt außer Zweifel, daß irgend ein Geſetz die Schenkungen über irgend eine Summe hinaus beſchränkt haben muß (L. 21. §. 11. L. 24; L. 9. §. 1. L. 11. L. 23. pr. de don. L. 5. §. 5. D. de doli exc. Paul. V, 11. §. 6.), ferner daß Ulpian in den verſtümmelten Anfangsworten ſeiner Fragmente ein ſolches Schenkungsverbot im Auge hatte, von dem aber gewiſſe Perſonen (nach S. erſt durch ſpätern Zuſatz) ausgenommen waren. Nichts ſcheint natürlicher, als daß Ulpian und die Pandektiſten Ein und daſſelbe Geſetz im Auge hatten, und wieder nichts natürlicher, als daß wir unter dieſem Geſetze eher die L. Cincia als irgend ein anderes ſuchen, weil dieſe „de donis et muneribus" handelte, und nicht zu glauben iſt, daß Name oder Beziehung irgend eines anderen ſo bedeutenden und zur Pandektenzeit noch geltenden Geſetzes gänzlich verloren gegangen ſeyn ſollte *). Auch haben wir von den exceptis personis außer Ulpian noch Nachrichten, von welchen indeſſen erſt unten geſprochen werden kann, und unter denen die L. 4. C. Th. de donat. ausdrücklich die „exceptas Cinciae legi personas" nennt. — Schon dieſe Zeugniſſe beweiſen aber in ihrer Allgemeinheit mehr als der Verf. zugiebt, nämlich ein wirkliches Verbot, und nicht nur Erſchwerung durch Formen. Dazu kömmt noch die ausdrückliche Stelle bey Feſtus: „Muneralis lex vocata est, qua Cincius cavit, ne cui liceret munus accipere." Daneben ließe ſich allerdings denken, daß Schenkungen kleiner Summen und unter verwandten Perſonen ausgenommen waren, nicht aber daß die ganz allgemein ausgeſprochene Regel unwahr ſey, indem Cincius blos die Formen der Schenkung erſchwert habe, oder gar, daß man die Worte nur von Sachwaltern verſtehn dürfe. Ferner erzählt Cic. de orat. II, 71., daß Cincius auf die ſpöttiſche Frage: „quid fers Cinciole?" geantwortet habe: „ut emas, Cai, si uti velis"; d. h. ihn werde freylich die

---

*) Gar nicht beachtet hat der Verf. die ganz unhaltbare Meinung derjenigen, welche dieſe Stellen auf das Verbot der inofficioſen Schenkungen beziehen, das durch ein bloßes Reſcript, und zwar erſt von Al. Sever in einem einzelnen Falle, ſeine Entſtehung erhielt L. 87. §. 3. de leg. 2.

Rogation betrüben, weil er nun bezahlen müſſe, wo er ſich bisher habe beſchenken laſſen“, es ſey denn das Geſchenkte unbedeutend. Dieſe Reſtriction wird niemand ernſtlich in jener blos launigen Antwort vermiſſen; dagegen wäre es unverſtändlich, wie Cicero dem Spötter entgegnen konnte, er müſſe jetzt kaufen, wenn er ſich z. B. die größten Goldſummen immer noch durch bloße Tradition durfte ſchenken laſſen! In dieſem Falle wäre die Antwort nicht werth von Cicero als Beyſpiel treffenden Witzes der Nachwelt überliefert zu werden. Unſer Verf. hat jene Stelle nur inſoweit erwähnt und excerpirt, als darin die l. Cincia eine lex de donis et muneribus genannt wird.

Die Wirkungen einer „ultra legis modum“ gemachten Schenkung werden in den Pandekten dahin angegeben, daß das bloße Verſprechen, d. h. die actio ex stipulatu durch exceptio inanis würde, das ſchon Hingegebene zurückgefodert werden könne (Legg. citt. beſ. L. 21. §. 1. de donat.). Das letztere beſtätigt auch folgender Umſtand. Paulus (V, 11. §. 6.) meint, demjenigen, welcher uns das Leben gerettet habe, „in infinitum donare non prohibemur“. Dieſelbe Stelle ſteht auch in L. 34. §. 1. de donn., nur heißt es ſtatt der angeführten Worte: „haec donatio irrevocabilis est.“ — Soweit iſt alles unbedenklich, und durch den vollkommenſten inneren Zuſammenhang unterſtützt. Dagegen beruft ſich nun Sav. durchaus auf keine andern Gründe, als auf die bey Plinius (epp. VI, 25, 32; II, 4; I, 19; VII, 18; X, 3) in ſolcher Größe vorkommenden Schenkungen, daß ſie offenbar das geſetzliche Maaß überſteigen mußten. Dieſe einige Stelle, welche, ſelbſt wenn man den verſchiedenen Emendationen folgt, immer noch die Summe von 400000 oder mehreren Millionen Seſterzen enthält (X, 3), iſt darum ganz unbedeutend, weil eine Mutter ihrem Sohne ſchenkt, alſo hier (ſelbſt nach dem V. S. 25, 26) nur von exceptis personis die Rede iſt; vorausgeſetzt, daß, was freylich der Verf., wie wir nachher ſehen werden, läugnet, in der l. Cincia ſelbſt ſchon die exceptae personae vorkommen. Die Stelle ſpricht zwar auch von der noch nicht „satis legitime“ vollendeten Schenkung, allein dies bezieht ſich auf die Form, und

kann gegen das totale Verbot über eine Summe hinaus zu ſchenken, erſt dann zum Beweiſe dienen, wenn einmal die von S. behauptete Verbindung von Summe und Form von anderer Seite her erwieſen ſeyn ſollte. — Gegen die übrigen Stellen des Plinius könnte man ſich etwa durch Annahme eines höheren Maaßes ſchützen. Dagegen beruft ſich zwar der Verf. auf den geringen „Geldreichthum, der in Rom um die Mitte des fünften Jahrhunderts im Vergleich mit ſpäteren Zeiten war" und darauf, „daß der Röm. Volkscharakter mehr zur Sparſamkeit als zur Freygebigkeit neigte." Aber man dürfte ja nur an eine nach der l. Cincia entſtandene Milderung des Verbots durch Erweiterung der geſetzlichen Summe denken, als Vorbote des endlich gänzlich verſchwindenden Verbots, und könnte zur Unterſtützung die nach Beendigung der puniſchen Kriege entſtandenen Reichthümer, den großen Luxus der Römer, und gegen die behauptete Sparſamkeit die von Plinius ſelbſt erzählten Beyſpiele ungeheurer Liberalität anführen. Allein iſt denn wirklich eine Schwierigkeit da? Plinius erzählt die faktiſche Exiſtenz großer Schenkungen; daß ſie juriſtiſch gültig waren, ſagt er nicht: die geſetzlichen Folgen waren ja nur, daß das ultra modum Hingegebene wieder zurückgefodert werden konnte. Daß es nicht geſchehen würde, dafür bürgte dem Beſchenkten die liberale Geſinnung ſeines Freundes, wie denn namentlich bey Plinius (VII, 18) der Fall vorkommt, daß der Schenker das blos Verſprochene bald darauf zur größeren Sicherheit wirklich realiſirt. Gewöhnlich waren jene Schenkungen dotis causa oder zur Alimentation gemacht, und darum könnte man, wenn es nöthig wäre, viele jener Stellen ſogar durch Beziehung auf die Ausnahmen wegbringen, wie ſolche unſer Verf. ſelbſt (S. 58) bey dotis causa gemachten Schenkungen annimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

No. 50. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göſchen. B. 4. H. 1.

(Fortſetzung der in Nr. 49. abgebrochenen Recenſion.)

Aber kann man daraus, daß jemand brieflich erzählt: A hat dem B zu dem und dem Zweck die und die Summe geſchenkt — den Schluß ziehen: folglich war es ſo weit zu ſchenken erlaubt? Beſonders verpönt mochte es allerdings nicht geweſen ſeyn; aber ſo viel iſt doch klar: wenn die bey Plinius vorkommenden Leute wirklich ſo viel ſchenken wollten, als ſie geſchenkt haben, würden ſie durch ein Geſetz ſich haben abhalten laſſen, welches ihnen erlaubt, das zu viel Gegebene wieder zurückzufodern? Sicherheit fehlt freylich dem Beſchenkten, allein es wird uns weder geſagt, daß er ſie gehabt habe, noch ſtand es in des Schenkers Macht, ihm dieſelbe auf rechtlichem Wege zu verſchaffen. Er thut alſo, was er kann — und ſchenkt. Schon Schulting (ad Ulp. I, 1. not. 6.) ſagt in Bezug auf jene Stellen: „Hoc, ut et multa alia donationum majorum exempla apud alios non allego; quia potuerunt esse vel ultra quantitatem definitam lege Cincia: post quam latam etiam Romanorum divitiae maximum acceperunt incrementum.“

So aufgefaßt wird man auch die „äußerſte Schonung der individuellen Freyheit“ nicht verkennen, welche S. dem von ihm vorausgeſetzten Inhalte des Geſetzes lobend beylegt. Die Abſicht deſſelben war nämlich allerdings „leichtſinnige, übereilte Schenkungen zu verhüten“, was „nur bey großen Schenkungen nöthig ſchien“, „während auf der andern Seite die Willkühr deſſen, der zu einer großen Schenkung feſt entſchloſſen war, nicht gehindert werden ſollte.“ Darum wird die Form der Mancipation oder jure cessio verlangt. Freylich konnte

die Tradition, bemerkt der Verf., „ganz heimlich und ohne
alle Umſtände vollzogen werden“; „allein auch dabey koſtete
es oft [aber nicht immer!] Zeit und Mühe, die Sache her-
beyzuſchaffen, und die ſinnliche Anſchauung der Sache, die
verſchenkt werden ſollte, konnte auch hier wieder den Uebereil-
ten zur Beſinnung bringen: vorzüglich bey der wichtigſten Res
nec mancipi, dem baaren Gelde, wenn es in großen Summen
verſchenkt wurde, iſt dieſes ganz augenſcheinlich.“ Rec. geſteht,
daß wenn er ſich überhaupt je überzeugen könnte, daß es zweck-
mäßig ſey, die dem Bürger zu willkührlichen privatrechtli-
chen Dispoſitionen zuſtehende Freyheit durch geſetzliche Eingriffe
zu beſchränken, und wenn er etwa in einer legislatoriſchen Ver-
ſammlung zufolge dieſer ſeiner Ueberzeugung, ſeine Stimme,
namentlich zur Einſchränkung leichtſinniger Schenkungen, abge-
ben müßte — daß er einem ſo gefaßten Geſetze mit gutem
Gewiſſen nicht zuſtimmen könnte. Wenn es weiter nichts be-
darf, als z. B. ſeinem Sklaven den Auftrag zu geben, daß
er dem und dem Manne Tauſende auszahle, wenn durch bloße
Darreichung weniger gemmae (res nec mancipi) die ganze
Schenkung vollendet werden kann, iſt da nicht ein ſolches Ge-
ſetz eine Satyre auf ſich ſelbſt, und verdient wohl ein Geſetz-
geber, der es für nothwendig hält, die Freyheit zu beſchränken,
und wieder zu frey geſinnt iſt, um das Nothwendige zu reali-
ſiren, verdient der wohl das ihm von einem Savigny ſo
reichlich geſpendete Lob? Weit mehr Ehre macht es der Weis-
heit römiſcher Legislation, wenn ſie, gezwungen willkührlicher
Vergeudung des Vermögens entgegen zu arbeiten, große Schen-
kungen gradezu verbietet, jedoch, zur Schonung der Freyheit,
nicht beſtraft, ſondern nur dem Schenker jederzeit erlaubt,
ſeine Uebereilung zu bereuen, dem Beſchenkten alſo die Sicher-
heit des übermäßigen Gewinnes nimmt — und das Letztere
mit Recht; denn wer, wenn er nicht in einem von dem aller-
dings ſehr ſchonend abgefaßten Geſetze ausdrücklich ausgenom-
menen Verhältniſſe ſteht — wer da nicht zu groß denkt, um
ſich unmäßige Schenkungen gefallen zu laſſen, der darf ſich
nicht gegen ein Geſetz beſchweren, das wenigſtens ſo weit gehn
muß, wenn es zugleich auf der andern Seite dem gutmüthi-

gen Schenker gegen ränkevolle und habſüchtige Ueberliſtungen zu Hülfe kommen möchte.

Wir haben nun mit dieſer Anſicht die Anfangsworte des Ulpian zu vereinigen, welche ſo lauten: „prohibet, exceptis quibusdam cognatis, et si plus donatum sit, non rescindit.“ Der Verf. hat ihrer Reſtitution eine eigene Nummer gewidmet. War, wie wir allerdings glauben, hier überhaupt von einer lex imperfecta und namentlich der L. Cincia, oder allenfalls auch von irgend einer anderen die Schenkung beſchränkenden lex die Rede, ſo ſteht doch immer Ulpian mit den Pandektiſten in offenbarem Widerſpruch. Der Verf. verwirft aus Gründen, von denen ſogleich die Rede ſeyn wird, 1) Brummers Erklärung, „daß doch nicht die ganze Schenkung ungültig ſey, ſondern nur der das Maaß überſteigende Theil,“ 2) Schultings Erklärung, „daß die Obligation doch nicht ipso jure ungültig geweſen ſey, ſondern nur per exceptionem.“ Er hätte noch hinzufügen können 3) daß Majanſius (de factis contra legem, in Disp. T. 1. nr. XI. §. 19 — 27) die lex imperfecta für eine „lex suasoria“ hält, die blos mißbilligt ohne alle Folgen, daher (denn er bezieht Ulpian ebenfalls auf die L. Cincia) die exceptio und actio rescissoria erſt ſpäterer Zuſatz ſey. Allein obgleich ſolche blos mißbilligende, nicht verbietende Beſtimmungen dem Röm. Recht nicht unbekannt waren, ſo iſt doch unerwieſen, daß man ſie wirklich unter die leges, und unmöglich, daß man ſie in der Mitte zwiſchen der perfecta und minus quam perf. lex klaſſificirt habe. Nach dem Verf. aber ſoll das „non rescindit“ eben das bloße Erſchweren durch Formen bezeichnen. „Beharrt er (der Schenker) dennoch bey ſeinem Willen und vollzieht alles in der geſetzlich vorgeſchriebenen Form, ſo läßt dann das Geſetz dieſe Schenkung, die es eigentlich verhüten wollte, beſtehen (non rescindit). Nimmt man dieſe Erklärung an (fährt S. fort), ſo iſt dadurch nicht nur Ulpians Behauptung von der lex Cincia gerechtfertigt, ſondern auch der allgemeine Begriff einer lex imperfecta erklärt, der ſonſt allerdings etwas räthſelhaftes hat wegen der ſcheinbaren Zwecklosigkeit eines ſolchen Geſetzes“. Und wirklich iſt der Begriff einer imperfecta lex eben ſo räthſelhaft, als dieſe Erklärung

unbefriedigend. Daß ſie der Verf. nur als Nothhülfe gelten läßt, dürfte er ſelbſt nicht läugnen wollen. Wo haben die Römer je, ſo häufig ſie auch das oder jenes Geſchäft durch beſtimmte Formen bedingten, darüber ſich alſo ausgedrückt: das Geſetz reſcindire nicht; zumal an einer Stelle, wo charakteriſtiſche Bezeichnung grade beabſichtigt wurde! Kömmt noch hinzu, was ſchon gegen des Verf. Anſicht von der L. C. überhaupt bemerkt worden iſt, ſo dürfte wohl die Löſung der erwähnten Schwierigkeit noch vermißt werden. — Zur Erreichung dieſes Zwecks iſt der ſicherſte Weg, vorerſt unabhängig von dem, was wir in der L. C. finden möchten, dem Begriff einer lex imperfecta nachzuforſchen. „Offenbar“, ſagt mit Recht unſer Verf., „wollte Ulpian die verſchiedenen Arten verbietender Geſetze, in Beziehung auf die Art ihrer Wirkſamkeit, angeben. Voran ſtand ohne allen Zweifel die lex perfecta, d. h. dasjenige Geſetz, deſſen Uebertretung eine ungültige Handlung iſt. Die letzte in der Handſchrift des Ulpian ganz erhaltene Art iſt die minus quam perfecta, d. h. das Geſetz, welches dem Uebertreter nicht mit Ungültigkeit der Handlung droht (non rescindit), wohl aber mit einer Strafe.“ In der Mitte muß von der lex imp. die Rede geweſen ſeyn, denn, bemerkt Sav., ſowohl der Name als auch der Umſtand, daß daran keine Strafe geknüpft war, kömmt vor bey Macrobius in somn. Scipion. in fin., und in dem Sinne auch der Kunſtausdruck cretio imperfecta bey Ulpian 22, 34. Wenn nun aber die Wirkung der perf. lex völlige Nullität, die der minus q. perf. völlige Gültigkeit aber Beſtrafung iſt: ſo erwartet man in der Mitte weniger, wie Ungültigkeit, mehr wie blos beſtrafte Gültigkeit, wie paßt nun dafür eine blos erſchwerende Form, von der zufolge dieſer Stufenleiter höchſtens erſt hinter der lex minus q. perf. die Rede ſeyn könnte, wenn überhaupt eine ſolche Beſtimmung lex imperf. genannt werden dürfte. — Viel paſſender aber möchte ſeyn, den Begriff einer lex imperf. in theilweiſer Nullität zu ſuchen; denn grade das: weniger wie gänzliche Nullität, mehr wie ein vollkommenes Aufrechthalten, iſt es, was in der Mitte vermißt wird. Demzufolge werfen wir mittelſt Critik das non weg und leſen: et si plus donatum sit,

rescindit. Durch dieſe gewiß leichte Emendation verſchwindet der Schleyer, mit welchem Ulpians erſte Worte bis jetzt noch umhüllt waren. Die L. Cincia iſt alſo imperfecta deswegen, weil ſie blos reſcindirt, was über das geſetzliche Maaß hinaus verſchenkt worden iſt, und Ulpians vollſtändiger Zuſammenhang wäre nun der: „Eine lex iſt entweder eine perfecta oder eine imperf., oder eine minus quam perfecta. Eine perf. iſt die, welche etwas verbietet, und wenn dagegen gehandelt worden iſt, das ganze Geſchäft zernichtet, wie z. B. . . (die L. Aelia Sextia); eine imp. lex iſt diejenige, welche das Geſchäft nur ſo weit zernichtet, als es ungeſetzlich war, veluti lex Cincia quae supra certum modum donari prohibet u. ſ. w., wo nun alſo die lex minus q. p. conſequenter Weiſe eine ſolche iſt „quae vetat aliquid fieri, et si factum est non rescindit (im Gegenſatze der vorigen), sed poenam injungit etc. — Für dieſe Erklärung ſpricht auch noch, daß grade jene institutio sub imperfecta cretione, d. h. ohne die Strafdrohung: „si non creveris exheres esto", die Wirkung hatte, daß der Erbe, welcher wirklich nicht cernirte, ſondern pro herede gerirte, nur in partem admittit substitutum" (bis es Markus, gewiß nachdem Gajus ſeine Inſtitutionen ſchon geſchrieben hatte *), denn man vergl. Ulp. XXII, 34., mit Gaj. II, 177. änderte), wobey alſo die Erbeinſetzung theilweiſe aufrecht erhalten wurde. — Was hier für eine lex imp. ausgegeben wird, hielt man aber bisher für eine perfecta; denn meint z. B. Schulting (eben ſo Majanſius), es ſey kein Grund „ut quod intra modum erat, rescinderetur." Aber es bleibt doch immer unläugbar, daß die Spaltung der Handlung in einen geſetzmäßigen und ungeſetzmäßigen Theil durch das Geſetz ſelbſt hervorgerufen, und darum einer lex, welche die ganze Handlung zernichtet, der Name einer perfecta eher als derjenigen gebührt, welche ſich

*) Da Gajus unter Pius und Markus ſeine Inſtitutionen ſchrieb, ſo mochten ſie den meiſten Verordnungen des letzten Kaiſers vorangegangen ſeyn; wofür auch Ulp. XX, 10. ein Beyſpiel ſeyn mag, vrgl. Dirkſen Abhh. S. 234.

in gewiſſen Schranken hält. Wenn übrigens auch ſchon Brummer deswegen die L. Cincia eine imperf. nannte, ſo lag ſein Fehler — und nur dieſen allein rügt auch der Verf. — darin, daß nach den bisherigen Worten Ulpians grade das plus *nicht* reſcindirt werden ſoll. — Es iſt aber eine zweyte vielleicht noch wahrſcheinlichere Erklärung möglich. Wir haben nämlich bisher, gemeinſchaftlich mit Sav., auf den Unterſchied zwiſchen Reſciſſion und Nullität kein Gewicht gelegt; denn auch dem Verf., welcher die L. imperf. und minus quam p. jede für eine lex quae *non* rescindit hält, bleibt für dasjenige Geſetz, deſſen Uebertretung zwar noch nicht eine nulle Handlung, wohl aber eine durch den Willen Einer der intereſſirten Partheyen auflösbare iſt, nichts anderes als der Name lex perfecta übrig. Der Verf. war über dieſen Mittelfall ſchweigend hinüber gegangen, ſo ungefähr, wie auch die vorhin gegebene Erklärung dieſe Lücke zu verdecken bemüht war. Wenn man aber aufrichtig zu Werke geht, ſo kann keineswegs verkannt werden der bedeutende Unterſchied zwiſchen Nullität und Reſciſſion, deſſen große Wichtigkeit z. B. ſich bey nullen und (etwa durch querela inofficiosi) reſciſſibeln Teſtamenten, bey an ſich nichtigen oder durch Scheidung auflösbaren Ehen ſo auffallend zeigt. Perfecta dürfte ſonach diejenige lex heißen, „deren Uebertretung eine (ganz oder theilweiſe) ungültige Handlung iſt", imperfecta diejenige, deren Uebertretung (ganze oder theilweiſe) Reſciſſion der Handlung geſtattet, und zwar auf dem Wege der exceptio oder Klage, wie grade bey der L. C. der Fall iſt. Auch Schulting hat ſchon in der ipso jure oder ope exceptionis entſtehenden Ungültigkeit den Unterſchied zwiſchen perf. und imperf. lex geſucht, was Sav. wieder nur darum und mit Recht getadelt hat, weil *non* rescindit grade das Gegentheil ausdrückt; *denn eben rescindere iſt das rechte Wort für die vom praktiſchen Standpunkte aus völlig vereitelten Obligationen.* Alſo wäre jetzt die Stufenleiter: „Nullität, Reſciſſion, nicht einmal Reſciſſion, ſondern Strafe." Folglich das *non* iſt auf jeden Fall unhaltbar; aber wie unbehülflich würde auch der Ausdruck ſeyn: eine lex imp. ſey eine lex quae non rescindit, eine minus q. p., eine lex

quae non rescindit aber ſtraft, während dort ein „aber“ fehlt, und ſo der Gegenſatz im höchſten Grade ſchwerfällig wird.

Die logiſche, hiſtoriſche und ſprachliche Nothwendigkeit dieſer Emendation wird noch unterſtützt durch die ſchärfſten äußeren Gründe. Unſer Ulpian beruht auf einer einzigen Handſchrift, und grade ſie bedarf, wie ſich namentlich jetzt wieder durch Gajus gezeigt hat, gar ſehr der kritiſchen Hülfe (auch vgl. man nur die nr. III. des vorliegenden Heftes). Bekannt iſt ferner, wie das unrichtige Setzen des Wörtchens non, beſonders wenn eine Negation ſogleich darauf folgt, zu den häufigſten Fehlern der Abſchreiber gehört, worüber man im Allgemeinen nur die Schrift von Zauch vergleichen darf. Insbeſondere aber iſt einem andern „non“ in Ulpian ſelbſt (XXIV, 24) von den Herausgebern des Gajus wegen Gaj. II, 245. mit Recht das Verdammungsurtheil geſprochen worden; und für dieſe Critik ſprechen lange nicht ſo gute äußere Gründe, wie für die unſrige. Denn hier wiederholt ſich daſſelbe Wort rescindit, und zwar zuletzt mit der Negation kurz nacheinander: wie leicht alſo konnte der Abſchreiber in dem Bewußtſeyn, daß ſeine im Kopf behaltene Phraſe mit rescindit ſchließt, noch einmal auf ſein Original, aber zufällig auf das zweyte: non rescindit geblickt, und nachher doch die Worte gehörig fortgeſetzt haben; vielleicht weil er ſeinen Irrthum einſah und blos jene Worte wieder auszuſtreichen vergeſſen hatte, ſofern er nicht, wie die Schreiber ſchöner Manuſcripte, in der Hoffnung, man werde den Fehler nicht bemerken, lieber das non ſtehn laſſen, als durch Ausſtreichen darauf aufmerkſam machen wollte.

Wir kommen II. zu der Frage: Hat die L. Cincia auch etwas über die Form der Schenkung verordnet? Gegen des Verf. Anſicht darüber hat ſich Rec. ſchon im Allgemeinen erklärt; darum aber ſtimmt er keineswegs der von Brummer vertheidigten bey, ſondern derjenigen, welche der Verf. dem Cujacius zuſchreibt, obgleich ſie dieſer in der That nicht hatte. Die Meinung des Cujacius ging nämlich ſowohl in den Obs. VI, 18. als in Lib. 29. Quaest. Papin. Opp.

T. 4. p. 786 dahin: die L. Cincia habe große Schenkungen verboten, Verwandte von dieſer Beſtimmung ausgenommen, aber ſowohl von dieſen ausgenommenen Perſonen als von jedem Dritten Mancipation oder Tradition gefodert; „haec enim (sc. lex C.) generaliter in donationibus mancipationem vel traditionem exigit“ ſagt Cujac. eben in ſeinen Obſervationen. Nach Sav. S. 3 und S. 29, 30 „neigt ſich Cujacius zwar in den Vorleſungen über Papinian zu der Annahme einer ſelbſtſtändigen Beſtimmung über die Form der Handlung“, dagegen hätte er früher in ſeinen Obſerv. „die Mancipation oder Tradition nur als die Bedingung betrachtet, unter welchen die lex Cincia die Verwandten von dem Verbot der höhern Schenkungen ausgenommen habe — was Antoninus Pius für Eltern und Kinder geändert hätte, unter welchen die Schenkung auch ohne alle Form gelten ſollte. — An dieſer Anſicht, die wir für die richtige halten, wollen wir die Gründe der Gegner prüfen. Nur entſteht hier erſt noch die Frage: wird jene Form von den exceptis personis (wenigſtens ſoweit von der L. Cincia ſelbſt und nicht etwa von ſpäteren Ausdehnungen die Rede iſt) bey allen oder wirklich blos bey großen Schenkungen verlangt? Darüber wagen wir nicht mit Gewißheit zu entſcheiden, doch wird ſich in der Folge ergeben, daß das erſte wahrſcheinlicher iſt, weil alle Zeugniſſe der Mancipation oder Tradition ganz allgemein ohne Beſchränkung auf eine Summe gedenken. Danach alſo wollte die L. Cincia die unmäßigen Schenkungen ganz verbieten, nur nicht den nahen Verwandten; denn wer wird z. B. dem Vater verſagen, gegen ſeinen Sohn ſchon bey Lebzeiten ſo liberal zu ſeyn als es ihm gefällt? Dagegen tritt grade hier mehr wie bey Fremden eine andere Beſorgniß ein, die wir mit den Worten der L. 5. C. Th. de don. wiedergeben wollen. Dort nämlich heißt es bey Gelegenheit der verordneten Inſinuation: „quod vel maxime inter necessarias conjunctissimasque personas convenit custodiri, siquidem clandestinis ac domesticis fraudibus facile quidvis pro negotii opportunitate confingi potest, vel id quod vere gestum est aboleri.“ Demnach war die Abſicht der L. C. unter Fremden das unmäßige Vergeuden durch die zu jeder Zeit wieder mögliche

Reue zu verhüten; Verwandte aber dagegen zu ſichern, daß man nicht ihren leichtſinnigen, oft nur ſcherzhaften Handlun-gen zu leicht eine ernſtliche Folge geben könne: darum dort eine Beſchränkung im Maaße und hier eine vorgeſchriebene Form. — Ehe wir uns nun zu den Gründen wenden, muß damit in Verbindung gebracht werden, wie der Verf. über die von der L. Cincia ausgenommenen Perſonen (in einer be-ſondern Nr. VII.) denkt. Nämlich ſie ſelbſt habe keine Aus-nahmen gemacht, ſondern Antoninus für Eltern, Kinder und Seitenverwandte. „In der Folge muß (fährt er fort) dieſe Ausnahme wieder ganz außer Gebrauch gekommen ſeyn, denn nach einem Reſcripte von Diocletian (Cod. Herm. VI, 1) bedarf ſelbſt die Schenkung an den mancipirten Sohn derſel-ben Formen, wie die an fremde Perſonen. Conſtantinus aber ſtellte im J. 319 die Ausnahme des Antoninus wieder her, jedoch nur zum Theil, nämlich nur für Eltern und Kinder, nicht für Seitenverwandte: und dabey iſt es geblieben, ſo lange das Recht der L. C. dauerte.“ „Der Hauptbeweis, ſagt Sav. weiter, liegt in der Conſtitution von Conſtantin (L. 4. C. Th. de don.) — die ſich nach keiner anderen Vor-ausſetzung (?) ohne Zwang erklären läßt.“ — Der Inhalt dieſer L. 4. iſt nun aber folgender. Conſtantin erzählt: Nach der Verordnung des Kaiſers (Antoninus) Pius gelte die Schen-ung unter Eltern und Kindern auf jedem Boden und bey edem Objecte auch ohne Mancipation oder Tradition durch en bloßen unzweifelhaften Willen: at collata (die Schenkun-en) inter ceteras exceptas Cinciae legi personas obtinere propriam firmitatem, sive mancipationis decursa fuerit olennitas, vel certe res tradita doceatur — welches Geſetz onſtantin hiermit erneuert. Was heißt nun das anders als: die L. C. hatte für ihre (von dem Schenkungsverbot) aus-enommenen Perſonen die Form der Mancipation (bey dem aliſchen Boden, bey rebus mancipi) oder Tradition (bey em Provinzialboden, rebus nec mancipi) verlangt (und ahrſcheinlich bey jeder auch der kleinen Schenkung), Antoni-s begünſtigt die Eltern und Kinder dahin, daß zwiſchen nen bloße Willenserklärung genüge, während die Schenkung ter den übrigen von der L. Cincia ausgenommenen

Digitized by Google

Perſonen (alſo nicht unter allen) nach wie vor ihre Gül-
tigkeit erhalte durch Mancipation oder wenigſtens Tradition
(denn auf die bloße Solennität der Mancipation legt Con-
ſtantin ſchon kein großes Gewicht mehr).“ Antonin ſetzt frey-
lich den Inhalt der L. Cincia als bekannt voraus, und ſelbſt
ſeine Verordnung kennen wir nur aus dem Bericht des Conſtantin,
aber dieſer iſt hier buchſtäblich wieder gegeben, und alſo
doch wenigſtens ſo viel unläugbar dargethan, daß die Con-
ſtitution, ſo wie ſie hier paraphraſirt iſt, verſtanden werden
kann, und folglich ſchon darum für S. nichts beweiſt, wenn
nicht auch außerdem unſere Erklärung genau den Worten ent-
ſpräche. Unſer Verf. aber glaubt in der Stelle, weil ſie von
der Form der Uebertragung handelt, nothwendig die Anſicht
zu finden, es ſeyen die exceptae personae auch zugleich aus-
genommen von dem, was die L. C. über die Form vorge-
ſchrieben hat (und nach ſeiner (freylich bey der Stelle blos
vorausgeſetzten) Theorie von der L. Cincia überhaupt,
mußte er ſo denken, während nach unſerer grade die exceptae
personae der Form unterworfen ſind). Da entſtand ihm
nun (S. 25) eine Schwierigkeit durch einen Fall, welchen
Plinius (X, 3) erzählt, „in welchem eine Mutter ihren eige-
nen Sohn beſchenken will, und, um dieſes legitime zu thun,
die Grundſtücke mancipirt, die ſie zu dieſer Schenkung be-
ſtimmt hatte.“ Ueber dieſe Stelle hatte er vorher (S. 6)
bemerkt: „Hier wird offenbar die Mancipation der geſchenk-
ten Grundſtücke als eine durch die lex vorgeſchriebene Form
der Schenkung erwähnt.“ Die Schwierigkeit aber lag darin
daß, wenn „zur Zeit des Trajan in dem allernächſten Grad
der Cognation die Mancipation nöthig“ war, „die lex C
ſelbſt keine Ausnahme dieſer Art enthalten haben“ kann
„ſondern alle Ausnahme rührte erſt von Antonin her“; un
deswegen interpretirt auch Sav. die Worte: exceptas le
Cinciae personas (S. 28, Not. 50) alſo: „die von der R
gel der L. C. ausgenommen ſind, nämlich nicht durch die
C. ſelbſt, ſondern durch die Conſtitution des Antoninus“.
Wir glauben uns hier gewiß jeder Gegenbemerkung enthalte
und auf unſere Anſicht verweiſen zu dürfen. Nämlich zur Z
des Trajan, alſo vor dem Privilegium des Antoninus, ſche

eine Mutter ihrem Kinde, und muß folglich mancipiren, weil dieſes von der L. C. grade für die exc. pers. verordnet worden iſt. Alſo beweiſend für die Nothwendigkeit der Mancipation iſt dieſe Stelle allerdings, aber doch nicht dafür, daß dies bey allen Perſonen der Fall geweſen! Könnte man alſo nun noch mit Sav. (S. 26) ſagen? „Dieſer Grund (die Stelle des Plinius) ſcheint mir ſo entſcheidend (dafür daß die L. C. keine Ausnahme machte), daß ſelbſt der Ausdruck des Ulpian, welcher die Ausnahme mit in die lex ſelbſt zu rechnen ſcheint (prohibet, exceptis quibusdam cognatis) nichts dagegen beweiſt: wie leicht konnte es geſchehen, daß Ulpian bey dieſer allgemeinen Erwähnung der L. C. die neueren Modifikationen derſelben zugleich mit andeutete [zu welchem Zweck? es war ja nur ein Beyſpiel für eine lex imperf.!], ohne mit überflüſſiger (?) Genauigkeit ihren neueren Urſprung ausdrücklich zu bemerken" — eine Meinung, der ſchon Hugo mit Laune widerſprochen hat. — Weil man nun aber ſeit Antonin dem Sohne durch jede Willenserklärung ſchenken konnte, ſo ſagt Paulus (IV, 1. §. 11.) „filio quibuscunque verbis a patre fideicommissum relictum, jure debetur: sufficit enim inter conjunctas personas (wie eben der Sohn einer iſt; alſo nicht exceptas) quibuscunque verbis, ut in donatione, voluntas expressa." Dagegen V, 11. §. 4. heißt es: „Cum unius rei in duos donatio confertur, potior est ille, cui res tradita est (ſonſt kömmt es alſo auf die Tradition nicht an). Nec interest, posterius quis an prior acceperit, et exceptae nec ne personae sint". Hier iſt der Ausdruck exceptae pers. gebraucht, weil von der Ausnahme der L. Cincia, nicht wie dort von dem Privilegium Antonins die Rede iſt. Die Stelle will nämlich ſagen: Obgleich nur bey den exceptis personis Tradition nöthig iſt, ſo iſt ſie es doch und nicht die bloße Acceptation, die überhaupt, auch zwiſchen andern Perſonen, wenigſtens in der Colliſion den Vorzug gibt (wie natürlich, und wie es auch beym Kauf nicht anders wäre). Und eben ſo verſteht es auch der Interprete, wenn er ſagt: „si aliquis unam rem duobus per legitimas, scripturas donaverit (ſo im Sinn des

Conſtantiniſchen Rechts; denn im älteren mußte man ſagen:
wenn ſich zwey eine Sache haben ſtipuliren laſſen); ſo ent-
ſcheide unter dieſen nicht das Alter, ſondern die Tradition:
nec interest, utrum in parentes (für: Cognaten, ein häufi-
ger Sprachgebrauch der ſpäteren Zeit) an in extraneos talis
sit facta donatio.“ Dieſe beyden nun erſt ganz deutlichen
Stellen, welche der Verf. aber nicht erläutert hat, ſprechen
mithin vollkommen grade für unſere Anſicht. —

Hat nun aber die L. Cincia ſelbſt Eltern, Kinder und
Seitenverwandte von dem Schenkungsverbote ausgenommen,
aber zur reellen Uebergabe verpflichtet, und hat Antonin nur
die beyden erſten gegen dieſe Pflicht und noch mehr als andere
Perſonen privilegirt (weil er nicht einmal Stipulation be-
gehrt), ſo liegt in Conſtantins Verordnung nichts, als was
er ſelbſt bietet, eine vollſtändige (nicht blos theilweiſe) Wie-
derholung der Antoniniſchen. — Was ſeit der L. C. für alle
exceptae personae, ſeit Antonin nur mit Ausnahme der El-
tern und Kinder galt, aber vielleicht ſchon vor Diocletian (ſ.
unten) unpraktiſch geworden iſt, nämlich die Pflicht zur reellen
Uebertragung — das machte Conſtantin zu einer allgemei-
nen Verordnung für alle Perſonen. Denn darüber äußert
ſich ſein Sohn in L. 7. C. Th. de don. vom J. 355 alſo:
„Cum Genitoris mei scitis evidenter expressum sit, nul-
lam donationem inter extraneos firmam esse
si ei traditionis videatur deesse solennitas,
et idem hujusmodi necessitatem liberis tan-
tum ac parentibus relaxavit (ſpätere Einführung
des Antoniniſchen Privilegiums), in omnibus deinceps ob-
servari negotiis oportebit, ut donatio inter extraneos mi-
nus firma judicetur, si jure mancipatio et traditio non
fuerit impleta.“ Der Zuſammenhang iſt der: Im J. 316
verlangt Conſtantin neben andern Formalitäten auch reelle
Uebergabe (verbunden mit gewiſſen nachher abgeſchafften Um-
ſtändlichkeiten) zur Gültigkeit einer Schenkung, L. 1. C. Th.
eod., und ſchärft dieſes noch in demſelben Jahre bey einem
dem emancipirten Sohne geſchenkten Fundus wieder ein, L. 2.
eod. Aber im J. 319, nämlich eben in L. 4. cit. privile-
girt er Eltern und Kinder, erneuernd die alte Antoniniſche

Verordnung, welche Eltern und Kinder auf gleiche Weiſe gegen die L. Cincia privilegirt hatte. Der Unterſchied iſt nur der: die L. C. wollte reelle Uebergabe blos von den exceptis personis, mithin waren jene nur in Vergleich mit den übrigen Verwandten begünſtigt. Indem Conſtantin die Verordnung Antonins zu ſeinem Zwecke wiederholt, ließ er gerne deſſen Worte, daß ſein Privilegium nicht auf die ceteras exceptas Cinciae legi personas gehe, ſtehen, damit Niemand veranlaßt werde, dieſe Vergünſtigung auch auf andere Verwandte anwenden zu wollen. Für die übrigen Perſonen verſtand es ſich aber dann um ſo mehr von ſelbſt, und darum ſchreibt L. 5. in fin. C. Th. eod. ausdrücklich nur den Eltern und Kindern jenes Privilegium zu. — Wären alle Conſtantiniſchen Verordnungen verloren, ſo entſchiede doch ſchon des Sohnes Zeugniß dafür, daß Conſtantin der Urheber jener allgemeinen Formvorſchrift war; und iſt dieſe Anſicht auch nur möglich, ſo können weder die angef. Conſtantiniſchen Conſtitutionen, noch die übrigen aus ſpäterer Zeit entlehnten Zeugniſſe (L. 8. C. Th. eod., Papian. Tit. 22, der ſich auf Theodoſiſches Recht bezieht und L. 37. C. de don. von Juſtinian) geeignet ſeyn zum Beweiſe, daß jene Form ſchon in der L. Cincia eine allgemeine Norm geweſen wäre. — In Bezug auf jene Conſtitutionen macht ſich der Verf. ſelbſt den Einwand (S. 18), es ſey bedenklich, daß ſie die Nothwendigkeit der reellen Uebergabe „in allgemeinen Regeln ausſprechen, ohne irgend eine Hindeutung darauf, daß dieſes nur von großen Schenkungen gelten ſollte.“ Er beantwortet dieſes dadurch, daß ſie nur „eine bekannte, ſeit vielen Jahrhunderten vorgeſchriebene Form“ vorfanden, „und ſie ſelbſt ſollten nur einzelne Ausnahmen jener alten Vorſchrift ändern, oder näher beſtimmen und beſtätigen. Bey einem ſo untergeordneten Zweck läßt es ſich gewiß ſehr gut denken, daß ſie die alte Regel ſelbſt und die Bedingungen derſelben als bekannt vorausſetzten, und ſich nicht damit aufhielten, dieſe Bedingungen jedesmal vollſtändig auszuſprechen“ *).

*) Der Verf. beruft ſich auf eine entſprechende Analogie bey der Inſinuation, die wir aber unten ebenfalls läugnen müſſen.

Daß aber auch nicht eine Conſtitution dergleichen Beſchränkungen nennt, namentlich nicht L. 1. C. Th. eod., welche mit ſolcher Weitläuftigkeit neue Formen der Schenkung einführt, erlaubt gewiß, des Verf. Deutung zu bezweifeln. Nimmt man aber unſere Anſicht an, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſo allgemein geſprochen werden mußte, weil es in dieſer Allgemeinheit wirklich wahr geweſen iſt.

Was der Verf. ſonſt noch für ſeine Meinung angeführt hatte, iſt, daß in alten Inſchriften Schenkungen und Mancipationen feſt verbunden erſcheinen (Brummer führt nämlich deren drey an); daß eine bey Tacitus (Hist. 1, 24) vorkommende Schenkung eines Grundſtücks von Sueton (Otho 4) als eine Mancipation dargeſtellt wird. Gewicht legt der Verf. darauf nicht; denn daß, wer ſchenkt, die Schenkung auch durch Hingabe realiſirt, und ſo dem Beſchenkten nicht bloß die Forderung möglich macht, ſondern Eigenthum gibt, iſt ſo natürlich und war gewiß ſo häufig, daß wir deswegen auf eine geſetzliche Vorſchrift zu ſchließen keineswegs das Recht haben. Ohne in jure cessio, mancipatio oder resp. traditio geht aber (trotz der gültigen Schenkung) noch kein römiſches Eigenthum auf den Beſchenkten über, und wer gar andern ein Vermögen im Ganzen anweiſt, ohne die einzelnen Objecte (man vergl. jetzt Gaj. I, 121 und II, 35) in jener Form zu übertragen, der hat offenbar nichts gethan; denn nicht einmal als Schenkungsverſprechen konnte dieſe Handlung vor Juſtinian aufrecht erhalten werden, weil dazu Stipulation gehörte. Dies und weiter nichts iſt der Inhalt von L. 1 u. 2. Cod. Herm. VI, 1, auf die ſich der Verf. ebenfalls beruft, und die nicht durch ein poſitives Geſetz erklärt zu werden brauchen, weil ſie nur Conſequenzen aus allgemeinen Grundſätzen enthalten. Daß ſich übrigens Diocletian hier, wo ein Vater ſeinem emancipirten Sohne ſchenkt, nicht mit der bloßen Willenserklärung begnügt, beweiſt freylich, daß Antonins Privilegium ſchon zu Diocletians Zeit außer Gebrauch gekommen war. — Daß endlich noch Juſtinian in Nov. 162, c. 1. bey Gelegenheit der ehemals nothwendig geweſenen Tradition die L. Cincia erwähne, kann gar nichts beweiſen. Denn abgeſehen davon, daß im griechiſchen Text des Σεντίου νόμου ge-

dacht wird, ſo ſagt Juſtinian durchaus nicht, was denn das Geſetz darüber verordnet hätte, und ferner hat die L. Cincia auch nach unſerer Anſicht Tradition, nämlich bey den exceptis personis, begehrt; Juſtinian behauptet auch nur, daß das Geſetz mit Quäſtionen in Bezug auf Tradition beſchäftigt geweſen wäre, ja unmöglich iſt nicht, daß die Gatten (von denen iſt in der Nov. die Rede) zu den ausgenommenen Perſonen gehört haben. —

Aus den oben ſchon angef. Pandektenſtellen geht übrigens hervor, daß aus dem bloßen Schenkungsverſprechen allerdings geklagt werden konnte, wie denn überhaupt, daß die Nothwendigkeit der Stipulation im ältern Rechte aufgehoben worden ſey, nirgends nachgewieſen iſt. Bey denjenigen Stellen, welche von einem die a. ex stipulato beſchränkenden legis modus ſprechen, fällt für S. allerdings die Schwierigkeit weg, aber andere ſprechen ganz allgemein, wie L. 2. pr. bis §. 4. L. 20. §. 1. L. 22. („Eum qui donationis causa pecuniam vel quid aliud promisit"), L. 33. §. 3. (Si Primus secundo stipulanti promiserit, perficitur donatio), möchten alſo nicht ungezwungen auf kleine Schenkungen beſchränkt werden dürfen. Entgegen ſtehn ſie aber alle der Theorie von Brummer, bey dem man ſogar einmal (cap. 15. p. 248) auf die Worte ſtößt: „per stipulationem — qua eas (donationes) non secus ac mancipatione perfici et confirmari Ictis placebat", ſo daß er ſich alſo durch jene nicht wegzuraiſonnirenden Fragmente unbewußt genöthigt ſah, ſeine Theorie ſelbſt wieder umzuſtoßen. Für die hier vertheidigte Anſicht hat aber keine dieſe Stellen die geringſte Schwierigkeit, indem danach reelle Uebergabe in jener claſſiſchen Zeit nur unter den exceptis personis nöthig war (obgleich ſich davon in Juſtinians Compilation aus natürlichen Gründen keine Spur findet), und ſeit Antonin ſogar noch mit Ausnahme der beſonders begünſtigten Eltern und Kinder; namentlich ſagt Pomponius auch in L. 30 de re jud., nachdem er bemerkt hatte, daß wer zu ſchenken verſprach, nur in id quod facere potest condemnirt werden durfte: „quod maxime inter liberos et parentes observandum est."

Mit der größten Gewiſſenhaftigkeit haben wir bisher ſämmtliche Argumente des Verf. geprüft — glauben aber zugleich mehr als blos die Negative bewieſen zu haben.

Wir wenden uns zu den letzten 3 Nummern, zuerſt zu Nr. VIII. „Inſinuation der Schenkung nach dem neueren Recht.“ „Die Schenkung ſollte nur dann gültig ſeyn, wenn ſie vor Gericht erklärt, und daſelbſt in ein Protokoll gebracht wäre.“ „Der Urheber dieſer neuen Form iſt nicht gewiß. Zwar ſind die früheſten Conſtitutionen, die wir darüber haben, von Conſtantin. Allein eine derſelben ſagt: Pater noster nullam voluit liberalitatem valere, si actis inserta non esset (L. 1. C. Th. de spons. 3, 5.).“ Soweit der Verf. Daraus geht alſo hervor, daß ein Vorgänger Conſtantins (Conſtantinus Chlorus oder Maximian, Conſtantins Schwiegervater) die neue von Conſtantin ſelbſt mehrmals wieder eingeſchärfte Verordnung erlaſſen habe, wenn man nicht mit Jac. Gothofred Datum und Ueberſchrift der L. 1. cit. (nämlich Conſtantius ſtatt Conſtantinus) ändern dürfte. Der Verf. fährt fort: „Faſt alle dieſe Conſtitutionen ſprechen ſo allgemein, daß man glauben ſollte, jede, auch die geringſte Schenkung ſey darin gemeint. Ganz beyläufig aber erfahren wir, daß dieſe Vorſchrift doch nur für große Schenkungen gelten ſollte; und zwar für ſolche, die wenigſtens 200 solidos betragen.“ Gothofred habe ſich „verleiten laſſen anzunehmen, dieſes ſey eine Milderung der früher ganz allgemeinen Vorſchrift. Allein es gibt eine viel einfachere Art (?), die unbeſtimmte (?) Allgemeinheit jener Stellen zu erklären.“ Es bleibe nämlich nach jeder Meinung die Schwierigkeit, daß eine „Gränze nach beſtimmten Zahlen“ etwas höchſt poſitives ſey, „was ſich unter allen Dingen am wenigſten von ſelbſt verſteht.“ Hier aber fände ſich keine Vorſchrift dieſer Art, „denn die 200 solidi werden ganz zufällig als etwas bekanntes erwähnt, und wann und woher ſie gekommen ſind, erfahren wir durchaus nicht.“ Gothofred könne ebenfalls „keinen Urheber der Vorſchrift der 200 solidi nachweiſen (?)“, und müſſe „ſie alſo auch gleichſam in der Stille entſtehen laſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

No. 51. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göſchen. B. 4. H. 1.

(Beſchluß der in No. 50. abgebrochenen Recenſion.)

Demzufolge geht Savignys Anſicht dahin, man habe denſelben Zweck, welcher ehemals die Nothwendigkeit der feyerlichen Uebertragung veranlaßt hätte, „jetzt nach verändertem Styl der Zeit durch die gesta in der Curia" erreichen wollen. „Es war eine Erneuerung der L. Cincia, ihrem Geiſte nach, mit verändertem Buchſtaben." „Nimmt man nun an (quo jure?), daß die L. C. grade dieſelbe Summe, 200 solidi, als Gränze großer Schenkungen feſtgeſetzt hätte, wofür man ſpäterhin die Inſinuation vorſchrieb, ſo iſt die ungenaue Allgemeinheit jener Conſtitutionen ſehr entſchuldigt, indem ſie doch nicht mißverſtanden werden konnten." Nämlich auch bey neueren Modificationen „brauchte man nicht um eine genaue Bezeichnung des Falls bekümmert zu ſeyn" — „denn dafür hatte die 500jährige Anwendung der L. C. hinreichende Sicherheit verſchafft." — Damit man ſich nun vorerſt überzeuge, wie wenig „ſcheinbar" die Allgemeinheit der erwähnten Stellen iſt, erlaube man aus fünf unbeſchränkt ſprechenden Stellen des Cod. Theod. (abgerechnet die Wiederholung einiger im Juſt. Cod.) nur auf zwey beſonders aufmerkſam zu machen, nämlich auf die ſchon angef. Worte der L. 1. de spons. nullam voluit liberalitatem valere, nisi etc. und L. 3. de don. „Promulgatum dudum est, donationes nullo alio modo firmas posse detineri, nisi apud actorum contestationem confectae fuerint." Allerdings verſteht ſich eine Beſchränkung auf eine gewiſſe Summe nicht von ſelbſt, ſo wenig, daß die Exiſtenz eines alten Geſetzes, ſelbſt wenn erwieſen wäre, daß bis auf daſſelbe die Schenkungen eine gleich

große Summe unter analogen Bedingungen beſchränkt hätte, und wahr wäre, daß daſſelbe zu Conſtantins Zeit noch exiſtirt hat, keineswegs hinreicht, um in einer neuen poſitiven Verordnung die alte Summe ſchon ſtillſchweigend wiederzufinden. Sind denn aber Conſtantins Geſetze ſo wortkarg, daß ſie bey mehrmaliger Erwähnung der neuen Form nicht der allen zu Grunde liegenden Beſchränkung auf eine gewiſſe Summe gedenken ſollten? Der Verf. hatte freylich bey der lex Cincia ebenfalls *vorausgeſetzt*, die ihr zugeſchriebene Form beziehe ſich nur auf große Schenkungen, und hinzugeſetzt (S. 18): „Die Richtigkeit dieſer Erklärung (der Stellen, welche der Mancipation unbeſchränkt gedenken) wird durch eine ganz entſcheidende Analogie über allen Zweifel (?) erhoben. Es ſind nämlich Gründe vorhanden, aus welchen ſich ziemlich ſicher (!) annehmen läßt, daß die ſpäter eingeführte Inſinuation ſtets nur für große Schenkungen vorgeſchrieben war, und doch werden auch hierüber manche Conſtitutionen *ſo allgemein, als ob dieſe Form für alle Schenkungen ohne Unterſchied hätte beobachtet werden müſſen.*“ Wenn nun aber der Inhalt der L. C. ſelbſt gar nicht einmal im Sinne des Verf. verſtanden werden darf, ſo kann man auch die neue Verordnung nicht betrachten als eine bloße Modification der Form mit Beybehaltung des Inhalts der L. C. Dadurch fällt zugleich des Verf. Erklärung der allgemeinen Faſſung jener Conſtitutionen. Auf jeden Fall aber war man zu Conſtantins Zeit an geſetzgeberiſche Willkühr ſo hinlänglich gewöhnt, daß eine allgemein gebietende Verordnung, deren Reſtriction der Geſetzgeber mit keiner Sylbe gedacht hatte, gewiß nicht aus Gründen der Analogie eigenmächtig *auf eine Summe* beſchränkt werden darf. Sollte der Verf. die Exiſtenz dieſer Beſchränkung in dem verlorenen erſten Geſetze vorausſetzen wollen: ſo dürften wir wohl mit größerem Rechte vorausſetzen, daß etwa durch ein verlorenes ſpäteres Geſetz die urſprünglich allgemeinen Verordnungen gemildert worden ſeyen — darum mit größerem Rechte, weil die vorhandenen mit zu großer Beſtimmtheit jede Reſtriction verſagen; denn zwiſchen der letzten unter dieſen (L. 8. C. Th. de don. von Honorius und Theodos aus dem J. 415) und derjenigen Conſtitution,

welche zuerſt der 200 solidi gedenkt (L. 8. C. Th. de spons. v. 428), liegen beynahe 13 Jahre in der Mitte. Doch nicht einmal das, ſondern mit Gothofred (der ſie keineswegs „in der Stille entſtehen“ läßt) und vielen andern, behaupten wir, daß wirklich dieſe L. 8. von Theodos und Valentinian die Reſtriction eingeführt habe, und keineswegs für alle Schenkungen, ſondern blos zur Begünſtigung der Gatten, d. h. für die donatio ante nuptias. Dies beweiſt 1) die Conſtitution ſelbſt. Sie begünſtigt auf zweyerley Weiſe dieſe Schenkungen, indem ſie erſtens die Nothwendigkeit der Tradition erläßt, und zweytens hinzufügt: „in illa donatione, quae in omnibus intra ducentorum solidorum est quantitatem, nec actorum confectione quaerenda“. Liegt in dieſen Worten die geringſte Beziehung auf ſchon beſtehendes Recht? oder iſt größere Weitläuftigkeit nöthig bey einem Geſetze, das mehrere Privilegien einführt, und alſo ſchon darum als Ausnahmsgeſetz verſtanden werden muß? Eben weil bisher jede Schenkung inſinuirt werden mußte, ſo erkannte jedermann augenblicklich die Neuerung, und es genügten die einfachen Worte: „die don. ante nuptias bedarf keiner Tradition, und wenn ſie 200 solidi nicht überſteigt, auch keiner Inſinuation.“ Beweiſend dafür, daß die ganze Stelle am beſtehenden Rechte ändern wollte, iſt auch ihr Schluß, wo ſie, hinweiſend auf eine frühere Begünſtigung der Minderjährigen, bemerkt: illa manente lege, quae u. ſ. w. — 2) Aus dem Titel, unter dem jene Verordnung ſteht, der keineswegs der allgemeine de donationibus (in welchem keine Spur einer Reſtriction auf eine Summe enthalten iſt), ſondern der ſpecielle de spons. et ante nuptias donationibus iſt. 3) Aus L. 34. C. Iust. de don., worin Juſtinian ausdrücklich den vorher beſtandenen Unterſchied zwiſchen gewöhnlicher und ante nuptias donatio aufhebend, und zugleich die Summe der nicht zu inſinuirenden Schenkungen für alle auf 300 solidi erweiternd, darüber alſo ſpricht: „Sancimus, omnem donationem, sive communem, sive ante nuptias factam, usque ad trecentos solidos cumulatam, non indigere monumentis, sed communem formam habere: ut non usque ad ducentorum solidorum summam teneat; sed in hujusmodi

observatione similes sint tam communes, quam ante nuptias donationes.“ Man ſoll alſo nicht mehr auf 200 beſchränkt ſeyn, ſondern die gewöhnliche der ante nupt. donatio gleich ſtehn — ein Gegenſatz, der ganz ſinnlos wäre, wenn nicht vorher ein Unterſchied zwiſchen der auf 200 beſchränkt geweſenen a. nupt. don., und der jetzt auf 300 erhobenen communis donatio Statt gefunden hätte. Juſtinians Gedankengang iſt aber nun ganz einfach der: „Nach meiner jetzigen Verordnung braucht jede don., auch die don. a. n., erſt inſinuirt zu werden, wenn ſie 300 solidi beträgt; ſo daß alſo von 200 gar nicht mehr die Rede iſt, ſondern u. ſ. w.“ 4) Dient zur Unterſtützung, daß Juſtinian zufolge ſeiner neuen Verordnung der Conſtantiniſchen L. 1. C. Th. de don., welche bey jeder Schenkung Inſinuation foderte, in ſeinem Cod. (L. 25. C. de don.) den Zuſatz beyfügte: „ubi hoc leges expostulant,“ d. h. nicht mehr wie ehemals unbeſchränkt. — In L. 36. §. 3. C. de don. erhebt Juſtinian die Summe auf 500 solidi, und erzählt die Sache in §. 2. J. de don. ſo: — Et cum retro Principum dispositiones insinuari eas (donationes) actis intervenientibus volebant, si majores ducentorum fuerant solidorum: nostra Constitutio eam quantitatem usque ad quingentos solidos ampliavit. Das si maj. ducent. fuer. sol. iſt freylich blos theilweiſe wahr, ſo wie auch der Erweiterung auf 500 solidi erſt die 300 voranging: allein wer den Zweck der Inſtitutionen und ihr Verhältniß zu den ausführlichen Pandekten und dem Codex kennt, alſo insbeſondere unſer Verf., kann aus dieſem gedrängten Berichte gewiß kein Gegenargument ableiten wollen.

Die Nothwendigkeit der reellen Uebertragung hat erſt Juſtinian aufgehoben, wie ſelbſt S. zugibt, obgleich ihm die Inſinuation an die Stelle jener der alten Zeit angemeſſenere Form tritt; wobey es aber ſehr auffallend bleibt, wie die letztere bis zu Juſtinian fortbeſtehen, ja wie namentlich Conſtantin in L. 1. C. Th. de don. Inſinuation und Tradition ausdrücklich neben einander verlangen konnte! Die Mancipation war übrigens zur Zeit der chriſtlichen Kirche allerdings ſeltener und ihr Unterſchied von der Tradition minder gewichtig, wie denn auch dieſe häufig nur allein genannt wird, aber

von der Anwendung dieſer Form (der Tradition) kann man doch nicht ſagen, daß ſie dem Geiſt der neueren Zeit nicht gemäß ſey!

Wann war die L. Cincia antiquirt? Nach dem Verf. (S. 35) erſt (ſtillſchweigend) durch Juſtinians Aufhebung der alten Form. Ganz antiquirt wäre ſie aber nicht einmal dadurch, ſondern würde in verjüngter Geſtalt „als Ueberſetzung in die juriſtiſche Sprache der neueren Zeit“ in der vorgeſchriebenen Inſinuation noch fortleben. Auffallend wäre auf jeden Fall, warum Juſtinian, der ſonſt mit jeder, ſelbſt durch die Praxis ſchon vorher eingetretenen, aber durch ihn geſetzlich gewordenen Veränderung des alten Rechts ſo ſehr prahlt, die L. Cincia nicht einmal nennt, vielmehr in Nov. 162 c. 1, wenn dieſe von der L. C. verſtanden werden darf, ſogar ſagt: quam benifaciens a sua legislatione removit dudum respublica? Ueberhaupt hat der Verf. außer jener Bemerkung über ihr Verſchwinden nichts weiter geäußert, und doch beſitzen wir ein Zeugniß von Arnobius (adv. gentes Lib. 2. p. 54 ed. Elmenh. oder c. 67 ed. Orell. Lips. 1816), wonach die lex Cincia zu ſeiner, d. h. zu Diocletians Zeit antiquirt war („in potestatibus obeundis leges conservatis annarias? in donis, in muneribus Cincias?“); eine Stelle, die wir ohne Grund nicht etwa auf das einzelne Cap. wegen Sachwalter beſchränken dürfen. — Wenn durch Conſtantin die Nothwendigkeit reeller Uebertragung zur allgemeinen Vorſchrift wurde, ſo konnte doch die L. Cincia, nicht blos in Bezug auf das, was ſie über die Summe, ſondern ſogar auf das, was ſie bey gewiſſen Perſonen über die Form verordnet hatte, längſt vor ihm ihre Gültigkeit verloren haben. Dafür ſpricht insbeſondere noch der Umſtand, daß die von der Formvorſchrift eine Ausnahme machende Antoniniſche Verordnung ebenfalls bereits vor Diocletian unpraktiſch und erſt von Conſtantin wieder hergeſtellt wurde. Das Verſchwinden dieſes Privilegiums erklärt ſich erſt recht natürlich, ſobald die Regel ſelbſt, nämlich die von gewiſſen Perſonen gefoderte Form, unpraktiſch und folglich auch die beſondere Gunſt der Eltern und Kinder nach und nach bedeutungslos geworden war. Wenn aber Conſtantin eine antiquirte Ausnahme einer ebenfalls un-

praktiſchen lex erneuert (L. 4. C. Th. de don.), ſo kann die Nennung dieſer lex nichts für ihre praktiſche Gültigkeit beweiſen. Umgekehrt aber geht aus dem im Uebrigen tiefen Stillſchweigen des Theodoſianiſchen Codex über die Exiſtenz einer ſolchen Verordnung, auf die noch die Aufzählung der vielen bey Schenkungen ſo nothwendigen Förmlichkeiten unumgänglich führen mußte, hervor, daß dieſelbe wenigſtens ſeit Conſtantin (wenn nicht vor Diocletian) in jeder Beziehung unpraktiſch war. — Dafür aber, daß der Verf. in Nr. IX. die Summe der lex Cincia mit Cujacius auf 200 solidos ſetzt, hat er keinen andern Beweis, als den von uns gänzlich geläugneten Zuſammenhang mit der Inſinuation — und darum ſprechen wir mit Brummer über die Quantität ehrlich das „non liquet“ aus. Uebrigens kommt der Verf. mit ſeinen 200 solidis auch nicht recht aus, „da in einem Geſetze der freyen Republik Geldſummen freylich nicht nach Goldmünzen beſtimmt wurden.“ Er berechnet alſo, daß jene Summe in alter Zeit 20000 Seſterzen betragen hat, und beruft ſich auf die Analogie der durch Gajus bekannt gewordenen l. Cornelia (Gaj. III, 124), die eine gewiſſe Beſchränkung der Bürgſchaft ebenfalls auf 20000 Seſterzen enthielt. Aber auch das kann nicht befriedigen, „weil der aureus und solidus oft und ſtark vermindert worden“, jedoch weil dies allmählig geſchah, und „es hier auf eine runde Zahl ankam“, ſo behielt man „auch nach dieſen Reductionen dieſelbe Zahl von Goldmünzen, wie ehemals, bey, und glaubte immer noch die l. Cincia unmittelbar anzuwenden (?), obgleich jetzt 200 solidi einen viel geringeren Metallwerth hatten als urſprünglich 20000 Seſterzen.“ —

Nr. X. „Erklärung einiger Pandektenſtellen aus der lex Cincia.“ 1) L. 9. §. 3. D. de don. Donari non potest, nisi quod ejus ſit cui donatur. „In dem Sinne, daß niemand eine fremde Sache dadurch, daß er ſie verſchenke, ihrem Eigenthümer entziehen könne“, ſey „dieſer Satz ſo trivial, daß ihn ein Röm. Juriſt kaum aufgeſtellt haben würde.“ Auch ſprächen die Worte von Ungültigkeit der Schenkung ſelbſt, was gewiß falſch ſey, L. 1. pr. §. 1. de don. „Am deutlichſten wird dieſes, wenn man die Schenkung, mit dem Kauf ver-

Digitized by Google

gleicht, bey welchem in dieſer Rückſicht genau daſſelbe gelten muß, was von der Schenkung nach ihrer allgemeinen Natur wahr iſt.“ Es ſey ja auch der „Verkauf einer fremden Sache ſchlechthin gültig,“ ohne daß ſie der Eigenthümer „deshalb verlieren müſſe“, wie in L. 28. de contr. nupt. ſtehe, es folglich gradezu widerſpräche, wenn man einem Röm. Juriſten die Worte in den Mund legen wollte: „Vendi non potest, nisi quod ejus fit, cui donatur.“ So ſey es auch bey der Schenkung, und darum ſolle man vorausſetzen, Pomponius habe urſprünglich geſagt: „supra modum legis Cinciae donari non potest, nisi etc.“, und erſt in der Compilation habe die Stelle jenen trivialen Sinn erhalten. — Vielleicht keine von allen Behauptungen des Verf. dürfte auffallender ſeyn, als dieſe Deduction. Jene „triviale“ Bedeutung konnte die Stelle allerdings kaum bey Juſtinian haben, der übrigens, wenn keine andere Deutung möglich wäre, dieſen Vorwurf auch mit Diocletian und Maximian zu theilen hätte, die in L. 14. C. de don. reſcribirten: si filius tuus res ad te pertinentes sponsae suae te non consentiente donavit, ad eam, quod non habuit, transferre non potuit. — Iſt es aber wirklich wahr, daß darum, weil man beym Verkauf nicht ſagen kann: Vendi non potest etc. bey dem donare oder dare, oder der stipulatio dandi daſſelbe gelte? Fragen wir die Römer. Schon §. 14. J. de actt. (oder Gaj. IV. §. 6.) ſagt: „dari cuiquam id intelligitur, quod ita datur, ut ejus fiat;“ L. 75. §. 10. de V. O. „Haec stipulatio fundum Tusculanum dari, ostendit se certi esse, continetque ut dominium omnimodo efficiatur stipulatoris quoquo modo.“ Daſſelbe wird auch vom Käufer ausgeſagt, weil er Geld, eine ſ. g. fungible (ſo; gleich ins Eigenthum übergehende) Sache gibt, nicht aber vom Verkäufer. So L. 30. §. 1. de A. E.: „Venditorem hactenus teneri, ut rem emptori habere liceat, non etiam ut ejus faciat, quia tamen dolum abesse praestare debeat etc.“ L. 1. pr. de rer. perm. „Emptor, nisi nummos accipientis fecerit, tenetur ex vendito: venditori sufficit ob evictionem se obligare, possessionem tradere, et purgari dolo malo.“ L. 25. §. 1.

de contr. empt. „Qui vendidit necesse non habet fundum emptoris facere, ut cogitur, qui fundum stipulanti spopondit" und was dieſer Nachſatz ſagen will, iſt auch der Sinn unſrer Stelle; ſo daß alſo wer ſchenkt, grade im Gegenſatz ſteht mit dem, der verkauft. Man vgl. noch L. 11. §. 2. de A. E. L. 13. §. 2. D. de jurejur. Daher die Folge in L. 3. C. de evict.: „qui rem emit et post possidet, quandiu evicta non est, autorem suum propterea quod, aliena res dicatur, convenire non potest." Alſo, um mit Bynkershoek Obs. VI, 24. (oder auch mit Cujac. Obs. XXIII, 29.) zu ſprechen: „In emptione venditione tralatitium est, venditorem nihil quidquam praestare, quam vacuam rei possessionem, et porro cavere, eam sine interpellatione habere et obtinere licere, dolumque malum abesse abfuturumque esse." Der Schenker ſteht bekanntlich nicht für Eviction, wenigſtens wird dies bey Schenkung einer Species, alſo in dando, allgemein zugeſtanden. Mithin verkaufen kann man eine res aliena, aber nicht gültig verſchenken, weil wer alienum tradirt non facit accipientis (L. 11. fin. D. de cond. e. d. c. n. s.); eine Schenkung aber kann nur in dando oder in der stipulatio dandi beſtehen (ſ. z. B. L. 1. D. de don. L. 9. C. de don.), und weil nun dabey nach den angeführten Zeugniſſen das accipientis facere wirklich nöthig iſt, ſo konnte mit vollem Rechte geſagt werden: „donari non potest, nisi quod ejus fit, cui donatur." 2) und 3) L. 9. §. 1. und L. 11. de don. „In beyden Stellen iſt die Rede von der Berechnung des Werthes der Schenkung, wenn nämlich ausgemittelt werden ſoll, ob und um wie viel das Maaß der Lex Cincia überſchritten iſt. Beyde Stellen ſagen, daß nur die Sache ſelbſt angeſchlagen werden ſoll, nicht der Ertrag, den der Beſchenkte daraus gezogen hat. Dieſes ſetzt voraus, daß . . . der Donator die Sache tradirt hatte. Da nun dennoch die Gültigkeit der Schenkung von ihrem Geldeswerth abhängen ſollte, ſo" — geht daraus hervor, daß auch durch Tradition große Schenkungen nicht gültig werden können. In dieſen klaren Stellen hätten wir einen neuen Beweis für unſere Anſicht von der L. C. Weil ſich aber dieſes nicht mit des Verf.

Theorie verträgt, „ſo (fährt er in dem obigen Zuſammenhange fort) ſind hier offenbar res mancipi vorausgeſetzt, bey welchen die Tradition nicht hinreichte" u. ſ. w. Nun heißt es aber in L. 9. §. 1. cit.: „Si vero non fundum sed fructus perceptionem tibi donem etc." Die fructus im Gegenſatze von fundus ſind doch wohl Feldfrüchte; weil aber dieſes res nec mancipi ſind, ſo ſoll man denken an „Kinder der Sklavinnen, Füllen der Pferde, oder daß der Beſchenkte civile Früchte, z. B. Geld aus einem von ihm ſelbſt geſchloſſenen Pachtkontract, bezogen hatte." 4) L. 1. §. 1. D. quib. mod. pign. Wir wollen den Fall mit des Verf. Worten (nur ohne die von ihm beyſpielsweiſe hinzugefügte Summe) erzählen. Es verkauft jemand ein Grundſtück. Von dem Kaufpreis wird ein Theil baar gezahlt, für den Reſt wird das verkaufte Grundſtück ſelbſt dem Verkäufer verpfändet. Dieſer ſchenkt dieſes rückſtändige Kaufgeld dem Käufer durch einen Brief, und da nun „eo (venditore) defuncto donationem quibusdam modis inutilem esse constabat", ſo macht der Fiscus, als Succeſſor, auch noch das vorige Pfandrecht geltend. Papinian ſpricht ihm dieſes ab, denn nur die Schenkung iſt ungültig (inutilem pecuniae donationem lex facit) nicht aber die Aufhebung des Pfandrechts. — Dieſe lex iſt nun dem Verf. die Cincia, indem nämlich die Schenkung 200 aureos überſtiegen habe, und „durch einen bloßen Brief, alſo durch einen unförmlichen Erlaßvertrag" gemacht worden iſt. Die Form iſt nun nach unſerer Anſicht gleichgültig, jene Beziehung aber nicht unmöglich, nur würde blos das plus, nicht die ganze Schenkung ungültig! Jedoch könnte man auch mit Cujacius (in Papin. leg. cit.) ſagen: „facito, me donasse post contractum capitale crimen, quae donatio secuta condemnatione inutilis est (L. 15. D. de don.) et me capitis fuisse damnatum, ac proinde fiscum mihi successisse, quod etiam hoc loco proponitur." Offenbar wollte nämlich Papinian gar keinen beſtimmten Grund der Ungültigkeit angeben, weil es ihm nur um die allgemeine Regel zu thun war, daß die aus beſonderem (gleichgültig welchem) Grunde hervorgehende Ungültigkeit der Schenkung der Auflöſung des Pfandrechts nicht im Wege ſtehe; und darum die

allgemeine Faſſung quibusdam modis inutilem, weil das bey nicht grade ausſchließlich an die L. C. gedacht werden ſollte, und deswegen möchten wir keineswegs mit dem Verf. die Worte: „propter legem Cinciam“ als „nicht unwahrſcheinlich“ ſubſtituiren. — 5) und 6) L. 27 und L. 32. D. de don. „In beyden Stellen iſt das Recht der freyen Wohnung [habitatio wird es in beyden Stellen genannt] einem andern geſchenkt“: in der erſten unbeſtimmt, in der zweyten mit dem Zuſatz: quamdiu volueris. „In beyden Fällen ſollen die Erben des Schenkenden daran eigentlich nicht gebunden ſeyn, und nur deshalb ſoll der erſte Fall dennoch anders entſchieden werden, weil das Geſchäft nicht als Schenkung, ſondern als Belohnung interpretirt werden müſſe. Dabey macht nun nicht etwa die Ausnahme Schwierigkeit, ſondern vielmehr die entgegengeſetzte, beyden Stellen zum Grund liegende, Regel.“ Nachdem der Verf. andere Erklärungen widerlegt hatte, fährt er fort: „Alles erklärt ſich, wenn man mit Rückſicht auf die l. Cincia annimmt, daß in jenen Fällen das Recht der freyen Wohnung einen höheren Kapitalwerth hatte als 20000 Seſterzen“; denn es fehlte die feyerliche Uebertragung. „Freylich war nun dieſe Ungültigkeit eben ſo gut für den Schenkenden ſelbſt als für deſſen Erben vorhanden“; allein es ſey die Erwähnung des Erben nur eine Zufälligkeit der vorliegenden Fälle geweſen. Auch hätte man vielleicht die Schenkung erſt dann als ungültig betrachtet, „wenn die freye Wohnung ſo viele Jahre gedauert hatte, daß der Werth derſelben die Summe von 20000 Seſterzen überſtieg.“ In der Stelle des Paulus (V. 11. §. 6.), wonach man dem Retter ſeines Lebens in infinitum ſchenken könne, läge „eine ſtarke Beſtätigung der ganzen hier gegebenen Erklärung.“ — Papinian meint hier nämlich, die Schenkung an den Lehrer könne als Remuneration betrachtet werden (posse defendi) ideoque non videri donationem sequentis temporis irritam esse.“ Daß nun aber beyden Fällen Eine Regel zu Grunde liege, ergibt ſich aus dieſer Parallele nicht, vielmehr iſt bey Paulus die Rede von einer Beſchränkung in der Summe, bey Papinian von einer Ungültigkeit der Schenkung für die Folgezeit, d. h. in der dortigen Verbindung nach des Schenkers Tode, von welchem

Falle allein auch die andere Stelle des Scävola ſpricht. Nehmen wir alſo die Stellen, wie ſie daſtehn, ſetzen nichts voraus und tragen nichts hinein, ſo enthalten ſie nur die einfache Regel: Eine habitatio, d. h. die umſonſt, als Schenkung, ertheilte Servitut der Wohnung („das Recht der freyen Wohnung“) iſt charakteriſtiſch dadurch, daß ſie für beyde Theile nur auf Lebenszeit dauert, alſo nicht wie ein usus oder usus-fructus aedium auch des Schenkers Erben bindet. Jeder weiteren Ausführung überhoben ſind wir hier durch eine treffliche Abh. *Thibauts* (Civ. Abh. nr. II.), der noch ſogar S. 25—28 die genannten Stellen ſelbſt erklärt, ſo daß ſehr auffallend iſt, warum Savigny dieſer Abh. und Erklärung mit keiner Sylbe gedacht hat. — Endlich (wir übergehen keine einzige Stelle) 7) und 8) L. 2. §. 5. de don. und L. 9. §. 1. de jure dot. „Beyde Stellen ſetzen voraus, daß etwas gegeben iſt, was nur unter einer Bedingung in das Eigenthum des Empfängers übergehen ſollte. Wenn nun die Bedingung erfüllt wird, ſo ſoll dadurch nach der erſten Stelle der Empfänger ſchlechthin — Eigenthümer werden — — ſelbſt wenn der Donator zu dieſer Zeit wahnſinnig oder todt iſt: d. h. es iſt keine neue Einwilligung nöthig, und es kann auch ſelbſt der Widerſpruch des Erben dieſen Erwerb des Eigenthums nicht hindern. Nach der zweyten Stelle geht das Eigenthum „nicht von ſelbſt über, ſondern erſt durch eine neue Handlung *des Erben, wenn der Donator todt* iſt (alſo ohne Zweifel (?) auch des Donators ſelbſt, wenn dieſer noch lebt).“ Grade auf das, was hier der Verf. in Parentheſe als eine ſich von ſelbſt verſtehende Nebenſache zur Seite geſchoben hat, darauf aber kömmt es an. Nämlich ſchon in der erſten Stelle macht Julian durch die auf den §. 5. unmittelbar (als §. 6.) folgenden Worte auf den Gegenſatz aufmerkſam: Sed si quis donaturus mihi pecuniam dederit alicui, ut ad me perferret, et ante mortuus erit, quam ad me perferat, non fieri pecuniam dominii mei constat. Alſo will L. 2. §. 5 und 6 cit. folgendes ſagen: Wenn das Empfangene in Zukunft mein werden ſoll, ſo wird das ſelbſt durch des Schenkers früheren Tod nicht verhindert, wohl aber, wenn es erſt wieder ein Dritter aus des Empfängers Hand erhalten

ſoll, weil — ein Mandat in der Regel mit des Mandanten Tod erliſcht, L. 12. §. 17. L. 27. §. 3. L. 57 mand. Die zweyte Stelle beginnt mit folgender Frage: Si res alicui tradidero, ut nuptiis secutis dotis efficiantur, et ante nuptias decessero: an secutis nuptiis dotis esse incipiant? Nach allgemeinen Grundſätzen verneint dieſes Ulpian und bejaht es nur in favorem dotis. Aber eben dieſe Regel iſt es, welche dem Verf. „eine große Schwierigkeit macht“, weil doch nach erfüllter Bedingung „die Gültigkeit und Wirkſamkeit der urſprünglichen Tradition außer Zweifel geſetzt“ ſey. Nachdem die freylich unhaltbaren Erklärungsverſuche anderer widerlegt worden ſind, geht ſeine Erklärung abermals von der Vorausſetzung aus, es ſeyen in dem Falle dieſer zweyten Stelle res mancipi und zwar über die geſetzliche Summe hinaus verſchenkt worden. „Die Mancipation oder die in jure cessio ſelbſt konnten gar nicht unter einer Bedingung vorgenommen werden; alſo konnte die Sache nur tradirt werden“, folglich u. ſ. w. „Darum konnte ſie (die Schenkung) willkührlich zurückgenommen werden, ſowohl von dem Donator ſelbſt, als (wovon hier wieder aus zufälligen Gründen allein die Rede iſt) von den Erben deſſelben.“ „Hier aber trat der favor dotis ins Mittel u. ſ. f.“ „Daß nun in der That unſere zweyte Stelle von einer res mancipi redet, *dieſes läßt ſich freylich nicht unmittelbar beweiſen.* Wenn aber Ulpian etwa ſo geſchrieben hätte: si *res* mancipi alicui tradidero etc., was konnten die Compilatoren, wenn ſie die Stelle aufnehmen wollten [was veranlaßte ſie zur Aufnahme?] anders thun, als das Wort mancipi wegſtreichen.“ Und endlich am Schluß heißt es noch: „die ganze Stelle iſt nur durch einen Mißgriff in die Sammlung aufgenommen worden.“ In der That ſind die Zumuthungen nicht gering, welche hier unſerem juriſtiſchen Gewiſſen gemacht werden, und, alles zugegeben, bleibt noch folgende Frage unbeantwortet: Warum ſoll denn nicht wenigſtens ſo viel, als *unter* der geſetzlichen Summe (daß ſie überſchritten ſey, iſt N. B. Suppoſition) verſchenkt worden iſt, in des Beſchenkten Eigenthum kommen, denn Ulpian ſagt ja: si *plus* donatum sit (non) rescindit, eben ſo L. 21. de don., und daſſelbe gilt bey der,

nach dem Verf., analogen Inſinuation? — Verſuchen wir, ob kein anderer Ausweg offen ſtehe. In dem oben gelieferten Excerpte findet ſich abermals eine Parentheſe. Vielleicht iſt grade wieder in dieſer die Wahrheit verſteckt. Nämlich zufällig ſoll es ſeyn, daß die Stelle vom Erben ſpricht. Ulpian ſelbſt aber gibt als Grund, warum er fürchte, „ne non possint (res) in dominio ejus effici, cui datae sunt" folgendes an: „quia pendet donatio in diem nuptiarum, et eum sequitur conditio nuptiarum, jam heredis dominium est, a quo discedere rerum non posse dominium invito eo fatendum est." Alſo: mit eintretender Bedingung ſey der Schenker ſchon todt geweſen, und darum könne der Erbe das Eigenthum jetzt nicht mehr verlieren. Vielleicht gibt man zu, daß L. 33. D. de A. R. P. eine Parallelſtelle ſey: fundi venditor etiam si mandaverit alicui, ut emptorem in vacuam possessionem induceret: priusquam id fieret, non recte emptor per se in possessionem veniet. Item si amicus venditoris, mortuo eo, priusquam id sciret, aut non prohibentibus heredibus, id fecerit, recte possessio tradita erit. Sed si id fecerit, cum sciret dominum mortuum, aut cum sciret heredes, id facere nolle, contra erit, nämlich weil das Mandat mit dem Tode aufhört. In unſerem Falle iſt der künftige Ehemann der Empfänger, die Frau aber die Beſchenkte; denn es ſagt der Verf. ſelbſt: „Dieſe Handlung wird in der Regel, d. h. wenn nur nicht etwas anderes ausbedungen wird, ſo angeſehen, daß der Geber der Frau rein ſchenkt, die Frau aber das Geſchenkte zur dos macht, welche denn auch in der Folge grade ſo behandelt wird, als ob ſie aus dem Vermögen der Frau ſelbſt gegeben worden wäre." Der Mann iſt folglich Mandatar des Gebers zum Vortheil der Frau, freylich indirect auch ſeiner ſelbſt, es iſt ein mandatum sua et aliena gratia, und er iſt alſo, wie jener amicus in L. 33., zugleich Stellvertreter der Frau. Wenn nun bey des Schenkers Leben die Ehe erfolgt wäre, ſo würde der Mann zwar ipso jure Eigenthümer geworden ſeyn, aber nur ſcheinbar, nämlich durch ſ. g. traditio brevi manu: nun aber der Schenker früher geſtorben war, ſo erloſch das Mandat, und nur aus dem favor dotis konnte es gerecht-

fertigt werden: „dominium ad maritum ipso jure transferri", nicht damit dieſer maritus gewinne, ſondern „ne mulier maneat indotata."

Dürfte man nun zugeſtehen, daß alle hier erläuterten Stellen ſich ganz durch ſich ſelbſt und ſo erklären laſſen, daß die Compilatoren gar kein Vorwurf trifft; ſo kann man denn auch nicht mit Dirkſen in ſeinen im Ganzen ſo wahren und trefflichen „Bemerkungen über Juſtinians Compilation" (Civ. Abh. 1810, Abh. 3. S. 223) zum Beleg der Behauptung, daß die Compilatoren oft durch Weglaſſung der von den Claſſikern commentirten Stellen Dunkelheit veranlaßt hätten, anführen, daß grade dieſe Stellen „nach Savignys vortrefflicher Darſtellung" an „einem concreten Falle" zum Beyſpiele dienten. —

Ueber die ausſatzartige Krankheit Holſteins, allgemein daſelbſt die Marſchkrankheit genannt. Ein Beytrag zur Kenntniß der pſeudoſyphilitiſchen Uebel von Ludwig Auguſt Struve, Dr. der Med. und Chir. pract. Arzte in Elmshorn. Mit dem Motto aus Lucretius: Nec raquies erat ulla mali etc. Altona bey Johann Friedrich Hammerich 1820. VI u. 206 S. 8.

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift betrachtet dieſelbe als eine Vorarbeit zu einer ausführlichen Monographie dieſer Krankheit, die ſeit mehreren Jahren die Aufmerkſamkeit der Aerzte Holſteins beſchäftigt, und als ſolche hat ſie allerdings ein großes Verdienſt; was dem Verfaſſer nach mühſamer Forſchung in Rückſicht des Nahmens, des Verlaufes, der Geſchichte, Aetiologie, Semiotik und Kur dieſer Krankheit bekannt wurde, hat derſelbe geſammelt, hier mit Auswahl vorgelegt, critiſch beleuchtet und ſeine eignen Beobachtungen und Erfahrungen hinzugefügt. Er zeigt in dieſer Schrift, daß die Marſchkrankheit weder Luſtſeuche noch Abart derſelben iſt, daß man ſie weder einer ſcorbutiſchen oder ſcrophulöſen, noch herpetiſchen Dyscraſie zuſchreiben dürfe, ſondern daß ſie für identiſch mit der Norwegiſchen Radeſyge, und daher für

eine Art des Ausſatzes des Abendlandes gehalten werden müſſe, er glaubt, daß die ſich vorfindenden Abweichungen in der Verſchiedenheit des Klimas und der Lebensweiſe lägen, auch wohl auf die Anſichten der Schriftſteller ſich gründeten. Bey dieſer Darſtellung ſind die Beleſenheit und der Scharfſinn des Verfaſſers allerdings zu loben.

Ohne uns in eine Beſchreibung dieſer ausſatzartigen Krankheit einzulaſſen, die wir hier wegen ihrer Verwandtſchaft mit bereits mehr bekannten Arten des Ausſatzes um ſo mehr übergehen können, bemerken wir, daß als vorzüglichſter Grund des Uebels die Luft der Marſchen oder Mooren, das iſt, dem Waſſer künſtlich abgewonnener Länder, die häufig überſchwemmt werden, angegeben wird, und daß Leute aus der niederſten Volksklaſſe, welche ſich dem ſchädlichen Einfluß dieſer Luft beſonders ausſetzen, auch wegen ihrer Lebensweiſe, Wohnung und Vernachläſſigung der Hautcultur vorzüglich daran leiden ſollen. Anſteckung wird ebenfalls beſchuldigt; auch erblich ſoll die Krankheit ſeyn? Die Krankheit entſteht unſtreitig durch einen Zuſammenfluß mehrerer Urſachen, und bey allem dem, was der Verfaſſer über die Entſtehungsweiſe dieſer Krankheit hier niedergeſchrieben hat, bleibt unſtreitig noch manches dunkel, wie der Verf. auch ſelbſt geſteht.

Dieſe ſcheußliche Krankheit, von der Brandis (de morbo in Holsatiae nonnullis regionibus grassante contagioso ex genere leprae observationes) bey der Kopenhagenſchen mediz. Geſellſchaft zuerſt Erwähnung gemacht, und welche in ihrer Art hartnäckig iſt, oft tödtet und glücklich gehoben, doch bedeutende Verunſtaltungen zurückläßt, und leicht Rückfälle macht, wird, der Angabe des Verfaſſers zufolge, vorzüglich durch die Hungerkur geheilt, wodurch die Rückfälle ſeltner, auch wohl gar nicht ſtatt finden ſollen. Die Wirkſamkeit dieſer Kur hat der Verfaſſer durch Herrn Dr. E. H. Struve, Phyſicus in Flensburg, kennen gelernt, ſo wie er demſelben die erſten richtigen Ideen über dieſe Krankheit verdankt. Der Zweck dieſer Kur iſt, den Körper ſo zu ſchwächen, daß die krankhaft wuchernde Reproduction dabey nicht beſtehen kann, die ſchlechten Säfte auszuſcheiden, und durch

die wenigen gut verdauten Nahrungsmittel gute einzuführen. Die Kur iſt allerdings kräftig und wohlfeil, und hat nur einen Fehler, worauf der Name hindeutet. Der Verfaſſer ſchlägt daher einen mildern Namen, den von Entziehungskur vor, und bemerkt zugleich, daß ſie am wenigſten in dem Beinfraß der Naſe mit gutem Erfolg angewandt worden ſey. Man hat dieſe Kur bereits im Wahnſinn, in der Gicht, in verſchiedenen Cachexien vorgeſchlagen, und mit Nutzen angewandt. Bey öffentlichen Krankenanſtalten könnte hier allerdings durch dieſelbe viel geſpart werden. Uebrigens wird wider die Marſchkrankheit auch die antiſyphilitiſche Heilmethode empfohlen. Vorſchläge zur Verminderung und Ausrottung der Krankheit machen den Beſchluß dieſer Abhandlung; Rec. muß ihnen das Lob ertheilen, daß ſie ſehr zweckmäßig ſind.

S.

No. 52. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Der Zug der Normannen nach Jeruſalem. Ein romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen von J. Georg Grötſch. Leipzig, bey F. A. Brockhaus. 1819.

Der Dichter hat ſeine Arbeit mit einem Vorberichte verſehn, und uns dadurch genöthigt, gleich an der Schwelle des Gebäudes mit ihm in einige Erörterung ſeiner Kunſtanſichten zu treten.

Der erſte Satz heißt: „Den Stoff zu dieſem Gedichte lieferte die nordiſche Geſchichte; *und* da es einem Dichter erlaubt iſt, ſich nicht zu ängſtlich zu binden, ſo fodert man hingegen wieder, daß er einen Gegenſtand erwähle, der poetiſch und fähig iſt, ein außerordentliches Schönheitsgefühl zu erwecken.“ — Es liegt einige Dunkelheit in dieſer erſten Erklärung, wozu wohl das ſeltſame *und* nach dem Semikolon mit beyträgt. Iſt es etwa erlaubt, leichter mit der nordiſchen Geſchichte umzugehn, als mit irgend einer andern? Oder überhaupt: gilt der Nachſatz irgend einer andern Geſchichte mehr oder minder, als der nordiſchen? — *Sich nicht ängſtlich zu binden* iſt jedem ehrbaren Manne bey jeder rechtlichen Unternehmung erlaubt, da ein *ängſtliches Band* gewiß himmelweit unterſchieden iſt von *gehöriger Beſchränkung*, und der Dichter begehrt alſo hier nicht mehr, als ein unbeſcholtener Menſch überhaupt für ſein ganzes Leben begehren darf und ſoll. Das Band aber, welches den Dichter an die Geſchichte knüpft, — ſey es, daß er ihren Fußſtapfen unmittelbar folge, oder eine freye Erſcheinung ſeiner Phantaſie an einige hiſtoriſche Denkpunkte mit liebevoller Beſonnenheit anſchließe, — es kann nun und nimmer ein *ängſtliches Band* geheißen werden, dafern der Dichter die Fähigkeit beſitzt, mit gehöriger Liebe und Kraft in die Fügungen Gottes,

die wir im für uns umfaſſenden Ganzen die Weltgeſchichte nennen, hineinzuſchauen. Der, welcher dieſe ganze Welt im unendlichen Geiſte dachte, iſt auch das anbetenswürdige Urbild aller Dichter, und der Einzelne kann ihm nur in demüthiger, und zwar in unendlicher, weil nie vollendeter, Annäherung nachſtreben. — Verſuche es nur der begeiſterte Sänger, mit Ernſt und Liebe, dem Hiſtoriſchen, was ihm zuerſt als unpoetiſche Hemmung erſchien, die eigenthümlichſte und klarſte Anſicht abzugewinnen, und es wird ihm ohne Zweifel eine neue, früherhin nur kaum geahnte Liedesſchönheit grade *da* aufgehn, wo er beym oberflächlichern Ueberſchauen nur Störung und Dunkelheit wahrnahm. Wer ſich in ähnlichem Sinne mit ähnlichen Beſtrebungen abgegeben hat, wird dieſer Behauptung wohl gern ſein: „probatum est!“ beyfügen. Um aber den ungünſtigen Erfolg beliebiger Geſchichtsvariationen in ſeinem grellſten Lichte vorzuführen, brauchen wir nur an die Umbildungen der Hiſtorie zu erinnern, welche ſich die franzöſiſchen Tragödiendichter — und es waren doch einige *Dichter* im wahren Sinne des Wortes unter ihnen — zur Ehrenrettung der ariſtoteliſchen Einheiten und der damals hergebrachten Schicklichkeit erlaubt haben. Eine gründliche Ehrfurcht vor dem allergrößten Gedichte, darin ſie unwillkührlich (wenn auch bisweilen nur als luſtige Perſonen) mitſpielten — vor der Weltgeſchichte hätte ihnen entweder zu der Ueberzeugung verholfen, der angegebene Stoff paſſe überhaupt in ihre kleine Bretterwelt nicht herein, oder der aufbeſchworne Geiſt hätte ſich anmuthig ſpielend in die einmal gewählte Form gefügt. Durch die erſtere Möglichkeit wäre ein fratzenhaftes Erliegen verhindert worden, durch die zweyte ein anmuthiger Sieg errungen für ihre und alle Zeit.

Unſer Dichter poetiſirt gegen die ſtrengern hiſtoriſchen Anforderungen am Ende ſeines kurzen Vorberichtes nochmals, indem er vom Ey der Leda ſpricht, und meint, es würde auf ſolche Weiſe eben nichts, als eine Lebensbeſchreibung in Verſen geliefert.

Eine Lebensbeſchreibung in Verſen! Wäre denn das ein ſo großes Unglück; vorausgeſetzt, in den Verſen glühte, duftete und klänge das wirkliche Leben der Poeſie? —

Homer hätte es vermuthlich nicht übel genommen, wenn man ſeine Odyſſee in ihrer kunſtreichen Vollſtändigkeit eine Lebensbeſchreibung des Odyſſeus in Verſen genannt hätte. Das Leben des Odyſſeus wollte er ja in der That beſchreiben, wenn auch freylich nur von deſſen kühnſtem und entſcheidendſtem Gipfelpunkte aus betrachtet, und Verſe wollte er ja auch machen, und Beydes hat er nach ſehr allgemeiner Behauptung vortrefflich in's Werk gerichtet. Die ſogenannten Maſchinen in ſeiner Dichtung, waren nicht Maſchinen in Bezug auf ihn, ſondern ſagenmäßig — das hieß für ihn und noch für Herodotos: hiſtoriſch — lebendige und begründete Gewalten. Wo nun die Dichter unſeres Zeitalters einen mythiſchen Stoff behandeln, kann dieſe hiſtoriſche Begründung noch immer in gewiſſem Maaße bey ihnen vorhanden ſeyn, inſofern nämlich jene Sagengebilde doch Viſionen des wirklichen Menſchengeiſtes ſind, ja ſogar Abſchattungen und ahnungerfüllte Vorbilder — ob auch noch ſo wunderſam verſchoben und umdunkelt — der ewig einzigen Wahrheit ſelbſt. Wo aber die Helden unſerer Dichtung in dem heiligen Quellborn der Religion gebadet haben und getränkt ſind durch ihn — da hat es ohnehin mit der willkührlichen Hervorrufung höherer Erſcheinungen ein Ende, wenn nicht die Gränze überſchritten werden ſoll, welche das heiter ſchuldloſe Reich der Poeſie von den Abgründen willkührlichen Frevels trennt. Unſer Dichter hat ſich in dieſer Hinſicht mit lobenswerther — man darf ſagen: keuſcher Vorſicht betragen. Sein Element des Wunderbaren beſchwört er aus der unwiderſprechlich wunderbaren Welt der Träume herauf, und läßt auch dort nur ſolche Geſtalten erſcheinen, wie ſie dem weltlichen Sänger, von des Heiligſten Ahnung durchglühet, zu ſchildern erlaubt ſind. Nur hat er dem Geſchick eine dunkle Macht eingeräumt, davon er in der Vorrede behauptet, der Chriſt dürfe ſie glauben und ſein Sigurd ahne ſie. Sein Sigurd aber iſt ein Chriſt, und ſomit fällt ſchon jene Unterſcheidung weg, und der Chriſt darf nichts glauben, als was er im göttlichen Worte antrifft. — Sollte ſich nun hier nicht die Abweichung in der an und für ſich ſehr gerechten Verehrung finden, die unſer Dichter dem großen Schiller weiht? Dieſer wahrhaft edle und erhabene Genius hatte ſich mit der Schickſals-

Idee ſo wunderbar befreundet, daß die ungleiche Genoſſin ihm unverkennbar öfters die eigne, eben ſo weiche als ſtarke Seele wund ritzte. Aber er hatte nun einmal die antike Erſcheinung als unentbehrlich für die Gewalt der Poeſie in ſein Syſtem aufgenommen, und unſer Dichter ſcheint von einer ſolchen Grundanſicht ſeines Heros auf keine Weiſe laſſen zu wollen.

Wenn wir aber nun mit all dieſen vorläufigen Bedenklichkeiten in die Liedeshalle ſelbſt eintreten, — wie findet ſich da ſo Vieles, was uns in dem kurzen Vorworte ſchroff entgegentrat, gemildert, verſchönt, zum Theil auch verſöhnt auf den kräftig wohllautenden Wogen des Geſanges!

Der Dichter hat die achtzeilige Stanze von 10 und 11 ſylbigen Reihen mit dreymal wechſelnden Reimen, und durch zwey unmittelbar folgende Reime beſchloſſen, als Maaß gewählt, die wir ohne weiters als die Stanze des Arioſto und Taſſo bezeichnen würden, gäbe es nicht über deren Nachbildung noch allzuviel Streit unter uns Deutſchen. Die eine Parthey will jedesmal die Stanze mit einem weiblichen Reim am Schluſſe der erſten und einem männlichen am Schluſſe der zweyten Zeile durchführen, den Bau des Ganzen mit zwey weiblichen Reimen endend. Von dieſer Gattung haben uns die Griesſchen Ueberſetzungen des Taſſo und Arioſto wohl das meiſterhafteſte Beyſpiel gegeben. Und dennoch hat wohl manches geübte und ungeübte Ohr ſchon einige Ermüdung empfunden bey dieſem endlos wiederkehrenden Wechſel. Die durch das Studium der Antike ſtreng beſtimmte Proſodie unſerer Sprache läßt nur wenig von jenem bald kühnrauchenden, bald ſüßllſpelnden, bald ernſt, bald launig der Proſa ſich annähernden und dann wieder im raſchen Dithyrambenſchwung einherſtürzenden Tonfall der italiäniſchen oder caſtillianiſchen Stanze durchſchimmern. Die Minneſinger bedienten ſich noch derſelben Freyheit; uns aber iſt ſie durch jenes, von manch andrer Seite wieder großes Heil bringende Studium der antiken Maaße verloren gegangen, und wir müſſen nun ſchon im Reimwechſel eine Mannigfaltigkeit wiederſuchen, die wir in der Zeile ſelbſt nicht mehr hervorzubringen vermögen. — Dieſer Vortheil verſagte uns auch die Anſicht einer zweyten Parthey, welche nach A. W. Schlegels Beyſpiel durchgängig die

weiblichen Reime der ſüdlichen Stanze beybehalten wollte. Wir verloren um ſo mehr dabey, da unſere weiblichen Endungen theils mit tonloſem E verklingen, theils als gewaltige Spondäen ſo ſchallend in das Lied hineinrufen, daß man ſolche nur da gebrauchen kann, wo es gilt, eine vorherrſchende Bedeutung in die Reime hineinzulegen; ein Fall, der begreiflicherweiſe nur ſelten eintritt, und wo er auch öfter erſcheinen könnte, das Ohr mit beynah furchtbarer Ueberfüllung ängſten müßte.

Es ſchien daher wohlgethan, den von A. W. Schlegel früher betretenen Pfad (ſiehe den aus Arioſto überſetzten Geſang im Athenäum) zu gebrauchen, wie es der Genius der Sprache und der wechſelnde Inhalt des Liedes erfordert, die ſogenannten gleitenden Reime (strucciole von den Italiänern benannt) mit eingeſchloſſen. Wir handeln damit keinesweges gegen eine Grundregel der ſüdlichen Stanze, denn eben jene strucciole beweiſen, daß die Italiäner ſich nicht ausſchließlich auf den weiblichen Reim beſchränken wollten; ja an einer vorzüglich bedeutenden Stelle hat Arioſto ſogar den männlichen Reim in die Stanze mit eingeflochten, und wenn das für die transalpiniſche Poeſie auch nur ein weißer Rabe ſeyn und bleiben mag, ſo giebt doch das beſonnene Beyſpiel des Meiſters offenbar kund, wie der männliche Reim nicht eigentlich wider den Geiſt und die Form der achtzeiligen Stanze ſtreitet, ſondern höchſtens wider Klang und Sitte der italiäniſchen Sprache.

Auch unſer Dichter hat dieſes — in neuerer Zeit mannigfach gebrauchte — Sylbenmaaß erwählt, und es im Ganzen mit Glück und Kraft behandelt.

Was dabey zu tadeln ſeyn mag, beſteht in Folgendem. Erſtlich:

Der Reim iſt nicht immer mit der gehörigen Freyheit und Nothwendigkeit im freundlichen Ringen beſiegt. Dahin ſteht gleich S. 4 das Beyſpiel zu rechnen:

„Es rufet Sigurd ſeine Fürſten her,
Die ſtill auf ihres Königs Rede l a u e r n.“

Dies häßliche L a u e r n, von ſo widerwärtigen Nebenbegriffen unzertrennbar, — wo es nicht als Provinzialismus ſeine Wirk

ſamkeit auf wenige Meilen begränzt, — hat ſichtlich hier ſeinen Platz nur den vorhergegangenen Reimen: *Mauern* und *trauern* zu danken, und ſchickt ſich für hochſinnige, ihrem Könige frey und froh nachziehende Nordlandskrieger keinesweges.

Als Beyſpiel eines durchaus unreinen Reimes, der nicht einmal den Namen einer Aſſonanz oder einer Alliteration behaupten kann, diene S. 363, Stanze 16 die Stelle:

„Lautſchluchzend ſinket zu des Griechen *Füßen*
Ein Pilgrim, der im Hintergrunde ſtand.
O furchtbar ſtraft das mahnende *Gewiſſen*.“

Und dann wird gar noch: *zerriſſen* darauf gereimt für die dritte Zeile richtig, aber die erſte ganz verlöſchend aus der Melodie des Liedes.

Aehnliche Mängel ſtoßen dem achtſamen und wohllautliebenden Leſer noch hin und wieder im Strome des Ganzen auf. Aber nur *hin und wieder*, welches indeß allemal zu viel iſt, vorzüglich, wo uns, wie hier, eine edle Gewandtheit kund giebt, der Sänger könne dieſe Klippen bey gehöriger Anſtrengung recht wohl umſteuern.

Ein bedeutenderer Verſtoß — obgleich der Reim in einem gereimten Gedichte fürwahr ſehr hoch zu ſtellen iſt — gegen den Charakter der Stanze tritt bisweilen dadurch ein, daß die letzte Zeile derſelben, ſtatt den Eindruck des Ganzen zu ſteigern, nur eben als eine unnothwendige Zugabe folgt, wie z. B. S. 180:

„Die Nachwelt muß ſo hohe Tugend ehren,
Und nichts kann dein Gedächtniß hier zerſtören!“

was ſich eigentlich nach dem Hauptſatze von ſelbſt verſteht, und durch die Negation noch minder bedeutend erſcheint.

Oder S. 193:

„Durch ſie (die Tugend) vermag ich das Geſchick zu tragen,
Sonſt würd' ich unter meiner Laſt verzagen.“

Denken wir uns die Ordnung der beyden Zeilen umgekehrt, etwa:

„Wohl würd' ich unter ſolchem Druck verzagen,
Jedoch durch ſie kann mein Geſchick ich tragen.“

ſo fühlen wir wohl das kleine Ganze der Strophe erhebender und vollendeter vor uns ſtehn. Das Auge wird gleichſam vom Fundamente des Baues zu deſſen Gipfelpunkt emporgerichtet, da im anderweitigen Verhältniß es gleichſam vom Giebel herab ſich wieder ſenken muß, um nachholend noch ein untergeordnetes Verhältniß zu betrachten. Jede Stanze aber ſoll in ſich ein möglichſt vollendetes Bild im Kleinen geben, ohne den ſchönen und nothwendigen Zuſammenhang mit dem Reihen ihrer Schweſtern einzubüßen.

Es giebt ſolcher Beyſpiele noch unterſchiedliche in dem uns vorliegenden Gedicht, die der Verfaſſer — wenn er die hier ausgeſprochene Anſicht einer genauen Berückſichtigung würdig hält — ohne weitern Fingerzeig entdecken wird.

Auf der eben erwähnten S. 193 aber findet ſich noch der — ohne allen Zweifel unwillkührliche — Anklang einer Reminiſcenz aus Schiller:

„Ich habe doch das ird'ſche Glück genoſſen,
An des Geliebten Herzen ſüß geruht.“

Heißt das nicht:

„Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Vorzüglich, wenn wir auf der nächſtfolgenden Seite wieder an Schillers:

„Kurz iſt der Schmerz, und ewig iſt die Freude!“

durch die Worte gemahnt werden:

„Der Gram entflieht, und ewig iſt die Wonne.“

Man wähne indeß nicht, dergleichen Nachklängen oft in dieſem Gedichte zu begegnen. Dem Rec. ſind nur dieſe zwey bemerklich geworden, die er minder als Tadel gegen den Dichter anführt, als gegen die Schwachheit unſerer menſchlichen Art und Weiſe überhaupt, die ſo leicht unwillkührlich in's Abſpiegeln geräth, wo ſie meinte, in freyer Kraft aus eignem Born heraus Bilder und Gedanken zu beſchwören. Wohl indeß immer dem Sänger, der eines ſo edlen Geiſtes, wie

Schillers, Blüthen und Früchte in ſich aufgenommen hat, ob ſie dann auch, von abſichtlicher Nachahmung frey, ihm bisweilen unverſehens aus ſeinen eignen Gärten, wie eigne Pflanzen, herausleuchten!

Nun ſtehe hier noch die Erinnerung an manche ſyllabiſch zu weitgedehnte Namen. Zum Beyſpiel: Bouillon dreyſilbig. Dergleichen thut unſrer ohnehin ſchon — wie oben bemerkt — allzu regelrecht gewognen Stanze zweyfachen Schaden, da jede ſchickliche Zuſammenziehung ihr wenigſtens einen Schatten der ehemaligen Freyheit und Mannigfaltigkeit zurückgiebt.

Sodann muß noch S. 516 die Stanze 15 als ganz vernachläſſigt, vielleicht aber auch nur durch Druckfehler verunſtaltet, erwähnt werden, — S. 304 aber die Stanze 93, als doch wohl allzu friedeſehnend für den rüſtigen Nordlandsjüngling — und S. 250 die Stanze 15 als vielzuarg dem edlen Heimathland des Helden mitſpielend. Daß Fichten aus dem Felſenſchlunde ſtarren, mag wohl mit Recht an die Norderküſten erinnern, nicht aber was folgt, und am wenigſten der Schluß der Strophe:

„Hier können Räuber nur und Molche hauſen.“ —

Nun aber ſey es denn auch genug mit Tadeln und Mäkeln, wie denn überhaupt einem Sinne, der ſich gern an dem Gelingen recht edler Beſtrebungen freut, ſolch ein Geſchäft nur durch den Wunſch, dies Gelingen noch vollſtändiger zu erblicken, erträglich werden kann. Gelang es dem Rec., in allen oder einigen Stücken den Dichter zu ſeiner Meinung herüberzuziehn, ſo könnten bey einer künftigen zweyten Auflage manche Flecken dieſes poetiſchen Geſtirns leicht getilgt werden. Andere liegen in deſſen Grundbau mit verwebt, und wurden hier nur bemerklich gemacht, um einerſeits der Kunſt ihr Recht widerfahren zu laſſen, andrerſeits aber in Hinſicht auf künftige Hervorbringungen des Verfaſſers. Möge er uns damit noch recht oft erfreuen! Denn wahrlich: hier lebt und webt ein ächter Dichtergeiſt, geläutert in dem Licht einer frommen und ſchönen Geſinnung. Unſer Verf. gehört eben ſo wenig zu denen, die von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen mit furchtſamem Trotze wegblicken, als zu denen, welchen die Erde

vor Sehnſucht nach der ewigen Sonne nur wie ein häßlich trübes Staubgewühl oder höchſtens wie ein Wehmuth erregendes Grab erſcheint. Die Wehmuth zwar kennt er, wie jeder wirklich berufene Dichter, in ihren zarteſten und gewaltigſten Erſcheinungen, aber er kennt auch die Gott gefällige Freude und den friſchen, ehrliebenden Kampfesmuth. Kurz: er ſteht mit geſunden Füßen auf der Erde feſt, und ſchaut mit gläubigen Blicken in den Himmel. Dieſer Sinnesart gemäß, hat er denn auch die ſtrahlenden und düftigen Gebilde ſeiner Phantaſie durch tüchtige Studien hiſtoriſch zu verkörpern gewußt, und vermag das klar Angeſchaute den Leſern klar abzuſpiegeln. Oft ſind ihm ſeine Stanzen auf das herrlichſte gelungen, und es ſollte viel leichter werden, deren eine Menge anzuführen, als die vorhin getadelten herauszuſuchen. Aber in der Poeſie, und wohl in aller Kunſt, giebt es keine Schönheiten, die man ohne große Verletzung aus der Reihe ziehen könnte, in welche der Künſtler ſie geſtellt hat. Der Rec. alſo enthält ſich billig ſolcher Anführungen, und ladet den ſangliebenden Leſer um ſo dringender zum Genuſſe des Ganzen ein.

M. D. S. S.

Saladdin. Romantiſches Gedicht in vier Geſängen von Friedrich Teuſcher. (Preisgedicht aus der Urania 1819. Beſondrer Abdruck). Mit vier Kupfern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1819.

Die in der vorhergehenden Kritik angegebenen Regeln über den Bau der Stanze auch auf das vorliegende Gedicht anzuwenden, wird uns gleich auf der zweyten Seite deſſelben gewiſſermaßen verboten, indem es dorten heißt:

„So nehmt es hin, zwar ohne Kunſt geſungen,
Doch tief gefühlt in lieberfüllter Bruſt.
Ich gebe, was im Innern mir erklungen,
Der Worte Bau, der Regel unbewußt,
Und hat es Euch, wie ich es ſang, durchdrungen
Mit Liebesſchmerz und mit der Liebe Luſt:
Dann iſt dem Sänger auch ſein Kranz gewunden,
Der ſchönſte Lohn der ſchönſten ſeiner Stunden!“

Von welch einer bitter feindſeeligen Natur müßte der Rec. ſeyn, der ſich durch dieſe freundlich anmuthige Vorrede nicht einigermaßen entwaffnet fühlte? Entwaffnet nämlich, inſofern er etwa den Dichter für ſeinen Gegner hielte, — was leider nur allzuoft den Recenſenten ſo vorkommen ſoll, — und dem ſchlimmen Grundſatz des ehemals berühmten Kloß ergeben wäre, jede Recenſion müſſe dem Gegner eine böſe Stunde machen! — An dem hier auftretenden Recenſenten hat der Verf. nichts zu entwaffnen, und alſo ſpricht ſelbiger unbefangen aus, was ihm an dem Gedichte zu mangeln ſcheint, und was er nach ſo lieblich lockenden Einladungsworten um ſo ungerner bey dem Feſte ſelbſt vermißt. —

Vorerſt wäre es doch wohl keine allzugroße Anmuthung, der Dichter ſolle das Maaß, welches er zu ſeiner Liedesmelodie erwählt, genau kennen; um ſo minder groß, wenn es bereits in ſeiner eignen Mutterſprache ganz regelrechte Vorbilder dafür giebt, möge er ſich nun für die ſtrengſte oder allermildeſte Obſervanz entſcheiden wollen. Denn auch die Wieland'ſche, im Oberon ſo lieblich gebrauchte Stanze, ſey keinesweges von der Concurrenz ausgeſchloſſen. Man hat dieſes leicht hinwogende Maaß neuerdings mannigfach angefochten, aber man wird zuverläſſig, ſo lange deutſche Kunſt und Art beſteht, Wielands Oberon nicht aus der Welt hinaus fechten. Und den können wir uns doch nun einmal nur in dem Kleide denken, worin ſein genialer Beſchwörer ihn hervorgerufen hat; — ja, ſtände eine Abänderung dabey zu wünſchen und zu hoffen, — d. h. wandelte Wieland noch unter uns Sterblichen, — ſo möchte man in Hinſicht des Maaßes nichts Beſſeres begehren, als eine Durchführung der noch kühneren Freyheiten, mit welchen uns gleich der Eingang des Gedichtes:

„Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, Ihr Muſen
Zum Ritt in's alte, romantiſche Land!“ u. ſ. w.

voll wahrhaft lebender, und dennoch tiefgemüthlicher Zauberkraft entgegentritt. — Nicht daß ein fortwährend daktyliſches Hüpfen an der Reihe bleibe, aber daß doch auch dieſer als möglich angegebene Takt ſich an den ihm angemeſſenen Stellen des Gedichtes bisweilen wieder vernehmen ließe.

Dieſer Freyheit nun entweder ſich kühn bemächtigend, oder gleich von vorn herein ihr entſagend, — wie es der zu früh uns entnommene Ernſt Schulze in ſeiner ſchönen Dichtung Cäcilia gethan hat — mochte und mag ein jeder Sänger unſeres Vaterlandes die Wieland'ſche Stanze eben ſo wohl zu ſeiner Melodie erwählen, als die des Arioſto; ja es giebt Fälle, wo man ſich jener mit weit günſtigerem Erfolg ergeben dürfte, als dieſer. Indeß auch dann bliebe ein genaues Studium des erwählten Liedesreigens unerlaßlich, damit man wiſſe, wo die Freyheit ende und die Maaßloſigkeit beginne. — Die Stanze des Arioſto aber beruht ganz eigenthümlich auf dem Wechſel in den erſten ſechs Reimen, dem nachher die zwey Schlußreime zu nothwendiger Beruhigung folgen, wie das bereits Schiller durch ein treffliches Diſtichon angedeutet hat.

Unſer Dichter dagegen läßt ſchon in der 5ten Strophe zwey Reime der ſechſe, die ſich wechſelnd verſchlingen ſollten, unmittelbar auf einander folgen, und wiederholt dies unregelmäßige Verhältniß mehrfach durch ſein ganzes Gedicht, ſo daß keinesweges an eine unwillkührliche Uebertretung zu denken iſt. Man ſieht, er hat dies für eine erlaubte Freyheit des erwählten Sylbenmaaßes gehalten. Oder gedachte er etwa, ein ganz neues Maaß aufzuſtellen? Dann hätte es doch nicht ſo nah an die Ottave rime ſtreifen müſſen, oder wenigſtens gleich in den erſten Strophen uns an die bevorſtehenden Abweichungen gewöhnen ſollen. Nun aber ſind wir durch vier regelhafte und wohlgebaute Stanzen dahingeſchwommen, und haben auf die gleiche angenehme Fahrt ohne weiteres fortdauernd gerechnet, — da ſtört uns die fünfte Stanze aus dem lieblichen Traume; — etwas aufgeſchreckt, über die ſcheinbare Nachläſſigkeit ſtaunend, ſchiffen wir weiter; in der ſechſten, ſiebenten und achten Stanze hemmen uns dieſelben Klippen. Dann aber wiegt uns die neunte wieder in die Arioſtiſche Zierlichkeit ein. Aber ſelbſt jene achte Stanze iſt mit ſo zarter Anmuth belebt, daß der Rec. nicht umhin kann, einem in der vorigen Kritik geäußerten Grundſatze entgegen zu handeln, und einmal eine Perle aus der Reihe zu löſen. Das verzeiht er ſich aber nur, weil eben die Reihe nicht gehörig gleich gehalten iſt, und wir über-

dem noch ganz am Eingange des Geflechtes ſtehn. Die zart-rührenden Klänge heißen:

„Wollt ihr das Zeichen wahrer Liebe kennen?
Fragt eine warme, kalt verſchmähte Bruſt!
Wenn Sinnentriebe, ihrer unbewußt,
In wildem Haſſe fieberhaft entbrennen,
Kann jene ſich in ſchmerzlich ſüßer Luſt
Auf ewig nicht von ihrem Urbild trennen,
Und fühlt ſich in verengtem Zauberbogen
Nach ihrem Quell von Inbrunſt hingezogen.“

In der That iſt es ſchwer einzuſehn, wie ein Dichter, dem ſolche Stanzen gelingen, ſich ſelbſt mit weniger ſchönen, und ſelbſt in dieſen mit falſch verſchlungenen Reimen begnügen konnte.

So wäre man denn auch nach dem Eingange berechtigt, von der Erfindungsgabe des Verfaſſers Höheres zu erwarten, als er geleiſtet hat. Wenn er in der erſten Stanze ſingt:

„Und was als Zauber in der Dichtung waltet,
Hat nur das Lied dem Leben nachgeſtaltet.“

ſo beglaubigt ſich dieſe Verſicherung durch eine ſüße Innigkeit des Gefühls, das Ganze wie ein allgegenwärtiger Lebenshauch ſelbſt an ſeinen ſchwächeren Stellen durchſtrömend, und nur bisweilen durch eine — faſt ſcheint es abſichtliche — Spaßhaftigkeit geſtört, die vielleicht dem Verf. für die Exiſtenz eines leicht hingewobenen Mährchens nothwendig ſchien. Tauchte nur hier der ächte Humor aus eigner, unbeſiegbarer Kraft zwiſchen den idylliſchen Wellen der Liebe und Sehnſucht empor, ſo könnte das nur die Freude an der Zartheit des Bildes noch erhöhen. Aber ſo iſt es nicht. Faſt in demſelben Irrthume befangen, welcher dem Sänger des Oberon nach jener herrlichen Symphonie ſeines Gedichtes die Worte an ſeine Muſe eingab:

„Komm, laß dich nieder zu uns auf dieſem Kanapee,
Und ſtatt zu rufen: ich ſeh'! ich ſeh'!
Erzähle was du ſahſt.“ —

bemüht ſich auch unſer Dichter bisweilen das zu belächeln, was nur eben erſt ſeine Seele mit ernſter Rührung erfüllte. Das aber gelingt nun einmal Niemandem, und konnte ſelbſt dem hochbegabten Wieland nicht gelingen. Man kann allenfalls über denſelben Gegenſtand zugleich lachen und weinen, — über Kinder z. B. — aber vornehm über einen Gegenſtand hinlächeln und doch zugleich durch ihn bewegt ſeyn, — das verträgt ſich in keinem menſchlichen Gemüthe mit einander. Das kann man ſchon von unſern Volksbüchern und Kinderfrauen lernen, aber auch von Meiſter Arioſto, deſſen faſt unwillkührlich losſprühende Witzesfeuerwerke wohl zuerſt durch eine misverſtehende Anſicht jenen ganzen, in nur zu vielen trefflichen Literaturwerken Deutſchlands, erſcheinenden Irrweg mögen veranlaßt haben. — Und wo nun vollends, wie hier, eine zwar kühne, aber nicht eben reiche Erfindung den Leib zu des Liedes zartem Geiſt erſchaffen ſoll, verträgt ſich das obenhinfahrende Lächeln noch minder mit dem tiefen Ernſte des Gefühls. Nur auf dieſen unſichern Bahnen konnte es ſich ereignen, daß der zartempfindende Verfaſſer die abſcheulichſte Gräuelthat mit den ſchönklingenden Worten bemänteln wollte:

„Ich ſtahl das Kind, in ihm nur ſie zu lieben.“

Der Mutter ſtahl er es, der einſt ihm verlobten, nach ihrer durch Vatergebot erzwungnen Verbindung mit einem Andern noch immer von ihm geliebten Mutter! — Auch das phantaſtiſchſte Feenmährchen ſoll in Mitten ſeiner blumigen Labyrinthe ein Herz bewahren, ein inniges, tiefliebendes Herz. Das thut nun freylich auch die vorliegende Dichtung; aber es iſt nur des Dichters Herz, welches ſie bewahrt. Die von ihm erfundnen Geſtalten ermangeln des eigenthümlichen Lebens und Empfindens. Möchte er ſich nicht vielleicht vorerſt irgend einem — etwa morgenländiſchen — Mährchengebilde anſchlieſſen? — Späterhin würde ſein poetiſcher Zauberſtab dann um ſo ſicherer eigne Geſtalten heraufbeſchwören.

M. D. S. S.

Die Kirchenverbeſſerung des 16. Jahrhunderts, ein Werk des Herrn, dargeſtellt in der am 31ſten Oktober 1817 gehaltenen Jubelpredigt. Nebſt Geſchichte der franzöſiſch-reformirten Gemeine in Emden von Philipp Jacob Wenz, Prediger derſelben. Emden 1819. 211 S. 8.

Dieſes Denkmal des Reformationsfeſtes verdient in mehrfacher Hinſicht einer ehrenvollen Erwähnung in dieſen Blättern. Der Verf., gebürtig aus dem Zweybrückiſchen, erhielt ſeine

theologiſche Bildung in Heidelberg und ſpäter in Utrecht und Leiden, und wurde, des Franzöſiſchen wie des Deutſchen mäch-tig, 1805 zum Prediger der franzöſiſch-reformirten Gemeine in Emden ernannt, bey welcher aber auch von Zeit zu Zeit der Gottesdienſt in deutſcher Sprache gehalten wird. Außer dem redlichen, geſunden Sinn für die Sache des Chriſtenthums und des auf die Bibel gegründeten Proteſtantismus erhält dieſe Schrift einen eigenthümlichen Werth durch die darin mitge-theilten gründlichen Nachrichten über die Richtung der Emdener franzöſiſch-reformirten Gemeine, welche die Schickſale ſo vieler um der Religion willen aus Frankreich Vertriebenen in einem höheren Grade theilte, und daher auch an die Gründung der übrigen proteſtantiſchen franzöſiſchen Gemeinen außerhalb Frank-reich erinnert. Die Schrift giebt daher mehr, als der Titel verſpricht; ſie zerfällt in folgende Hauptabſchnitte außer der Predigt: 1. Summariſche Geſchichte der franzöſiſch-reformir-ten Kirchen. 2. Summariſche Geſchichte der walloniſch-refor-mirten Kirchen. 3. Geſchichte der franzöſiſch-reformirten Kirche in Emden. 4. Abfahrt von England und traurige Schickſale der Vertriebenen auf ihren Reiſen. Fortſetzung des vorigen Abſchnitts. 5. Rückblick auf die Flüchtlinge. 6. Gründung dieſer Gemeine in Emden und ihre bisherigen Prediger. 7. Gegenwärtiger Zuſtand der hieſigen franzöſiſch-reformirten Kirche. 8. Wohlthäter derſelben. 9. Gründe für die Erhal-tung der franzöſiſchen Gemeinen im Auslande. 10. Merkwür-diger und wohlthätiger Einfluß der Flüchtlinge auf die Länder und Städte, welche ſie gaſtfreundlich aufnahmen, in politiſcher Hinſicht. 11. In moraliſcher Hinſicht. 12. Schluß. Nachruf an meine Gemeine.

In der Reformationspredigt, welche, wie ſie hier mitge-theilt wird, in deutſcher Sprache gehalten wurde, um viele der Franzöſiſchen nicht Mächtigen am Gottesdienſte Theil neh-men zu laſſen, ſcheint dem Rec. das Hiſtoriſche zu ſehr hervor-zutreten. Zwar wird dies großentheils gerechtfertigt durch die Beſtimmung des Tages, und es iſt gewiß, daß kirchengeſchicht-liche Gegenſtände, mit chriſtlichem Glauben erkannt und dar-geſtellt, ſehr wohl auf die Kanzel gehören. Allein ſie müſſen, mehr im Allgemeinen gefaßt, zu homiletiſchen Reſultaten ver-arbeitet werden, was zwar hier nicht fehlt, aber doch durch zu viele kleinere Umſtände mehr gehindert als befördert wird. Daß der Verf. belebt iſt von dem Geiſte des Evangeliums, zeigt die herzliche Ermahnung am Schluſſe.

Die Geſchichte der in Frankreich verfolgten und unter Lud-wig dem Vierzehnten vertriebenen Reformirten ſtellt ein ſo merkwürdiges Beyſpiel von der Ungerechtigkeit und Thorheit einer Regierung, die um der Religion willen verfolgt, und von

dem reinen und ſtandhaften Glauben jener erſten franzöſiſchen Proteſtanten auf, daß die Erneuerung ihres Andenkens beſonders wohlthätig wirken kann. In der That, die Erinnerung an das Märtyrerblut, aus welchem die reformirte Kirche des Auslands entſproſſen iſt, theilt einen hohen Begriff von der Stärke der Ueberzeugung mit, welche die gereinigte Lehre ihren Bekennern im 16ten Jahrhundert mittheilte, ſo wie von der religiöſen Würde und Kraft, deren der franzöſiſche Nationalcharakter fähig iſt, wenn er von der Klarheit und Einfachheit des göttlichen Wortes belebt wird. Nicht ohne Rührung lieſet man von der Begierde, mit welcher Gottesdienſt, Predigt und Sakrament von den unglücklichen Verfolgten in Einöden und Klüften geſucht werden mußten, und von der Freude, mit der ſie ſpäter außerhalb ihres Vaterlandes dieſe Güter in einem ruhigen und hochgeachteten Leben genießen konnten. Die Gemeine zu Emden, von der hier vorzüglich die Rede iſt, entſtand aus den niederländiſchen Flüchtlingen, die den Verfolgungen Karl des Fünften entgehend, in London 1550 durch die Thätigkeit des berühmten polniſchen Edelmanns Johann a Laſco eine Gemeine bildeten, aber im Jahr 1553 durch die Verfolgung der Königin Maria auch England zu verlaſſen gezwungen wurden. Widrige Winde verfolgten dieſes eigentliche Schiff der Kirche. Im härteſten Winter kamen ſie in Kopenhagen an, der König von Dänemark, auf Anſtiften ſeines Hofpredigers Noviomagus, verſagte ihnen, wegen Bekenntniſſes der geiſtlichen Gegenwart im heiligen Abendmahle, nicht nur Anſiedelung, ſondern ſelbſt Ueberwinterung in ſeinem Lande. Alle Religionsgeſpräche waren vergebens. Im härteſten Winter mußten ſie in See gehen und landeten in den deutſchen Städten Lübeck, Roſtock, Wismar. Hier, ſo wie in Hamburg, wo ein Geſpräch zwiſchen Weſtphal und dem Lehrer der flüchtenden Gemeine, Micronius, nichts fruchtete, ergieng es ihnen eben ſo wie in Dänemark. Eine ſtarre Anhänglichkeit an Meinungen ſiegte über chriſtliche Anerkennung und Bruderliebe. Gegen Ende des Winters kamen ſie endlich, nach langen Drangſalen, in Emden an, wurden liebreich aufgenommen, wo ihnen a Laſco ſchon einen guten Empfang bey der Gräfin Anna aus dem Hauſe Oldenburg bereitet hatte. Hier ſetzten ſie über den Eingang ihrer Kirche die Inſchrift: Godts Kerk vervolgt, verdreven, Heft Godt hyr troſt gegeven. Das Einzelne dieſer leidenvollen Flucht hat der Verf. aus Utenhofen's, eines der damaligen Aelteſten dieſer Gemeine, lateiniſchem Bericht geſchöpft, der zu Baſel 1560, und in deutſcher Ueberſetzung zu Herborn 1603 erſchien. Der Verf. theilt biographiſche Nachrichten über mehrere der merkwürdigeren Glieder dieſer Gemeine, über ihre von der Gründung bis jetzt (mit

(Einſchluß ſeiner) 19 Prediger, mit, ſo wie über die gegenwärtige Verfaſſung dieſer Gemeine, die vor einigen Jahren aus eigenen Mitteln eine einfache, heitere Kirche erbaute. Als eine merkwürdige Abweichung vom Ritus der Lutheraner und deutſchen Reformirten darf das Sitzen der Kommunikanten um den Abendmahlstiſch angeſehen werden, das in Holland allgemein iſt. Merkwürdiger aber iſt eine ſich in dem Beſtehen dieſer Gemeine beſonders klar ausſprechende Idee, die von früh an in der Entſtehung der reformirten Kirche lag, nämlich die der Unabhängigkeit einer Gemeine von der andern, die in ihrer Gründung (S. 143) deutlich hervortritt. Hierdurch entſtand ein ſtärkerer Trieb der Ordnung innerhalb jeder Gemeine, und dies brachte die wohlthätigen Aemter der Kirchenälteſten und Armenpfleger in größere Achtung, wodurch manche dieſer Gemeinen bis auf den heutigen Tag viel chriſtliche Sitte erhalten haben. So ſchön das allgemeine Band der Kirche iſt, es kann nur feſt werden, wenn die kleineren Gebiete ſich inniger durch chriſtliche Einſicht und Liebe feſthalten; und darauf ſollte zu unſerer Zeit in der ganzen evangeliſchen Kirche beſonders hingewirkt werden. Was der Verf. für die Beybehaltung der franzöſiſchen Sprache in den aus franzöſiſchen Flüchtlingen entſtandenen Gemeinen in Deutſchland anführt, kann Rec. nur in Bezug auf diejenigen Provinzen für richtig erkennen, in denen die Sprache den Nachkommen auch in nicht kirchlicher Beziehung noch bekannt, theuer und behaglich iſt. Da dies aber in ſehr vielen Gemeinen, z. B. in Brandenburg, gar nicht Statt findet: ſo kann die Verſchiedenheit der Sprache allerdings das vaterländiſche Gefühl ſchwächen. Die Möglichkeit einer neuen Vertreibung der Proteſtanten aus Frankreich kann doch auf keinen Fall einen Grund abgeben, gleichſam für die dereinſtige Erleichterung ihres möglichen Schickſals den Gottesdienſt in dieſer Sprache zu erhalten. Eben ſo unnatürlich würde aber ein gewaltſames Abſchaffen dieſer Sprache wider den Willen der Gemeinen ſeyn. Es wird auch hier eine allmählige Einführung des mehr Angemeſſenen und Wirkſamen geben können. Einige Härten in der Wahl und Stellung der Worte in dieſer Schrift, wie z. B. der häufige Gebrauch des Nominativs in der Appoſition, obgleich das vorhergehende Hauptwort einen anderen Fall hat, z. B. S. 154 Z. 6 v. o., S. 201 Z. 4 v. o. rühren ſelbſt vielleicht von dem Einfluſſe der franzöſ. Sprache auf die Ausdrucksweiſe des Verf. her. Dies iſt aber zu unbedeutend, um nicht dieſe chriſtliche und zeitgemäße Schrift mit beſonderer Befriedigung und Achtung aus der Hand zu legen.

K. S.

Heidelberg,
Engelmannſche Buchdruckerey.

Jahrbücher der Litteratur.

Einrichtung der medicinischen Klinik im akademischen Hospitale zu Heidelberg nebst einigen Bemerkungen über die darin behandelten Krankheiten von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Groſsherzoglich Badischem Geheimen Hofrathe, Professor der Medicin zu Heidelberg etc. Mit der Abbildung und dem Grundrisse des Hospitales in Steindruck. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1820. 96 S. 8.

Bey der Herausgebung dieſer Schrift hatte der Verf. den doppelten Zweck, erſtens die neue Einrichtung unſeres mediciniſch-kliniſchen Inſtitutes näher bekannt zu machen und eine kurze Rechenſchaft von dem, was darin geſchieht, abzulegen; zweytens ſeinen Zuhörern einen kurzen Abriß ſeiner theoretiſchen Einleitung in die Klinik mitzutheilen und ihnen damit die Einrichtung ſeines kliniſchen Unterrichtes und die Ordnung, nach welcher die kliniſchen Uebungen angeſtellt werden, im Voraus zu bezeichnen.

Der erſte Abſchnitt derſelben enthält die Beſchreibung des Inſtitutes. Von der erſten Einrichtung deſſelben iſt ſchon in unſeren Jahrbüchern (Intelligenzblatt 1815. No. VIII.) eine vorläufige, ſodann im Jahre 1817. (Intelligenzblatt No. IV.) eine umſtändlichere Nachricht gegeben worden. Seit dem Jahre 1818 wurde daſſelbe indeſſen in mehr als einer Hinſicht verändert und verbeſſert, welche neue Einrichtung dann hier näher beſchrieben worden iſt. Wir theilen daraus hier beſonders das mit, was das neue Local betrifft. So wie nämlich bey der im Jahre 1818 vorgenommenen großen Verbeſſerung unſerer naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Inſtitute überhaupt die ſämmtlichen naturwiſſenſchaftlichen Inſtitute in dem ehemaligen Dominicaner-Kloſter zweckmäßig vereinigt wurden (vgl. die Beſchreibung und Abbildung der-

ſelben im Intelligenzblatte 1820. No. IV.), ſo hatte die Uni-verſität nun auch das Glück, ein neues, maſſiv gebautes, ſehr anſehnliches und zweckmäßiges Local für die mediciniſch-prakti-ſchen Inſtitute zu erhalten.

Für das mediciniſche Klinikum ſind in dem zweyten Stocke dieſes Gebäudes zwey ſchöne Säle (ſ. den beygefügten Grund-riß des Hoſpitales No. 1. 2.), einer für männliche, der andere für weibliche Kranke, eingerichtet, wovon jeder gewöhnlich 8 Betten enthält, aber nöthigenfalls recht gut noch mehr auf-nehmen kann. Beyde ſind mit Cabinetchen (No. 3. 4.) ver-ſehen, wovon das eine die Nachtſtühle für ſolche Kranke, die nicht auf den Abtritt gehen können, enthält, das andere zu Bädern für Kranke, die nicht wohl in das im untern Stocke befindliche Haupt-Badezimmer gebracht werden können, benutzt wird. Auch ſind darin außer den nöthigen Ventilatoren La-ternen ſo angebracht, daß der Dampf derſelben durch eine Röhre in den Schornſtein geleitet wird. Ferner hat das me-diciniſch-kliniſche Inſtitut in dieſem Stocke außer dem Zimmer für den Aſſiſtenten (No. 5.) und denen für die Wärterinnen (No. 6. 7.) noch fünf (No. 8 — 12.) und im unteren Stocke ebenfalls fünf (No. 13 — 17.) Zimmer, wovon ſechs ſo groß ſind, daß jedes bequem ſechs Betten aufnehmen kann, und welche theils, wenn die größeren Säle für die Zahl der Kran-ken nicht hinreichen, benutzt werden, theils für Kranke, die wegen der Natur ihrer Krankheit ꝛc. von anderen getrennt werden müſſen, als für Krätzige, Veneriſche und zwey (No. 16. 17.) für Gemüthskranke, beſtimmt und eingerichtet ſind. Außerdem enthält der untere Stock das Badezimmer (No. 18.), in welches warmes ſowohl als kaltes Waſſer durch Röhren geleitet wird, das Sectionszimmer (No. 19.), das Auditorium (No. 20.), die Wohnung für den Verwalter (No. 21 — 24.), die mit laufendem Waſſer verſehene Küche (No. 25.) und die Speiſekammer (No. 26.). Uebrigens hat das Inſtitut noch Kammern für Geräthſchaften auf dem Speicher und in dem Seitengebäude eine, ebenfalls mit laufendem Waſſer verſehene, Waſchküche (No. 27.), ſo wie einen geräumigen Holzplatz und einen Garten (No. 28.).

Der größte Theil des dritten Stockes (No. 29—41.) iſt für das chirurgiſche Klinikum beſtimmt, über deſſen, beſonders auch durch einen ſehr ſchönen und zweckmäßigen Operations-Saal (No. 37.) ſich auszeichnende, Einrichtung ich auf die von dem Director des Inſtitutes, Herrn Hofrath und Profeſſor Dr. Chelius, gegebene Beſchreibung *) verweiſe. In dem Seitentheile (No. 42—51.), welcher ſeinen beſondern Eingang hat und außerdem durch Scheidewände von dem Local des mediciniſchen und chirurgiſchen Klinikums getrennt wird, iſt die Entbindungsanſtalt eingerichtet.

Im zweyten Abſchnitte wird die Einrichtung der mediciniſchen Klinik beſchrieben. Er enthält einen kurzen Abriß einer theoretiſchen Anleitung zur Klinik, worin nach der Einleitung die einzelnen Gegenſtände in folgenden Capiteln abgehandelt werden. I. Erforſchung der Krankheit oder Kranken-Examen. II. Vorherſagung in Krankheiten. III. Beſtimmung der Behandlung der Krankheit. IV. Benutzung der Gelegenheit zu Leichenöffnungen. V. Entwerfung der Krankheitsgeſchichten. VI. Ordnung der kliniſchen Uebungen und Geſetze für die das Inſtitut benutzenden Studirenden.

Im dritten Abſchnitte folgen einige Bemerkungen über die in dem Inſtitute behandelten Krankheiten. Es war nicht des Verf. Abſicht, ein umſtändliches Tage- oder Jahrbuch über unſer kliniſches Inſtitut mitzutheilen; ſondern nur eine kurze Rechenſchaft von dem, was in demſelben geſchieht, abzulegen. Nachdem er ſich zuerſt über die Grundſätze, welche er bey der Einrichtung ſeines kliniſchen Unterrichtes und der Behandlung der Kranken befolgt, ausgelaſſen, werden die allgemeinen Urſachen der Krankheiten, welche hier außer dem Einfluſſe der Jahreszeiten und der Witterung in Betracht kommen, angegeben. Hierauf folgt das Verzeich-

*) Ueber die Errichtung der chirurgiſchen und ophthalmologiſchen Klinik an der Großherzoglichen hohen Schule zu Heidelberg und Ueberſicht der Ereigniſſe in derſelben vom 1. May 1818 bis zum 1. May 1819. Mit 2 Kupfertafeln und einem Plane des akademiſchen Hoſpitals. Heidelberg, 1819. 4.

niß der in dem verfloſſenen Jahre in dem Inſtitute behandel-
ten Krankheiten, nebſt der Angabe deſſen, was dabey in pa-
thologiſcher und therapeutiſcher Hinſicht merkwürdig ſchien. Da
der Raum dieſer Blätter es nicht erlaubt, von letzterem einen
umſtändlicheren Auszug zu geben, bemerken wir hier nur, daß
überhaupt in dieſem Jahre 352 Kranke in dem Inſtitute be-
handelt worden ſind, wovon 289 geheilt wurden, 18 ſtarben,
26 noch in der Cur blieben, die übrigen vor beendigter Cur
abgiengen oder als nicht ferner für das Inſtitut geeignet ent-
laſſen wurden, und daß, was die einzelnen Krankheiten be-
trifft, außer mehreren einfachen hitzigen Fiebern am häufigſten
vorkamen: Fieber mit gaſtriſcher Complication (wovon 23 in
dem Inſtitute behandelt wurden), rheumatiſche Fieber (28),
chroniſche Rheumatismen (10), Katarrhalfieber (21), chroni-
ſche Katarrhe (10), Lungenentzündungen (11), Lungenſchwind-
ſuchten (10), Geſichtsroſen (15); von anderen Entzündungen
aber 1 Gehirnentzündung, 5 Augenentzündungen, 1 Ohren-
entzündung, 9 Bräunen, 1 Herzentzündung, 2 Darmentzün-
dungen; ferner Nervenfieber (7), Wechſelfieber (9), von fieber-
haften Ausſchlägen außer mehreren Fällen von Scharlachfieber,
Gürtel, Frieſel, Neſſelſucht ꝛc. vorzüglich die Petechien, von
anderen Ausſchlägen die Flechten, der Kopfgrind und beſonders
die Krätze; aus der Claſſe der Blutflüſſe und der Zurückhal-
tung oder Unterdrückung des auszuleerenden Blutes der Blut-
huſten (2), das Blutbrechen, der Mutterblutfluß (3), mehrere
Fälle von dem Mangel und der Unterdrückung der monatlichen
Reinigung und insbeſondere ein ſehr intereſſanter und ſeltener
Fall von der Menſtruation auf ungewöhnlichen Wegen, von
Krankheiten des Herzens noch eine Erweiterung des Herzens
auf der linken Seite mit Verdickung der Wände und dazu ſich
geſellender Waſſerergießung im Herzbeutel, eine Verhärtung
des Magens, von anderen Krankheiten aber der Durchfall, die
Ruhr, der weiße Fluß, die Rückendarre, die Atrophie, die
Bruſt-, Bauch- und Hautwaſſerſucht (5), die Scropheln, die
Luſtſeuche (23), Indigeſtion, der Magenkrampf, Zuckungen,
die Epilepſie, der Veitstanz, die Hyſterie, mehrere Gemüths-
krankheiten, eine Verhärtung des Netzes und der Leber, der
Kropf, endlich manche Fälle von Blutſchwären, Entzündung

der Brüſte, Abſceſſen, Geſchwüren, Beinfraß, Verbrennung ꝛc. Schon aus dieſer kurzen Ueberſicht wird erhellen, daß das Inſtitut den Studirenden ſowohl überhaupt eine für den kliniſchen Unterricht hinreichende Menge von Kranken, als insbeſondere die Gelegenheit, Krankheiten der verſchiedenſten Art in der Natur beobachten zu können, darbietet.

J. W. H. Conradi.

Grundriß der beſonderen Pathologie und Therapie, zum Gebrauche bey ſeinen Vorleſungen entworfen von Joh. Wilh. Heinr. Conradi, Großh. Bad. Geh. Hofrathe, Doct. und ord. Prof. der Medicin zu Heidelberg ꝛc. Zweyter Band. Zweyte, durchaus umgearb. u. verbeſſ. Ausgabe. Marburg, bey Joh. Chriſt. Krieger. 1820. XVI und 796 S. 8.

Ueber den Zweck und Plan dieſes Werkes hat ſich der Verf. ſchon in der Anzeige der erſten Ausgabe (Jahrg. 1817. Heft 4. S. 369 fg.) näher erklärt. Auch in dieſer neuen Ausgabe des zweyten Bandes hat er ſich eifrigſt bemüht, daſſelbe jenem Zwecke immer entſprechender auszuarbeiten, ſo daß es an vielen Orten bedeutende Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten hat. Zum Theil betreffen die Verbeſſerungen auch die Eintheilung der Krankheiten, und es ſind außerdem einige neue Capitel, wie das von der übermäßigen Fettigkeit, von der Krampfſucht des Herzens, von dem Schlafwandeln und der Neuralgie hinzugekommen.

J. W. H. Conradi.

Von der Sexualität der Pflanzen. Studien von Dr. August Henschel, praktischem Arzte und Privatdocenten an der Universität zu Breslau, zweitem Sekretair der medic. Sektion in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, correspondirendem Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Nebst einem historischen Anhange von Dr. F. J. Schelver, Professor in Heidelberg. Breslau, 1820. 644 S. 8.

Wir haben in dieſem Buche ein Werk, deſſen Zweck es iſt, die Pflanzenphyſiologen in Hinſicht der Sexualität der Gewächſe eines Beſſeren zu belehren, ihnen zu zeigen, daß ſie ſich ſämtlich gröblich geirret hätten, indem ſie eine Lehre aufnahmen, die an ſich grundfalſch ſey, und Erſcheinungen behaupte, die in der Natur nicht exiſtiren; ſie ſollen dadurch belehrt und überzeugt werden, daß in dem Pflanzenreiche ein Geſchlechtsunterſchied nicht ſtatt finde.

Verſuche dieſer Art ſind weder auffallend, noch neu; nur wurden die darauf Bezug habenden Schriften der Vergeſſenheit übergeben, die ſie verdienten, und die Doctrin von der Sexualität der Pflanzen blieb, wie ſie war. Herr Dr. Henſchel hat ſich ſehr viele Mühe gegeben, damit ſein Buch dieſem Schickſale entgehe, und es dürfte auch immer der Erinnerung werth bleiben, wenn es gleich kaum ſeinen Zweck erreichen wird, denn — Opinionum commenta delet dies; naturae judicia confirmat.

Beleuchten wir nun ſo kurz, als es die Sache erlaubt, die Gründe des Hrn. Verf., die er freylich etwas ausgedehnt und ermüdend auseinanderſetzt.

Die ziemlich lange Einleitung ſpricht von den Hauptmomenten, die man für das Geſchlecht der Pflanzen anführte, und enthält gleichſam eine Schutzrede wegen des Beginnens, daſſelbe zu widerlegen. Der Hr. Verf. ſtellt ſich dabey auf einen hohen Standpunkt und überladet ſo ſehr ſeinen Vortrag mit Declamation, daß man oft nur mit Mühe herausfinden kann, was er eigentlich habe ſagen wollen; eine Bemerkung, die noch auf manche andere Stelle des Buches angewendet werden kann. Die Einleitung ſchließt mit der Verſicherung, daß dieſe Schrift eine kritiſche Reviſion der beſtehenden Mate-

rialien zum Beweiſe des Pflanzengeſchlechtes ausmache, daß ſie die Frucht eines neun Jahre lang darauf verwandten Fleißes ſey, und mit den Schelveriſchen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand genau zuſammenhange u. ſ. w.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, deren jedes wieder in Abſchnitte und dieſe in Kapitel eingetheilt ſind. Das erſte iſt überſchrieben: die Beſtäubung, deſſen erſter Abſchnitt von der Ausführbarkeit der Selbſtbeſtäubung im Pflanzenreiche handelt.

Was der Hr. Verf. von der Sexualität der niederſten Pflanzen ſagt, wird man ihm gerne einräumen, und Niemand wird heut zu Tage mehr bey den Pilzen, Algen u. ſ. w. Geſchlechtstheile ſuchen; nicht ſo verhält es ſich mit ſeinen Behauptungen über die Beſtäubung ſelbſt. Rec. würde zuvörderſt es nicht beſonders rügen, daß der Hr. Verf. ſich überall an die craſſeſten Vorſtellungen hält, die man von dem Acte der Beſtäubung äußerte, und kaum jene Meinung berührt, die doch ſo viel Wahrſcheinliches für ſich hat, daß eine topiſche Berührung des Pollens mit dem Stempel nicht immer nothwendig ſey (man vergl. Sprengels Anleit. zur Kenntniß der Gewächſe, B. 1. S. 190 u. d. f.), um die Befruchtung zu Stande zu bringen, wenn nur nicht dieſes zu eben ſo langweiligen als überflüſſigen Erörterungen Anlaß gegeben hätte. Daß die Beſtäubung ſehr oft nicht geſchehe und nicht geſchehen könne, ſucht der Hr. Verf. ſehr umſtändlich zu beweiſen, und zwar 1) weil beyde Geſchlechtstheile nicht immer zugleich exiſtirten. Dieſer Umſtand iſt längſt bekannt, und die Vertheidiger des Pflanzengeſchlechts ſchrieben dann die Erzeugung des Saamens der Mithülfe der Inſekten zu. — Rec. iſt dieſer Meinung nicht zugethan, er glaubt vielmehr, daß die Befruchtung dennoch in und durch die Blüthe ſelbſt vor ſich gehe, und daß die Sache vielleicht durch nachſtehende Vorausſetzungen ſich erklären laſſe:

1) Daß die Gegenwart der Narbe, um beſtäubt zu werden, nicht immer zur Befruchtung erforderlich ſey, ſondern daß es bey vielen Pflanzen hinreiche, wenn der Pollen durch die Oberfläche des Griffels und des Fruchtknotens reſorbirt werde.

2) Daß der von den Nectarien abgeſchiedene Saft ein Hauptmoment für die Saamenerzeugung ſey, daß ſeine Vermiſchung mit dem Pollen die Befruchtung oft bedinge, dieſer Umſtand aber nicht als ein allgemeines Geſetz für das ganze Pflanzenreich angeſehen werden dürfe.

3) Daß unzähligemal die Befruchtung vor der Blüthezeit (anthesis) ſtatt habe.

Man betrachte die Arten der Campanula; vor dem Ausbreiten der Blumenkrone liegen die Antheren dicht an den Griffel angepreßt, ſie öffnen ſich und entleeren ihren Pollen, der an dem Griffel, welcher dicht mit drüſigen Haaren beſetzt iſt, anklebt. Zu gleicher Zeit ſchwitzt im Grunde der Blumenkrone der Nektärſaft aus, und miſcht ſich mehr oder weniger mit dem Pollen. Nun erſt entfaltet ſich die Blumenkrone, und jetzt ſehen wir

1) die Staubfäden und Staubbeutel verwelkt,

2) den Nektarſaft vertrocknet,

3) die Narbe entwickelt, und in 3, 4 oder 5 Theile geſpalten.

Dieſe Beobachtungen hat man den Sommer hindurch alltäglich Gelegenheit in Menge anzuſtellen, da viele Arten der Campanula ſo gemein wild wachſen; auffallend aber iſt dieſe Erſcheinung beſonders bey Campanula Medium, wo der Pollen gleich einer zähen Paſte dem Griffel anklebt.

Bey Convolvulus arvensis, Salvia pratensis, Phyteuma spicatum, Borago officinalis u. ſ. w., ja in der ganzen Syngeneſie und Monadelphie geſchieht die Ausſtreuung des Pollens vor der Entwicklung der Narbe. — Aus dieſen ſehr einfachen Beobachtungen läßt ſich wohl eben ſo einfach ſchließen, daß die Befruchtung vor dem Aufblühen durch den Griffel und den Fruchtknoten ſtatt habe, ja man möchte hinzuſetzen: jede viel getheilte Narbe iſt zur Aufnahme des Pollens nicht beſtimmt.

Eine höchſt ſonderbare, auffallende Behauptung lieſet man S. 44, wo geſagt wird, daß an einem Exemplare der Thuja occidentalis die männlichen Blüthen im März, die weiblichen im July erſchienen, und daß ein Gärtner verſichert habe, es verhalte ſich alljährlich ſo mit dieſem Baume und auch mit

Cypreſſen. Herr Dr. Henſchel ſetzt nun hinzu: „Einen entſcheidenderen Beweis, wie wenig die Natur auch die allererſte Anforderung an die Beſtäubung erfülle, verzweifeln wir geben zu können.“ Dagegen erinnert Rec. weiter gar nichts, als daß Hunderte von Exemplaren der Thuja occidentalis in gewiſſen Gärten, auch in Heidelberg und beſonders in Schwetzingen alljährlich früh im Frühjahre männliche und weibliche Blüthen in Menge und zu gleicher Zeit tragen, und daß die Früchte im July gewöhnlich ſchon ihrer Reife nahe ſind, was Tauſende von Augenzeugen bekräftigen können.

Die Beſtäubung, meint der Hr. Verf., könne

2) oft nicht geſchehen, wegen zu groſſer Entfernung der Befruchtungstheile von einander, er macht beſonders aufmerkſam auf Plantago media und Spiraea salicifolia: dieſe Pflanzen unterſuchte Rec. ſehr ſorgfältig und genau, und wahrlich es müßten Wunder geſchehen, wenn der Pollen den Stempel bey dieſen Pflanzen nicht berührte, 3) ſoll die Beſtäubung oft nicht ſtatt finden wegen verhinderter unmittelbarer Gemeinſchaft der Beſtäubungstheile; dieſes ſoll Statt haben bey Theobroma Cacao, Büttnera, Cryptandra, Tacca, Salomonia und andern ausländiſchen; von dieſer Sache kann Rec., der die genannten Pflanzen nicht lebend ſah, nicht urtheilen; wenn aber (wie es wahrſcheinlich iſt) auch der Hr. Verf. in dieſem Fall ſich befindet, ſo wäre auch nicht der entfernteſte Werth auf dieſe Bemerkung zu legen. Ganz anders verhalten ſich oft die Staubfäden vor der Entfaltung der Blumenkrone, während und nach derſelben. Wer kann aus einer Abbildung, aus einem Schatten das Verhalten der lebenden Pflanze beurtheilen? Dergleichen kommen noch ſehr viele in dieſem Buche vor, die Rec. nicht weiter berückſichtigen wird, weil gemahlte Beweiſe ihm unzureichend ſcheinen. Noch gibt es in Deutſchland der Blumen genug, und es iſt wohl beſſer, an dieſe ſich zu halten. Was bey den Apocyneen und Orchideen von der Schwierigkeit der Beſtäubung geſagt wird, ſoll weiter unten erörtert werden.

Auch in der Art und Weiſe, wie die Beſtäubung vor ſich geht, findet der Hr. Verf. viele Schwierigkeiten für das richtige Geſchehen derſelben; es wird daher in eigenen Kapiteln

gehandelt von der Selbſtbeſtäubung durch Contiguität der Be-
ſtäubungstheile, durch den Fall des Pollens, und durch Be-
wegungen der genannten Theile. In erſter Hinſicht wird
erinnert, daß bey dem nahen Zuſammenſtehen der Stempel
und Staubgefäße, dennoch keine Befruchtung bey den Syngene-
ſiſten, den meiſten Labiaten, Malvaceen und Leguminoſen u.
ſ. w. darum nicht geſchehen könne, weil dieſe Pflanzen ſämmt-
lich dichogamiſch ſeyen. — Indeſſen liegt gerade hierin der
beſte Beweis für die oben geäußerte Vermuthung, daß vor
dem Aufblühen die Befruchtung erfolge; denn wenn auch gleich
die Narbe während der Ausſtreuung des Pollens nicht ausge-
bildet iſt, ſo ſind doch Fruchtknoten und Griffel vorhanden, die
den Blumenſtaub aufnehmen können, und die Befruchtung
wird um ſo ſicherer vor ſich gehen, je mehr die geſchloſſene
Corolle äußere Unbilden von den Befruchtungstheilen abhält.
Das Hervorſtehen des geſpaltenen Stigma der Syngeneſiſten
deutet wohl auf das beſtimmteſte an, daß der Act der Be-
fruchtung ſchon beendet ſey. — Oben bemerkte Rec., daß er
die viel getheilte Narbe für nicht beſtimmt halte, den Pollen
aufzunehmen; wahrſcheinlich iſt dies der Fall auch bey jenen
Pflanzen, deren Narbe ſehr dünn und fein zugeſpitzt, wenn
auch gleich einfach iſt; dieſe Bemerkung ſcheint noch dadurch
beſtätigt zu werden, daß bey mangelndem Griffel die Narbe
gewöhnlich ſehr groß und dann vollkommen geſchickt iſt, dem
Geſchäfte vorzuſtehen, das man ihr allgemein zuſchreibt;
man betrachte die Gattungen Papaver, Paeonia, Tulipa, Asa-
rum und andere.

Das Kapitel von dem Falle des Pollens iſt ein ſehr lan-
ges; man kann leicht zugeben, daß es kein Naturgeſetz gibt,
vermöge welchem bey aufrechter Blume die Staubfäden länger
als das Piſtill, bey hängender aber kürzer ſeyn müſſe. Das
entgegengeſetzte Verhalten wird dennoch nie die Befruchtung
hindern; man könnte mit Kurt Sprengel und Andern ſagen,
daß die Nähe des Pollens hinreichend ſey, um die Befruch-
tung zu bewirken, indem wir ſie mit einer galvaniſchen Er-
ſcheinung vergleichen. Rec. hält dieſe Erklärungsweiſe in man-
chen Fällen für die einzig zureichende, und wenn gleich oben
von der Berührung des Pollens mit dem Piſtill und dem

Fruchtknoten geſprochen wurde, ſo iſt zu bedenken, daß man ſich wohl nicht wundern dürfe, wie in dem großen Pflanzenreiche dieſelbe Funktion auf verſchiedene Weiſe verrichtet wird. Aber wenn auch gleich das Piſtill länger als die Staubfäden iſt bey aufrechtem Stande der Blume, ſo braucht man doch keineswegs immer zu jener Erklärung ſeine Zuflucht zu nehmen. Betrachten wir z. B. viele Labiaten und Boragineen; beyde haben einblättrige Blumenkronen, 2, 4 oder 5 Staubfäden, 4 Fruchtknoten, einen Griffel, welcher (was vorzüglich bemerkt werden muß) nicht wie gewöhnlich auf der Spitze der Fruchtknoten ſtehet, ſondern auf dem Receptaculum oder dem Discus; die Narbe ſteht gewöhnlich über die Staubfäden hinaus und iſt oft zweytheilig. Betrachtet man dieſe Lage der Theile oberflächlich, ſo könnte man allerdings mit Herrn Henſchel glauben, die Natur habe hier die Befruchtung eher verhindern als befördern wollen, denn die Narben ſtehen über die Staubbeutel hinaus, ſo daß der fallende Pollen ſie nicht treffen wird; dazu kommt noch, daß die Narbenſpitzen ſo dünn und fein ſind, und deshalb kaum der Blumenſtaub an ihnen anhängen kann, und geſchähe dies auch wirklich dennoch, ſo würde der Griffel keineswegs die befruchtende Materie zu den Fruchtknoten bringen können, weil er zwiſchen ihnen auf dem Fruchtboden aufſitzt. — Aber bey den Labiaten findet ſich ein fleiſchig-drüſiger Körper, der unter dem Namen der Synobaſis bekannt iſt; derſelbe liegt um die Fruchtknoten und ſchwitzt einen klebrigen Saft aus, welcher den Pollen, der nothwendig in den Grund der Blume ausfällt, auflöst und ſo von dem Fruchtknoten aufgeſogen wird, wodurch die Befruchtung auf das ſicherſte und beſtimmteſte vor ſich geht. Ein ringförmiges Nectarium umgibt die Fruchtknoten der Boragineen oder Asperifolien, und der Hergang der Befruchtung iſt genau derſelbe.

Gar ſonderbar iſt es, wenn der Hr. Verf. zur Gelangung des Pollens auf die Narbe verlangt, es müßten die Stigmata in den F a l l s l i n i e n des Pollens ſich befinden, gleich als ob die Staubfäden eiſerne unbewegliche Stäbchen wären, und die Pollenkörnchen ſchwere Bleikugeln, die lothrecht in der Einfallslinie herabfallen. Wer weiß es nicht, daß die Pollenmaterie ungemein leicht iſt und von der geringſten Kraft überall

herum ſich zerſtreut? Wer kann hier von Einfallslinien ſprechen?

Das Kapitel von der Selbſtbeſtäubung durch Bewegungen der Beſtäubungstheile iſt ebenfalls lang genug; es will dem Hrn. Verf. auf keine Weiſe einleuchten, daß durch Bewegungen gegen die Narbe die Befruchtung befördert werde, worüber Rec. nicht mit ihm rechten will. Die hier aufgeſtellten und lang commentirten Behauptungen ſind folgende:

1) Die Bewegungen der Beſtäubungstheile finden nicht überall ſtatt, wo es deſſen bedarf, und als ſtattfindend poſtulirt wird.

2) Wo es geſchieht, geſchieht es nicht vollſtändig genug, um der Beſtäubung erheblichen Vorſchuß zu leiſten. Es iſt unnöthig, und würde auch die Grenze einer Recenſion allzu ſehr überſchreiten, wenn alle Einzelheiten aufgeführt, beſtätigt oder widerlegt werden ſollen; es genügt hier auf einige Umſtände aufmerkſam zu machen, die der Hr. Verf. nicht berückſichtigt, und die freylich zu ſeinen Anſichten nicht gut paſſen. — Nämlich:

1) Vor der Entfaltung der Blumenkrone, vor dem Ausſchwitzen des Pollens ſind die Staubfäden ſehr oft gegen die Mitte der Corolle gekrümmt und liegen während der Oeffnung der Antheren, dem Piſtille nahe.

2) Nach Entleerung der Antherenfächer beugen ſich die Staubfäden nicht ſelten zurück und kehren ſich gegen die Peripherie der Blume. Ein entgegengeſetztes Verhalten kommt gewiß nur höchſt ſelten vor, und man ſieht leicht, daß auf dieſe Weiſe auf das Beſte die Befruchtung befördert wird.

Der 2te Abſchnitt dieſes Buches iſt überſchrieben: Von der Ausführbarkeit der Hülfsbeſtäubung im Pflanzenreiche; er zerfällt in zwey Abtheilungen, in die Hülfsbeſtäubung bey freyem, und in die bey gehindertem Zutritt zu den Beſtäubungstheilen. In dem erſten wird von der Hülfe des Windes und der Inſekten geſprochen. Was beſonders die Windhülfe angeht, ſo drückt ſich der Hr. Verf. etwas ſtark aus; er meint, es ſey ſchwer, den rechten ernſten Ton für das zu finden, was er gegen ſie zu ſagen habe, da der muthwilligſte Spott eigentlich die beſte Waffe gegen eine ſolche abentheuerliche

Lehre ſey, und ſpäter heißt es, es werde zur Evidenz kommen, welch' eine tolldreiſte Vorausſetzung es ſey, daß Myriaden von Blüthen, denen der Pollen mangelt, auf die Wunderthäterey eines Zufalls angewieſen ſeyen, ja es gehöre ein ſtarker Glaube dazu, ſich überzeugt zu halten, daß zahlloſe Gewächſe, die derſelben bedürfen, ſich ihrer (der Hülfe durch den Wind) nicht etwa einmal, ſondern ſtündlich, täglich, Jahr aus, Jahr ein ohne Fehl erfreuen. — Solche Aeußerungen ſchicken ſich übrigens ſchlecht zu der Verſicherung, die der Hr. Verf. gibt, er wolle alles mit gleichgültiger Ruhe Schritt vor Schritt nach Erfahrungs- und Vernunftgründen prüfen. — Wer ſieht im Gegentheil hier nicht das Leidenſchaftliche, und was ſollen Andere dabey thun?

Sobald von der Windhülfe zur Befruchtung die Rede iſt, wird man meiſtens nur Monöciſten und Diöciſten im Auge haben. Was die erſten angeht, ſo glaubt Rec., daß gerade bey ihnen das ſeine Anwendung findet, was oben von der Befruchtung als galvaniſche Erſcheinung geſagt wurde; es iſt hier noch beſonders hinzuzuſetzen, daß bey ihnen die Abſonderung des Pollens, als ſolche, die Abſonderung einer Flüſſigkeit aus dem Stempel oder eines Nectarſaftes als Hauptmomente angeſehen werden müſſen, die zur Befruchtung unumgänglich erforderlich ſind, ohne daß es dabey einer topiſchen Berührung des Pollens mit der Narbe bedarf. Bey dieſer Anſicht der Dinge wird es weit weniger wichtig erſcheinen, ob die männlichen Blumen oben oder unten ſtehen, ob vielleicht ein Blatt ſich dazwiſchen befinde u. ſ. w. — Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß bey den diöciſchen Gewächſen die Nähe der männlichen Pflanze bey der weiblichen durch ihre ſpecifiſch wirkende Ausdünſtung des Pollens die Urſache der Befruchtung wird, und daß es für dieſe Einwirkung weder ausſchließlich eines Zephyrs oder eines Boreas bedarf, wie Pontedera meint. Rec. fürchtet in den Fehler des Hrn. Verf. zu fallen, d. h. zu viel von und in den Wind zu ſprechen, wenn er die ſehr lange Abhandlung einzeln zergliedern wollte; da aber nach des Hrn. Verf. Dafürhalten der Pollen zur Saamenerzeugung nicht nöthig, die Windhülfe überflüſſig iſt, ſo wird es ihm auch

nicht ſchwer fallen, über folgende Punkte die beſte Auskunft zu geben:

1) So oft eine Pflanze diöciſch iſt, d. h. Individuen vorkommen, die blos Stempel tragen, ſo oft gibt es auch Individuen derſelben Art, die blos Staubfäden haben; dies iſt ein höchſt conſtantes Geſetz der Natur, und keine Ausnahme davon bekannt. Wenn aber die Pflanzen geſchlechtslos ſind, wenn kein Pollen zur Befruchtung nöthig iſt; woher kommt es, daß von jeder diöciſchen Pflanzenart immerhin männliche oder ſterile Individuen vorhanden ſind? Warum hat die Natur ſo ſtandhaft dieſe Anordnung befolgt?

2) Wenn weibliche Individuen weit getrennt von den männlichen leben; warum bringen ſie keinen Saamen? Man betrachte unſere Hopfenäcker, wo blos die weibliche Pflanze gebaut wird, man durchſuche tauſend und aber tauſend Früchte (coni lupuli) mit der größten Sorgfalt, und auch nicht ein vollkommener Saamen zeigt ſich. Man frage die Bauern, die alljährlich Hanf bauen, ſie wiſſen recht gut, daß ſie keinen Saamen erhalten, wenn ſie die männliche Pflanze zu früh, d. h. vor der Ausſtreuung des Pollens ausreißen. Woher dieſe Erſcheinungen? wie ſind ſie zu erklären, wenn es des Pollens zur Saamenerzeugung nicht bedarf?

Es ließen ſich noch weit mehrere Fragen aufſtellen, aber die Vertheidiger des Pflanzengeſchlechtes werden ſich zufrieden ſtellen, wenn dieſe beyde gehörig deutlich ohne Winkelzüge, klar und Jedermann verſtändlich, ſo wie es auch die Fragen ſind, beantwortet werden. — Merkwürdig iſt es, daß wenn diöciſche Pflanzen jährig ſind, ſie in der Regel haufenweiſe zuſammenwachſen, wie z. B. Mercurialis annua, Cannabis sativa, Spinacia oleracea, und daß überhaupt bey weitem die meiſten mit ganz getrenntem Geſchlechte ausdauern.

In dem Capitel, welches von der Hülfe der Inſekten handelt, ſucht der Hr. Verf. beſonders zu beweiſen, daß der Nectarapparat mit der Beſtäubung und den Inſekten in gar keiner Verbindung ſtehe; er critiſirt vorzugsweiſe die Beobachtungen von Conrad Sprengel, und zieht aus Allem den Schluß, daß für die Beſtäubung von den Inſekten eben nicht viel zu erwarten ſey. Rec. hat ſchon oben auf die Wichtigkeit des

Nectars für die Befruchtung aufmerkſam gemacht, er glaubt, daß der Honigſaft ein Hauptmoment für die Befruchtung ausmache, daß er beſonders oft den Pollen aufzulöſen beſtimmt ſey, und dadurch ihn erſt vollkommen zur Befruchtung tauglich mache, wenn er von der Oberfläche des Germens reſorbirt werde. Dieſer Anſicht ſcheint auch noch die Bemerkung nicht ungünſtig zu ſeyn, daß die Antheren ſich ſehr oft nach den Nectarien hin öffnen, wie z. B. bey Iris, wo die angeblichen Stigmata ſicherlich nichts zur Befruchtung beytragen. Daß für dichogamiſche und monöciſche Pflanzen wahrſcheinlich keine fremde Beyhülfe nöthig iſt, wurde bereits bemerkt, und Rec. ſtimmt daher für des Hrn. Verf. Meinung, daß die Inſektenhülfe nicht hoch angeſchlagen werden dürfe, obſchon unſere beiderſeitigen Anſichten dennoch ſehr verſchieden ſind. Der Hr. Verf. läßt zwar anfangs dem Fleiße Sprengels Gerechtigkeit widerfahren, macht aber ſeine Meinungen ſpäter zum Stichblatte eines eben nicht ſehr feinen Witzes; wenn auch gleich Rec. die Ideen des ehrlichen Rektors von Spandau nicht vertheidigen mag, ſo läßt ſich doch von ihm ſagen, daß er eben nicht oft wie der Hr. Verf. mit ſeitenlangen gemahlten Beweiſen kommt, ſondern ſeine Beobachtungen von wildwachſenden ſelbſt unterſuchten Pflanzen hernahm.

In der zweyten Abtheilung, welche die Hülfsbeſtäubung bey gehindertem Zutritte zu den Beſtäubungstheilen zum Gegenſtande hat, leſen wir das erſte Kapitel, überſchrieben: anomale Beſtäubungsweiſe. Schon dieſer Aufſchrift liegt eine untergeſchobene Vorſtellung zum Grunde, als ob jedesmal eine Beſtäubung zur Saamenerzeugung erfordert werde, es iſt aber offenbar, daß die Befruchtung erfolgen wird, in welcher Form immer der Pollen auf den Stempel wirke, es mag in einer trockenen, flüſſigen oder gasartigen ſeyn. So oft der Pollen nicht in Pulvergeſtalt vorhanden iſt, kann wohl auch von einer Beſtäubung die Rede nicht ſeyn. Zu den Pflanzen, die eine anomale Beſtäubungsweiſe haben, zählt aber der Hr. Verf. die Orchideen und Apocyneen; er gibt uns eine Beſchreibung der Befruchtungstheile dieſer Gewächſe; die Antheren der Apocyneen ſind als Körper von einer beinharten, hornartigen Textur bezeichnet, welches Rec. durchaus nicht

finden konnte. Es finden ſich hier lange Unterſuchungen über die Narbe dieſer Gewächſe; ſo wie die Erklärungsweiſe der hier vorgehenden Befruchtung von Schkuhr, Wächter und Conrad Sprengel, die widerlegt und lächerlich gemacht werden. Rec. darf hier nicht, ſo gern er auch wollte, ins Einzelne gehen, bemerkt daher nur folgendes. Ob eine Narbe bey dieſen Gewächſen da ſey und wo ſie liege, iſt nach den oben bemerkten Grundſätzen ziemlich gleichgültig, da wahrſcheinlich die Befruchtung auch ohne ſie vor ſich gehen kann. Rec. iſt aber geneigt, den Hergang der Befruchtung bey dieſen Gewächſen auf folgende Weiſe zu erklären:

1) Bey der Stapelia liegen die beyden germina an der Spitze mit Drüſen beſetzt gleichſam in einer Höhle von einem ſchwammigen Körper dachförmig bedeckt; auf demſelben befinden ſich die Antheren, deren Pollen zwar nicht ſtaubartig, aber auch, ſo weit Rec. Gelegenheit hatte, dergleichen Gewächſe zu unterſuchen, nicht hart iſt. Oeffnet man die Antheren (beſonders bey Stapelia articulata) und den ſchwammigen Körper, ſo bemerkt man einen häufig ausſchwitzenden Saft, der das zerſchneidende Inſtrument benetzt. Aus dieſen ſehr einfachen Beobachtungen läßt ſich nun wohl ſchlieſſen, daß jener Saft den Pollen löſe durch den ſchwammigen Körper hindurch ſchwitze, von den auf dem Germen ſitzenden Drüſen aufgenommen und ſo auf die allereinfachſte Weiſe die Befruchtung vollzogen werde. Wenn in jenem ſchwammigen Körper kein eigener Gang iſt, ſo kann dies wohl kein Widerſpruch ſeyn, denn in dem Griffel der meiſten Gewächſe iſt gleichfalls kein Gang, und doch nahm bisher Niemand Anſtand, die geſchehene Befruchtung durch die Narbe deshalb anzunehmen.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 54. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Von der Sexualität der Pflanzen. Studien von Dr. August Henschel, praktischem Arzte und Privatdocenten an der Universität zu Breslau, zweitem Sekretair der medic. Sektion in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, correspondirendem Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Nebst einem historischen Anhange von Dr. F. J. Schelver, Professor in Heidelberg.

(Beſchluß der in No. 53. abgebrochenen Recenſion.)

Bey dieſer Gelegenheit beſtätigt Rec. die Beobachtung des Hrn. Verf., daß an Stapelia asterias das Corpus truncatum nicht mit dem Germen verwachſen iſt. Bisweilen findet man keine ſolche Flüſſigkeit, wie eben geſagt wurde bey den Stapelien; aber entweder iſt da die Befruchtung ſchon erfolgt, oder die Ausſchwitzung hatte überhaupt nicht ſtatt wegen klimatiſcher oder anderer Verhältniſſe, weßwegen denn auch viele Stapelien in unſern Treibhäuſern keinen Saamen bringen; aber Stapelia articulata ſetzte alle Jahre nach des Rec. Beobachtung ſeine Balgfrucht an, und es kamen auch die Saamen zur Reife.

2) Der Bau der Befruchtungstheile der Aſclepiaden hat, ſo mannichfaltig er auch ſonſt iſt, im Ganzen viele Aehnlichkeit mit dem der Stapelien; auch hier findet man die Drüſen auf dem Fruchtknoten, welche letzte bey A. syriaca haarig und die Drüſen roth ſind, den ſchwammigen Körper und die mit ihm in Verbindung ſtehenden Antheren, auch hier jene Flüſſigkeit, die dem Rec. milchartig ſchien, ſo wie ſie auch in andern Theilen dieſer Gewächſe vorkommt. Die Beobachtung ward an Asclepias Vincetoxicum L. A. incarnata, A. fruticosa, A. syriaca u. ſ. w. angeſtellt. Hier iſt alſo der Hergang der Befruchtung ganz wie bey den Stapelien anzunehmen; übrigens fand Rec. an den Antheren der zuerſt ge-

nannten Pflanze (A. Vincetoxicum) ſchwarze gabelförmige Haare, die Sprengel als Fangeiſen beſchreibt und deren Daſeyn der Hr. Verf. zu bezweifeln ſcheint, indem er ein Fragezeichen hinzuſetzt.

3) Was die Orchideen anbelangt, zu deren Unterſuchung man in Deutſchland Gelegenheit genug hat, ſo iſt zwar der Bau der Blume derſelben mannichfaltig, aber in Hinſicht der Lage des Germens zu den Antheren ſtimmen ſie alle überein; auch hier iſt die Unterſuchung über die Lage der Narbe völlig überflüſſig. Wie ganz einfach auch hier die Befruchtung vor ſich gehen könne, zeigt die Betrachtung der Theile bey Orchis, Ophrys, Serapias, Epipactis, Neottia, Satyrium u. ſ. w., von welchen allen mancherley Arten wild wachſen und Gelegenheit in Menge zu Beobachtungen geben, wenn man nicht, wie manche gelehrte Botaniker thun, blos gemächlich im botaniſchen Garten ſpazieren geht. Nehmen wir als Beyſpiel Orchis maculata L., betrachten wir die Antheren, die den Pollen eingeſchloſſen enthalten; letzterer bildet eine braune körnige, birnförmige Maſſe an einem durchſichtigen drüſigen Stielchen, deſſen ausſchwitzender Saft den Pollen auflöst und mit einem ſchwammigen poröſen Körper voll eines ſchleimigen Saftes zuſammenhängt, deſſen Beſtimmung es zu ſeyn ſcheint, ſich mit dem Pollen zu miſchen und ihn unmittelbar zu dem damit verbundenen Germen zu führen.

Das 2te Kapitel dieſes Abſchnittes iſt überſchrieben: Reſultate über die Fakticität, Beförderung und funktionelle Bedeutung der Beſtäubung. Dieſe Reſultate, die der Hr. Verf. zu ziehen berechtigt zu ſeyn glaubt und mit langen Commentaren ausſtattet, ſind nachſtehende:

1) Es folgt nothwendig aus der Struktur einzelner Pflanzen, daß bey ihnen (dieſen beſonderen) die Beſtäubung immer geſchieht und geſchehen muß. Es folgt

2) aus der Organiſation anderer Gewächſe, daß bey ihnen die Beſtäubung meiſtentheils geſchieht.

3) Es gibt Gewächſe, bey denen die Beſtäubung nur zuweilen und unter beſondern Bedingungen mit Erfolg geſchieht.

4) Es gibt Pflanzen, bey denen die Beſtäubung überhaupt ſelten geſchieht.

5) Es gibt ſolche, bey welchen die natürliche Selbſt- ol Hülfsbeſtäubung faſt nie oder nie geſchieht.

Weder über dieſes, noch manches andere, was dieſes K pitel enthält, hat Rec. etwas hinzuzuſetzen, indem aus de Vorigen leicht das Urtheil darüber abzunehmen iſt.

Das 2te Buch iſt überſchrieben: die Befruchtung; es ze fällt in zwey Kapitel, wovon das erſte von dem Einfluſſe d Beſtäubung, das andere von deren Nothwendigkeit handelt. - Hier wird nun von der künſtlichen Beſtäubung, von den b kannten Verſuchen Kölreuters und Anderer geſprochen; d Hr. Verf. ſagt uns (S. 268), er wolle davon mit mög lichſtem Ernſte ſprechen; demnach ſollte man glauben, wäre dieſe Sache an ſich lächerlich und gleichgültig, und koſte Mühe, davon nur ernſthaft zu ſprechen; man wird g ſtehen, daß dies etwas vornehm klingt, und eben nicht vo jener Beſcheidenheit zeugt, die eine Zierde des wahren Geleh ten iſt; es war vorauszuſehen, daß, um dieſe evidenten un vielſagenden Verſuche Kölreuters zu entkräften, man ſich aller ley Ausflüchte bedienen werde, und dies iſt denn auch richti eingetroffen. Wenn ſolche Verſuche gültig ſeyn ſollten, müſſ man ſich vorher überzeugen, daß die Pflanze, mit der man den Verſuch anſtellt, abſolut unfähig ſey, ohne den Pol len, aus ſich ſelbſt fruchtbar zu werden. (Wie ſoll man dies anfangen?) Daß nichts anders als der Pollen die Befruch tung bewirkt habe (wer ſoll es aber ſonſt thun?); man könne bey den Verſuchen mit den Nicotianen den günſtigen Erfolg der ungeheuren Saamen-Produktionskraft (!) dieſer Gattung zuſchreiben u. ſ. w. — Es iſt wohl überflüſſig, über ſolche Argumente Vieles zu reden, was auch von den abentheuerlichen Verſuchen gilt, den Pollen durch Magnesia carbonica oder Semen Lycopodii zu erſetzen. Der Hr. Verf. verſichert uns, daß das Beſtreuen der Blumen mit Staub die Fruchtbarkeit auf aufgezeichnete Weiſe befördere, daher die Gärtner an der Bergſtraße, die dies ſehr wohl wüßten, die Bäume zur Blüthezeit mit Chausſeeſtaub bepuderten. Rec., der die Bergſtraße unzähligemal beſucht hat, und geraume Zeit in ihrer Nähe wohnte, hat von dieſem Verfahren noch nichts vernommen; er hält die Gärtner an der Bergſtraße für klüger,

als daß ſie etwas ſo Thörichtes vornehmen ſollten, und die ganze Nachricht für ungegründet.

Auf dieſelbe Weiſe werden auch die bekannten Erfahrungen über das Unfruchtbarbleiben weiblicher Pflanzenindividuen, die von männlichen iſolirt ſind, behandelt; ſolche Erfahrungen, lehrt der Hr. Verf., eigneten ſich durchaus nicht zu einem Beweiſe der Nothwendigkeit des Pollens für die Fruchtbarkeit, weil auch dann, wenn die Beſtäubung geſchehe, die Fruchtbarkeit öfters mißlinge (!); überhaupt laſſe ſich über das Fruchtbringen iſolirter Diphyten kein entſcheidender Verſuch (für das Negative) anſtellen, weil Schädlichkeiten aller Art die Fruchtbarkeit hindern könnten; es ſeye deshalb beſſer, von ſolchen Verſuchen ganz zu ſchweigen.

Man wird eingeſtehen, daß dies letzte ein vortreffliches Argument iſt, wenn man nicht mit Gründen und Erfahrungen widerlegen kann, ſo gebietet man Stillſchweigen. Gewiß eine bequeme Rechtfertigung! Im Falle aber, heißt es ferner, man davon nicht ſchweigen wolle, ſo müſſe es (dem Hrn. Verf.) freyſtehen, die Facta ſo zu deuten (S. 293—294), wie höhere Gründe beſtimmten!!! — In der That ein höchſt beſcheidenes Verlangen!

Als Beweiſe, daß Saamen ohne Zuthun des Pollens entſtanden ſeye, werden Erfahrungen von Alſtone, Fougeroux, Müller, Trattinnik, Link, Pontedera, Guilandinus, Spallanzani u. ſ. w. angeführt. Dieſe Erfahrungen ſind großentheils ſchon hinreichend gewürdiget, und es wäre überflüſſig, deshalb nur ein Wort zu verlieren. Rec. erlaubt ſich daher nur wenige Anmerkungen.

1) Was die citirte Stelle von Guilandin angeht, ſo beweiſt ſie offenbar gar nicht, was man ihr unterſchiebt; es heißt da: „In Arabiae deſertis Sylveſtrium palmarum Sylvae reperiuntur, quae ſine hominum cultu optimos fructus ac copioſos ferunt“ etc. Aber es heißt nicht, daß in dieſen Palmenwäldern Arabiens keine männliche Palmenbäume ſeyen.

2) Was die Erzählung Trattinniks angeht, daß ein Baum im Kloſter Neuburg viele Nüſſe jährlich, aber keine Amenta trage, ſo fehlt dabey ein Hauptumſtand, nämlich daß keine

andere Nußbäume in der Nähe ſind, und der fragliche völlig iſolirt ſteht.

3) Das unzweydeutigſte Factum ſoll das von Link angegebene ſeyn. Ein einzelnes weibliches Individuum von Mercurialis elliptica aus Portugall ſoll mehrere Jahre hindurch im Garten zu Roſtock Saamen getragen haben. „An dem ganzen Stamme war beſtimmt nie eine männliche Blüthe. Es war keine männliche Pflanze in der Nähe, auch weit umher nicht zu finden, da dieſer kleine Strauch ſehr ſelten ſich in botaniſchen Gärten befindet, damals aber in Deutſchland gar nicht war.“ Rec. bedauert das Buch, wo dieſe Stelle ſich befinden ſoll (Links krit. Bemerk. zu K. Sprengels Werk über den Bau der Gewächſe), nicht bey der Hand zu haben, allein in Links Grundlehren der Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen, Göttingen 1807. S. 228, findet ſich eine andere Stelle, die mit der angezeigten gar nicht harmonirt; es heißt da nämlich: „Sollten aber nicht auch die Pflanzen unbefruchtet, wenigſtens einige Generationen hindurch, keimenden Saamen, wie die Blattläuſe tragen können? Spallanzani's Verſuche ſcheinen das zu beweiſen, auch trifft man dergleichen in den ältern gegen das Geſchlecht der Pflanzen geſchriebenen Schriften an. Indeſſen ſind mir alle Verſuche mißglückt, die ich beſonders an Mercurialis elliptica, wovon ich nur einen weiblichen Stock beſitze, angeſtellt habe.“

Was die eigenen Verſuche des Hrn. Verf. angeht, die, wie es ſich von ſelbſt verſteht, vollkommen deſſen Theorien beſtätigen, ſo wird es wohl Niemand verargen, wenn man ſie vorerſt auf ſich beruhen läßt.

Das dritte, in 5 Kapitel eingetheilte Buch trägt die Aufſchrift: das Geſchlecht. — Daß beſonders im Diklinismus keine Geſchlechtsdifferenz beſtehe, ſucht der Hr. Verf. vorzugsweiſe zu beweiſen. Seine Hauptgründe ſind ungefähr folgende:

1) Der Trennung der Beſtäubungstheile geht nicht eine Trennung der ganzen Individualität parallel.

2) Das Geſchlecht beharrt nicht unabänderlich in einem Individuum.

3) Der Diklinismus zeigt ſich überall in körperlicher Unvollkommenheit, niemals, wo die Blüthe zur höchſten Ent-

wickelung gekommen iſt, findet ſich eine Spur von Diklinismus.

4) Die Trennung des angeblichen Geſchlechts kann ganz ohne Ausdruck in der Pflanze beſtehen, es gibt von der Geſammtmaſſe der diöciſchen Gattungen nur 3 oder 4 Pflanzen, wo das weibliche Individuum von dem männlichen nicht blos in den Blüthendecken, ſondern auch im Ganzen verſchieden iſt (S. 352). Der Kürze willen hier nur einige Worte über die beyden letzten Argumente. Welche körperliche Unvollkommenheit hat ſtatt bey Daphne dioica, Lychnis dioica, Cucubalus Otites, Cerastium dioicum, Pyrus dioica, Myrtus dioica u. ſ. w.?

Daß das Geſchlecht ſich nicht im Ganzen unterſcheiden ſoll, iſt völlig unwahr. Ohne bey ausländiſchen höchſt auffallenden Beyſpielen verweilen zu wollen, mögen hier nur einige ganz bekannte ſtehen. Die männliche Pflanze des Hopfens iſt dem Aeußern nach ſo ſehr von der weiblichen verſchieden, daß unſere Landleute die erſte nicht erkennen, ob ſie gleich die letztere auf ihren Aeckern cultiviren. Die Bauernkinder werden angewieſen zu einer beſtimmten Jahreszeit die männliche Hanfpflanze auszureißen; wäre ſie nicht im Aeußern von der mit ihr gemiſcht ſtehenden weiblichen zu unterſcheiden, wie ſollten es die armen Bauern anfangen, um ſich nicht zu irren? Die männliche Pflanze von Gnaphal-dioicum blüht weiß, die weibliche roſenroth; die männliche Pflanze von Spiraea aruncus iſt viel höher, ſchöner, die Rispe größer, ausgebreiteter, als die der weiblichen Pflanze; die weiblichen Blumen der Valeriana dioica ſind bläſſer und dreymal kleiner, als die der männlichen (ſ. Gmel. Flor. Badens. T. I. pag. 65.). Die weibliche Pflanze von Tussilago Petasites iſt ſo auffallend von der männlichen verſchieden, daß ſelbſt Linné ſich verleiten ließ, die erſte als eigene Art (Tussilago hybrida) zu beſchreiben u. ſ. w.

Das Hauptreſultat aber, welches der Hr. Verf. uns mit großen Lettern auszeichnet, und welches das ungeſchlechtliche Weſen der Blüthentrennung am deutlichſten ausſprechen ſoll, iſt folgendes:

„Die männliche Blüthe erſcheint in ihrem Stande, ihrer Zahl, Vertheilung, Beſtimmung, im Bau ihrer Blüthendecken, in ihrer Secretion und Farbe als die in aller Art weniger vollendete, in ihrer äußern Entfaltung zurückgebliebene und deshalb (??) nicht fruchtbar werdende; die weibliche dagegen in allen dieſen Momenten als die vollkommenere in ihrer äußern Entfaltung beſchleunigtſte, in aller Art reifere, welche die Ausbildung des Pollens eben deshalb überſpringend, ſogleich zur Fruchtbarkeit hineilt“ (??).

Wir bewundern die Logik des Hrn. Verf. und ſeine Kunſt, Schlüſſe zu ziehen, wie außer ihm wohl nur Wenige werden im Stande ſeyn.

Nach der Betrachtung der Bewegungen der Pflanzen, die der Hr. Verf. nach ſeiner Art deutet, kömmt er dann zu der befruchtenden Kraft des Pollens, die hier, wie man leicht denken kann, rund abgeſprochen wird; es iſt unnöthig, hier auf die Discuſſionen über die belebende oder ſchaffende Kraft der Pollenbeſtäubung ſich einzulaſſen; aber es iſt beſonders zu erinnern, daß dem Pollen doch eine Wirkung auf die Fruchtbildung zugeſtanden wird, indeſſen freylich keine ſpermatiſche, ſondern nur eine beſchränkende, indem Beſchränkung der Vegetation eine unerläßliche Bedingung aller Fruchtbarkeit ſey, wie viele Gärtnerkünſte, Schneiden, Binden, Beugen, Brechen ꝛc. bewieſen; mit dieſen äußern Beſchränkungsmitteln habe die äußere Anwendung des Pollens die bedeutendſte Analogie; der Pollen enthalte in ſich ſelbſt den ganzen Eckel des individuellen Gewächſes, er ſey ſelbſt das verzehrende, gegen den Fortgang des Pflanzenlebens gerichtete, gleichſam animaliſche Gift (!) des Gewächſes. Die Berührung des Pollens mit der Narbe wird mit einer giftigen Anſteckung und faulartigen Gährung verglichen, auch dieſer ſeltſame Vergleich lang commentirt; Staubfäden und Pilze ſeyen ſehr analoge Weſen, gleichwie die höhern Schwämme einen Strunk haben, ſo die Staubgefäße ein Filament, und gleichwie die Schwämme einen Hut haben, ſo das Filament eine Anthere ꝛc. Nach dieſer Beſchränkungstheorie (die an ſich etwas beſchränkt iſt) bleibt nun noch der Beobachtung viel zu thun übrig, damit wir lernen, welche Gewächſe des Pollens beſtändig, welche ausnahms-

weiſe, und welche niemals bedürfen, in welchen Fällen Lycopodium, Magnesia ꝛc. des Pollens Stelle vertreten und jene Giftrolle übernehmen können u. ſ. w.

Eine der wichtigſten Fragen über das Vorhandenſeyn des Pflanzengeſchlechtes iſt die, ob der Pollen bey künſtlichen Befruchtungen eine formbeſtimmende Kraft beſitze? Vorläufig wird darüber geſagt, daß dieſes kein Menſch beſtimmen könne. Da über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand Kölreuters Verſuche, Baſtardpflanzen zu erzeugen, das beſte Licht verbreiten, ſo werden ſie auch hier erörtert; man wird indeſſen mit Verwunderung gewahr, wie der Hr. Verf. ganz kleinlaut wird, den vorigen hohen Ton ablegt und ſagt, er wolle es wagen, einige beſcheidene Einwendungen gegen die ſexualiſche Beweiskraft jener Verſuche mitzutheilen; er theilt ſeine Unterſuchungen in 2 Fragen:

1) Ob die thieriſchen Baſtarde wirklich in allen weſentlichen Eigenſchaften mit den vegetabiliſchen übereinkommen.

2) Ob die darin geoffenbarte, formbeſtimmende Kraft des Pollens nothwendig als eine geſchlechtlich formbeſtimmende müſſe betrachtet werden.

Die erſte Frage iſt von geringer Wichtigkeit, ja man darf ſagen, unnöthig, und über die 2te iſt durchaus nichts Beſtimmtes geſagt, als daß die Baſtarde keine Mittelbildung, ſondern Neugeſtaltung und Abartung genannt werden müßten; ihre Entſtehung ſey dem Einfluſſe der Cultur und dem Abſchneiden der Antheren zuzuſchreiben, Behauptungen, die wohl Niemand für zureichend und entſcheidend anſehen wird.

Wollte man auch die bis jetzt ſo hoch geachteten Verſuche Kölreuter's für unbedeutend halten, und ihnen keine Beweiskraft einräumen, ſo erinnert hier Rec. an bekannte Erfahrungen der Handels-Gärtner, denen man eben nicht vorwerfen wird, ſie ſeyen für die Sexualtheorie eingenommen; dieſe Leute, die z. B. viele Varietäten von Brassica oleracea ziehen, wiſſen aus Erfahrung, daß ihre Kohlarten nicht conſtant bleiben, wenn ſie ſie nebeneinander ziehen, ja ſie ſehen ſich genöthigt, manche Varietäten in entfernten Gärten zu ziehen, um ſie unverändert zu erhalten. Wenn dieſe Erſcheinungen, deren Wahrheit verbürgt werden kann, nicht der formbeſtim-

menden Kraft des Pollens zugeſchrieben werden können, ſo müſſen wir uns eine kurze und deutliche Belehrung erbitten, was hier die Form verändere, beym Erziehen der Varietäten nebeneinander, was ſie erhalte, wenn ſie abgeſondert wachſen?

Wenn man keine Befruchtung der Pflanzen annimmt, ſo muß auch die bisher angenommene Bedeutung des Griffels und der Narbe wegfallen. In dieſer Hinſicht erfahren wir hier, Griffel und Narbe machten ein Organ aus, und dieſes Organ ſey der letzte Trieb in der Vegetation, durch die Verſtäubung beſchränkt; ſie ſeyen das Rudiment einer noch aus dem Germen ſelbſt hervorſproſſenden ganzen neuen Corolle, aber durch die Macht der Verſtäubung in dieſen rudimentöſen Zuſtand gebannt (!!). Was mit dem Fruchtknoten anzufangen, ſcheint der Hr. Verf. noch nicht ganz beſtimmt zu haben; wir erfahren einſtweilen nur ſo viel, daß Hülle und Saamen blos ein Organ ausmachen.

In dem letzten Buche, die Vermehrung betitelt, verläßt der Hr. Verf. (wie er ſelbſt ſagt) die kritiſche Methode und ſchlägt den demonſtrativen Weg ein, um zu zeigen, was die Fortpflanzung der Gewächſe eigentlich ſey. Mit Mühe und Anſtrengung hat ſich Rec. durch dieſe Demonſtrationen hindurch gearbeitet; es iſt ſchwer, kurz zu ſagen, und noch weit ſchwerer zu verſtehen, was der Hr. Verf. eigentlich wolle; damit aber unverfälſcht ſeine Meinung klar werde, ſollen hier nur einige, meiſtens mit größeren Lettern gedruckte, Kraftſentenzen ausgezeichnet werden. — — Die Blüthe iſt im Allgemeinen in Geſtaltung, Miſchung und Geſammtgeſchichte, die letzte und höchſte Pflanzengemme, ſie iſt die Totalgemme für das ganze Gewächs, der ideale Inbegriff der ganzen Pflanze, ſie iſt die höchſte und individuelle Gemme, der höchſte geſonderte Inbegriff der ganzen Pflanze, ſie iſt die polare Gemme und als ſolche der polariſche Inbegriff der ganzen Pflanze.

Der Griffel und die ganze Narbe ſind an ſich ſelbſt gleichſam ein verfehlter Verſuch der Natur, übergangsweiſe durch Eröffnung des Germens den Saamen zu erzeugen.

Im Verſtäuben geht das vegetative Leben unter, aber es gibt 2 Anknüpfungspunkte für deſſen Auferſtehung:

1) Der Piſtillartrieb, der der Zurückwendung nach innen noch fähig iſt.

2) Das materiale Weſen, die Einheit des Germens ſelbſt, die aufgeſchloſſen zwar in der Reife, doch wiederum einen neuen Beſchluß fordert.

In der Frucht iſt die höchſte Durchdringung der Lebenspole erreicht, ein in der Pflanzengeſchichte völlig neuer Geiſt in ihr eingekehrt, ein Geiſt ſogar, mit dem ſie ſich ſelbſt verläugnet, und der eigenthümlich einer andern Natur, die über ihr ſteht, angehört.

Die Saamenbildung hat zwey der Zeit nach geſchiedene Akte: der eine davon iſt das Verzehren der mütterlichen indifferenten Individualität, das Reifen oder Veräußern der Innerlichkeit, der formelle Untergang derſelben. Der andere Akt iſt das Wiederherſtellen des Untergegangenen, das Wiedergewinnen der Innerlichkeit des vorher Veräußerten.

Die Pollenentwicklung iſt inſofern das Erzeugungsmoment des Saamens, als ſie die Verwandlung und Umgeſtaltung des Germens zum Saamen macht, und der Saamen inſofern der durch den Pollinarproceß umgeſtaltete, unabhängig gemachte und in ſich ſelbſt ſich reproducirende Fruchtknoten, in welchem durch die Geſchichte der Entwicklung, der Geſammtinbegriff des Pflanzenlebens verſchloſſen ward. (Wie ſtimmt dies mit der Lehre zuſammen, daß der Saamen ohne Pollen erzeugt werden kann?) Dem Saamen fehlt noch viel, um das zu ſeyn, was er werden ſollte; er iſt nichts als der Rückgang in den tiefſten Urſprung des Pflanzenlebens.

Saamen ſind nur in das Germen, oder das höchſte mütterliche Mark gepflanzte Sproſſen, Sproſſen und Knospen in dem Holz oder in der Rinde gebildete Saamen. Der Unterſchied, der zwiſchen dem Saamen und Gemmen ſtatt findet, iſt nur ein gradueller.

Das Reſultat der Pflanzenentwicklung kennen wir nun, es iſt die niederſte Gemme oder der Keim des Pflanzenlebens, reproducirt aus der Indifferenz der höchſten Gemme.

Zuerſt ward der Fruchtknoten bis zur äußerſten Verzehrung differenzirt, ſein feſter Bau verflüſſigt, dann aufs Neue indif-

ferenzirt, und nach innen, indem aus der formloſen Flüſſigkeit wiederum das Feſte gerann, als Saamen wieder hergeſtellt.

Im vegetirenden Fruchtknoten regt ſich eine leiſe Spur des Sexuellen (!).

Der Moment der Reife und Verſtäubung iſt gleichſam eine momentane männliche Bewegung, das Neugeſtalten des Germens in ſeinem Innern gleichſam einer weiblichen Natur zuzuſchreiben.

Genau betrachtet hat das Gewächs keine Frucht, und was alſo genannt wird, iſt keine. Es iſt dieſelbe nur der geſchichtliche Boden für die Geſchlechtsentwickelung, das Eine identiſche Gebilde, das in ſeiner Peripherie männliche, in ſeinem Centrum weibliche Bedeutung im Verfolge der Zeit erhalten hat; die vegetativen Geſchlechter werden nur entwickelt, ohne ſich zu paaren. Wäre eine wahre Frucht im Gewächſe, ſo müßte es ein Saamen des Saamens ſeyn, ſo aber iſt die Frucht nicht die Fruchtbildung, ſondern Geſchlechtlichkeitsbildung, das Erzeugen der erſten Bedingungen zu einer Frucht, die niemals in die Wirklichkeit tritt.

Das Gewächs lebt anders, als das Thier; ſeine Fortpflanzung iſt nichts als ein Vegetationsproceß, in denſelben Geſetzen, in welchen das individuelle Wachsthum geſchieht — — geſchlechtsloſe und Geſchlecht enthaltende Gemmenbildung heißt das Lebens- und Fortpflanzungsgeſetz der Pflanzen.

Für das Eintreten der wahren Sexualität iſt als eine innere Forderung, daß das Vegetiren beſchloſſen werde.

So weit die Kraftſentenzen des Hrn. Verf. In einem eigenen Kapitel ſucht er nun zu zeigen, wo die eigentliche Sexualität anfange, deſſen nähere Erörterung man gern dem Rec. erlaſſen wird.

Angehängt ſind dem Werke mehrere abgeriſſene Sätze, abgefaßt von dem Hrn. Profeſſor Schelver in Heidelberg; wir theilen hier nur den letzten mit.

„Alle die Kräfte, die das Thier als Eigenthum beſitzt, und dem Allgemeinen entriſſen hat, ſind in der Pflanze gleichſam geopfert. Sie hat die eigene Seele und Zeugungsluſt der Weltſeele unterworfen. Sie ſteht nicht in Beziehung mit ſich, ſondern in Beziehung eines höheren Lebens, in deſſen Be-

ſtimmungen ſie keimt, grünet und vermehret wird. Sie ſetzt ſich daher auch nicht aus ſich ſelbſt fort, ſie ſucht, begehrt, erhält ſich ſelbſt nicht, ſondern iſt ein Leben, das den Beſtimmungen der freyen Seele und des freyen ablenkenden Geiſtes der Natur folgt. Dieſen höheren Mächten gehört ſie an, die frey von der Erde mit ihr im Bunde blieben, und aus den himmliſchen Kreiſen, in der unſterblichen Nahrung und Kraft ihres Leibes, auf ihr ſich niederlaſſen für das beſeelte Leben."

Zum Schluſſe erlaube man nur noch wenige Anmerkungen. Wenn man von dem Pflanzengeſchlechte ſpricht und ein ſolches annimmt, was will man damit anders ſagen als: damit ein Saamen erzeugt werde, iſt die Gegenwart zweyer Organe vonnöthen, deren eines das männliche, das andere das weibliche genannt werden kann. Der ganze Hergang der Saamenerzeugung iſt modificirt durch das eigene Pflanzenleben, und was auch immer Abweichendes von der Befruchtung der Thiere ſich vorfindet, iſt ſelbſt nicht der entfernteſte Widerſpruch gegen den allgemeinen Satz, daß zur Saamenbildung zwey verſchiedene Organe, zwey verſchiedene Stoffe vorhanden ſeyn müſſen. Manches liegt noch im Dunkeln, aber dieſen Umſtand finden wir in vielen Parthieen der Phyſiologie wieder. Durchgehen wir das ganze Pflanzenreich, und wir werden überall jene Organe finden, die man die männlichen und weiblichen bildlich genannt hat; oder zu welchem Zwecke ſchuf die Natur den Pollen? ſchuf ſie den Stempel? und der Zweck ihres Daſeyns iſt um ſo zuverläſſiger, je mehr in den niedern Pflanzen, wo nicht deutlich mehr der Saame iſt, auch die Organe verſchwinden, die zu deſſen Hervorbringung erforderlich ſind.

Hätte uns der Hr. Verf. erwieſene Thatſachen geſagt, ſo trügen ſie ein anderes Gewand, das der Einfachheit, der Klarheit, der Deutlichkeit, die die treuen Begleiter der Wahrheit ſind und bleiben. Harvey, Franklin, Haller und andere große Männer lehrten uns die wichtigſten Wahrheiten, aber in ihren Schriften kommt nichts vor von unſterblicher Nahrung, von himmliſchen Kreiſen, von einem ablenkenden Geiſte, vom Differenziren und Indifferenziren, und was dergleichen mehr iſt. — Möchten dieſe Erzeugniſſe erhitzter Einbildungskraft aus der Naturgeſchichte entfernt bleiben, möchten ſie

nüchternen und ruhigen Beobachtungen weichen, von denen allein ſich reelle und dauernd brauchbare Reſultate erwarten laſſen!

Wenn übrigens Rec. nicht glaubt, daß gegenwärtiges Werk einen Umſturz der Sexualtheorie nach ſich ziehen wird, ſondern im Gegentheile überzeugt iſt, daß ſie ihren innern Werth unabänderlich behält, ſo muß man doch bekennen, daß der Hr. Verf. hier große Kenntniſſe in dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Botanik entwickelt hat.

Der Magnetismus, nach der allſeitigen Beziehung ſeines Weſens, ſeiner Erſcheinungen, Anwendung und Enträthſelung, in einer geſchichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern, wiſſenſchaftlich dargeſtellt von Joſeph Ennemoſer, Doctor der Heilkunde. Leipzig, bey Brockhaus 1819. 781 S. 8.

Es iſt eine Erfahrung, die die Geſchichte aller Zeiten lehrt, daß die alten Kämpfe der Finſterniß gegen das Licht, und des Aberglaubens gegen die Aufklärung oft deſto hartnäckiger werden, je ſchneller, mächtiger und weiter ſich das Licht verbreitet. „Je enger die Kreiſe werden, in denen ſich Ahriman mit ſeinen Dew's bewegen muß, deſto heftiger werden ſeine Anſtrengungen gegen Ormuzd und die Söhne des Lichts.“ Es iſt die Verzweiflung, die Ahrimans Trabanten dieſe Wuth einhaucht: darum iſt ſie fruchtlos, und geht deſto gewiſſer in Ohnmacht über, je nothwendiger die Ausbreitung des Lichts mit der göttlichen Weltregierung zuſammenhängt. Damit tröſten wir uns, wenn wir in dieſem Buche nichts anders als den alten Aberglauben erblicken, der ſich vor mehr als dreyßig Jahren in dem Panax Bresl. 1787., dem Vorbilde des Verf., kund that: es iſt dieſelbe Unwiſſenheit, derſelbe Haß gegen Erkenntniß, daſſelbe Haſchen nach bibliſchen Stellen, welche auf ſchnöde Weiſe entweiht werden, indem man ſie zur Ausſchmükkung ſolcher lügenhaften Afterweisheit gebraucht. Es iſt ſchändlich, mit dem Heiligen zu ſpielen, und die Stellen der Bibel, die Vielen ehrwürdig ſind, ſo zu entweihen, wie der Verf.

thut, wenn er auf ſein unwürdiges Machwerk Paulus bekannte Worte an den Timotheus anwendet: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, iſt nütze ꝛc.“ Dieſen hier überall vorkommenden Mißbrauch bibliſcher Ausſprüche müſſen wir auf das ſchärfſte rügen, und können es kaum der Cenſur-Behörde verzeihen, daß ſie denſelben geſtattet hat. Wenn wir dies dicke Buch eines der unwürdigſten Erzeugniſſe der neuern Literatur nennen, ſo muß dieſes Urtheil natürlich auf das ſtrengſte bewieſen werden, zumal, da der Verf. leider ſeitdem ein öffentliches Lehramt erhalten hat. Wie können wir aber anders, als ſo urtheilen, wenn dieſem Buch alles fehlt, was zu einem guten und würdigen Werk erfordert wird? Ein gutes Buch muß einen edlen Zweck haben: Verbreitung der Wahrheit und des Lichts. Ennemoſers Buch hat den Zweck: das Reich der Finſterniß und des Aberglaubens zu erweitern. Ein gutes Buch muß klar, lichtvoll, vernünftig und gründlich geſchrieben ſeyn. Ennemoſers Buch iſt verworren, dunkel, ungründlich und ermangelt der Ordnung, ja es enthält hier und da baaren Unſinn. Ein guter Schriftſteller weiß, was vor ihm geſchehen iſt; er läßt ſeinen Vorgängern Gerechtigkeit widerfahren, und ſchmückt ſich nicht mit fremden Federn. Ein ſchlechter Schriftſteller, wie Hr. E., ſucht auf der Verachtung Anderer ſich Altäre zu bauen und mit der Frucht beſcheidener Arbeitſamkeit zu prangen, beſonders wo er ſich das Anſehn giebt, die Geſchichte zu bearbeiten. Solche Scribenten verdienen vorzüglich ſcharfe Beurtheilung.

Zwar theilt der Verf. ſein Buch in zwey Theile, deren erſter die Theorie, der andere die Hiſtorie des Magnetismus enthalten ſoll. Allein im erſten Theil wird bloß das „Meßmerthum“ geprieſen und dem Meiſter Wolfart gläubig nachgebetet, und im zweyten Theil ſind die Spuren des alten Aberglaubens oft aus den unreinſten Quellen aufgeſucht, wiewohl das Beſte noch aus Sprengels Geſchichte entlehnt iſt. Bey alle dieſem iſt Haß gegen Erkenntniß und Wiſſenſchaft ſo auffallend, daß z. B. S. 76 von dem magnetiſchen Heilkünſtler zuerſt Glaube, und zuletzt Kenntniß der Sache gefordert wird, daß S. 248 geſagt wird: Es ſey kein Heil zu hoffen, wenn wir nicht der Erfahrung und Wiſſenſchaft entſagen.

„Wir ſollen nicht gelehrt ſeyn, wir ſollen keine Erfahrungen machen; aber eines ſollen wir, nämlich geiſtlich werden (vorher heißt es: innerlich werden), den Leib ablegen, das zeitliche Suchen aufgeben und dem Ewigen nachſtreben u. ſ. f.“ Der Verf. verdankt, nach S. 723, ſeine innere Bekehrung großentheils dem Magnetismus und ſeinen höchſten Erſcheinungen. „Einem unſittlichen Menſchen (nicht weiter Geförderten, heißt es anderwärts) öffnet die Natur, nach S. 83, den Tempel ihrer Geheimniſſe nicht.“ (Sind die bekannten Geſchichten ſo mancher Magnetiſten etwa ſittlich?) Aber die Herren Magnetiſten haben ihre eigene Moral: die ihnen nicht gefallen, das ſind unreine Menſchen, falſche Propheten, die in Schaafskleidern einher treten, vor denen man ſich hüten muß, wie vor den Fäuſten (S. 87). Dagegen ſind der Betrüger Apollonius von Tyana, der unſittliche Schwärmer Paracelſus, Graham mit ſeinem Wunderbett, der Gaukler Gasner, der Gaſtwirth Richter in Schleſien, das ſind Muſter der Sittlichkeit und Frömmigkeit. Wenn Ennemoſer ſich mit ſeinem Meiſter Wolfart an dieſen Zug anſchließt, wahrlich! ſo beneiden wir ſie nicht um ihre Geſellſchaft. Aber er iſt beſonders ſeiner Unwiſſenheit wegen ſolcher Geſellſchaft würdig: und am Ende rühmt er ſich wohl dieſer Unwiſſenheit, und nennt ſich, wie Muhammed, am liebſten den unwiſſenden Propheten. Dieſe, vielleicht abſichtliche, Unwiſſenheit zeigt ſich am meiſten in der Geſchichte, aber auch in der Theorie. So heißt S. 20 Paracelſus der eigentliche Wiederherſteller der Wiſſenſchaften; ſo werden die Aerzte beſchuldigt, die Heilmittel bisher blindlings, auf Treu und Glauben Anderer, Centnerweis, ohne Bedingung, mit vollen Händen dargereicht zu haben. So wird S. 175 behauptet, die bisherige Meinung ſey geweſen, daß alle Nerven aus dem Gehirn entſtehn. Dagegen hat der Verf. S. 178 einen merkwürdigen Aufſchluß über die Farbe des Bluts. Weil er nämlich das Gehirn die Lichtſonne nennt, ſo iſt ſeine Meinung, daß das Blut vom Lichte gefärbt werde. Im Paradieſe, ſagt der Verf., war das höchſte magnetiſche Hellſehn in Gott und in der Natur. Adams Körper war unzerſtörbar (S. 422) und alle Gewalt der Elemente vermochte nichts über ihn. Alle alte Geſchichte und Weiſſagungen der

diſchen Tradition (natürlich auch von Bileam und ſeiner ſelin) werden glaubig aufgenommen. Der in Edeſſa fabri- rte Briefwechſel des Königs Abgar mit dem Heiland, bey ſſen Aufnahme Euſebius freylich ganz aufrichtig verfuhr, wird en ſo unbedenklich für wahr gehalten, als die Fabeln, welche hiloſtratus vom Apollonius von Tyana erzählt und als die genden von den Sibyllen, über welches alles man hier ganz nverſtändige Excurſe lieſt. Es iſt Unwiſſenheit, wenn der erf. ſagt: Pythagoras habe den Anfall der Wölfe durch die ibia verhindert. Hätte er die Quelle gekannt, ſo würde er was ganz Anderes gefunden haben; nämlich Aelian (hist. nim. 11, 28.) erzählt die Geſchichte von einem Flötenſpieler ythochares, nicht von dem berühmten Pythagoras. Gleich achher heißt es: Elephanten laſſen ſich durch die Trommel angen, das bezeuge Strabo. Es iſt aber wieder Aelian (hist. nim. 2, 11.), der da ſagt: die Elephanten werden durch das Geräuſch der Trommel nicht erſchreckt, und durch die Flöte ezähmt. Beweiſe von Mangel an Kenntniß und von einem ohen Grade der Schwärmerey ſind ferner, daß er behauptet, as Rückenmark herrſche noch bey den Vögeln vor, das Ge- irn allererſt bey den vollkommenſten Thieren (S. 173). Im Cuvier hätte er finden können, daß das Verhältniß des Ge- hirns zum übrigen Körper bey den Sing- und Raubvögeln größer iſt, als bey den Säugthieren, ja ſogar größer als bey em Menſchen. Die Meßmer'ſche Lehre wird für neu ausge- geben, und doch fängt ſie mit der uralten Idee von einge- pflanzter Wärme oder innerem Feuer an. Glas wird für den vorzüglichſten Leiter des Magnetismus ausgegeben, weil es am dichteſten und am fähigſten iſt, die Electricität zu offenbaren. (Alſo Electricität und Magnetismus ſind eins?) Dagegen ſagt Kieſer (Arch. 5, 73.), das Glas ſey im Bagurt ganz überflüſſig. Ennemoſer behauptet: Glasröhren mit fremden Stoffen gefüllt, wirken am kräftigſten.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 55. Heidelberger 1820
Jahrbücher der Litteratur

Der Magnetismus, nach der allſeitigen Beziehung ſeines Weſens, ſeiner Erſcheinungen, Anwendung und Enträthſelung, in einer geſchichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern, wiſſenſchaftlich dargeſtellt von Joſeph Ennemoſer, Doctor der Heilkunde. Leipzig, bey Brockhaus 1819. 781 S. 8

(Beſchluß der in No. 54. abgebrochenen Recenſion.)

Aus Sprengels Geſchichte, die Ennemoſer ſo vielfältig benutzt, hätte er ſich belehren können, daß Pivati ſchon vor etlichen ſiebzig Jahren mit ſeiner Intonacatura auf ähnliche Art ſich ſelber täuſchte. In der Steinwelt, ſagt E., ſey der Kryſtall das leuchtendſte und dem Licht am nächſten. Daher ſey der Nutzen der Edelſteine zu leiten. Fragt man, heißt es S. 54, welche Krankheiten vorzüglich durch den Magnetismus geheilt werden, ſo iſt die Antwort geradezu: Alle! Im Hellſehen, heißt es weiter, tritt größere Folgerichtigkeit des Verſtandes hervor. Dagegen behauptet Kieſer (Arch. 6, 3. S. 108) mit mehr Recht: Im Somnambulismus herrſche die Gefühlsſeite der Seele vor und die Erkenntnißſeite könne nicht wirken. Daher ſchaffe ſich die Seele Phantome, die auf Täuſchung beruhn. (Man ſehe den Knaben Anton Arſt bey Kieſer, deſſen Geſandter Gottes als Schneidergeſelle erſchien, und durch Abſchneiden der Hoſenknöpfe dem Magnetiſeur einen Poſſen ſpielte.) Ennemoſer hält die Ausſagen der Hellſehenden für wahr, und glaubt ihnen beſonders in geographiſcher und aſtronomiſcher Rückſicht. Aber welche Albernheiten ſagen dieſe Hellſehenden! Eine, der Ennemoſer vertraut, ſah Paläſtina, wie es an Heiligkeit alle andere Länder überſtrahlt. Sie ſah die finſtern Flecke im Mond als Gebirge: ſie ſah die Haare der Bewohner des Mercur: der unſchuldige Mars war ihr zuwider. (Eſchenmayers Hellſehende lebte am liebſten auf der

Juno, und ſuchte Hardings Entdeckungen zu vervollkommnen.) Metalle, ſagt Ennemoſer, wirken auf Magnetiſche ſehr verſchieden: Gold und Silber gar nicht. (Strombecks Julie liebte Gold. Nach Nees (Arch. 7, 25.) wirkt Gold auch ſympathiſch. Dagegen Kieſer (Arch. 5, 29.): alle Metalle wirken ſtörend.) Die Hellſehenden verordnen ſich mitunter gewaltige Mittel, ſagt Ennemoſer. (Valenti's Hellſehende ein Brechmittel, was der kurzſichtige Arzt, auch ohne magnetiſche Zurüſtung, hätte einſehn müſſen. Arch. 7, 100. Mittel, deren Namen ſie nie gehört, verordnete ſich Fr. v. U. in Liefland.) Wie thöricht die Ausſagen der Hellſehenden auch von ihrem und Anderer Körper Zuſtand ſind, lehrt uns auch Valenti's Hellſehende: Sie ſah das Blut weißlich, und die ſtärkſten Nerven am Herzen. Der gläubige Arzt erklärt beydes: das gute Mädchen verwechſelte die Lymph, mit den Blutgefäßen, die Aorte mit den Nerven.

Die Unfähigkeit des Verf. zum Beobachten geht daraus hervor, daß er vom Desmanthus natans w. erzählt, die Pflanze ſenke ſich, bey leiſer Berührung mit der Hand, unter das Waſſer, und er habe beobachtet, daß ſie ſich ſelbſt in einer geringen Entfernung durch öfteres Darüberhinfahren mit dem Finger bewege. Ein Blatt der Mimosa pudica in ein Buch gelegt, habe ſich, nach einiger Zeit (war es ſchon trocken geworden?), ſchnell an ſeiner Hand und zwiſchen den Fingern bewegt. Uns wundert, daß der Verf. das Gärtner-Mährchen vom Einfluß der Keuſchheit des Berührenden auf die Bewegung der Mimosa nicht anführt. Es ſtimmt ja ganz mit ſeinen Ideen überein.

Zuletzt noch eine Probe von Unſinn (S. 7): „Ohne geſchichtliche Kenntniß iſt keine gründliche möglich: denn iſt es nicht eine lächerliche Sache, den Grund anzugeben, daß die Bibel Gottes Wort ſey, ehe man von ihrer göttlichen Kraft an ſich ſelbſt eine Empfindung gehabt?“ . . . (S. 777.) „Die chriſtliche Religion wird gerade am Magnetismus die mächtigſte Triebfeder finden.“

Der thieriſche Magnetiſmus, als Wirkung der höchſten Naturkraft. Ein Buch zur Vertilgung des Aberglaubens, von J. H. Voß, Dr. der Philoſ. Mit einer Vorrede begleitet von C. Renard, Dr. der Med. Cölln bey Rommerskirchen. 1819. 158 S. in Duodez.

Der Verf. giebt vor, zur Vertilgung des Aberglaubens dies Büchlein geſchrieben zu haben; allein er hat dem Aberglauben nur ein philoſophiſches Gewand geliehen. Dies würde noch viel freyer und zierlicher ausgefallen ſeyn, wenn er den Plotin, Porphyrius und Agrippa von Nettesheim geleſen hätte. „Der Magnetiſmus iſt die höchſte Naturkraft der Erde; ſie ſetzt uns mit einer unbekannten Geiſtes-Sphäre, welche in Raum und Zeit nicht nachzuweiſen iſt, in Verbindung, wirkt aus höhern Regionen der Schöpfung in die irdiſche herüber, macht mit Gewißheit das Verbindungsmittel zwiſchen *hier* und *dort* kund, und läßt die Seele Blicke der Verklärung in höhere Regionen werfen.“ Schöne Worte, denen aber gar keine Thatſache zum Grunde liegt. Oder, welcher Hellſehende hätte wohl ſchon *würdige* Ideen über die unſichtbare Welt geäußert? Ein armer Junge, in der Welt der Handwerker erzogen, ſieht den Geſandten Gottes gleich einem Schneider-Burſchen. Eſchenmayers Freundin faſelt über den von Harding entdeckten kleinen Planeten. Strombecks Julie ſieht Dinge, die ihrem liebenden Sinn zuſagen. Wie kann es auch anders ſeyn? Im Hellſehn herrſcht allein die Phantaſie, und hat ſich der Leitung des Verſtandes gänzlich entzogen. Das Geſchichtchen, was der Vf. erzählt, um die magnetiſche Wirkung in den Verhältniſſen zweyer Liebenden darzuthun, beweiſet uns die Schlauheit der beyden Liebenden, um die zärtlichen Eltern zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Der Verf. holt aber ſehr weit aus: er entlehnt von Schelling den Grundſatz, daß Kraft und Materie nur verſchiedene Verhältniſſe des Dinges an ſich ſeyn, daß es alſo keinen ſtrengen Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Materie gebe. Dabey aber benutzt er den gemeinen Kunſtgriff, ſeine Ideen als neu hinzuſtellen. „Bisher, ſagt er, nahm man die Hypotheſe einer atomiſtiſchen Materie an“, als ob wir nicht ſchon ſeit zwanzig Jahren dynamiſche Naturlehren hätten, als ob das Leben der

Materie nicht ſchon von Gliſſonius (de natura substantiae energetica. Lond. 1672. 4.), von Leibnitz und Kant erwieſen wäre. Ja, nur Carteſius und Stahl ſahen die Materie als völlig kraftlos und todt an, und dies begünſtigte die Schwärmerey am meiſten, weil nun jede Thätigkeit in der Materie als unmittelbare Wirkung geiſtiger Naturen angeſehn wurde. Das ſieht der Verf. wohl ein: aber er macht die Materie zu einer untergeordneten Potenz des Geiſtigen (S. 44), ſtatt daß er, als wahrer Naturphiloſoph, die materielle und ideelle Seite des Lebens vollkommen gleich anſehen ſollte.

Ueber pſychiſche Heilmittel und Magnetismus. Von J. D. Brandis, Kön. Däniſchem Leibarzte. Kopenhagen, in der Gyldendaliſchen Buchhandlung. 1818. 172 S. in 8.

Durch dieſe Schrift eines ſehr erfahrnen und denkenden Arztes ſind die Erſcheinungen des Magnetismus viel klarer geworden. Nicht gerade die Einleitung wollen wir rühmen, wo das Leben erklärt wird, als „Spontaneität, ſich ſelbſt zu offenbaren in der göttlichen Offenbarung.“ Aber ſehr intereſſant ſind die Krankengeſchichten, aus denen die Macht des kräftigen Willens über den Körper und die herrſchende Neigung nervenſchwacher Perſonen zu intereſſiren und die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, hervorgeht. Sie wollen nicht täuſchen, aber ihre ungezügelte Phataſie, ihr übergereizter organiſcher Sinn erweckt Triebe, deren ſie nicht Meiſter werden können, bis Vertrauen zum Arzt und Unterwerfung unter ſeinen Willen über jenes Gefühls- und Phantaſie-Leben im Schlafwandel die Oberhand erhält. Das iſt ungefähr die einfache Theorie des Verf., in welcher, wir freuen uns es ſagen zu können, auch Kieſer groſzentheils mit Brandis übereinſtimmt. Obgleich dies eine Wahrheit iſt, die uns ſchon Boerhaave durch ſeine Behandlung der Waiſenkinder in Harlem gelehrt hat, ſo kann ſie in unſern Tagen nicht genug eingeſchärft werden, um die vorgeblichen Wunder beym Magnetismus zu erklären und die Heilungen begreiflich zu machen. Der Verf. geht nun die

Geſchichte der Incubationen durch, wovon er, nach den LXX., ſchon im Jeſ. 65, 4. eine Spur finden will. Die ſiebenzig Dolmetſcher nämlich ſagen: Ἐν τοῖς μνήμασι καὶ ἐν τοῖς σπηλαίοις κοιμῶνται διὰ ἐνύπνια. Aber nach dem Grundtext heißt es bloß: „Sie wohnen in Gräbern und übernachten an verborgenen Orten“ (בנצורים). Er geht dann die Erſcheinungen beym Magnetismus durch, geſteht viele davon zu, weil er ſie ſelbſt beobachtet, und erklärt ſie aus der Wirkung des feſten Willens und der ungeſtörten Thätigkeit des innern Phantaſie-Lebens. Allein dieſe Erklärung paßt nur auf ſehr wenige Fälle. Eine Hellſehende verordnet ſich eine Fontanelle auf dem Arm, und beſchreibt die Stelle ſehr genau; nach dem Erwachen findet man einen rothen heftig ſchmerzenden Fleck an derſelben Stelle. Wir ſagen nun; der Fleck war die Urſache des Traums. Es ſcheint, daß der Verf. gerade umgekehrt die Kraft des Willens und der Phantaſie ſo groß annimmt, daß dadurch dieſe ſchmerzhafte Entzündung entſtand. Auch der Verf. bemerkte, daß alle Metalle ſtörend und unangenehm wirken; dieſe Erſcheinung iſt doch aus ſeiner Theorie nicht zu erklären, und, ehe wir die Natur der Metalle kennen, wird auch an keine Erklärung zu denken ſeyn. Den Verf. verläßt ſeine Theorie bey dem Fernſehen und Weiſſagungen, welche er faſt unbedingt annimmt, und ſich bloß damit hilft, daß der Geiſt nicht an Raum und Zeit gebunden ſey. Eben ſo wenig befriedigt, was er zur Widerlegung der Leitungen des Magnetismus ſagt, weil er das Ganze als reine Seelen-Wirkung anſieht. Allein jene Leitungen laſſen ſich noch weniger läugnen, als die Vorgefühle der Hellſehenden. Vortrefflich aber iſt, was der Verf. zuletzt über die Kehrſeite des Magnetismus ſagt. Es iſt oft der Arzt, deſſen Ideen der Hellſehende mittheilt; der letztere iſt in einem übergereizten, alſo abnormen Zuſtand, der leicht gefährlich werden kann. Obgleich das Magnetiſiren von der Obrigkeit nicht verboten werden ſollte, ſo gehören doch alle Erforderniſſe eines vorzüglichen Arztes in hohem Grade dazu, wenn man als magnetiſcher Heilkünſtler auftreten will. Dieſe Erforderniſſe finden ſich nicht bey unſern frömmelnden Zeitgenoſſen, am wenigſten bey ſo manchen Magnetiſten.

Bericht über das allgemeine Krankenhaus in München am Schluſſe des erſten Jahres der magiſtratiſchen Verwaltung deſſelben, dem Etats-Jahre $18^{18}/_{19}$. Mit XII lithographirten Tabellen. München 1820. Im Verlage bey der magiſtratiſchen Verwaltung der Armen-Beſchäftigungs-Anſtalt am Anger. 59 S. in 4.

Dieſer Bericht über das allgemeine Krankenhaus in München, welches durch ſeine zweckmäßigen Einrichtungen bereits vortheilhaft bekannt iſt, macht erſtlich aufmerkſam, welche Verbeſſerungen die Commiſſion des Stadtmagiſtrates, dem die Verwaltung dieſes Inſtitutes von Sr. Majeſtät dem Könige anvertraut wurde, unter Beyziehung der Medizinalbehörden getroffen hat; derſelbe zeigt ferner an die Ausdehnung, welche dieſe Anſtalt erlangt hat, um für junge Aerzte unter der Leitung der Herrn D. Häberl und Koch eine praktiſche Schule, und für die Heilkunde der erſte Bildungsplatz des Königreichs zu werden, und beſchließt mit der verwendeten Sorgfalt auf die Verwaltung, deren Reſultate in dem gemachten Rapporte ſich finden, der nebſt den Beylagen hier zur Keuntniß des Publicums gebracht wird.

Dieſer Bericht, der allerdings mit lobenswerther Aufrichtigkeit abgefaßt iſt, und bey der weitern jährlichen wünſchenswerthen Fortſetzung als Baſis angenommen werden kann, enthält manche belangreiche Notizen, wofür die Herrn Directoren Dank verdienen, ſo wie ſich die ganze Verwaltung für das Wohl ihrer Mitbürger durch die verbeſſerten und erweiterten Anſtalten und Einrichtungen ein großes Verdienſt erworben hat, und es iſt der Wunſch des Rec., daß dieſe vortreffliche Wohlthätigkeitsanſtalt durch thätige Unterſtützung ferner gedeihen möge.

Was die tabellariſchen Beylagen insbeſondere betrifft, ſo machen dieſe aufmerkſam auf die zur Behandlung vorgekommenen Krankheiten nach dem verſchiedenen Alter der Subjecte, auf die Krankheitsübel während der Jahreszeiten, und auf die Sterblichkeit; woraus erhellet, daß faſt nur der zehnte Theil der Kranken ſtarb. Ferner beſtimmen ſie die Zahl und Art der chirurgiſchen Operationen, die Zeit ihres Erfolges, und endlich die Menge, Beſchaffenheit und ebenfalls den Erfolg der Geburten, wozu einige Tabellen kommen, die bloß auf die Oeko

nomie Beziehung haben. Beym Schluſſe dieſer Anzeige erlaubt ſich aber Rec. die Bemerkung, daß die Kunſtausdrücke häufig fehlerhaft angetroffen werden, und wünſcht, daß dieſe Fehler bey der Erſcheinung künftiger Berichte ſorgfältig vermieden werden möchten.

S.

Die Aſſyriſche Keilſchrift, erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Ninive und Babylon; begleitet mit dem Nachſtiche des vom Abte Lichtenſtein herausgegebenen Cylinders und dem genauen Abdrucke einer alten Tibetaniſchen Handſchrift in ſchönen Utſchen-Characteren; nebſt einer Abhandlung des Profeſſors Grotefend und erläuternden Briefen der Prof. Heeren, Creuzer, Silveſtre de Sacy u. a. herausgegeben von Dorow, Dr. der Philoſ. und königl. Preuß. Hofrathe. Wiesbaden, bei Schellenberg. 1820. 62 S. 4.

Ein intereſſanter Beytrag zur Alterthumsforſchung in einem Gebiete, wo ſo vieles für uns noch durchaus dunkel und räthſelhaft iſt, daß jede Mittheilung neuer Details und Aufſchlüſſe, oder neues Stoffes zu Combinationen und Muthmaßungen ſehr willkommen ſeyn muß. Der tab. I. abgebildete, 1 Zoll 10½ Linien hohe Cylinder aus röthlichem Jaspis iſt — nebſt dem Original des am Schluſſe beygefügten Blattes mit Tibetaniſcher Quadratſchrift — aus der Antiquitätenſammlung des Grafen von Schwachheim, weil. Oeſtreichiſchen Geſandten in Conſtantinopel, in die Sammlung des Hrn. Herausgebers übergegangen; von woher und unter welchen beglaubigenden Umſtänden er dem erſteren zugekommen, ſcheint nicht bekannt zu ſeyn. Er gehört zu den merkwürdigſten Alterthumsreſten dieſer Art, ſchon wegen ſeines eben erwähnten ungewöhnlichen Maaßes, beſonders aber als Probeſtück einer ausnehmenden Kunſtfertigkeit im Steinſchneiden und wegen der darauf eingegrabenen Figuren und Schriftcharactere, welche ſich ganz unverſehrt erhalten haben. Wahrſcheinlich war er dazu beſtimmt, an einer Schnur als Amulet getragen zu werden; denn er iſt der Länge nach durchbohrt. Auf der Walze erblickt man eine mit langem, reich verziertem Gewande bekleidete, mit vier

Flügeln verſehene männliche Geſtalt, zwiſchen zweyen Straußen ſtehend oder vorgeſchritten, die ſie an den Hälſen ergriffen hat, ſo daß ſie ihnen die Kehle zuſammenzupreſſen ſcheint. Eine Vergleichung dieſer Figur mit denen, die auf den Perſepolitaniſchen und andern Perſiſchen Denkmälern ſich finden, kann uns im Allgemeinen lehren, welchem Kreiſe mythiſcher Vorſtellungen die Scene angehöre (m. ſ. was die Hrn. Heeren und Creuzer S. 18 u. 20 hierüber bemerken); was die Deutung derſelben und Auslegung der einzelnen Symbole betrifft, ſo ſind in vorliegender Sammlung verſchiedene nicht unwahrſcheinliche Hypotheſen uns mitgetheilt, welche übrigens eine gemeinſchaftliche Baſis haben, und nur in ſofern von einander abgehn, als die dualiſtiſche Idee, auf die ſie ſich beziehen, mannichfaltiger Anwendungen und Modificationen, und mythiſcher Einkleidungen fähig iſt. Hr. Heeren nimmt an, daß die männliche Figur einen König vorſtelle, indem er wegen des fehlenden Zeichens der königlichen Würde an gleichartige bildliche Scenen auf Perſepolis erinnert, wo der König ebenfalls ohne Diadem erſcheine. „Es iſt aber nicht mehr der lebende“, ſetzt er hinzu, „ſondern der vergötterte König; dies ſollen meines Erachtens die Sperberflügel bezeichnen. Dies Attribut iſt aber ſehr merkwürdig, weil es nicht Perſiſch, ſondern Aegyptiſch iſt, wo die Sperberflügel ſtets das Gerechte, das Göttliche bezeichnen. — Da übrigens die Perſer Aegypten beherrſchten, und Perſiſche Amulete auch in Aegypten gefunden ſind, ſo kann dies nicht befremden. Die Stellung des Königs zwiſchen zwey Thieren, die er hält oder würgt, iſt wieder ganz Perſiſch. Auffallend aber iſt es, daß es Strauße ſind, da ſonſt das Perſiſche Wunderthier oder Wundervogel der Greif iſt. Strauße giebt es in der eigentlichen Landſchaft Perſis nicht, wohl aber in dem benachbarten Meſopotamien und Arabien. Die ganze Vorſtellung halte ich für ſymboliſch; der König, der als Ormuzdverehrer unreine Thiere aus der Schöpfung Ahriman's, Symbole der Uebel, bekämpft.“ Dieſer Erklärungsart ſehr nahe verwandt iſt die des Hrn. G. C. Braun, ſ. S. 15 ff. Er denkt ſich unter dem vierflüglichten Bilde den Feruer (Uridee — oder um dieſen nicht ganz treffenden metaphyſiſchen Ausdruck zu vermeiden: Urkeim des

Daſeyns, perſonificirte Lebenskraft; ferner: erhaltende Kraft, Schutzgeiſt) des Königes.

Einigermaßen abweichend von dieſen Ideen iſt die von Hrn. Grotefend in einer ausführlichen Schrift vorgetragene und entwickelte Hypothese, welche im Zuſammenhange mit der Erklärung der bildlichen Darſtellung die Auflöſung der Inſchrift zu geben bezweckt. Er erkennt in der geflügelten Geſtalt einen Ized, eines der höhern himmliſchen Weſen, deren eigenthümlichſtes Geſchäft es iſt, die böſen Geiſter zu bekämpfen. Die verſchiedenartigen Stellungen der einzelnen Figuren ſcheinen ihm bedeutungsvoll und charakteriſtiſch; ſo ſoll z. B. das weite Schreiten oder die Stellung mit geſpreitzten Beinen den Charakter der Dews bezeichnen (man vgl. die Schilderung Ahriman's im Vendidad). In Anſehung des Straußes geſteht er zwar, im Zend-Aveſta keine Stelle gefunden zu haben, aus welcher beſtimmt hervorginge, daß er zu den Kharfeſters oder unreinen Thieren ſey gezählt worden, beruft ſich jedoch in dieſer Hinſicht auf die Analogie der alt-teſtamentlichen Vorſchriften, als welche allerdings hierfür zu ſprechen ſcheine, ſ. Levit. XI, 16. Deut. XIV, 15. vgl. Hiob. XXX, 29. u. ſ. w., indem er zugleich bemerkbar macht, wie ſehr es im Weſen der Sache gegründet ſey, daß jenes Thier, welches ſeine Jungen auf eine unnatürliche Weiſe vernachläſſiget (vgl. Thren. IV, 3.), im heißen Africa und dem angränzenden Theile Aſiens hauſet, Wüſten und dürre, einſame Gegenden liebt, den Bewohnern des reinen Irans als Ahriman's Geſchöpf erſcheinen mußte. Einige auf andern Walzen und Siegeln ſich findende ſymboliſche Vorſtellungen von Thieren, welche von Izeds oder Heroen gehalten oder bezwungen werden, führt er vergleichungsweiſe an, um die eben erwähnte Auslegung zu beſtätigen; man ſ. z. B. Fig. 1. der 86ſten S. des IV. Bds. der Fundgr. des Orients (die Abbildung der Walze des Hrn. Rich zu Bagdad, die dieſer aus den Trümmern von Niniveh, Muſſul gegenüber, erhalten zu haben berichtet), der Idee und Ausführung nach gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu dem vorliegenden Walzenbilde (daher die Vermuthung, daß die beyden Cylinder gleiches Urſprungs ſeyen).

Ohne indeß, ſeiner Abſicht gemäß, mit dieſem allgemeinen Reſultate ſich begnügen zu können, ſucht Hr. Grotefend nun ferner die Hauptfigur, deren generiſcher Charakter an den Sperberflügeln wahrgenommen wird, durch nähere Beleuchtung eben dieſes Symboles auch ihrer individuellen Bedeutung nach zu enträthſeln. „Der Sperber“, ſchreibt er S. 34, „war nicht nur bey den Aegyptiern, ſondern auch bey andern Völkern heilig, und erhielt davon ſeinen griech. Namen ἱέραξ. Aus der höchſten Luft ſiehet er ſeinen Raub in der Tiefe, und war daher auch bey den Perſern Sinnbild der Gottheit. Euſebius führt wenigſtens in ſeiner Praepar. Ev. I, 10. eine Stelle aus der geheiligten Sammlung der Bücher Zoroaſters mit deſſen eigenen Worten an, deren Anfang alſo lautet: Gott hat das Haupt eines Sperbers (ἱέραξ). Die Sperberflügel ſollen alſo den wirkſamſten aller himmliſchen Izeds bezeichnen, welcher als Ormuzd auf Erden betrachtet, und daher König genannt wird. Dieſer Ized iſt nach der Parſenlehre Seroſch, Sreôschém.“ (Zufolge einer früher gemachten Entdeckung glaubt Hr. G. auf dem Gürtel der Figur das Zeichen der beyden Anfangsbuchſtaben dieſes Namens in Perſepolitaniſcher Keilſchrift erſter einfachſter Art wiederzuerkennen). „Sein Amt war es über die Menſchen zu wachen, ſie zu beſchützen, und zu vertheidigen wider die Angriffe Ahriman's und ſeiner Genoſſen, beſonders in der Todesſtunde, ſo wie er einſt auch der Herold bey der Auferſtehung ſeyn ſoll.“ — Und etwas weiter unten: „Dieſer Genius des Viraſp, d. h. des vortrefflichen Verſtandes, welchen er vor Ormuzd's Thron zum erſten Lichte führte, kann als der ſchicklichſte Bekämpfer des Straußes gedacht werden, welchem ſelbſt der rühmende Hiob Vorbedachtſamkeit abſpricht“ (ſ. Hiob. XXXIX, 17.). Für das Symbol des Straußes findet er ſodann ebenfalls eine entſprechende mythiſche Vorſtellung; er bezieht es nämlich auf Eſchem, einen der vornehmſten Dews, welcher vorzugsweiſe als Feind und Widerſacher Seroſch's geſchildert wird, ſ. Jescht - Serosch, Card. 4.

Die Inſchrift gehört zu derjenigen Schriftart, welche Hr. Grotefend zum Unterſchiede von der zuſammengeſetzteren, ſ. tab. II. fig. II., einfache babyloniſche Keilſchrift

nennt und als identiſch mit der dritten (complicirteſten) unter den Perſepolitaniſchen Schriftarten betrachtet. Er erklärt dieſe Schriftart für Zend, weil ſie auf vielen und verſchiedenartigen, in religiöſer oder bürgerlicher Beziehung wichtigen Denkmälern, namentlich in Gebetsformeln und Urkunden der Könige vorkomme; und verändert hiernach ſeine bisherige Annahme in Betreff der — „bereits entzifferten"?? — erſten Perſepolitaniſchen Schriftart, indem er Gründe zu haben glaubt, dieſer nunmehr die Stelle des Pa-Zends anzuweiſen. (Sollte es mit dieſen Vorausſetzungen ſeine Richtigkeit haben, ſo möchte wohl bey manchen Leſern der Wunſch entſtehn, ſich die Frage beantworten zu können, wie denn die als Zend zu betrachtende Keilſchrift — dem gleichzeitigen öffentlichen Gebrauche, oder der geſchichtlichen Aufeinanderfolge nach — zu der Zendſchrift der Parſiſchen Religionsbücher ſich etwa verhalten haben möchte, welche letztere bekanntlich durchaus nichts mit ihr gemein hat, und einem ganz andern Syſteme angehört, m. ſ. Pl. II. in den Mémoires de litt. Tom. XXXI. der Hist. de l'acad. roy. des inscr., vergl. Kleukers Bemerkung, Anh. z. Zend-Av. Bd. II. Th. I. S. 42. Not. 88. Ob Hr. Grotefend ſeine Ideen hierüber ſchon irgendwo ausgeſprochen, iſt dem Ref. nicht erinnerlich. Die auf den erſten Anblick etwas befremdende Erſcheinung von zweyerley Buchſtabenſchrift auf Denkmälern des Cultus und in Religionsurkunden möchte ſich vielleicht mittelſt geſchichtlicher Analogie, oder an und für ſich auf irgend eine Art erklären laſſen. — Doch es iſt wohl überhaupt noch gar nicht Zeit, die gedachte Frage aufzuwerfen). — Dem Obigen gemäß vermuthet er, daß die Inſchrift ein dem Seroſch gewidmetes Khoſchnumen (kurze Lobpreiſungsformel) enthalte; welche Vermuthung ſodann in dem weiter unten den Leſern mitgetheilten Ergebniſſe eines Entzifferungsverſuches auf eine ſehr überraſchende Weiſe ſich beſtätigt findet. Die Formel, die er durch Combination und Analyſe der Schriftzeichen herausgebracht haben will, beſteht nämlich aus einer den Zeilen der Inſchrift entſprechenden Anzahl von Zendwörtern, welche ſämmtlich aus Anquetil's Anmerkungen bekannt ſind, und lautet in der Ueberſetzung folgendermaßen: „Ich bringe Izeſchne mit Namensnennung für und für dem

lichtglänzenden Seroſch, dem Aſcheſching.“ — Es iſt ſehr zu bedauern, daß es ihm nicht gefallen hat, zur Erläuterung und Beſtätigung dieſer Angabe ein Schema der einzelnen Buchſtaben und ihrer Zuſammenziehungen beyzufügen; denn bey der großen Menge und Mannichfaltigkeit der Zeichen (ſ. S. 41) iſt die bloße Anführung der Zendformel offenbar nicht hinreichend und befriedigend für denjenigen, der ſeiner Unterſuchung Schritt für Schritt zu folgen wünſcht. Sollten die Geſetze und Regeln ſeines combinatoriſchen Verfahrens, falls ſie dem Publicum zur Prüfung vorgelegt würden, ſich in eben dem Grade als feſtſtehend und untrüglich bewähren, als das angebliche Reſultat ſeiner Berechnungen mit ſeiner Erklärung der bildlich dargeſtellten mythiſchen Idee übereinſtimmt, und ſinnreich in die Gedankenreihe der ganzen Abhandlung verwebt iſt, ſo würden wir unſtreitig eines ſehr wichtigen, nach allen bisherigen Entdeckungen in dieſem Gebiete noch kaum ſo nahe gehofften Fortſchrittes uns zu erfreuen haben. Doch grade in dieſer mehr als vollkommenen Befriedigung unſerer — dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft gemäß ſehr beſcheidenen — Erwartungen liegt vielleicht ein Grund, weshalb der unbefangene Leſer ſich geneigt fühlen möchte, ſein Urtheil noch zu ſuspendiren. Man vgl. die hieher gehörende Aeußerung des Hrn. Silveſtre de Sacy in deſſen Briefe an den Hrn. Herausgeber S. 57: Quoique les monumens de l'écriture cunéiforme soient en grand nombre, on n'a rien jusqu'à présent publié à cet égard, qui me paroisse solide et digne de confiance. Je n'excepte de ce jugement ni les conjectures de Mr. Lichtenstein, ni les travaux de Mr. Grotefend, etc.

Außer dem eigentlichen Gegenſtande der vorliegenden antiquariſchen Unterſuchungen umfaßt die Schrift des Hrn. Grotefend verſchiedenes andere, was durch nähere oder entferntere Berührung, oder Verwandtſchaft mit dem Hauptthema geeignet iſt, im Zuſammenhange mit dieſem abgehandelt zu werden. Die gehaltvollen Erläuterungen der beyden tab. II. abgebildeten Cylinder werden der Aufmerkſamkeit der Leſer nicht entgehn.

Die Ankündigung des Hrn. Herausgebers am Schluſſe dieſes Faſcikels, ſo wie die Aufſchrift des Umſchlages: „Mor-

genländiſche Alterthümer u. ſ. w.", läßt erwarten, daß in Kurzem, wenn dem Beſitzer dieſer Seltenheiten ähnliche Aufklärungen über dieſelben von Kennern werden zu Theil geworden ſeyn, mehrere Hefte ähnliches Inhalts nachfolgen.

Lewald.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtoph's (Herzog Chriſtoph) von Würtemberg. Mit geſchichtlichen Belegen. Von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1819. gr. 8.

Würtemberg, wie ſeine Geſchichte vor manchen andern reich iſt an poetiſchem Stoff, erfreut ſich namentlich in unſerer Zeit auch poetiſcher Gemüther, die von des Vaterlandes und ſeiner Führer Geſchichten mit Liebe und Ernſt ſingen und ſagen. — So hat vor wenigen Jahren der gediegene Ludwig Uhland des Grafen Eberhard, des Rauſchebarts, Thaten und Schickſale, namentlich ſeine Fehden mit den Schleglern und den Reichſtädten im Versmaaß des Nibelungenliedes preiswerth beſungen; und der Verf. unſerer Romanzen, wie er durch andre Poeſien im poet. Almanach, im deutſchen Dichterwald u. a. a. O. ſeinen Beruf zum Dichter beurkundete, hat auch durch die im Morgenblatt 1815. mitgetheilten „Proben würtemb. Sagen", ſein Talent zu poetiſcher Bearbeitung vaterländiſcher Geſchichten ſchon auf eine rühmliche Weiſe an den Tag gelegt.

In den uns vorliegenden 36 Romanzen führt er uns in die tüchtigen Zeiten der Jugendjahre Chriſtophs. Dieſe umfaſſen von des Herzogs Geburt bis zu ſeiner Vermählung den Zeitraum von 1515 bis 1543. — Unſer Dichter beginnt jedoch ſeine Darſtellungen mit dem — 4 Tage vor Chriſtophs Geburt erfolgten — Ereigniß der Ermordung des Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich, Chriſtophs Vater, und bereitet dadurch recht glücklich und ſinnreich auf das von ſo vielen Stürmen bewegte Jugendleben ſeines Helden vor, welche Stürme auch zum großen Theile in jener That des Vaters ihren Grund haben.

Wie der Dichter die Jugendgeſchichte Chriſtophs aufgefaßt und benutzt habe, und wie anziehend dieſelbe bey einer glücklichen Behandlung ſey, — mag aus folgender kurzen Darſtellung hervorgehen.

Die Sache von Huttens Freunden treibt Ulrichen aus dem Lande, und das alte treue Schloß von Tübingen, das ſeine Kinder Chriſtoph und Anna einſchließt, ſchon im Rücken habend, ruft er den Bewohnern noch zu:

Ihr Herrn und Ritter droben,
Bewahrt mir meine Kind', —
Ich will euch lohnen und loben,
Wenn ſie gerettet ſind.

Aber wie wenig fruchtete dieſer Zuruf! Jene Ritter und Herrn ergaben feig' und treulos am Oſterfeſt 1519, das Tübinger Schloß, und verlaſſen ſind die Fürſtenkinder. — Daß dieſer Frevel am Oſtertage geſchah, faßt der Dichter glücklich zu ſtarken Gegenſätzen auf:

Glaubt ihr, der Geiſt im Himmel,
Er hörte nicht lieber Krieg,
Er ſäh' nicht lieber Getümmel,
Als ſeiner Feinde Sieg?
In dieſer Morgenſtunde
Der Herr ſtieg aus dem Grab,
Ihr ſteigt zum Höllenbunde
Von eurem Schloß hinab.

Etwa von der Geſchichte abweichend, da das verlorne Schloß in Jahresfriſt wieder erobert wird und aufs Neue verloren geht, läßt der Dichter nun des verbannten Vaters gefangenen Sohn ſogleich nach Inſpruck geführt werden. Dieſer, die Eltern kaum kennend, einem Findelkinde gleich, wird früh in der ſchweren Kunſt des Entbehrens und Duldens vom Geſchick ſelbſt unterwieſen, auf daß er einſt für des Volkes Leiden Sinn habe.

Die erſte Hofbildung erhielt der Fürſtenſohn bey Kaiſer Karl V., und hatte nebſt mehrern adelicher Leute Kindern den M. Michael Tyfernes und W. Reichenbach zu Lehrern; er bekommt als Edelknabe das Amt eines Vorleſers beym Kaiſer,

der, ein beſonderes Wohlgefallen an ihm findend, den Tyfern über ihn befragt, verwundert, daß bey ſo viel Würde und Kraft ſolche Demuth an dem Knaben ſey. Tyfern antwortet:

Dem ward als Erbe von oben
Des Vaters Muth beſcheert.
Die Demuth hat der droben
Durchs Elend ihn gelehrt.

Für Chriſtoph war nun gar nicht unwichtig, daß er aus den Geſchichten alter Zeit, ſo er dem Kaiſer zu Nacht vorlas, in dem Leben ſo manches Fürſten, der in Erniedrigung und Banden geſchmachtet, ſein eigen Loos geſehen; ferner, daß er zu der Krönung Karls nach Bologna mitgenommen ward, wo Herrſcherideen in ihm rege wurden, — und daß er ſich zu Augsburg auf dem Reichstag (1530) von der ſchwäbiſchen Heimathluft zu neuen Hoffnungen angeweht fühlte, daß auch ſein Geſchick ſich günſtiger wenden könnte, wofern die Glaubensſtreiter durchdrängen. — Inzwiſchen muß das edle Fürſtenreis auf demſelben Reichstag mit anſehen, wie der König Ferdinand mit Ulrichs Gütern und Landen belohnt wird:

Er ſieht's, wie an die Fahnen
Ein ſtolzer Fremdling rührt,
An's Banner, das die Ahnen
Frey in der Schlacht geführt;
Wie mit gezücktem Schwerdte
Des Kaiſers Majeſtät
Vor ſeiner Muttererde
Als ſtrenger Cherub ſteht.

Und als ſolchen bewies ſich auch Karl, an dem die innigſte und demüthigſte Fürbitte des braven Philipp von Heſſen für den geächteten Ulrich und deſſen Sohn fruchtlos war; ja es haben ihn die Hoffnungen und Anſprüche des gefangenen Fürſtenſohnes wohl gar geſtimmt, ihm übel zu wollen und auf ſein Verderben zu ſinnen. Auf dem Zug nach Madrit raubte ihm in Tyrol das in des Kaiſers Dienſten ſtehende Hiſpaniſche Gefolge ungeſtraft Hab' und Gut. Noch größere Unbild befürchtend, hauptſächlich, daß das edle Leben in ſpaniſchen Kloſtermauern verkümmern werde, räth Tyfern die Flucht

durchs Gebirge. Die Roſſe mit verkehrten Hufeiſen beſchlagen fliehen die beyden; Chriſtophs Pferd erliegt, Tyfern dringt ihm das ſeine auf; das todte verſenkt er in einen Teich, in deſſen Schilf und Gebüſchen der Treue unbemerkt die nachſpürenden Spanier abwartet, worauf er dem Zögling nach, zu deſſen Oheim, Herzog Wilhelm, den Weg durch Kärnthen ins Baierland einſchlägt.

Er kommt auf langen Wegen
Nach Landshut vor das Schloß,
Dort wiehert ihm entgegen
Im Hof ſein treues Roß.
Erlöst von allem Harme
Schaut aus des Ohmes Haus,
Und recket ſeine Arme
Der Chriſtoph nach ihm aus. —

Das Anſinnen der Herzoge von Baiern, daß ſie mit Ueber gehung des Vaters ihm zu ſeinem Land verhelfen wollten ſchlägt er mit entſchiedener Kindestreue aus.

Als ſein Vater (1534) durch Philipp von Heſſen wiede in ſein Land eingeſetzt wird, erwacht das Herz des Jünglings zu Thatenluſt. Kurze Zeit verweilt er im Vaterland. — Am Hofe des Königes Franz von Frankreich zeichnet er ſich durc ritterliche Uebungen aus; ſtark im Unglück, wie er ſich erprob vermochte nun auch die vielfache Gelegenheit zu Ausſchweifun gen nicht über ihn zu ſiegen, und ſein Tyfern umgab ihn, w ein ſchützender Genius. — Der durchs Unglück mißtrauiſ gewordene Vater, die Machinationen der Herzoge von Baie fürchtend, weil der Sohn noch nicht zu den Proteſtanten übe getreten war, verbot, ihm Harniſch, Wagenpferde und Krieg rüſtung zu ſenden, und ward ungnädig gegen den Schuldloſe

(Der Beſchluß folgt.)

No. 56. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtoph's (Herzog Chriſtoph) von Würtemberg. Mit geſchichtlichen Belegen. Von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1819. gr. 8.

(Beſchluß der in No. 55. abgebrochenen Recenſion.)

In dem Kriege, den des Kaiſers Uebermuth gegen Frankreich erregte, führte der junge Prinz 23 Fähnlein gegen Karl in's Feld. Auch dieſer Zug war eine Schule der Demuth für ihn. Ohne ſein Verſchulden geht die Unternehmung bey Aſti unglücklich aus; die Peſt wüthet unter ſeinen Truppen; in Italien wird ihm vergifteter Nachtiſch vorgeſetzt; ſeine ſtarke Natur unterliegt dem Gifte nicht; Neid und Verleumdung muß er beym König erfahren; aus Kummer ſinkt er in eine ſchwere Krankheit. Die Geneſung giebt ſeinem ganzen Weſen und Willen neue Kraft; dieſe iſt ſelbſt in Träumen geſchäftig, wie er einſt ſeines Landes Wohl berathen, Stände berufen, ein Kirchengut gründen, Kloſterſchulen ſtiften wolle. Nachdem er noch einen Anſchlag auf ſein Leben erfahren, und beym König wegen der Verleumdungen eine froſtige Ehrenerklärung erhalten, zieht er ab, rechtfertigt ſich aber auf der Reiſe perſönlich ſo kräftig vor Franz, daß dieſer ihn in ſeine volle Gunſt nimmt und zum Mundſchenk aufſtellt. — Deſto heftiger haſſen ihn die Höflinge, und dingen Mörder. Die goldne Kette, ſo er vom König empfangen, hemmt den Weg des Mordſtahls zu ſeinem Herzen; er mit 12 treuen Deutſchen ſchlägt den Angriff der Schändlichen zurück, nnd tödtet mehrere. Die übrigen werden entdeckt. Er verzeiht ihnen. — Als wegen des Einfalls der Türken dem Kaiſer und dem König von Frankreich vom Pabſt auf 10 Jahre Waffenſtillſtand geboten wird, und die Fürſten zu Nizza dem h. Vater den Fuß küſſen, ver-

ſteht Chriſtoph ſich nicht dazu. Die Verſöhnten halten ein Mahl zu Aigues-Mortes; der Kaiſer erkennt den Fürſtenſohn, wird ihm gnädig, und löst das Band des Afterlehens.

Auch der alte Ulrich entſagt dem Groll gegen den unſchuldigen Sohn; ſeinem Wunſch, daß er dem Pabſt entſagt, iſt Chriſtoph im Herzen ſchon entgegengekommen. Er zieht heim. Zu München findet er die mit dem Gatten noch nicht verſöhnte Mutter, die er ſeit dem 4ten Jahre ſeines Lebens nicht geſehen. Mit dem Vater trifft er nach deſſen Willen im Schwarzwald zuſammen. Die erſte Sorge iſt, dem Sohn eine Gemahlin zu geben, zwiſchen einer ſächſiſchen und einer brandenburgiſchen Prinzeſſin ſoll er wählen. Er entſcheidet ſich zu des Vaters Zufriedenheit für die letztere, und erhält von dieſem die Grafſchaft Mömpelgart. Selbſt das Hochzeitfeſt des vielgeprüften jungen Fürſten ſollte traurig ſeyn; der Vater der Braut war während der Zubereitungen zur Hochzeit Todes erblichen.

Er nimmt die letzte Spende
Der Trübſal willig an,
Und danket Gott am Ende
Der ernſten Jugendbahn.

Es gehet aus dem jetzt gegebenen Umriß der Jugendgeſchichte Chriſtophs, und aus den wenigen mitgetheilten Proben hervor, theils daß dieſe Geſchichte ſelbſt willkommenen Stoff für romantiſche Dichtung in reicher Fülle darbietet, theils daß unſer Dichter gerade die Momente und Züge glücklich auswählte, aus denen am klarſten hervorgeht, wie das edle Fürſtenreis durch Stürme in ſeiner Wurzel beveſtigt, zu dem kräftigen Baum emporwuchs, unter deſſen Schatten ſich das treue Volk der Würtemberger erquickt hat. Und eben weil wir in den vorliegenden Romanzen das kräftig fromme Gemüth des großen Herzogs werden ſehen, und von Anfang bis zu Ende der Gedanke, wie derſelbe der Schule des Mißgeſchicks ein willig und lenkſam Gemüth darbot, ſo glücklich feſtgehalten iſt, — eben deswegen möchten wir behaupten, daß dieſe Dichtungen ſich bis zur Klarheit und Lebendigkeit dramatiſcher Poeſie erheben. Es iſt überall Leben und Bewegung, und im Dulden ſelber ein thätiger, ſtarker, kräftiger

Geiſt. Und obwohl das Verdienſt des Dichters nicht in Auffindung eines ſolchen Charakters, da er ein gegebener iſt, beſteht, ſo gereicht ihm doch das richtige Auffaſſen dieſes Charakters, die geſchickte, ſinnvolle Benützung der Hauptmomente, der fromme, innige Sinn, der im Ganzen waltet, die reiche lebhafte und doch unverworrene Phantaſie, und die Gewandtheit und ungekünſtelte Bewegung in der poetiſchen Form — zu nicht geringer Ehre, und ſichert ihm unter unſern jungen Dichtern eine der erſten Stellen zu. Die Sprache iſt rein und würdig, und wir bemerken mit Vergnügen, daß unſer Dichter nicht, wie ſo manche in unſern Tagen heranblühende, doch wohl auch ſchnell wieder verwelkende, ſich herriſch über Form und Geſetz der Sprache und des Metrums hinweggeſetzt habe. Wie er glücklich durch vieles Schwierige ſich hindurchgerungen, ſo wäre es ihm wohl auch leicht geweſen, in der 4ten Romanze die Unrichtigkeit:

„Verruchter Mörder, treffe
Dich meines Degens Knauf“

zu vermeiden (denn er meint doch gewiß die Spitze), und in der 20ſten das unproſodiſche, wenn nicht undeutſche „frühlingt“,

„Weil es doch einmal wieder
Nach langer Zeit frühlingt“. —

Doch, wo ſo Vieles glänzt, vergeſſen ſich leicht dergleichen Licenzen, da ſie ſelten ſind; und wir verſichern jedes fromme, deutſche, poetiſche Gemüth, daß es ſich an der vorliegenden Gabe recht innig ergötzen wird.

J. M.

Die Vorhalle Europäiſcher Völkergeſchichten vor Herodotus, um den Kaukaſus und an den Geſtaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde von Carl Ritter, Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Frankfurt am Main. Berlin, 1820. Bey G. Reimer. XIV und 478 S. 8. (4 fl. 40 kr.)

Als einen ſelbſtſtändigen und tiefen Forſcher hat ſich der Verf. ſchon durch ſein früheres Werk *) bekannt gemacht, von welchem ein kritiſches Blatt mit Recht rühmt, daß es ſeines Gleichen nicht habe und Epoche mache. Die vorliegende Abhandlung, welche ſehr ausführlich werden mußte, da der Verf. nicht bloß die Reſultate ſeiner Forſchungen geben konnte und wollte, ſondern auch die Belege dazu, damit der Leſer an der Hand des Verf. die Unterſuchung ſelbſt vornehmen könne, wurde eben durch jenes größere Werk veranlaßt, und es ſoll ihr, falls ſie ihrem weſentlichen Inhalte nach die Prüfung der Kenner beſtehe, eine zweyte Abhandlung nachfolgen, „welche auf dem angebahnten Wege tiefer in das Herz von Europa vorzudringen ſich bemühen wird.“ Wir können nicht umhin, gleich bey dem Anfange unſerer Anzeige den Verf. dringend aufzufordern, die begonnene Unterſuchung fortzuſetzen und uns das Ergebniß derſelben mitzutheilen, da wir unſerer Seits überzeugt ſind, das er im Ganzen auf dem rechten Wege iſt, und daß durch ſolche Arbeiten die Wiſſenſchaft mehr gefördert wird, als durch Anfertigung immer neuer hiſtoriſcher Compendien ohne Quellenſtudium, um die Legion der vorhandenen zu vermehren; geſetzt auch, daß im Einzelnen hier und da ein Mißgriff oder ein zu raſcher Schluß, oder eine Lücke ſich finden ſollte. Den Zweck des Buches geben wir am beſten mit des Verf. Worten ſelbſt an. S. 8 ſagt er: „Es ſoll im „folgenden verſucht werden, aus den älteſten Denkmalen, welche „die alte Geographie, die Alterthumskunde, die Mythologie,

*) Die Erdkunde im Verhältniſſe zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als ſichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in den phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften von C. Ritter. I. II. Theil. Zuſammen 1800 enggedruckte Seiten. Berlin 1817. bey Reimer. 7 Rthlr. 16 gr.

„die Architektur und die Religionsſyſteme darbieten — zu zei„gen, daß altindiſche Prieſterkolonien mit dem alten Buddha„Kultus, welche von Mittelaſien ausgiengen, noch vor der „hiſtoriſchen Zeit der Griechen ſchon die Länder am Phaſis, „am Pontus, in Thrakien, am Iſter und viele Gegenden des „weſtlichern europäiſchen Erdtheiles, ja ganz Griechenland „ſelbſt, unmittelbar oder mittelbar beſetzt, und einen religiöſen „Einfluß darauf ausgeübt hatten, und daß dieſes Verhältniß „nicht allein aus aſiatiſchen Berichten, ſondern vorzüglich aus „den älteſten Geſchichtsfragmenten der Griechen, der Klein„aſiaten und aus den Herodotiſchen Erzählungen über die Scy„then im vierten Buche ſeiner Geſchichten hervorgehe.“ Es iſt der Natur der Sache nach nicht anders möglich, als daß ein Reſultat dieſer Art aus einer großen Zahl einzelner Notizen, Winke und Bemerkungen hervorgehe, welche aus Quellen geſchöpft ſind, die auch den bisherigen Forſchern zugänglich waren, und woraus dieſe bloß nicht dieſelben Folgerungen zogen, weil ſie die Andeutungen nicht ſo verglichen und zuſammenſtellten. Die Idee des Buches ſelbſt iſt demjenigen nicht ganz neu, fremd und unerhört oder allzu paradox, welcher die neueſten Unterſuchungen im Fache der Alterthumswiſſenſchaft, beſonders über die alten Religionen, ihr Weſen, ihre Bedeutung und ihren innern Zuſammenhang entweder ſelbſt angeſtellt, oder wenigſtens mit Aufmerkſamkeit und prüfendem Blicke verfolgt hat, ja es mußte gewiß Mancher ſchon die Reſultate dieſes Buches nicht nur ehren, ſondern auch ſubjectiv für ſicher halten, wenn ihm auch nicht die einzelnen Belege und Beweiſe dafür gegenwärtig ſeyn mochten. Wir gehen nun kürzlich den Inhalt dieſes gehaltreichen Buches durch und ſchalten einige Bemerkungen ein, denen wir am Schluſſe einiges über Aeußerlichkeiten, die uns als einer Beſſerung oder Aenderung bedürftig erſchienen ſind, beyfügen wollen.

Die **Einleitung** (bis S. 35) enthält die Veranlaſſung dieſer Unterſuchungen, die leitenden Ideen und den oben angegebenen Zweck; ſpricht von den älteſten Wanderungen einzelner Völkerſtämme aus dem Urlande, wahrſcheinlich durch Religionskriege veranlaßt, von welchen Religionskriegen ſich noch Spuren in den älteſten Büchern, auch denen der Griechen,

finden; beweiſt, daß wahrſcheinlich religiöſe Appellative ſpäterhin von Griechen und Römern für Völkernamen genommen wurden. Eine merkwürdige Stelle iſt beſonders S. 22 u. f. die nur für die Mittheilung in dieſen Blättern zu lang iſt. In dem noch nicht ganz entſchiedenen Streit, ob die Buddhalehre oder die der Braminen die ältere ſey, erklärt ſich der Verf. aus Gründen, denen wir unſern Beyfall nicht verſagen können, für das höhere Alterhum der erſtern. [S. 30 konnte neben dem engliſchen Wednesday auch der holländiſche Woensdag genannt werden.] S. 29 — 32 weiſen die weite Verbreitung des Buddhanamens mit heiliger Bedeutung nebſt den damit verknüpften Ideen von Monotheismus, Unſterblichkeit, Seelenwanderung und Sündflut, alles vor den Zeiten der Vielgötterey, nach. S. 33 giebt als die große Völkerbühne, als die *Vorhalle* für die älteſte europäiſche Völkergeſchichte genau die Länder an: Indien, das alte, an ſeinen Gränzen, wie in Mittelaſien, alſo Oberindien, Tibet, Baktrien, Iran, Medien, Kaukaſusland, Kleinaſien, das Land der Mäeten, Hyperboreer, Thraken u. ſ. w.

Erſter Abſchnitt (bis S. 146). Die Kolchier am Pontus Axinos und in Indien. 1s *Kap.* Die Kolchier am Pontiſchen Phaſis, keine Aegyptiſche Kolonie (gegen Herodot mit guten Gründen bewieſen). Ueberall ſchreibt der Verf. Palus Mäetis nach Herodot IV, 86., nicht Mäotis (ſ. S. 151 f.). — 2s *Kap. Kolchier in Indien. Aphrodite Kolias auf Taprobane. Derketo, Apaturias* (kommen im ſüdlichen Aſien bis zum Taurus vor). Der *Awatar* (Incarnation = descensus, des Viſchnu) ſoll in den griechiſchen Worten Ἀπάτουρος und Ἀπατύωρ nachklingen. Das gleicht faſt einer der kühnſten Sicklerſchen Etymologien; der Sache ſelbſt ſind wir nicht entgegen. 3s *Kap. Kolchier in Indien* (Fortſ.). *Kory, das Sonnen-Eiland; Sur, Koros, die alte Sonnenincarnation. Verbreitung des Koros durch Vorderaſien.* Die weite Verbreitung des bedeutſamen, aus Indien hervorgegangenen Namens *Kor* (des älteſten hieratiſchen Sonnennamens) durch ganz Vorderaſien bis Europa hin wird ſehr gut nachgewieſen, woraus ſich fruchtbare Reſultate ergeben.

4s Kap. Vom Kultus des Koros und des alten Buddha. Sorgfältige und ſcharfſinnige Zuſammenſtellung. 5s Kap. Handelsverhältniſſe Südindiens zum Lande der Seren; Saopiren (ihre Heimath in Oberindien, im Lande des alten Buddha- und Koros-Kultus erwieſen) *). Perlfiſcherey der Kolchier im Erythräiſchen Meere. Fortſchritt zum Occident und zum Pontus.

Zweyter Abſchnitt. Die Mäetiſche See, ein Heiligthum des alten Sonnendienſtes bis S. 260. 1s Kap. Herodots Nachricht von dem Geſtade der See Mäetis und von ihren Anwohnern, bis zu den Budinern. S. 149 f. ſteht eine wichtige Betrachtung, aus der wir Einiges ausheben wollen, welches die Unbefangenheit des Verf. charakteriſirt. „Vieles bleibt uns in Herodots Ausſagen noch dunkel, und wird ſo lange es bleiben, als wir noch nicht vollkommen den Geiſt ſeiner Mit- und Vorwelt in uns zur lebendigen Anſchauung gebracht haben. Dies iſt ein Ziel, von dem wir uns immer weiter entfernen werden, je mehr wir mit unſerm Maaße der Dinge, als dem einzigen und allein gültigen, die Vorzeit meſſen, und in Herodotus nur den Leichtglaubigen kritiſiren, und den fehlenden Geographen zurechtweiſen, und ſeine Geſinnung, ſeine Wahrheit, ſeine Welt nach der ſpätern und der unſrigen ſyſtematiſch, das heißt doch immer nur nach unſerm jedesmaligen Standpunkte, beurtheilen wollen, ohne jene, wenn auch die äußere Schaale der Worte verſtanden ward, ihrem Inhalte nach, dem Sinne, nur kaum geahndet, geſchweige denn begriffen zu haben. Wir geben zu, daß jede Zeitgeſchichte, jede Wiſſenſchaft, in jedem Autor immer nur ſich abſpiegele, und nie abſolute Wiſſenſchaft, alſo die Geſchichte ſelbſt immer noch voll Trug und Irrthum ſey; aber wir pflegen gewöhnlich nicht zuzugeben, oder ſind uns doch ſelten deſſen bewußt, daß unſre ganze Zeit-Wiſſenſchaft ebenfalls nur ein vorübergehender Moment der wiſſenſchaftlichen Entwicklung überhaupt ſey, in welchem das Abbild der Vorwelt nur ein, ſeinem Inhalte nach, ſehr relativ rich-

*) Gute Bemerkungen über den Edelſteincultus.

tiges und wahres ſeyn kann, da Politik und Kritik erſt ſpätere Fortſchritte ſind, welche der älteſten Vorzeit fehlten. Dagegen iſt wiederum dieſen beyden jüngern Disciplinen der Glaube der Vorwelt fremd geworden, welcher zugleich ein wiſſenſchaftlicher, menſchlicher und göttlicher war; ſo daß das Spiegelbild, welches wir gegenwärtig von der Vorzeit in uns tragen, wirklich nur ein höchſtens mathematiſch-begrenztes iſt, das nur die Oberfläche wiedergiebt, die Tiefen approximativ andeutet, aber keinesweges weder ausmißt, noch ergründet. Eben dieſes iſt es, was uns daher auch völlig unfähig macht, über den Inhalt dieſer Vorwelt, wo er uns von ihr ſelbſt nicht aufgeſchloſſen iſt, abzuurtheilen; oder, um es mit andern Worten auszudrücken, das Hiſtoriſche philoſophiſch (und Kritik iſt nur ein Zweig der Philoſophie) zu begründen oder zu vernichten." S. 157 wird in einer Stelle des Herodot (IV, 28.) die von Iſ. Voſſius verdrängte Lesart aller Handſchriften (ἐκ τῆς Ἰνδικῆς) aus guten Gründen wiederherzuſtellen gerathen. 2s Kap. Die See Mäetis, ein Heiligthum der Magna Mater; weitere Verbreitung ihres Kultus im Skythenlande. Hier will uns S. 175 die Etymologie von Boryſthenes aus βορῆς und Don nicht recht gefallen, ob wir gleich keine beſſere wiſſen. Noch weniger Beyfall kann die Ableitung des deutſchen Worts Waſſer von dem Phaſis ſich verſprechen. 3s Kap. Korakandame die Sonnenſtadt am Hypanis-Phaſis, im Lande der Inder am Kimmeriſchen Bosporus. Nachweiſung vier verſchiedener Hypanis- und dreyer verſchiedenen Phaſis-Flüſſe von Indien aus bis an den Pontus. S. 196 hätte bey dem aſiatiſchen Namen Kerta (Stadt) an das hebr. קֶרֶת gedacht werden ſollen; Geſenius unter dieſem Worte hat die beyden Benennungen wirklich zuſammengeſtellt. 4s Kap. Phanagora auf Indike in Korokandame, die Heimath der Heliadengeſchlechter. 5s Kap. Die Denkmahle, vorzüglich die Grabſtätten der Vorwelt am Pontiſchen Geſtade. Nach neuern Reiſenden nämlich a. Denkmal der Apaturia. b. Denkmal der Komoſarye. c. Der Tamatarakanskiſche Stein mit der Meſſung des Boſ-

porus. (Wir finden hier vor der Hand doch mehr Vermuthung als Erwieſenes.) d. Der Sphinxkopf und die Marmorſäule vom Hypanis mit der Inſcription. e. Die Grabhügel auf Indike in Aſia am Kimmeriſchen Bosporus. Alles dort Gefundene deutet nach Indien. f. Die Terra Cotta's am Pontus. g. Die Grabſtätten der Alt-Thrakiſchen Vorwelt rund um die pontiſchen Geſtade. (Sehr gut ausgeführte Abſchnitte.)

Dritter Abſchnitt. Der Tanaisſtrom und ſeine älteſten Anwohner; bis S. 342. 1s Kap. Die Anwohner der Mäetis auf dem aſiatiſchen Geſtade; Ariſteas und die Arimaspeia. Gelonen, Sauromaten, Agathyrſen. S. 262 f. hätten bey den Nachrichten aus dem Ephorus Ephori Cumaei Fragmenta ed. M. Marx. p. 191 sqq. verglichen werden können und ſollen. S. 264 iſt die Stelle des Gellius: Sauromatas cibum capere semper diebus tertiis, medio abstinere falſch überſetzt: „Die S. hatten immer den vierten Tag einen Faſttag.“ Des Darius Kriege gegen die Gelono-Budinen werden mit Recht als Religionskriege betrachtet. Gute Vermuthungen über die Arimaspen, als einen Kriegerſtand; die Agathyrſen als buddhiſtiſche Inder. Ueber den Ariſteas ſagt der Verf. richtig: „Herodots und aller Andern Nachrichten machen es faſt zur Gewißheit, daß uns in ſeiner Geſchichte ein gräciſirter Mythos aus der älteſten Buddhalehre von der Unſterblichkeit und Seelenwanderung erhalten iſt. Aus dieſer folgen nämlich unmittelbar nicht allein die unzähligen Menſchwerdungen des Buddha und ſeiner nachfolgenden Frommen und Diener von ſelbſt (auch die Sagen von der Wiederkehr der verſchiedenen Odine im ſcandinaviſchen Norden als Götter, Prieſter, Heroen, wie die des Apollon und ſeiner Wanderungen auf der Erde), ſondern es geht daraus auch der Glaube an die Wiederkehr verſtorbener Frommen und Weiſen, und an die ſpätere Wiedergeburt hervor, welcher im Volksglauben und in Prieſterlehre ſeit älteſter Zeit bis auf den heutigen Tag bey den Indern noch einheimiſch iſt. Ja! Herodot hat, ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu werden, auch uns die Spur des Weges aufbewahrt, den eben dieſes altväteriſche Dogma der Prieſterlehre aus dem Iſſedonenlande über den Pontus in das Abend-

land fand.“ 2s Kap. Die Boſporanen und die
Ackerkultur der Mäzten im eigentlichen Aſia,
oder dem Aſalande, am Aſa-Meer, von Indike
zum Tanais. Gut durchgeführt. Von S. 307 bis 318
adoptirt der Verf. eine Reihe von Sätzen aus Schlegels Buche
über Sprache und Weisheit der Inder, die er geiſtvoll weiter
ausführt. 3s Kap. Der Jo-Titan-Boſporos; die
Apobaterien der Meeresfurthen. Die Zeichen
des Bundes nach der Sündfluth; der Regenbogen
in den Wolken und der Tyres-Buddha-Herakles-
Fußtapf, als Zeichen der Errettung aus den Waſ-
ſern. Die Apobaterien ſind die Stellen der Landung nach
der Sündfluth. Hier iſt S. 326 Joſephus falſch citirt; es
muß heißen Antiq. Jud. I, 3, 5. p. 16. Haverc. — S. 335 f.
iſt eine vorzüglich ſchöne Stelle über das ſinnvolle Symbol des
göttlichen Fußtritts und über die Götterkoloſſe, die nur zu lang
iſt, als daß ſie hier Platz finden könnte.

Vierter Abſchnitt. Die Spuren der Wande-
rung des Buddha-Herakles durch das Abend-
land; bis S. 393. 1s Kap. (Fortſetzung) Die Weihe-
Kratere; der alte Weg des Friedensgottes durch
Japygia, Ichnuſa, Tuſcien bis zu Iberen. Die
Nachweiſung ſcheint uns gut durchgeführt; im Einzelnen möchte
einiges noch zweifelhaft ſeyn, z. B. die Ableitung des πόντος
ἄξεινος von den Aſen. 2s Kap. (Fortſ.) Der Kelten
Herakles; Ogmios Merkur, Merkur, der Herr,
Herme, der Grenz- und Furchen-Gott. Die Graji-
ſchen Alpen. Der alten Dorier Auszug aus dem
Lande Budeion. Bodona das Orakel des Heros
Bodo, des dodonäiſchen, pelaſgiſchen Zeus. Scharf-
ſinnige Zuſammenſtellungen. (S. 376 ſoll es wohl ſtatt: wo
Merkur und Hermes ſo oft in einer Perſon vereinigt ſind —
heißen: Merkur und Herkules). Beweis, daß das home-
riſche Dodona eigentlich Bodona hieß, und in Theſſalien, nicht
das in Epirus war. (Zweifelhaft.)

Fünfter Abſchnitt. Deukalioniſche Fluth;
Bodona-Dodona, das Orakel; die Butaden in
Altgriechenland; Prometheus und die Aſen am

Kaukaſus; bis S. 478. 1s Kap. Bodona, Dodona, das Orakel des Budo in Theſſalien. Das wohl-bewohnte Budeion in Böotien. Die Minerva Budeta in Attika. S. 409 über die von Hiſtorikern nachgewieſene Kaſteneintheilung in Attika iſt auch eine Abhand-lung von Böckh zu vergleichen, welche dem Berliner Lections-Verzeichniß für das Sommerhalbjahr 1812 zur Einleitung dient. Auch im Plato findet der Verf. eine Anſpielung auf den Bud-dha-Kultus; S. 411 ſagt er: „Auf dieſe alte Zeit, in wel-cher der Butu, Buddha, herrſchte, und die Sonne als Koros verehrt ward, bezieht ſich unſtreitig Platons bekannter Ausſpruch im Kratylus (p. 397. Steph. — Bekk. II, 2. p. 32.), daß vom Anfang an durch ganz Hellas allgemein nur der Helios angebetet worden ſey.“ So aus dem Zuſammen-hange geriſſen, klingt die Stelle freylich ſehr paradox; im Werke ſelbſt hängt ſie mit dem Vorhergehenden und Nachfol-genden gut zuſammen. 2s Kap. Das alte Dogma der großen Fluth auf den Kykladen im theſſaliſchen Tempel; das makedoniſche Budeion. S. 424 ſteht eine Aeußerung des Verf. über die griechiſche Mythologie, die wir unbedingt unterſchreiben: „Den ſo verſchiedentlich nach Außen hin geſtalteten Heiligthümern der Griechenwelt lag alſo doch noch eine größere Einheit des Glaubens und der Idee, eine gemeinſame ältere Wahrheit zum Grunde, welche al-lein nur die Urſache des längern Beſtehens dieſer Einrichtun-gen ſeyn könnte, da jede bloße Lüge an ſich ſelbſt zerfallen ſeyn würde, hier aber mehr nur Irrthum oder Verirrung Statt fand, und Dichtung das neue Element ward, welches die äl-tern Glaubenslehren umſchuf.“ 3s Kap. Deukalions Fluth in Theſſalien; das Dogma der großen Fluth in Mittelaſien. Der Kal'yun der Bud-dhiſten. Die Samanäer. Pramatheſa der Klüg-ling. Hier wird, kühn genug, der indiſche Deo-Kal'yun, ein Widerſacher des Kriſchna, ein buddhiſtiſcher Glaubensheld, mit dem griechiſchen Deukalion, und der indiſche Pra-matheſa (ein Name des Siva) mit dem griechiſchen Pro-metheus identificirt; und wirklich kommt in dem indiſchen Mythus von dem erſtern eine Fluth, von dem zweyten ein

Adler vor, der den Pramathesa an einem Felsen zernagt. 4s Kap. Prometheus am Kaukasus; Deukalion der Kaukasier. Alte Völkerreſte am Kaukaſus. Das Lager des Boreas und Aſyl des alten Kronos auf dem Kaukaſus, dem Sitze der Aſen. — (S. 453 ſteht durch einen Schreibfehler von einem gefeſſelten und entfeſſelten Prometheus des Euripides ſtatt des Aeſchylus.) 5s Kap. Kauk-Aſos der Aſen Sitz, die Aſen-Ströme, das Aſa-Land, die Heimath Odins, des älteſten der Aſen. Auch dieſe Sätze hat der Verf. wo nicht bis zur größten Evidenz begründet, doch durch ſeine bisherigen Unterſuchungen auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebracht. Am Schluſſe giebt er an, was nun noch zu unterſuchen ſey und welchen Weg die fernere Unterſuchung gehen müſſe, und ſchließt: „Soviel ſcheint jedoch ſchon aus dem Bisherigen hervorzugehen, daß ein großer allgemeiner Fortſchritt der älteſten europäiſchen Völkerverhältniſſe in religiöſer und hiſtoriſcher Hinſicht, auch noch früher als alle Hellenenkultur, von Mittelaſien aus, auf dem nächſten Wege nach dem alten Kimmerier- und Thracierlande bis zum Adria- und baltiſchen Meere und Mitteleuropa, ſich in mehr oder minder zahlreichen Spuren auf einem hiſtoriſchen Wege mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſe. — Nur noch Einiges über die Form des Buches und ſeine Schreibart. Im Ganzen iſt es gut geſchrieben, wie die von uns ausgehobenen Stellen beweiſen mögen. Doch iſt der Styl nicht immer hell und klar, woran der Andrang der Gedanken in dem mit dem Forſchen beſchäftigten Geiſte Schuld ſeyn mag. Beſonders ſtört zuweilen eine allzugroße Menge von Unterſcheidungszeichen; auch ſind einzelne Perioden, z. B. S. 186. 187. 207, noch der Feile bedürftig; einigemale ſtört die Weglaſſung des Wortes iſt, z. B. S. 184. 270. — Die altteſtamentaliſche Zeit S. 7. 33. 100. will uns auch nicht gefallen, ſo wie die ſeltſamen Worte Kapitalis, Peninſula, Bisfluenz, Stelä, der eherne Krateros (S. 347 und 348), influencirt, Kataklysmos, Gräcus, Herkules, Karmen, und S. 423 die örtliche Localbegebenheit; ebenſo die ſonderbare Schreibung für Κῆποι S. 162 Käpö, S. 192 Kepö; ferner Butö und für Γελωνοὶ Geloni,

und dann wieder Gelone; endlich, um die Aufzählung ſolcher Kleinigkeiten zu ſchließen, die zuweilen auffallende Art zu citiren. Es wird z. B. ein Orphiſches Fragment S. 207 ſo citirt: Orpheus Argon. Apospasmata ed. Herm. II. p. 457. — Mehrmals werden griechiſche Stellen erſt deutſch, dann griechiſch, dann lateiniſch mitgetheilt; zuweilen griechiſche Schriftſteller ganz lateiniſch citirt, z. B. S. 354. 406. 465; manchmal gar griechiſch und lateiniſch unter einander (S. 164. 398). Doch genug dieſer kleinlichen Bemerkungen bey einem Werke, das geehrt zu werden verdient und zu deſſen Studium wir Leſer auffordern, denen ſelbſtſtändige Forſchungen lieber ſind, als das bequeme Wandeln auf dem, von dem großen Haufen betretenen Wege.

Mr.

Collection des Mémoires relatifs à la Revolution Française avec des Notices (biographiques) sur leurs auteurs et des éclaircissemens historiques (qui, puisées dans les écrits du tems éclairiront les faits obscurs, retabliront les faits inexacts) par MM. Berville et Barrière. bey den Brüdern Baudouin, Libraires-editeurs, rue de Vaugirard, No. 36. Paris 1820.

Die Geſchichte Frankreichs hat als eine Quelle eigener Art die Collection (générale) complète des Mémoires relatifs à l'Histoire de France, jusqu'à la Paix de Paris, conclue en 1763. par Mr. Petiot. An dieſe ſoll ſich die hier angefangene Sammlung anſchließen. (Doch ſollte wohl die Lücke zwiſchen 1763 und 1790 auch noch auf ähnliche Weiſe ausgefüllt werden?) Jeder Geſchichtforſcher kennt die eigenthümlichen Mängel und Vortheile ſolcher von unmittelbaren Theilnehmern entworfener Denkwürdigkeiten und Selbſtgeſtändniſſe. Nichts verſetzt lebhafter in das Vergangene und macht den Leſer zu einem Gleichzeitigen. Zwar tritt er nur in den Standpunct eines einzelnen Mithandelnden, Mitbeobachtenden. Aber würde er nicht, wenn er ſelbſt mitgelebt hätte, auch nur ein ſolcher Einzelner geweſen ſeyn? Jetzt, da er

mehrere Memoires verſchiedener individueller Beobachter zugleich erhält, liegt es nur an ihm, den Vortheil individueller Anſichten und Vergegenwärtigungen mit der Möglichkeit zu verbinden, die verſchiedenen Standpuncte der einzelnen Beobachter nach einander zu betreten, und ſich aus ihren um ſo ſchärferen Betrachtungen dieſer oder jener Seite der Sache endlich eine umfaſſende Beſchauung aller Seiten derſelben zuſammenzuſetzen. Und, redet nur jeder ganz nach ſeiner Art, ſo fühlt ja wohl der prüfende Leſer bald, wo derſelbe, auch wider Willen, ſich ſelbſt verrathe oder das Gegentheil, oft läugnend, beſtätige. (Möchten doch auch gründliche und ſcharfſichtige deutſche Geſchäftsmänner, welche in das Gewebe und Gewirr der Revolutionen und Reſtaurationen Frankreichs in Bezug auf Deutſchlands Desorganiſationen und Reorganiſationen ſich tiefer einzulaſſen genöthigt waren, dergleichen individuelle „Geſchichten ihrer Zeit“ wenigſtens für die Folgezeiten nachlaſſen! Woher wird ſonſt, wenn nur entweder die Einſeitigkeit Einer Parthey allein, oder gar niemand, außer den officiellen und halbofficiellen Selbſtrechtfertigungen und Selbſtanklagen, für die Nachwelt redet, etwas, das Geſchichte unſerer höchſtmerkwürdigen Entwicklungsperiode genannt zu werden verdient, darzuſtellen ſeyn? Zeiten der Nicht-Oeffentlichkeit ſind vornehmlich die Zeiten zum ſtillen Entwerfen der gemachten Selbſterfahrungen für die zukünftigen Beurtheiler.)

Die gegenwärtige Sammlung hat ſchon begonnen mit den gegen einander zu ſtellenden Mémoires de Bouillé (des Schriftſtellers über die Emigration) und denen der Mad. Roland (ou l'on retrouve avec les grâces de son esprit et la force de son charactère, toute la chaleur d'une imagination passionée). Alle 2 Monate erſcheint eine Lieferung von 2 Bänden. Subſcription für jede Lieferung 11 Franken. Für Nichtſubſcribenten 12 Franken. Die ganze Sammlung ſoll aus 20 Volumes, niedlich (beſſer und — warum? — doch wohlfeiler als in Deutſchland) gedruckt, beſtehen. Sie wird fernerhin umfaſſen die Memoiren von Rabaut St. Etienne (Précis de la Revolution), Bailly (qui aimait la Liberté en sage et qui mourut pour elle en Martyr), Dûſaulx (sur la prise de Bastille), Mounier

(Exposé de sa conduite), Marq. de Rochambeau, Marſchall von Frankreich, Riouffe (qui a décrit la terreur), Rivarol (Extraits du Journal National), Louvet (l'ingenieux auteur des Aventures de Faublas, qui peint les malheurs reels de la proscription), Dümouriez; Marq. de Ferrieres (qui, spectateur attentif des divisions en France, les juge en homme impartial et les déplore en homme de bien), General Puiſaye, mit der Correſpondenz von Charette, Stofflet, Berrier ꝛc. zur Kenntniß der Vendée; Marq. de Montesquiou (mit der Antwort des Grafen d'Antraigues), Camille Desmoulins (fragmens de l'histoire secrète de la Revolution), Necker (eine Auswahl aus ſeinen Schriften über die Revolution, beſonders die Adminiſtration betreffend —), Clery (Journal de ce, qui s'est passé au Temple), Mallet du Pan, Beſroi-de-Regny (sur l'Insurrection du 14 Juillet), Sieyes (Notice sur sa vie), Garat (Sur la journée du 13 Mai), General Doppet, Beaumarchais (Requête à la Commune et Compte rendu de neuf mois les plus penibles de sa vie), Ramel, Aimé (über den 18 Fructidor), Marmontel (qui, lié d'amitié avec les Philosophes et les gens de lettres, a conservé les souvenirs de leur vie privée, leurs idées sur le perfectionnement de l'ordre social, leurs travaux pour les progrès de l'esprit humain et leurs voeux pour le bien public), Phelippeau über die Vendée; Baron de Bezenval u. ſ. w. Man bemerkt leicht das Beſtreben der Sammler für Unpartheilichkeit und Vielſeitigkeit der Anſichten, wenn man nur bemerkt, wie z. B. Rivarol und Rabaut-Saint-Etienne hier nebeneinander treten, deux écrivains bien differens d'opinion, de charactère et de talent, qui ont tracé le précis des prémiers jours de la Revolution et conservant chacun leur (sa) manière, l'un, qui la répresente sous les couleurs les plus sombres, semble n'en rien augurer, que de sinistre, tandis, que l'autre, dévancant le tems par ses voeux, n'en aperçoit que les bienfaits. Von Bezenval bemerken die Herausgeber: il a peint Versailles, où l'appellaient ses relations et

ses emplois. Dans ses Mémoires, où l'on trouve des anecdotes piquantes jusqu'au scandale, et des portraits, qui ressemblent quelquefois à la satire, au milieu des peintures d'une cour, si remarquable par la politesse de l'esprit et par l'élégance des manières, on regrette de rencontrer souvent l'image de la frivolité et les signes trop certains de l'intrigue et de la corruption. Jeder bemerkt aus ſolcher Charakteriſtik das Gleichgewicht, in welchem ſich die Herausgeber, als Verfaſſer der hiſtoriſchen Anmerkungen und biographiſchen Einleitungen, zu halten verſtehen. Daß, wer ſelbſt urtheilen will, die Confrontation der Zeugen anſtelle, verſteht ſich ohnehin. Aber daß dieſe ihm möglich werde, dies iſt der Nutzen ſolcher Selbſtſchilderungen und ihrer Zuſammenſtellung. Sehr treffend mahlen die Herausgeber dieſe trefflichen Eigenſchaften ſolcher Memoiren : Leurs auteurs ont vû ce qu'ils racontent et disent ce qu'ils ont faits. L'intérêt répandu dans leurs écrits nait de la vivacité de leurs souvenirs, tout est encore présent à leur ésprit. Ils vous transportent avec eux sur le lieu de la scêne, ils vous communiquent leurs impressions, vous associent à tous leurs sentimens d'affection, de crainte et d'espoir. Leurs Mémoires paroissent, sous ce rapport, aussi préferable à l'histoire, qui lui sont inferieurs à quelques égards. Quand elle instruit, ils intéressent; quand elle discute, ils entrainent; quand elle raconte, ils peignent, et sont encore attachans, même lorsqu'on peut supposer, qu'ils ont cessé d'être sincères. Man erinnert gar oft an das Partheyliche der Memoiren. Muß denn der denkende Leſer nicht auch bey jedem Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber gegen deſſen Individualität und Subjectivität auf der Hut ſeyn?

9. Aug. 1820.

H. E. G. Paulus.

No. 57. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Urſprung, Gang und Folgen der durch Ulrich Zwingli in Zürich bewürkten Glaubensverbeſſerung und Kirchenreform. Von Salomon Heß, Pfarrer zum Sct Peter. Ein Beytrag zur dritten Zürcher Secularfeyer im Jahr 1819. Mit (recht guten) Bildniſſen von Zwingli, Bullinger und Joh. Jakob Breitinger. Zürich bey Orell. 1820. 144 S. in 4.

Der hier nützlich bearbeitete Geſchichtſtoff iſt, nach der Vorrede, hauptſächlich aus Bullingers Chronik, Hottingers Kirchengeſchichte, Füßlins Beyträgen zur Kirchen- und Reformationsgeſchichte der Schweiz, Ulrichs reichhaltigen Zürcher Miscellaneen, Simlers Urkunden, den gedruckten und handſchriftlichen, geſchöpft. Dazu ſind aber auch aus den Zürcherſchen Staats-, Stift- und Kirchen-Archiven mehrere, wenig gekannte, handſchriftliche Denkmale und Familien-Nachrichten benutzt. Die Kupferſtiche ſind von Jakob Lips, zu Zürich, einem würdigen Zögling des ſeligen Joh. Heinrich Lips, nach den beſten Originalien.

Die Wiederbildung der Kirche (ſo möchte wohl die Reformation überhaupt zu benennen ſeyn, weil ſie Wiederbildung der kirchl. Ueberzeugung und Verfaſſung zugleich iſt) wurde bey den Schweizeriſchen Reformirten noch bis jetzt nicht alljährlich gefeyert. Aber, wie die lutheriſchen Proteſtanten das Secularfeſt dieſer großen Erneuerung und Umbildung zum Handeln aus Selbſtüberzeugung, diesmal im Oct. 1818. mit erneuerter Innigkeit feyerten, ſo wurde auch für die reformirte Schweiz, beſonders für Zürich, der 1. Jänner 1819. eine erweckliche Secularfeyer, weil an dieſem Tage der unvergeßliche M. Ulrich Zwingli, Hauptprediger am großen Münſter daſelbſt, damals Leutprieſter genannt, das Evangelium aus den Schriften des N. Teſtaments nach der Ordnung und mit Vollſtändigkeit durchzuerklären und in Anwendung zu bringen an-

ſieng. Daher wurden ſie — nicht Zwinglianer, nicht Calviniſten, ſondern — Evangeliſche benannt. (Späterhin wurden ſie mit der Lutheriſchen Kirche in den Weſtphäliſchen Friedensverhandlungen, nach vielem Aufſuchen einer gemeinſchaftlichen Benennung, unter dem Namen Proteſtanten ſo mitbegriffen, daß ſie beyde dadurch als die für den Lehrinhalt des Evangeliums gegen Glaubenszwang und Menſchenſatzungen fortdauernd proteſtirende, das iſt, als die Proteſtantiſch-Evangeliſche Kirche anzuerkennen und zu benennen ſind. Deswegen kennt ſie auch der diplomatiſche, rechtliche und geſchichtliche Sprachgebrauch im ganzen Europa nur unter eben dieſem Prädicat der Proteſtanten und der Evangeliſchen zugleich. Eine andere Bezeichnung oder gemeinſchaftliche Benennung aber, außer dieſem juridiſch und ſprachgebräuchlich gewordenen Namen: Proteſtantiſch-Evangeliſche Kirche, würde nicht leicht überall gangbar zu machen ſeyn. 1528 wurde auf einer Tagſatzung zu Baden gefordert „was in Religionsſachen unter den Eidgenoſſen das Mehr werde, dem müſſe der mindere Theil folgen.“ Zürich und Bern verharrten bey dem Grundſatz: „Gottes Wort könne keinem menſchlichen Mehr und Urtheil unterworfen ſeyn“. S. 138. So bald ſprach ſich auch dort das Weſentliche des Proteſtantismus aus!

Tiguriner, Zürch-gauer, waren ſchon 80 Jahre vor Chr. gegen den Conſul Caſſius Longinus ſiegend. Zürich ſchimmert ſchon in der älteren Geſchichte an mehreren Stellen als ein Ort der Freyſinnigkeit hervor, neben biderer Religioſität. 1139 fand Arnold von Breſcia, der in den Bann gefallene Gegner der Staats- und Kirchen-Herrſchſucht, zu Zürich vielen Anhang und Schutz. (Jene im Venetianiſchen verbundene, gelehrten Freunde, welche um die Zeit der Reformation noch andere Dogmen, außer den antipapiſtiſchen, zu prüfen wagten, flohen, als dort die Kirchengewalt drohte, zum Theil nach Zürich. Vergl. Dr. Chr. Fr. Illgens treffliches Specimen historic. Vita Laelii Socini. Lips. 1814. 8. p. 11. 16.)

Zweymal traf Zürich der päbſtliche Bann (S. 9) aus Urſachen, welche dem Freymuth und Rechtsſinn der Stadt Ehre machen. 1240, als die Stadt aus dankbarer Anhänglichkeit und Pflicht den durch Bannbullen verfolgten Kaiſer Friedrich

mit Kriegsmacht unterſtützte und dieſe nicht zurückziehen wollte, fulgurirte Gregorius IX. auch gegen ſie. Damals dauerte der Bann volle eilf Jahre. Man achtete aber zu Zürich deſſelben ſo wenig, daß man alle Mönche, Prieſter und Nonnen, welche den Gottesdienſt nicht verrichten wollten (nach Art der Republik Venedig), aus der Stadt ſchickte. Achtzig Jahre ſpäter that Pabſt Johann XXII. das nämliche, weil die Zürcher dem Kaiſer Ludwig getreu blieben. Der Bann dauerte 17 Jahre. „Im Unmuth wiederholte man die Vertreibung des Kloſtervolks, die Barfüßer ausgenommen, welche der Stadt immer gute Dienſte erwieſen.“ 1478 ward Bündniß Zürichs mit P. Sixtus IV. Er verſprach den Eidgenoſſen eine jährliche Penſion. Aus Mangel an Geld ordnet er 1480 ein Jubeljahr in Zürich. „Wer die Stiftskirche zu Zürich 8 Tage lang beſuche, oder ſoviel als er auf 8 Tage zur Nahrung bedürfte, an Geld in die Kirche verwende, dem komme der nämliche Ablaß zu, wie wenn er zu Rom im Jubeljahr die 7 Kirchen beſucht hätte.“ Der Ablaß-Erlös wurde großentheils zu Abzahlung der Penſion verwendet. S. 131. So öffnete Rom auch in Zürich den Blinden die Augen über ſeine Sorge für die Seelen.

Hier, in dieſem Bürgerſtaat, nun begann der Mann voll Gottesweisheit und klarem Biderſinn, Ulrich Zwingli, (zu Wildenhaus, in Toggenburg, als der ſechste Sohn einer zahlreichen Familie, den 1. Jan. 1484 gebohren) an ſeinem Geburtstag 1519 unmittelbar aus und über die Urſchriften des Chriſtenthums erklärend und mit hinreißender Wahrheitkraft zu predigen. Es war ganz neu, den geſammten Text des Urchriſtenthums nach der Reihe dem Volke bekannt zu machen, worunter die meiſten, wie einſt Luther, nicht wußten, daß das Evangelium noch viel mehr, als die Perikopen, umfaſſe.

Rec. bemerkt hier gerne, was er als Haupturſache der Verſchiedenheit in der Richtung der beyden proteſtantiſchen Kirchenabtheilungen ſchon in den zwey Vormännern derſelben hiſtoriſch-pſychologiſch beobachtet. Zwingli's eigener Entwicklungsgang, welcher auch ſeiner Reformation dieſen eigenthümlichen Charakter einprägte, war nicht, wie er im pfäffiſch-gelehrten Deutſchland bey Luther es werden mußte, der ſchola-

ſtiſch-polemiſche. Luther nämlich, ſo ſehr er allein Biblicus zu werden geſtrebt hatte, mußte doch erſt in die ſcholaſtiſche Dialektik und Dogmatik ſich hinein verſenken laſſen. Zur Bibel griff er dann im Gegenſatz und zur Gegenwehr wider das, was ihm in der ſcholaſtiſchen Theologie und als Stütze der damals zum allgemeinen Skandal gewordenen römiſchen Uebertreibungen unerträglich anſtößig geworden war. Zwingli's Geiſtesbildung, unter einer Regierungsart und einem Bürgervolk begonnen, wo ſchlichter Menſchenverſtand ſich gegen hochwürdige und gnädige Herrn mit Kraftgefühl auszuſprechen gewohnt war, hatte das große Glück, von Uebung des Verſtandes und Geſchmacks durch den edlen, reinen Sinn des claſſiſchen, zwanglos gebildeten Alterthums ruhig und heiter auszugehen. Er hatte ſelbſt die eigentlichen Gemüthsanlagen für Sprachſtudien und Sinnauslegungskunſt, das ſtätige, mitdenkende, mitgenießende Eingehen in das von Andern gedachte, dieſes gemüthliche Ausdehnen des Einen Geiſtes in viele andere Geiſter und das Zurückbringen des Vielfachen in den Einen eigenen Geiſt, der — nach ruhiger Sichtung des Entſprechenden vom Unharmoniſchen — jenes mit ſtillem Frohſinn ſich aneignet, und doch an den reichſten Beſitz nicht ſich gebunden fühlt, ſondern als geiſtigen Herrn davon achtet und mit jener ſokratiſchen Ironie, die auch Zwingli hatte, über dem gegebenen ſich emporhält, oder, wenn ich ſo ſagen darf, wie der Geiſt über den Waſſern ſchwebt. Auch als würkſamer Schullehrer hatte Zwingli dieſe Geiſtesbildung verſucht, fortgeſetzt und auf andere angewendet. Und ſo gab das ſprachrichtigere Interpretiren und Verſtehen und das geiſtige Genießen auch des Evangeliums ihm erſt, als Folge, die Richtung gegen Aberglauben aller Art, beſonders gegen den der frommen Lebensthätigkeit ſchädlichen. Selbſt wenn er dann Irrthümer bekämpfte, war er nicht in der Stimmung deſſen, welcher, zuerſt ſelbſt im Irrthum dialektiſch eingelernt, das ſpäter gefundene Wahre der Bibel ergreift, um von ſich und andern die künſtlichen Verſtrickungen der ſcholaſtiſch-ſophiſtiſchen Irrthumslehren abzutreiben. Zwingli hatte das edle, wahre des Bibelinhalts als Sprachgelehrter geradezu gefunden, genoſſen. Was er innig, mit milder Freude und Liebe in ſich empfand, theilte er mit

denen; die ihn zu Glarus als Landleute, in Italien, wo er 1612 und 1515 Schweizerſöldner als Feldprediger zu begleiten hatte, als Krieger, zu Einſiedeln, 1516 als Wallfahrter und Stiftsleute hörten. Ueberall gieng er vom Guten, als empfunden, aus, bis das nach Umſtänden entgegenſtehende Schlimme und Böſe daran nicht mehr beſtehen konnte; nicht umgekehrter Weiſe genöthigt, das Gute erſt zu Bekämpfung des Böſen aufzufinden und als Waffe zu gebrauchen. Endlich ſeit 1519 zu Zürich als beſtallter „Leutprieſter“ (dominus plebis genannt) war er in vollem Verſtande Menſch für Menſchen, Chriſt für Chriſten, Bürger für Mitbürger; wie immer die Fertigkeit in Sprachſtudien dem unpedantiſchen, fähigen Mann mehr die Fertigkeit, ſich in die Gedankenreihen Anderer, und dadurch in den allgemeinen Verſtand hineinzudenken erleichtert, und ihn das Böſe mehr durch Vorzeigung des Beſſeren und ſeiner Eigenſchaften, als durch herznagendes Theoretiſiren über das Böſe und das grundloſe Verderben des menſchlichen Herzens von den Gemüthern abtreiben lehrt. Jene mehr ſcholaſtiſch-polemiſche Richtung hingegen, welche Luther ſelbſt wohl nicht vermeiden konnte, blieb, ſoviel Rec. urtheilen kann, in der lutheriſchen Kirche und Kirchengelehrſamkeit charakteriſtiſch, und dies weit länger, als nöthig geweſen wäre. Sie erzeugte auch die, orthodox genannte, Symbololatrie, bis in der Mitte des letztverfloſſenen Jahrhunderts ein überwiegender Einfluß des mit Philoſophiren (mehr, als mit Syſtemphiloſophiren) und mit Geſchmackbildung (mehr, als mit Geſchmacklehre) ſich verbindenden, hiſtoriſch-kritiſirenden Exegeſirens, unter dem wenigſtens permiſſiven Schutz des durch Selbſtdenken großen Friedrich, eine Fortſetzung der Reformation über ſo manches, was vorerſt noch, weil die Polemikes nicht in ihrem Wege fand, nicht proteſtantiſch-evangeliſch geprüft war, möglich machte. Seitdem näherten ſich denn auch von ſelbſt die beyden ſonſt, leider! nach ihrer urſprünglichen Richtung leicht gegen einander anſtoßenden, im Princip des Proteſtirens gegen anmaßliche Glaubensſatzungen aber doch immer einigen Kirchen. Und die Zeit ſcheint ſomit gekommen zu ſeyn, wo wechſelſeitig die Eine das Gute der Andern in Lehrüberzeugungen und Verfaſſung annehmen kann, wo alſo durch das vereinte Beſte im innern Gehalt

auch die wahre Vereinigung äußerer Geſtalt und Form viel leichter erreichbar iſt, als in der Zwiſchenzeit polemiſch-ſymboliſcher Dialektik niemand denkbar gefunden hätte. Zugleich ein entſcheidendes Zeichen, daß auch die neuen Verſuche eines Zurückkehrens zu irgend einer dialektiſch erbauten Glaubens-Scheidwand durchaus außer der Zeit, und folglich nicht mehr durchzuführen ſind! (Schon 1700 war man zu Zürich ſoweit, daß ein Rathsbeſchluß befahl, „man ſollte ſich der theologiſchen und philoſophiſchen Controverſen in Deutſchland und den Niederlanden nicht annehmen, noch partheyen.“ S. 143. „Die Epoche des Aarauer Friedens, 11. Aug. 1712, wurde allmählich Epoche des reinen Geſchmacks, beſonders auch in Abſicht der Religion.“)

Herzergreifend waren Zwingli's Lehrvorträge über die Evangelien und neu, indem er, nach Apoſtelart (nicht auf Dogmen und Ceremonien, ſondern) auf Sinnesänderung und reines Chriſtenthum drang, alles mit Anwendung auf Volks- und Zeitbedürfniß. „Staatshäupter, Rathsglieder, denen ſonſt der Kirchenbeſuch durch geſchmackloſes Legendengeſchwätz der Mönche zum Eckel geworden war, wurden jetzt die fleißigſten Zuhörer.“ Zwingli's Grundſätze waren: Die Schrift richtet und erklärt ſich ſelbſt. Das Schwerverſtändliche wird durch das Klare deutlich. Siehe nur zu, daß du dies zuerſt erkenneſt. Deinen Glauben ſollſt du dir aus der Schrift ſelbſt bilden. (Was nicht deutlich geſagt iſt, kann auch nicht das Nothwendige ſeyn. Was erſt wir aus verlornen Worten hie und da her dialektiſch zuſammenleſen und was durch allerley Schlußfolgerungen verkettet und gerettet werden muß, iſt nicht jener Einfachheit gemäß, welche ein Kennzeichen lebenskräftiger Wahrheit iſt.) Daß der Ablaßkrämer, Samſon, ſo ſchnell von Zürich abgewieſen wurde, war zwar auch Würkung von Zwingli, aber nicht die Urſache ſeines kirchlichen Wiederbildungwerks.

Zum Bewundern iſts, mit welcher Lebensklugheit ohne Verläugnung der Sache, mit welcher Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, wie mild und feſt zugleich Zwingli in ſchwürigen Fällen fortwürkte. Jetzt freylich iſt nur von ſeinem verdienteſten Ruhm die Rede. Aber welches Verkennen drückte ihn in

der Gegenwart! Wie ſauer waren die Kämpfe, unter denen, wie Luther Witteberg, ſo auch Er Zürich zu verlaſſen faſt entſchloſſen war. So lange er im Allgemeinen Vorurtheile verjagte, war alles gut. Wie aber, da er die Schlechtigkeit, wie ſie würklich war, zu reformiren forderte? Wie ein Nicolaus von der Flüe, ſuchte er die faſt erſtorbenen Vätertugenden wieder zu erwecken. Mächtig war der Widerſtand aus allen Ständen. Man hatte ſich zu tief in auswärtige Bündniſſe eingelaſſen, man verkaufte ſich und ließ ſich verkaufen. Heimliche Penſionen, öffentliche Beſtechungen. Raubluſt und Luſt zur Verſchwendung der Jugendkraft in der Fremde, wo unter den Waffen Recht und Geſetze ſchweigen. Heimkehr zum Müſſiggang, zum Verzehren. (Wie darf ein neutralanerkannter Staat zu fremden Feldzügen Söldner geben? Darf der neutrale Staat die Gewalt des Einen Nachbarſtaates gegen den andern, welcher doch auch die Neutralität gewährt, mehren?) Doch erfolgte ſchon 1520 (!) ein Geſetz, nach dem N. Teſt. zu lehren, von Satzungen zu ſchweigen, ein Geſetz wider die Penſionen, ein Sittenmandat u. dgl. „Die Penſiöner — ſchreibt Thom. Plater in ſeiner Selbſtbiographie gleichzeitig — die Penſiöner vermeinten, wenn Zwingli nicht wäre, ſo würden die Zürcher leichtlich zu bereden ſeyn, daß ſie auch franzöſiſch würden (d. i. Söldner von Frankreich); denn auch in der Stadt noch gar viele waren, die gut franzöſiſch waren. Hätten mögen leiden, daß Zwingli wäre verbrennt gſin.“ S. 59. Vgl. S. 69.

Zwingli war, wie Pfarrer Leu von ihm ſchrieb, „ein freundholdſeliger, gütiger, milder, beſonders zur Barmherzigkeit geneigter Mann.“ Nach Bullinger war er nicht ſchwermüthig, ſondern eines fröhlichen Gemüths ꝛc. Dennoch ſprach er, wenn es Sittenverderbniß betraf, ſo ſtark oder noch ſtärker als Luther — im Geiſte eines Elias und Johannes Baptiſta. Als 1525 das Schweizervolk, das dem Heere Franz des I. zugelaufen war, vor Pavia großen Verluſt erlitten und Viele den (Söldners-) Verein mit Frankreich, ſo wie die Penſionen und Blutgeld verwünſchten; da predigte Zwingli im März dieſes Jahres (nach handſchriftl. Notizen) ſo: „Da ſind die Penſionenfreſſer, die von fremden Staaten Mieth und Gaben

nehmen, Seelenverkäufer, die bey Hauſe im Gemache ſitzen, da, um ſchwer Geld, bidrer Leute Söhne an fremde Herren verhandlen — — Er nennt ſie Seelenmäkler, Menſchenhändler, Blutkrämer. „Ich habe euch ſchon früher auf Ehre verſichert, die Vereinigung mit Frankreich werde die Eidgenoſſenſchaft in groß Leid bringen. Izt ſag ichs auf ein neues und ſetze Leib und Leben daran. Wir werden noch viel Schlimmeres erfahren, es ſey denn, daß man ſich ändert. Da ſitzen aber die Penſionenfreſſer im Regiment und wollen der franzöſ. Gehalte nicht entbehren, noch das Kriegen verbieten laſſen. Und wenn die Hauptleute (die Werber für den auswärtigen Solddienſt,) noch ſo viele Schaafe zur Schlachtbank führen, ſo redt ihnen niemand ein . . . Pfui der Schande! Wenn Euch ein Wolf Schaafe oder Gänſe wegſchnappt, da regt ſich alles. Man ſtürmt, ruft Hülfe; rennt nach. Aber wenn dieſe Menſchenwürger Jung und Alt verführen, ſo iſt alles mauſeſtill. Kein Mund regt ſich. Keine Stirne faltet ſich. . . Ja man entſchuldigt, verkleiſtert alles. . . Kurzum. Die durch die Penſionen und Handgelder zuſammengeſchacherten Goldhaufen muß man zerſtören und auseinanderzerren, wie man Maulwurfshaufen auf den Wieſen aus einander zerrt, oder ſoll man ſolchen — den Proceß machen vor dem Blutrichter, und dieſes Schlächtervolk ſo ſtrafen, daß es andern ein Beyſpiel wird.“ So Ulrich Zwingli. S. 70. 71.. 1525 ſchrieb Er: „Welche „Urſachen geben zu Aufruhren, welches die wahren Aufrührer „ſeyen und wie man zu chriſtl. Einigkeit und Frieden kommen „möge“ an die Gemeinde zu Mühlhauſen, mit dem Motto auf dem Titelblatt:

„Lies bis ans End und ermiß, nicht allein wie rauh, ſon-
„dern wie wahr es ſey.“ —

Schon 1523. den 21. Dec. ſchwuren (S. 135) im großen Münſter Bürgermeiſter und Räthe von Zürich, keine Penſionen mehr zu nehmen von Pabſt, Kayſer, Königen, Fürſten und Herren. Das nämliche ſchwören, nämlichen Tags, in Folge einer Predigt von Zwingli, alle weltlichen Prieſter, Chorherren, Caplanen und Helfer (S. 135).

Viel würkte zu allem, daß im erſten Zürcher Amtsjahr Zwingli's Chriſtoph Froſchauer, von Oettingen aus Bayern,

als Buchdrucker das Bürgerrecht erhielt; nachher im aufgehobenen Frauenconvent, noch jetzt die Froſchau genannt, Verleger der Bibelüberſetzung und ſo vieler Reformationsſchriften. Wer nicht reformabel ſeyn wollte, hätte alles darum gegeben, wenn nur nicht ſeit 1436 dieſe Gedankenmittheilungskunſt — des Denkens ſoviel gemacht hätte.

Weit ſchneller konnte Zwingli für praktiſche Glaubensverbeſſerungen würken, weil er im Anfang ſo wenig polemiſche Rückſichten haben mußte. Er ſelbſt ſagte ſehr ſchön: „Es geht nicht anders. Wo man ein Licht hinſtellt, da weicht die Finſterniß von ſelbſt. So würkt die Evangeliſchkatholiſche Kirche, wenn die Römiſche die Irrenden durch Kerker und Scheiterhaufen zum Lichte zurücktreiben will.“ (S. 30) Aus Zürcher Kirchenarchiven ſind S. 34 die Einſtimmungen (Adreſſen) der Landgemeinden angeführt, in denen ſie den kleinen und großen Rath zur Einheit für dieſe Verbeſſerungen aufforderten. Eine Regierungserklärung erwiederte gar gut: „Billig ſollen alle Menſchen hören, was Gottes Wort ſagt, nicht Gottes Wort ſoll hören, was die Menſchen gerne geſagt haben möchten“ S. 35.

„Bey dieſer Stimmung mußte denn auch ein Schreiben vom Pabſt Clemens VII. an den Züricher Magiſtrat im Frühjahr 1525, worin er denſelben mit Schmeichelworten gegen das Reformationswerk einzunehmen ſuchte und deſſen Beförderer verunglimpfte, nicht den geringſten nachtheiligen Eindruck machen. Es ward mit Anſtand beantwortet und zur Ueberbringung der würdige Rudolf Lavater, nachher Bürgermeiſter, mit dem Auftrag geordnet, daß er vom päbſtlichen Stuhl den beträchtlichen Sold verlange, den Zürich ſeit Jahren laut Tractaten zu fordern habe. Dieſe Bezahlung wurde verweigert, „ſo lange Zürich der neuen Lehre günſtig ſey.“ Als nun der wackere Zürcher, bey der Abſchied-Audienz im Vatican, aufgefordert wurde, dem Pabſte die Füße zu küſſen, verweigerte er dies ebenfalls, mit der runden Erklärung: „Ich bin nicht als Sünder oder Büßender hier, ſondern als Schuldeinforderer, Namens der Regierung. Seine Heiligkeit ſoll zahlen, was ſie ſchuldig iſt; und ſo iſt ſchon darum vom Fußkuß die Rede nicht, und nie. Wahrlich! ſchon

das macht mir Mühe, in der Nähe eines Mannes ſo lange zu weilen, der ſein Wort bricht und nicht zahlen will, wozu ihn doch Tractaten verpflichten." Dies S. 37 „aus Familienſchriften".

Das weitere Durchführen der Sache, beſonders durch Würkung auf Erziehen und Unterricht zeigt der Verf. mit vielen ähnlichen, zeitſchildernden Details. Zwingli dachte, wie Luther ſchon 1519. ſich ausdrückte: „Dies einzige erhält die Chriſtenheit und Kirche, daß man die heilige Schrift verſtehe; dies einzige unterdrückt Chriſtenheit und Kirche, daß man die heil. Schrift nicht verſtehen lernen ſolle." 1524 ſchon im Auguſt erſchien das N. Teſtament, aus Zwingli's und Leo Judä Ueberſetzung, 1529 die erſte deutſche Zürcher Bibelausgabe. „Von der Zeit reformirte die Bibel ſelbſt unter dem Volke, mittelbar und unmittelbar." Die Leute fragten (S. 43) „nach dem rechten Buch der unfehlbaren, untödtlichen Wahrheit." Aber auch für Schulen und gelehrte Studienanſtalten wurde geſorgt, die Geiſtlichkeit durch Synoden S. 44 ſtrenge in Ordnung gehalten, des Volks Sittlichkeit durch Seinesgleichen (S. 53) beaufſichtigt.

Den Zwiſt wegen der Abendmahlsworte und der unbedingten Berufung berührt der Verf. mit biderer Mäßigung, im nahen Hinblick auf deſſen gänzliches Aufhören und proteſtantiſche, keines Gewiſſen und Einſicht bindende, Vereinigung.

Nachdem Zwingli ſelbſt den Bürgertod in einem Glaubenskrieg erlitten, war der Magiſtrat ängſtlich und (S. 88) von Sprechern bearbeitet. (Selbſt daran, daß ihm von der Obrigkeit aufgegeben wurde, als Feldprediger mit auszuziehen, hätten beſonders ſeine Misgünſtigen getrieben, „damit man ſeiner abkäme" S. 82.) Die allzu kühne Art eines Zwingli und des Pfarrers zu Sct Peter (Leo Judae) gehe nicht mehr u. vgl. „Jetzt erſchien aber Heinrich Bullinger von Bremgarten, Antiſtes zu Zürich, und andere Collegen, die Bibel in der Hand, 1531 vor den Vätern in ihrer Rathsverſammlung und ließ ſich vernehmen: Er ſtehe da im Namen des Geſtorbenen durch ihren, der Regenten, Ruf, deſſen Stellvertreter. Geſtorben dem Leibe nach, könne Er, die Ehre Zürchs, dem Geiſte nach unter ihnen nicht geſtorben ſeyn. Zwingli's Geiſt ſpreche

durch ſeinen Mund an die Väter. Sie ſelbſt hätten früher, von der Wahrheit ergriffen, ausgeſprochen, daß ſie ihre Regentengewalt von Oben haben, daß aber auch die Seelſorger die Pflicht ihres Hirtenamts haben von Oben. Gottes Wort, ſchärfer als ein zweyſchneidend Schwerdt, könne und dürfe nicht gebunden ſeyn .. Nur wer Arges thue, haſſe das Licht" .. „Es zeugt, ſagt der Verf., von der lebendigen Kraft des lebendigen Worts, ſo wie von dem chriſtlichen Sinn der Väter, daß man Bullingern die freymüthige Rede nicht nur nicht zum Argen deutete, ſondern ihn und ſeine Collegen mit der Erklärung entließ: „Wir ſchätzen Euer Wort, Ihr unſerer „Stadt würdige Lehrer! Gehet in Gottes Namen, verkündet „das Evangelium. Handelt als Diener Chriſti nach Eid und „Pflicht. Wir werden Euch nicht weiter beſchränken. Der „Herr mit Euch!"

Viele praktiſch gute Folgen und Veranſtaltungen reihet der Verf. an Zwingli's Muſterbild. „Sein heiter frohes Denken über Religion hatte ihn zu Anſichten und Ueberzeugungen gebracht, zu denen ſich das folgende Zeitalter lange nicht mehr zu erheben vermochte" S. 68 — „Sein freyer, heiterer, „ächtrepublikaniſcher Sinn und ſein Liebe ahnendes Herz machte „ihn nicht blos tolerant gegen Andersdenkende, ſondern ſchloß „ihm auch immer heller den Sinn des Bibelworts auf: In „allem Volke wer Gott fürchtet und recht thut, der iſt Ihm „angenehm!" „Die großen Männer aller Zeiten waren ihm „(dem Claſſiſchgebildeten) ſtets gegenwärtig. Nicht ein todtes „Regiſter in ſeinem Kopf waren ihm ihre Namen. Ihre einfachen, großen Formen waren ſeinem Geiſte eingeprägt." S. 67.

H. E. G. Paulus.

Darſtellung und Kritik der italiänischen Lehre vom Contrastimulus. Herausgegeben von Wilhelm Wagner, der Medizin und Philosophie Doctor, funct. Herz. Braunschw. Gen-Staabs-Arzte, der Societät der medizinischen Facultät und der Société médicale d'Emulation zu Paris corresp. Mitgliede. Berlin 1819. 232 S. in 8.

In dem nördlichen Theile von Italien wird ſeit mehreren Jahren ein eigenes Syſtem der praktiſchen Medizin befolgt, das ſeine Entſtehung dem Dr. Giovanni Raſori verdankt, von dem auch in deutſchen Zeitſchriften hie und da geſprochen und das mit der Benennung der Lehre vom Contrastimulus bezeichnet wurde. Da dieſe Lehre in Italien ſo viel Aufſehen machte und die berühmteſten Aerzte dieſes Landes zu Anhängern hat, ſo verdient ſie in jedem Falle auch in Deutſchland näher gekannt zu ſeyn. Der Herr Verf. hatte Gelegenheit in mehreren Städten Italiens die Anwendung dieſer Doctrin ſelbſt zu beobachten, und wir erhalten in gegenwärtiger Schrift vollſtändigen und genügenden Aufſchluß über dieſelbe, was um ſo verdienſtlicher und ſchätzbarer iſt, indem zwar mehrere kleinere italiäniſche Schriften davon vorhanden ſind, keine aber die ganze Doctrin umfaſſend darſtellt; doch ſoll binnen Kurzem ein vollſtändiges Syſtem der praktiſchen Heilkunde nach den Grundſätzen des Contrastimulus bearbeitet, von dem gelehrten Tommaſini in Bologna erſcheinen.

Gegenwärtige Schrift iſt in fünf Abſchnitte getheilt, wovon die drey erſten den noſologiſchen, pharmakologiſchen und therapeutiſchen Theil der genannten Lehre erörtern, der vierte enthält Krankengeſchichten und der fünfte den Verſuch einer Kritik der Lehre vom Contrastimulus.

Raſori ſcheint bey der Aufſtellung ſeiner Lehre vieles von der Browniſchen, deren Anhänger er früher war, aufgenommen und mit einigen Grundſätzen Darwins vereinigt zu haben; doch iſt die Ausführung eigen und originell. Die wichtigſten Sätze dieſer Doctrin möchten kurz zuſammengeſtellt folgende ſeyn:

Was Lebenskraft iſt, bleibt unerforſchlich. Der lebende organiſche Körper beſitzt Empfänglichkeit für äußere Einwirkungen, die verſchiedene Thätigkeitsäußerungen nach ſich ziehen.

ed by Google

Die Lebensthätigkeit iſt entweder erhöhet und die organiſche Faſer in einem Zuſtande von Anſpannung und Contraction, oder ſie iſt im Gegentheile vermindert herabgeſtimmt, die organiſche Faſer erſchlafft. Der erſte Zuſtand heißt Diatheſis der Reitze, der letzte Diatheſis der Gegenreitze. Alle Einflüſſe wirken reitzend oder gegenreitzend; der Lebensproceß wird durch die Wechſelwirkung der in dem Körper enthaltenen reitzenden und gegenreitzenden Stoffe unterhalten. Der Hauptreitz iſt das Blut, die andern Säfte wirken gegenreitzend. Das vollkommene Gleichgewicht der reitzenden und gegenreitzenden Stoffe im Körper iſt Bedingung der Geſundheit. Den beyden Krankheitsdiatheſen entſprechen auch die Arzneymitel, und ſie ſind daher in reitzende und gegenreitzende einzutheilen: reitzende Mittel ſind: Ammonium, Opium, Moſchus, Campher, Kohlenſäure, Alcohol, die ätheriſchen Oehle, die China ꝛc. Contraſtimulirende, Blauſäure, der Arſenik, der Brechweinſtein, die Antimonialien, Mercurialien, die bittern Mittel, die Säuren, Digitalis, Belladonna, Cicuta, Aconitum, Gummi Gutt, Hyoscyamus u. ſ. w. Demnach beruht die Therapie auf der Kenntniß der Diatheſis der Krankheit und der Wirkungsart der Mittel; ihr Zweck iſt Wiederherſtellung des Gleichgewichts zwiſchen den im Mißverhältniſſe ſtehenden Reitzen und Gegenreitzen. Hängt die Krankheit vom Uebermaaß an Reitzen ab, ſo müſſen gegenreitzende Mittel angewendet werden; doch muß man vorher immer trachten, die Urſache des Uebels zu entfernen; aſtheniſchen vom Ueberfluß des Gegenreitzes entſtandenen Krankheiten iſt mit reitzenden Medicamenten zu begegnen.

Dieſe Grundzüge ſind nun hier hinreichend commentirt, und man kann nicht läugnen, daß hie und da etwas Gutes und Wahres vorkommt, aber auch wieder ſo offenbare und große Unrichtigkeiten, daß man von dieſer Theorie unmöglich günſtig urtheilen kann. — Auch die angeführten Krankengeſchichten, die da zeigen ſollen, wie nach dieſer Theorie Kranke behandelt werden müſſen, werfen eben kein günſtiges Licht auf dieſelben. Was werden deutſche Aerzte dazu ſagen, wenn ſie erfahren, daß man einem Waſſerſüchtigen achtmal ſtarke Portionen Blut abzapfte, und ihm innerhalb 40 Tagen 48 Unzen

Salpeter gab!! Daß man Extractum Aconiti Unzenweiſe, den Brechweinſtein, Gummi Gutt u. ſ. w. in enormen Gaben nehmen läßt. — In der That, man kann faſt ohne Schaudern die erzählten Krankengeſchichten nicht leſen, ſie geben den ſprechenden Beweis ab, zu welchen traurigen Verirrungen Syſtem und Neuerungsſucht ſonſt gute Köpfe verleiten kann. Rec. iſt mit dem Hrn. Verf. vollkommen einverſtanden, wenn er (S. 144) ſagt: „Die Syſtematiker unter den Aerzten ſind „eine wahre Geißel der Menſchheit“. Wer in Erfahrungswiſſenſchaften blos den Eingebungen ſeiner erhitzten Phantaſie folgen will, und die Mißgeburten derſelben als Wahrheiten anmaßend lehrt und auf ihre Befolgung dringt, wird immer der menſchlichen Geſellſchaft ein höchſt gefährlicher Menſch werden, um ſo mehr, wenn unglücklicherweiſe einem ſolchen eine akademiſche Lehrſtelle anvertraut iſt. Man beſuche die Vorleſungen dieſer Neuerer, man wird hören, daß ſie immer und immer nur ihre eigenen Anſichten wortreich auskramen, alle Anfangsgründe vernachläſſigen, alles, was von verſchieden Denkenden kommt, verachten und verſpotten, und alles das übergehen, was in ihr Syſtem nicht paßt oder gar ihm widerſpricht. Gute Köpfe unter den Schülern werden bald die Thorheit ihres Lehrers einſehen, aber eine Menge anderer werden blindlings folgen und höchſt einſeitige gefährliche Menſchen werden. — Zur Ehre deutſcher Aerzte darf man hoffen, daß ſie ſich nicht von den Italiänern werden irre leiten laſſen, wie ſie einſt der aus England gekommenen Brownſchen Lehre zu ihrer Schande folgten. — Mit Vergnügen wird man die Kritik dieſer Lehre leſen, die der Hr. Verf. auf eine ſehr ſcharfſinnige und klare Weiſe bearbeitet hat; ſehr wahr iſt es, daß jede dualiſtiſche Eintheilung der Krankheiten und der Arzneymittel unzureichend und falſch bleibt, ſo wie daß alle Aerzte (unſere neueſten Naturphiloſophen nicht ausgenommen), die die Lehren der Medicin aus einer oberſten Anſicht der Dinge ableiten wollen, die Wiſſenſchaft wahrlich nicht förderten. Sehr ſchön zeigt der Hr. Verf., wie ſchwer, ja oft unmöglich es iſt, die beyden Diatheſen richtig zu erkennen, wenn man auch gleich ihre Unzulänglichkeit zur Beſtimmung jeder Krankheitsform nicht rügen wollte. Die Ungewißheit der Anhänger

des Contraſtimulus, in welche Diatheſe ſie dieſe oder jene Krankheit zählen ſollen, ihre verſchiedenen Anſichten in einzelnen Fällen und die daraus entſpringende, völlig entgegengeſetzte Behandlung zeigt aber nicht von der Brauchbarkeit der Theorie. Der Hr. Verf. erzählt Fälle, wo Kranke mit Aderläſſen und Brechweinſtein behandelt, dann einem andern Anhänger des Contraſtimulus übergeben große Gaben Opium und Wein erhielten. Dieſelbe Ungewißheit herrſcht auch in Rückſicht der Angabe, welcher der beyden Reihen manche Medikamente zugerechnet werden ſollen. Einige, die im Anfange für vorzügliche Reitzmittel galten, wurden bald darauf zu den Gegenreitzen gezählt und umgekehrt, wie einige Tabellen zeigen, die der Hr. Verf. mittheilt. Wie thörigt die Behauptung iſt, daß alle Mittel derſelben Klaſſe auf dieſelbe Weiſe und nur dem Grade nach verſchieden wirken, zeigt der Hr. Verf. ſehr gründlich. Indeſſen iſt Rec. doch nicht ganz mit den eigenen Anſichten deſſelben einverſtanden, indem den chemiſchen Kenntniſſen von den organiſchen Körpern und den Mitteln kaum ein ſo ausgezeichneter Vorzug bey ihrer Anordnung eingeräumt werden dürfte, wie hier verlangt wird; auch iſt es nicht ganz richtig, wenn als eine bekannte Sache angeſehen wird, daß die Wirkungen des Kirſchlorbeers durch Säuren mehr oder weniger aufgehoben werden.

Angehängt ſind der Schrift einige Tabellen der in der Raſoriſchen Klinik behandelten Krankheiten und der dabey angewendeten Mittel mit Angabe ihrer Doſis, die, wie bereits errinnert wurde, oft faſt unglaublich ſtark ſind; ſo iſt die gewöhnliche Gabe Opium 5 Gran, Salpeter eine halbe Unze, Brechweinſtein 6 Gran u. ſ. w.

Wer dieſe ſehr ſchöne und gründlich gearbeitete Schrift geleſen hat, wird ſicherlich kein Freund und Anhänger der Lehre des Contraſtimulus werden; zum Beſten der Menſchheit iſt zu hoffen, daß ſie dieſſeits der Alpen nirgends wird gelehrt und befolgt werden; auch iſt vorauszuſehrn, daß die Italiäner früher oder ſpäter ſie verlaſſen werden, wie die Browuſche und andere ähnliche verlaſſen wurden.

Encyclopädisches Handbuch der lateinischen und deutschen Benennungen der Arzneymittel aller drey Naturreiche. Für Aerzte, Apotheker und Materialisten zusammengestellt von Aloys Sterler, Lehrer der Botanik in München und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. München 1818.

Dieſem Titel nach ſollte man hier ein ſehr vollſtändiges und ausführliches Wörterbuch der Benennungen der Arzneymittel

erwarten, das über die verſchiedenen Namen der Arzneymittel in den gebrauchteſten und neueſten europäiſchen Pharmakopöen Auskunft und Aufklärung gäbe; dem iſt aber nicht alſo. Das Buch enthält nur Folgendes:

Ueberſicht der in den Officinen gebräuchlichen Pflanzen oder ihrer Theile nach den pharmaceutiſchen und ſyſtematiſchen Benennungen. Dieſe iſt ſehr unvollſtändig; bey dem Buchſtaben A fehlt unter vielen andern Abelmoschi semina, Abietis turiones, Acori palustris radix, Actes grana, Alcornaque cortex, Alni cortex, Ammeos semen, Artemisiae Herba, Asparagi radix u. ſ. w. Auch die botaniſchen Angaben bedürfen mancher Berichtigung; die Mutterpflanzen des Bdellium-Gummi und der Calaguala-Wurzel kennt der Hr. Verf. nicht, erſteres wird von Daucus gummifer abgeleitet, und letztere kommt von Aspidium coriaceum, was längſt bekannt iſt; die beſte Chinarinde kommt nicht von Cinchona officinalis Linné, ſondern von Cinchona Condaminea Humbold; das Ammoniakgummi kommt nicht von Heracleum gummiferum, das Quaſſienholz der Officinen nicht von Quassia amara, das Traganthgummi nicht von Astragalus Tragacantha u. ſ. w. — Dieſe Ueberſicht iſt ſo eingerichtet, daß auf der linken Seite der botaniſche, und gegenüber der pharmaceutiſche Name ſteht; dieſelbe iſt noch einmal abgedruckt, doch ſo, daß auf der rechten Seite der botaniſche und auf der linken der pharmaceutiſche Name ſteht. Dann folgt auf dieſelbe Weiſe eine Ueberſicht der in den Officinen gebräuchlichen Pflanzen oder ihrer Theile, nach den deutſchen und lateiniſchen pharmaceutiſchen Benennungen; dann eine Ueberſicht der zuſammengeſetzten und chemiſchen Arzneymittel nach ihren alten und neuen Benennungen; ferner eine Ueberſicht der älteren und neueren Benennungen der Arzneymittel in den k. k. öſterreichiſchen Staaten; weiter eine Ueberſicht der in den Königreichen England und Schottland officinellen zuſammengeſetzten und chemiſchen Arzneymittel, nach ihren neueren und älteren Benennungen; darauf eine Ueberſicht der zuſammengeſetzten und chemiſchen Arzneymittel nach ihren deutſchen und lateiniſchen Benennungen, zuletzt eine Ueberſicht der in den Officinen gebräuchlichen Thiere oder thieriſchen Theile.

Wie vieles hier noch fehlt, wird aus den obigen Anmerkungen ſchon klar; der franzöſiſchen, ſchwediſchen, wirtembergiſchen und vieler anderer Pharmakopöen iſt mit keiner Sylbe gedacht, auch iſt das Buch mit Druckfehlern ſo äußerſt überladen und entſtellt, daß man billig Anſtand nehmen muß, es Anfängern in die Hände zu geben. Rec. hält daher dieſe Schrift für vollkommen entbehrlich und nutzlos.

No. 58. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

De Medicorum Juribus atque Officiis Tractatus. Pars prima: sistens disquisitionem historicam de medicorum apud diversas gentes statu atque conditione. Auctore Guilielmo Wagner, Medicinae, Chirurgiae atque Philosophiae Doctore; olim Mun. Medic. Copiar. Brunsvic. Primar. Fung.; Societat. Medico-physic. Erlangensis, Athenei Italici Pisani Societat. Medic. quae in Facultate Medic. Grem. constitut. est, nec non Societat. medic. Aemulat. Parisiensis sodali. Berolin. MDCCCXIX. 21 S. 4.

Eine kleine aber gehaltvolle Schrift, die kein Arzt ganz unbefriedigt aus den Händen legen wird, immerhin aber Stoff in Menge zu den mannichfaltigſten Betrachtungen über die Würde, die Schwierigkeiten und den Umfang des ärztlichen Geſchäftes liefert. Der Zweck des Hrn. Verf. iſt, wie auch der Titel lehrt, die Pflichten und Obliegenheiten des Arztes genau zu bezeichnen, aber auch auf die Rechte aufmerkſam zu machen, die ſeinem Stande und der Wichtigkeit ſeines Berufs gebühren. In dieſem erſten hiſtoriſchen Theile iſt vorzugsweiſe die Rede von dem Verhältniſſe des Arztes zum Staate, von der Stelle, die er bey verſchiedenen Völkern in demſelben einnahm, und welche Geſetze auf ihn angewendet wurden.

Nachdem der Hr. Verf. Einiges über die Behandlungsweiſe der Kranken in den älteſten Zeiten angeführt hat, beſchäftigt er ſich beſonders mit dem Zuſtande der Aerzte bey den alten Römern. Der Name **Arzt**, heißt es unter andern, wurde in ſehr weiter Bedeutung genommen, jeder Knecht, der ſeinen Herrn im Bade wuſch, ſalbte oder die Haare abſcheerte, trug den Namen Arzt. (Heutzutage heißen die Bartſcheerer zwar nicht Aerzte, wohl aber Doctoren.) — In ſpätern Zeiten aber änderte ſich dies; der Stand des Arztes wurde ſehr hoch geſchätzt und mit großen Vorrechten begabt, dabey aber

auch die Pflichten gegen die Kranken ſcharf beſtimmt. Wenn (heißt es S. 10) Aerzte bey großen Uebeln andere weniger Erfahrne, Candidaten oder Chirurgen zu den Kranken ſchickten, um ſich Bericht erſtatten zu laſſen, ſo konnten ſie wegen Vernachläſſigung angeklagt und ſchwer beſtraft werden, im Falle der Kranke ſtürbe; denn es handelt ſich hier nicht vom Eichelnleſen („de glande legenda“), ſondern von der Erhaltung eines Menſchen u. ſ. w. Der zweyte Gegenſtand, bey welchem der Hr. Verf. ſehr lange verweilt, iſt die Salerniſche Schule und Rogers Königs von Apulien und Sicilien Medicinalgeſetze, die auf die ſpäteren Verordnungen die Aerzte und die Behandlung der Kranken, ſo wie die Verfertigung der Arzneyen betreffend, den größten Einfluß hatten. Die Schrift ſchließt mit einem Auszuge aus Kopp's Jahrbuch der Arzneykunde, welcher Vieles ſehr zu beherzigende von den Verhältniſſen der Aerzte zum Staate enthält.

Gern hätte man es wohl geſehen, wenn die Gegenſtände ausführlicher behandelt worden wären, und auch etwas Näheres von dem Zuſtande der Aerzte bey den Hebräern, Griechen, Chineſen und andern alten Völkern würde mitgetheilt worden ſeyn, indeſſen wird dieſes vielleicht in dem zweyten Theile noch nachgeholt werden, welcher wohl noch die intereſſanteſten Gegenſtände behandeln dürfte.

Nicht ohne Grund beklagt ſich der Hr. Verf. über die Mangelhaftigkrit der Einrichtungen, die zu Gunſten des Arztes gemacht ſind, nachdem er Jahrzehende von Mühe und Fleiß verwandt, um die nicht geringen Kenntniſſe ſich zu erwerben, die von ihm gefördert werden, nachdem er die Blüthe ſeiner Jahre in der verpeſteten Luft der Hoſpitäler zugebracht, und vielleicht ſchon dadurch ſeine Geſundheit untergraben hat, um die ſeiner Mitbürger zu erhalten; welcher Lohn wartet nun ſeiner? Je fleißiger er ſeine Studienzeit zubrachte, je mehr Kenntniſſe aller Art er ſich erwarb, um ſo beſcheidener wird er ſeyn, um ſo weniger wird er ſich vordrängen und unbeachtet bleiben, während dem erbärmliche Charlatans oft große Rollen ſpielen und unverdienterweiſe die Achtung und das Zutrauen des Publikums beſitzen; ſelbſt wenn es ihm endlich gelingt zu beſiegen, was Vorurtheil, was Neid, Mißgunſt und mancher-

ley widrige Verhältniſſe ihm in den Weg legten. Iſt es nicht kränkend, nun erſt dahin gelangt zu ſeyn, wo längſt ſchon jene Medicaſter ſich befinden? Il arrive donc au niveau d'un charlatan ſagt ein geiſtreicher Franzoſe. — Doch das ſind nur geringe Laſten, die dem Stande des Arztes und der eigenen Beſchaffenheit ſeiner Wiſſenſchaft ankleben; aber es ſind noch andere drückende Verhältniſſe vorhanden, deren Beſeitigung die Aerzte mit Recht erwarten dürften, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der Hr. Verf. in dem zweyten Theile ſeines Tractats, deſſen baldige Erſcheinung wir wünſchen, davon ausführlich ſprechen wird.

Das chemische Laboratorium an der k. k. Universität zu Prag, Entstehung und gegenwärtiger Zustand desselben, sammt Nachrichten über einige der darin vorgenommenen Arbeiten, nebst einigen Abhandlungen chemisch medicinischen Inhalts. Dargestellt und bearbeitet von Adolph Martin Pleischl, Doct. d. Med., durch 4 Jahr gewesenem Assistenten, und dermaligen Supplenten der Lehrkanzel der allgemeinen und pharmaceut. Chemie an d. Univ. zu Prag. Prag 1820. 222 S. 8.

Es iſt eine betrübte und nicht zu beſtreitende Thatſache, daß Deutſchland nicht mehr, wie ehedem, verdient, als der Hauptſitz der Chemie betrachtet zu werden, und zwar nicht bloß, weil das Licht der in Frankreich aufgekommenen antiphlogiſtiſchen Lehre viele vorzügliche deutſche Chemiker viel zu ſpät durchdrang, — nicht bloß, weil viele unſrer trefflichſten Köpfe durch die jetzige Naturphiloſophie zu ſehr vom Praktiſchen und Mathematiſchen abgeleitet wurden, — ſondern vorzüglich, weil den meiſten deutſchen Chemikern die zu vielen Unterſuchungen durchaus nöthigen, oft koſtbaren Mittel fehlen, welche den engliſchen und franzöſiſchen Chemikern ſo freygebig dargeboten werden. — Um ſo mehr muß es erfreuen, und Hoffnung für die weitere Ausbreitung dieſer immer wichtiger werdenden Wiſſenſchaft in Deutſchland erwecken, wenn man bemerkt, wie neuerdings auch viele deutſche Regierungen be-

ginnen, durch beſſere Gründung der Inſtitute der Chemie eine ſorgfältige Pflege angedeihen zu laſſen. Dies iſt namentlich der Fall mit unſerm Heidelberger Laboratorium, welches theils durch Verſetzung in ein viel paſſenderes Local, theils durch die von der Großherzogl. Badiſchen Regierung freygebigſt bewilligte Vermehrung ſeines jährlichen Einkommens und durch außerordentliche Bewilligungen ſeit 5 Jahren in einen Zuſtand verſetzt iſt, welcher den Bedürfniſſen der heutigen Chemie in den meiſten Beziehungen entſpricht. Es ſind die nöthigſten Apparate angeſchafft; es konnten die wichtigſten Präparate dargeſtellt werden; ſeit einem Jahr wurde es ſogar vermittelſt eines neuen Zuſchuſſes möglich, in jedem Sommerhalbjahre in der analytiſchen Chemie praktiſchen, mit Selbſtübungen verbundenen Unterricht zu ertheilen.

Ganz zu derſelben Zeit, wie in Heidelberg, wurde in Prag das chemiſche Laboratorium ungemein vervollkommt, oder gleichſam neu gegründet. Die gelehrte Welt mit dieſer Bereicherung der Prager Univerſität bekannt zu machen, und ihr einige der aus dieſer neuen Anſtalt hervorgegangenen Früchte darzubieten, iſt der Zweck des vorliegenden Werks. Von S. 1 — 42 findet ſich das Geſchichtliche zuſammengeſtellt, wonach in Prag erſt im Jahr 1775 Joſeph Mikan als erſter Profeſſor der Chemie und Botanik ernannt, und durch denſelben erſt 1785 ein Laboratorium eingerichtet wurde. Im Jahr 1812 trat Joh. Chr. Joſ. v. Freyßmuth als Profeſſor der Chemie und Pharmacie an Mikan's Stelle, und hiermit begann die Verbeſſerung des Laboratoriums, zu welcher eben ſowohl die Municficenz der Regierung, welche ſeit dieſer Zeit 16000 fl. auf dieſe Anſtalt verwendete, als der raſtloſe Eifer des verdienſtvollen und den Wiſſenſchaften zu früh entriſſenen Prof. Freyßmuth beytrug. — S. 43 folgt eine etwas zu ausführliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der chemiſchen Anſtalt; das Locale beſteht aus einem großen, in das Auditorium und das Laboratorium getheilten Saal, einem kleinen Handlaboratorium, einem Bücherzimmer, einem Apparatenzimmer, einem Präparatenzimmer, einem Materialgemach und einem Keller, die zweckmäßig vereinigt und eingerichtet ſind,

und auch ſchon mehrere vorzügliche Apparate und viele Präparate enthalten.

Von den hierauf folgenden, durch den Verf. zum Theil noch zu Freyßmuths Lebzeiten angeſtellten Beobachtungen verdienen beſonders folgende eine Erwähnung: Die mit Weingeiſt verbundene Blauſäure fand der Verf. viel haltbarer, als die mit Waſſer verbundene (eine übrigens ſchon von Prouſt erwieſene Thatſache), und er empfiehlt ſie deshalb zur medicinischen Anwendung. — Viele, zur Beleuchtung der Salzſäuretheorie angeſtellte Verſuche, geglühten ſalzſauren Baryt durch Boraxſäure zu zerſetzen, fielen verneinend aus. — S. 119 folgen intereſſante Beobachtungen über die Ipecacuanha. Bekanntlich ſchreiben Pelletier und Magendie ihre Brechkraft einer extraktiven Subſtanz, dem Emetin, zu, die in der Rindenſubſtanz 14 — 16, in der Markſubſtanz nur etwas über 1 Procent betragen ſoll. Nach Pleiſchl erhält man jedoch bey Befolgung des von den franzöſiſchen Chemikern angegebenen Verfahrens viel weniger Emetin, als 14 Procent, und die Brechkraft deſſelben ſteht in keinem richtigen Verhältniß zu dem der ganzen Wurzel, um denſelben als das einzig wirkſame betrachten zu können, da 4 Gran Emetin nicht beträchtlich mehr wirkten, als 10 Gran Rinden- und als 20 Gran Markſubſtanz. So erhielt auch Pleiſchl nach einer etwas abweichenden Methode einen Emetin, der, in allen chemiſchen Beziehungen mit dem, nach der franzöſiſchen Weiſe bereiteten Emetin übereinkommend, zu 7 Gran innerhalb einer Stunde genommen bloß etwas Eckel, ohne alles Erbrechen verurſachte. Hieraus folgert der Verf., daß die Brechkraft nicht in einem einzelnen Theile der Wurzel, ſondern in dem Ganzen liege; nach des Rec. Dafürhalten ließe ſich jedoch auch die einfache Anſicht, daß nämlich bloß im Emetin die Brechkraft liege, beybehalten, wenn man nur annimmt, daß derſelbe, da er ohnehin leicht zerſetzbar iſt, während ſeiner Darſtellung (ſo wie beym längern Liegen der Wurzel) eine geringe chemiſche Veränderung erleide, welche ſeine emetiſche Wirkung beträchtlich ſchwächt. Der Verf. fand bey ſeiner Analyſe zugleich eine, von Pelletier und Magendie überſehene harzige Subſtanz, von der 1½ Gran Brechen erregten. Dem-

nach enthält die Brechwurzel vielleicht zwey emetiſche Principe. Auf jeden Fall ergibt ſich aus des Verf. Verſuchen der von ihm gezogene und mit vielen Gründen unterſtützte Schluß, daß es nicht rathſam ſey, ſich ſtatt der Ipecacuanha des Emetins als eines Arzneymittels zu bedienen. — S. 165 erklärt der Verf. die feuerlöſchende Kraft des Waſſers 1) aus der Verdünnung der Luft durch den gebildeten Waſſerdampf, 2) aus der Wärmeverſchluckung durch die Dampfbildung. Der ſeit Lavoiſiers Syſtem ſo oft ausgeſprochene und auch hier wiederholte Satz, daß wenig Waſſer, zu Kohlenfeuer gefügt, die Hitze vermehre, ſofern ſein Waſſerſtoff frey werde und dann wieder verbrenne, beruht auf einer falſchen Berechnung; die Flamme mag vergrößert werden; die Höhe wird gewiß nicht vermehrt, ſondern wenigſtens um ſo viel vermindert, als das Waſſer zu ſeiner Dampfbildung Wärme nöthig hat; denn die bey der Verbrennung des Waſſerſtoffs ſich entwickelnde Hitze muß dadurch genau ausgeglichen werden, daß ein Theil des Kohlſtoffs, ſtatt durch den Sauerſtoff der Luft zu verbrennen, durch den des Waſſers verbrannt wird. Die Schmiede befeuchten ihre Kohlen äußerlich, daß ſie nicht unnöthig verbrennen. Befeuchtete Steinkohlen verbrennen zwar leichter, als trockene, vielleicht wegen der ſtärkeren Flammenbildung, allein daß ſie mehr Wärme verbreiten, hat noch Niemand bewieſen. — Der Verf. ſtellte Verſuche an, zur Unterſcheidung einer Auflöſung der arſenigen Säure von einem Zwiebeldecokt; und zu ihrer Unterſcheidung von Phosphorſäure in Bezug auf ſalpeterſaures Silber; — er verſuchte vergeblich, nach Döbereiners Angabe durch Weißglühen von Borax mit Kienruß Boron zu erhalten; daß er dieſes auch nicht aus dem Boroneiſen erhalten konnte, iſt kein Wunder, da das Eiſen höchſt wenig Boron aufnimmt, beſonders wenn, wie es hier geſchah, daſſelbe zugleich mit Kohlenſtoff in Berührung geſetzt wird; — als der Verf. 100 Zucker mit Hefen gähren ließ, ſo erhielt er 47,2 Kohlenſäure; — endlich fand er, daß die ſchwefelſaure Indigauflöſung zwar durch Auflöſen von Zink gänzlich entfärbt wird, daß aber beym Hindurchleiten von Waſſerſtoffgas bloß eine grüne Färbung und nicht eine Entfärbung bewirkt wird. — Die übrigen Verſuche bieten nichts Merkwürdiges dar, und

viele ſind ſo alltäglich, daß ſie füglich hätten ungedruckt bleiben können.

L. Gmelin.

Lehrbuch der Phyſik von Joh. Ph. Neumann, Profeſſor am k. k. polytechniſchen Inſtitute in Wien. Zweyter Theil. XIV und 783 S. 8. mit 15 Kupfertafeln. Wien 1820.

Vergl. Jahrgang 1819. S. 751.

Ein allgemeines Urtheil über dieſes ausführliche und vortreffliche Lehrbuch, wodurch eine nicht unweſentliche Lücke in der deutſchen phyſicaliſchen Literatur ausgefüllt wird, hat Rec. bey der Beurtheilung des erſten Theils ausgeſprochen, und bezieht ſich hier ganz auf daſſelbe, um unnöthige Wiederholung zu vermeiden, und mehr Raum für einzelne Bemerkungen zu gewinnen, welche den gelehrten Verf. vielleicht veranlaſſen, einigen ſchwierigen Gegenſtänden noch mehr, als bereits geſchehen iſt, ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Es dürfte dieſes um ſo viel nothwendiger ſeyn, je ſicherer das Buch bey ſeinem großen Umfange und ſeiner Reichhaltigkeit nebſt vorzüglicher Deutlichkeit in den Händen aller derjenigen ſich befinden wird, welche eine vollſtändige Ueberſicht der Naturlehre zu erhalten wünſchen, wozu es ohne Streit bey weitem mehr als zu einem Compendio beym mündlichen Vortrage geeignet iſt. Uebrigens iſt dieſer zweyte Band noch ungleich wichtiger, als der erſte, inſofern er gerade diejenigen Lehren enthält, welche durch die neueſten Unterſuchungen ſo ausnehmend erweitert wurden, und dennoch dem eifrigſten Forſcher ſo viel Dunkeles und Räthſelhaftes, durch künftige Bemühungen vielleicht zu erhellen übrig laſſen.

Die Lehre vom Schalle nimt 72 Seiten ein. Rec. wüßte kaum irgend etwas aufzufinden, was nach ſeiner Anſicht anders dargeſtellt oder als Ergänzung noch hinzugefügt werden könnte, einen Auszug aber wird keiner der Leſer dieſer Anzeige erwarten. Inzwiſchen ſcheinen folgende Kleinigkeiten einer näheren Berückſichtigung nicht unwerth zu ſeyn. Ueber die durch drehende Bewegung entſtehenden Töne wird S. 30 richtig bemerkt, daß ſie tiefer ſind, als die durch Longitudinal-Schwingungen

erhaltenen. So weit eigene Beobachtungen, übereinſtimmend mit einer mündlichen Angabe des Hrn. Chladni reichen, beträgt das Intervall allezeit genau eine Quinte. Daß die Stärke des Schalles im Verhältniß des Quadrates der Entfernung abnehme, folgt weder unmittelbar theoretiſch, noch ſtimmt es genau mit der Erfahrung überein, wie bey der Verbreitung des Lichtes der Fall iſt, man mag die Schallſtrahlen für wellenartige Undulationen halten, oder den Fortgang des Schalles aus dem Stoße der elaſtiſchen Elementartheilchen der Körper erklären, wovon man ſich am leichteſten überzeugt, wenn man nicht bloß auf die Fortleitung durch die Luft, ſondern zugleich auf die durch feſte und tropfbar flüſſige Körper Rückſicht nimt. Bey der Erklärung der Wirkung des Hörrohrs S. 60 hat der Verf. ſehr richtig bemerkt, daß dieſelbe nicht geradezu aus der Vereinigung vieler Schallſtrahlen in einen engeren Raum abgeleitet werden kann, denn bekanntlich bewirkt der weiteſte hohle Kegel, wenn er mit der Spitze in das Ohr gehalten wird, gar keine Verſtärkung des Schalles. Eben deswegen aber ſcheint es nicht ganz angemeſſen, daſſelbe auch nur gewiſſermaßen ein umgekehrtes Sprachrohr zu nennen, und es iſt vielmehr wichtig, bey der keineswegs hinlänglich genau erforſchten Conſtruction eines ſo weſentlichen Apparates vorzüglich darauf Rückſicht zu nehmen, daß der Schall ſich in Windungen fangen muß, worauf auch der Bau des äußern Ohres führt. Ein trompetenartiges Rohr verſtärkt den Schall gar nicht, ſo lange es gerade iſt, ſobald es aber ſchneckenförmig gewunden wird, zeigt es eine ſehr auffallende Wirkung. Den Effect der Reſonanzböden möchte Rec. nicht ſowohl von den eigenthümlichen Schwingungen derſelben, und einem hieraus entſtehenden Mittönen ableiten, wie dieſes S. 69 geſchieht, als vielmehr darauf zurückführen, daß die Schallwellen an demſelben eine elaſtiſche Stütze finden, und dadurch ſchärfer und deutlicher zurückgeworfen werden, nach einem groben Vergleiche etwa in der Art, wie ein geeigneter Fußboden dem Balletttänzer hilft. Eben ſo dürfte eine Hauptbeſtimmung des Tympanum im menſchlichen Ohre bloß die ſeyn, die inneren Theile gegen den freyen Zutritt der Luft und daraus entſtehende Verletzung zu ſchützen.

Mit gleicher Vollſtändigkeit und genauer Beſchreibung der wichtigſten Verſuche und dazu erforderlichen Apparate ſind die Erſcheinungen der Wärme im zehnten Hauptſtücke von S. 73 bis 202 abgehandelt. Eine ziemlich detaillirte Beſchreibung der Apparate zur Heitzung mit Dämpfen und der Dampfmaſchinen S. 181 gehört zwar eigentlich in die Technologie; allein wegen der großen Wichtigkeit und vielfachen Anwendung ſolcher Maſchinen werden bey weitem die meiſten Leſer das Beygebrachte mit Vergnügen aufnehmen. Daß etwas Weſentliches in dieſem weitläuftigen Abſchnitte ausgelaſſen ſey, wüßte Rec. nicht nachzuweiſen, und eben ſo vermag er keine bedeutende Einwendung weder gegen den Inhalt, noch gegen die Art der Darſtellung beyzubringen. Als unbedeutende Kleinigkeiten ließen ſich anführen, daß §. 594. ſtatt Wirkungen, wodurch die Wärme zur gebundenen wird, wohl Urſachen oder Bedingungen ſtehen müßte. Nicht völlig genau iſt auch die Angabe S. 85, daß Newton die jetzt üblichen feſten Punkte, als ſolche, bey ſeinem Leinöl-Thermometer zum Grunde gelegt habe, ſondern dieſe waren vielmehr der Punkt des ſchmelzenden Eiſes und der natürlichen menſchlichen Wärme, deren Differenz er in 12 Theile theilte, und ſolcher Grade 34 beym Sieden des Waſſers fand. Als Normalſtand des Barometers bey der Beſtimmung des Siedepunktes nimt man, ſo viel Rec. weiß, in Deutſchland allgemein 28 par. Zoll an, in Frankreich $0^m,76 = 28$ Z. 0.905 Lin., allein dieſes iſt etwas geringer als der mittlere Barometerſtand im Niveau des Meeres, welcher, wenigſtens in mittleren Breiten, zu 28 Z. 2 L. ziemlich übereinſtimmend gefunden iſt. Es läßt ſich demnach S. 89 nicht füglich ſagen, daß es vielleicht räthlich ſey, den mittleren Barometerſtand an der Meeresfläche von 28 Z. als Normalſtand bey der Beſtimmung des Siedepunktes anzunehmen. Daß Rumford's Thermoſkop S. 95 von einem deutſchen Phyſiker, Schmidt in Gießen, erfunden iſt, und vom Grafen Rumford bloß den Namen, ſo wie im Leslie'ſchen Differential-Thermometer eine Abänderung erhalten hat, ſollten deutſche Phyſiker um ſo weniger unbemerkt laſſen, je eifriger die Ausländer auf das Prioritätsrecht bey ihren Erfindungen halten; auch darf nicht überſehen werden, daß keineswegs die Luft, ſondern

die Dämpfe des Weingeiſtes die eigentliche thermoſkopiſche Subſtanz in demſelben ausmachen. Bey der Beſtimmung der Wärme, welche Waſſer erfordert, um in Dampf überzugehen, bezieht ſich der Verf. S. 153 bloß auf die Verſuche von Black, obgleich dieſer Gegenſtand ſpäter von andern mit nicht durchaus übereinſtimmenden Reſultaten unterſucht iſt; auch hätte bey der Erwähnung des Leslie'ſchen Verſuches der Kälte-Erzeugung durch verdampfendes Waſſer und Eis S. 157 füglich die große, ſelbſt das Queckſilber zum Gefrieren bringende Kälte, welche durch dieſes Mittel erhalten wird, erwähnt werden können. Uebrigens war Papinus, der Erfinder des Digeſtors, kein Engländer, wie S. 151 angegeben wird, ſondern ein franzöſiſcher Arzt aus Blois, welcher religiöſer Streitigkeiten halber nach Marburg kam.

Von S. 203 bis 405 nehmen die optiſchen Unterſuchungen ein, anſcheinend ein großer Raum, aber man darf dennoch den Vortrag eher kurz und gedrängt, als weitläuftig und gedehnt nennen. Die geometriſche Conſtruction der Erſcheinungen des Lichtes hat unter den ſtreng wiſſenſchaftlichen Phyſikern einmal eine gewiſſe Beſtimmtheit erhalten, ſo daß hierin eine größere Uebereinſtimmung als in der Art der Darſtellung der übrigen Abſchnitte herrſcht, und es würde daher überflüſſig ſeyn, den Gang, welchen der Verf. gewählt hat, genauer zu bezeichnen. Inzwiſchen darf nicht unbemerkt bleiben, daß auch die neueſten Unterſuchungen, namentlich der Polariſation des Lichtes vollſtändig und ausnehmend klar vorgetragen ſind. Vermißt hat Rec. in dieſem Abſchnitte gar nichts, jedoch hätte bey der Beſchreibung der Linſengläſer S. 203 oder noch zweckmäßiger bey der Erklärung des Sehens S. 369 die Wirkung der Brillen und Lorgnetten bey abnormen Augen, und die Methode ihre Form in jedem einzelnen Falle zu beſtimmen, genauer angegeben werden können, indem dieſes im Allgemeinen für viele und ſpeciell für Aerzte von großer Wichtigkeit iſt. Unter den mineraliſchen Subſtanzen S. 397, welche vorzugsweiſe durch den Einfluß des Lichtes verändert werden, hätte billig die mit Alcohol verdünnte blutrothe anthrazothionſaure Eiſentinktur nicht übergangen werden ſollen, weil dieſe nächſt dem Hornſilber die auffallendſte Wirkung zeigt. Ueber

das Weſen des Lichtes entſcheidet der Verf. aus begreiflichen Gründen nicht, zeigt ſich aber durch die Wiederlegung der Gegengründe S. 401 geneigt, auf die Seite derjenigen überzugehen, welche Wärme und Licht für identiſch halten. Unter den Gegengründen iſt aber ein hauptſächlicher nicht erwähnt, welcher aus dem Latent- und wieder Freywerden der Wärme als ſolcher, und dem Binden und Entbinden des Lichtes in manchen Lichtſaugern ohne Veränderung ſeines Weſens nach Grotthuß und andern unleugbar hervorgeht. Wollte man annehmen, daß das Licht im Uebergange zur Wärme ſeine Natur ändere, ſo müßte dieſen genannten Erſcheinungen zufolge doch der eigentliche Grund dieſer Veränderung näher nachgewieſen werden. Die bekannten Herſchelſchen Verſuche, wonach es im Farbenbilde neben den rothen Strahlen noch weniger brechbare wärmende giebt, ſind zwar erwähnt, zugleich aber auch die dagegen beweiſenden von Böckmann und Berard nicht verſchwiegen. Unter dieſen beyden hat der erſtere mit ſo feinen Wärmemeſſern und mit ſo großer Vorſicht gearbeitet, daß nach des Rec. Ueberzeugung hierdurch die Behauptung genügend widerlegt iſt. Die ſogenannten ſubjectiven oder zufälligen Farbenerſcheinungen, will der Verf. mit Herrn v. Göthe phyſiologiſche genannt wiſſen, worin Rec. vollkommen beyſtimmt, ſo wie auch in dem Vorſchlage, die durch krankhafte Affection des Auges entſtehenden Farben pathologiſch zu nennen. Wenn aber der Verf. S. 306 behauptet, daß das Bild eines durch ein Hohlglas geſehenen Gegenſtandes entfernter zu ſeyn ſcheine, als ohne daſſelbe, weil zugleich eine Verkleinerung bewirkt wird, ſo iſt dieſes mindeſtens nicht ſcharf genug beſtimmt. Um ſich nämlich zu überzeugen, daß das Hohlglas, der geometriſchen Conſtruction völlig gemäß, das Bild des Gegenſtandes näher bringt, ſo daß es der Verkleinerung ungeachtet wirklich in größerer Nähe geſehen wird, darf man nur den nämlichen Gegenſtand, z. B. eine Mauer, eine Barriere u. dgl. zum Theil durch ein Hohlglas, zum Theil neben demſelben vorbey mit unbewaffnetem Auge betrachten, um ſich zu überzeugen, daß der durch das Glas geſehene Theil näher gebracht wird; ein belehrender Verſuch, den man auch mit einem holländiſchen Perſpective anſtellen kann. Auf gleiche Weiſe iſt es

keineswegs richtig, wenn ebendaſelbſt behauptet wird, das Bild, welches eine convexe Linſe erzeugt, werde hinter derſelben geſehen, da es doch eigentlich vor derſelben ſtehen müſſe; vielmehr wird das Bild wirklich vor derſelben, und zwar genau an der durch die Zeichnung angegebenen Stelle geſehen, wovon man ſich überzeugen kann, wenn man ein Fernrohr ohne Ocular auf einen entfernten Gegenſtand richtet, und aus einer Entfernung von einigen Füßen das darin entſtehende Bild betrachtet. Die Geſchwindigkeit des Lichtes wird nach S. 221 ſo angegeben, daß den Erfahrungen der Aſtronomen zufolge der mittlere Halbmeſſer der Erdbahn in 8′ 7″,5 durchlaufen wird; allein die neueſten und genaueſten Rechnungen geben 8′ 13″,2 nach Delambre Aſtron. Th. 3. S. 106, womit auch die aus der Aberration neuerdings gefolgerte Geſchwindigkeit von 8′ 17″,91 nach v. Lindenau in Bode aſtr. Jahrb. 1820. S. 210 beſſer übereinſtimmt. Zu S. 368 ließe ſich noch bemerken, daß das Doppeltſehen der Gegenſtände nicht bloß durch Trunkenheit und heftige Affecte, ſondern auch durch krankhaften Zuſtand der das Auge bewegenden Muſkeln hervorgebracht wird, wie Rec. in einigen Fällen erfahren hat.

So aufmerkſam auch Rec. den folgenden Abſchnitt bis S. 564, worin die Electricitätslehre abgehandelt wird, in der Abſicht durchgeleſen hat, um nichts von demjenigen zu überſehen, was nach ſeiner Anſicht anders dargeſtellt werden könnte, oder um aufzufinden, was als Wiſſenswürdiges übergangen ſeyn möchte; ſo iſt ihm doch nichts Weſentliches dieſer Art vorgekommen, und es mögen daher nur folgende Bemerkungen hier Platz finden. Die gefärbten Lichtenbergſchen Figuren nach S. 424 werden leichter und wohlfeiler mit Mennig und Schwefelblumen, als mit dem rothen Queckſilberoxyd und den letzteren erhalten; auch hätte wohl bemerkt werden können, daß ein ſolches gemiſchtes Pulver durch das Beuteln in ſeinen beyden Beſtandtheilen verſchieden electriſch, und daher auf den Figuren getrennt wird, wodurch der Verſuch an Intereſſe ausnehmend gewinnt. Bey den Electroſcopen S. 426 iſt es gewiß nicht überflüſſig, dasjenige zu erwähnen, welches aus einer ſehr feinen Flaumfeder an einem ſeidenen Faden aufgehangen beſteht, und ſich durch ſeine Empfindlichkeit nicht weniger als

durch ſeine Wohlfeilheit empfiehlt, indem Rec. noch zweifelhaft iſt, ob es wohl ein empfindlicheres Electroſcop giebt, als dieſes. Der Mechanismus bey der S. 487 angegebenen und in der 298ſten Figur gezeichneten Zündlampe, wodurch dem Strome Waſſerſtoffgas der electriſche Funke zugeführt wird, iſt nach der älteren Art etwas zu complicirt; viel einfacher iſt derſelbe bey denjenigen Maſchinen, welche gegenwärtig im nördlichen Deutſchlande, namentlich in Göttingen verfertigt werden. Daß der bloße Druck, vorzüglich beym isländiſchen Kalkſpath, Electricität errege, hat der Verf., wie ſich von ſelbſt verſteht, S. 559 anzugeben nicht vergeſſen. Intereſſant aber wird es ihm ſeyn, wenn Rec. verſichert, unter vielen andern zufällig ein Stück Doppelſpath gefunden zu haben, welches ſeit einem Zeitraume von etwa acht Monaten nicht aufhört, jederzeit (am Bohnenbergerſchen Electrometer) auch ohne Druck oder ſonſtige Veränderung Electricität zu zeigen, ſelbſt wenn es nicht mit der Hand, ſondern bloß mit einem Zängelchen angefaßt, und dem Electrometer genähert wird. Neu war für Rec. die Angabe S. 445, daß bedeutend dicke Glasſtangen weniger als dünnere iſoliren ſollen, wenigſtens erinnern wir uns in dem Augenblicke nicht, dieſes als Reſultat genügender Beobachtungen irgendwo aufgeſtellt gefunden zu haben. Zugleich aber hätte wohl können angeführt werden, daß dunkelbraunes Schellack unter allen Subſtanzen am beſten iſolirt, und in feine Stangen ausgezogen zu feinen Verſuchen am tauglichſten iſt. Die unmeßbare Geſchwindigkeit der Electricität in leitenden Körpern nach S. 472 bedarf noch wohl näherer Beſtätigung, indem Singer die Gültigkeit der Watſonſchen Verſuche in Zweifel zieht (S. Electricitätslehre d. Ueb. S. 93), und zwar nach unſerer Ueberzeugung mit Recht; denn es ſtreitet ſchon der Widerſtand dagegen, welchen der electriſche Strom in langen Leitern findet, weswegen er unter Umſtänden die trockne Luft auf kurze Strecken durchbricht, um einen näheren Weg zu finden, wie S. 471 richtig angegeben wird. Wenn es aber S. 508 für etwas Merkwürdiges ausgegeben wird, daß Metalle und Kohlen als beſte Electromotoren zugleich für den Magnetismus am fähigſten ſeyn ſollen; ſo kann Rec. hierin keine große Analogie finden. Der Magnetismus nämlich

wählt aus der großen Zahl der Metalle bloß drey zu ſeinem Sitze aus, nämlich Eiſen, Nickel und Kobalt, welche aber in der Reihe der Electromotoren keine ſonderliche Rolle ſpielen; und an die Kohle für ſich kann der Magnetismus außerdem nicht gebunden werden, ſondern ſie bewirkt bloß, daß das Eiſen denſelben dauernder feſthält. Zwar führt der Verf. §. 925. noch die früheren Beobachtungen an, wonach alle Körper mehr oder minder vom Magnete afficirt werden ſollten; allein man weiß wohl, daß der größte Theil dieſer Beobachtungen denjenigen Theorieen zu gefallen gemacht wurde, welche billig erſt auf genügende Erfahrungen hätten gegründet werden ſollen. Später hat ſich der Magnetismus bloß auf die genannten drey Metalle reducirt gefunden, im polariſchen Serpentin iſt das magnetiſche Eiſen entdeckt, und Coulomb ſelbſt hat ſeine frühere Behauptung einer magnetiſchen Anziehung aller oder der meiſten Stoffe nach ſpäteren genaueren Verſuchen zurückgenommen, wie Biot T. III. p. 117 aus ſeinen Papieren ausführlich berichtet. Ueberhaupt kann Rec. die §. 927. erörterte Aehnlichkeit zwiſchen dem Magnetismus und der Electricität keineswegs ſo hervorſtechend finden, daß ſie nicht durch die große Verſchiedenheit beyder ausnehmend überwogen würde. Letztere zeigt ſich vorzüglich in der eigentlichen und wahren Polarität des Magnets rückſichtlich auf den Erdkörper auf eine ſolche Weiſe, daß man bey einer genauen und mit Scharfſinn geſchehenen Feſtſtellung des Begriffes kaum einſieht, wie die ſogenannte Polarität der Electricität hiermit identiſch angenommen werden kann. Eben deswegen aber hätte man die, offenbar aus der Frankliniſchen Hypotheſe entſtandene, und dieſer allein zuſagende Bezeichnung von +. und —. Electricität auf den Magnetismus nicht übertragen ſollen, weil wir doch einmal nicht umhin können, bey einer Bezeichnung auch den eigentlichen Begriff des Zeichens mit aufzufaſſen. Solche anſcheinende Kleinigkeiten verdienen ſo viel größere Aufmerkſamkeit, je mehr ſie geeignet ſind, die Erforſchung des Weſens der Dinge zu erleichtern oder zu erſchweren. Ob aber die ſogenannten trocknen Säulen ihre Wirkſamkeit wirklich im ſtrengen Sinne des Wortes bleibend behalten, nach S. 600, und dieſelbe nicht vielmehr durch eine

langſame Oxydation bedingt wird, iſt bis jetzt noch keineswegs entſchieden. Eine ziemlich gemeine irrige Behauptung, daß der Magnet nicht durch flaches Eiſen wirke, wird auch vom Verf. S. 568 wiederholt. Wahr iſt es allerdings, daß ein Magnet durch ein flaches Eiſen kein anderes Eiſen von einigem Gewichte anzieht, weil eine flache eiſerne Tafel, den Erſcheinungen bey der Electricität gerade entgegengeſetzt, nicht zum neuen Magnete gebildet wird. Wenn man aber den durch eine eiſerne Platte getrennten Magnet einer Magnetnadel nähert, nimt man die durchgehende Wirkung deſſelben ſehr bald wahr. Uebrigens wird der Leſer auch in dieſem Abſchnitte über den Magnetismus die nämliche Befriedigung finden, als in den übrigen.

Um dem ganzen Werke den erforderlichen Grad der Vollſtändigkeit zu geben, wird im vierzehnten und letzten Hauptſtücke noch von den irdiſchen Erſcheinungen im Großen, d. h. in vier Abſchnitten von dem feſten Lande, dem Meere, den Gewäſſern des feſien Landes und der Inſeln und von der Atmoſphäre gehandelt. Der Verf. hat hierbey eine gleiche Vollſtändigkeit, als bey den übrigen Unterſuchungen nicht beabſichtigt, indem er nur Einiges, und wie ſich von ſelbſt verſteht, das Wiſſenswürdigſte beyzubringen verſpricht. Inzwiſchen wird niemand auch dieſen Theil des Ganzen ohne Befriedigung leſen. Rec. begnügt ſich, einige wenige Bemerkungen hierüber beyzubringen. Rückſichtlich auf die Bildung der Erde neigt ſich der Verf. im Ganzen zum Neptunismus, weswegen er auch Baſalt und Wacke nicht zu den vulcaniſchen Producten zählt, und bloß angiebt S. 614, daß Obſidian und Bimsſtein von m a n c h e n Mineralogen für Laven gehalten werden. Unter den Urſachen des Oſtſtromes S. S. 625 hätte wohl die Strömung des Waſſers von den Polen nach dem Aequator und die öſtliche Richtung deſſelben als Folge der Rotation des Erdkörpers eine Stelle verdient. Daß der Spiegel des Caspiſchen Meeres nicht erhöhet werde, iſt wohl ſo ausgemacht, daß es S. 633 nicht wohl heißen dürfte, es ſcheine ſo; und die Richtigkeit der früheren Vermuthung von unterirdiſchen Canälen nach dem ſchwarzen Meere iſt längſtens erwieſen. Zur Erklärung des Zodiacal-Lichtes wird S. 649

die Mairan'ſche Hypotheſe angeführt, ohne der beſtimmten Aeußerung von Laplace, daß dieſe nach Gravitationsgeſetzen unmöglich ſey, zu erwähnen, welches doch bey der Beſtimmung des Werkes zum Selbſtunterrichte wohl nicht überflüſſig geweſen wäre.

Rec. beſchließt hiermit ſeine Beurtheilung dieſes höchſt ſchätzbaren Lehrbuches in der feſten Ueberzeugung, daß der Verf. ſowohl als das richtende Publicum bald finden werden, mit welcher Sorgfalt er daſſelbe durchgeleſen, und alles angemerkt habe, wodurch die fraglichen Punkte aufs Neue zur Unterſuchung kommen können, und der gelehrte Verf. veranlaßt werden mag, dasjenige zu verbeſſern, was er ſelbſt dazu für geeignet hält. Zu dieſem Ende mögen denn auch noch folgende ſinnentſtellende Druckfehler hier einen Platz finden. S. XI. Voigt's Mag. nicht 10, ſondern 12 Bde. Ebend. Journal de ph. u. ſ. w. ſtatt Annales de chim. et de phys. S. 141 ſteht 39°, ſtatt — 39°. S. 331 Z. 19 Converlinſe, ſtatt Concavlinſe. S. 396 Z. 6 v. u. am wenigſten, ſtatt am meiſten. S. 491 Munke, ſtatt Meinike. S. 537 werden die kleinen Scheiben der trocknen Säulen zu 2 Zoll angegeben, wahrſcheinlich ſtatt 1/2 Zoll. S. 581 Z. 10 v. u. nimt ab, ſtatt nimt zu; auch wird S. 490 abermals, wie im erſten Theile, Querike ſtatt Guericke geſchrieben.

Auch dieſem Theile ſind 20 Tabellen von ungemein nützlichem Inhalte aus den abgehandelten Gegenſtänden hinzugefügt, welche die Brauchbarkeit des Buches unleugbar erhöhen.

Heidelberg,

Engelmannſche Buchdruckerey.

No. 59. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Curae Hexaplares in Jobum. E Codice Syriaco Hexaplari Ambrosiano - Mediolanensi. Scripsit Henr. Middeldorpf, Phil. et Theol. Dr. hujusque P. P. O. in Univers. litt. Vratislaviensi. Vratislaviae. Bey Holäufer. 1817. 112 S. in 4.

Der Verf. erhielt, durch Veranlaſſung Ol. Tychſens, von Herrn Prof. Norberg deſſen Abſchrift des Mayländiſchen in ſeiner Art einzigen Ms. der ſyriſch-hexaplariſchen Ueberſetzung von Hiob, Pſſ. Prov. Ekkleſiaſtes, Hohem Lied, Klagl. Jeſaias, Daniel und den 12 kl. Propheten. Herrn Hofrath Eichhorn verdankt der Verf. zwey Abſchriften der ſyriſch-hexaplariſchen Ueberſetzung vom vierten Buch der Könige. Daniel iſt ſchon von Bugati edirt (1788. 4.). Daher giebt M. S. VI. VII. einige Verbeſſerungen. Norberg ſelbſt hat (Lund 1787. 4.) Jeremias und Ezechiel nach dem Ambroſian. Codex herausgegeben. Manches in den verſchiedenen hexaplariſch-griechiſchen Verſionen haben dadurch Spohn, Bruns, Schleuſner verbeſſern können. Zu dieſem Zweck giebt Herr M. ſeine Collation des hexaplariſch-ſyriſchen Hiob, zum Theil mit Bemerkungen, vorzüglich auch zu Vermehrung des Syriſchen Lexicaliſchen, noch vieler Nachträge bedürfenden Sprachſchatzes. — Mit Vergnügen will Rec. ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe gelehrte Bemühungen beweiſen.

Nach der Unterſchrift des Codex wären eigentlich alle daraus entſtehenden Arbeiten tetraplares zu nennen. Die Unterſchrift ſagt: desumtus est Jobus e Tetraplis [e quatuor divisionibus] antiquis. Hexaplaris iſt ein Codex nur, wenn er zu den vier Columnen griechiſcher Verſionen auch noch die zwey erſten hat, nämlich den hebr. und hebräiſch-griechiſchen Text.

I, 6. und in den parallelen Stellen ſteht für ὁ διαβολος im Syr. ܡܩܪܪܢܐ. Hr. M. denkt an eine Ableitung von ܡܪܪ, woher ܡܪܪܢܐ irritator (Erbitterer) oder von ܡܪܝ im Widerſtreit heftig ſeyn (= dem מוֹרֶה μωρὲ Widerſacher, Rebell, Matth. 5, 22.); מְרַמִּינָא für διαβολος ſtammt von רְמָה, מִרְמָה ܪܡܐ; werfen, etwas auf einen als Vorwurf, oder als Täuſchung. ſ. Caſtell. Heptagl. Fol. 3591. Nr. 8. 9. oben. — I, 8. wird die Bedeutung Diener, עֶבֶד für das Syr. ܡܢܝܚܢܐ, welches zuerſt Schindler in dieſer Bedeutung bemerkte, durch mehrere Stellen beſtätigt. Vgl. Caſtell. Fol. 2242. Nr. 8. 9. Wie ſollte aber dieſe Bedeutung von נוּחַ ruhen, מֵנִיחַ ruhen machend, abſtammen. Rec. findet darin die im Arab. übrige Grundbedeutung von נוּחַ. ناخ iſt eigentlich ſich niederlaſſen zur Erde, wie das Kameel procumbit, wenn es ſich eine Laſt auflegen läßt. Daher entſteht die Bedeutung ruhig ſeyn, ablaſſen. Aber מְנִיחָנָא iſt ein procumbens Deo s., Domino und ſo ein Diener. Vgl. مُناخ, أناخة Caſtell. 2243. Nr. 23. 24.

II, 4. ſteht für לְבַלְּעוֹ am Rande des Codex: ܠܡܛܒܥܘܬܗ καταποντισαι αυτον. ܛܒܥ iſt untertauchen, und daher dieſe Stelle ſehr brauchbar, um auch im N. T. βαπτιζειν zu erläutern, wenn es vom Untertauchen in Unglück und Gefahr vorkommt; wie Luk. 12, 50. — II, 12. ſteht für καταπασαμενοι γην Syr. ܐܬܦܠܚܘ. Der Verf. ſetzt dabey: quae vitiose scripta sunt pro ܐܬܦܠܦܠܘ a rad. ܦܠܦܠ volutavit se, verbum in Cod. Hexapl. et Jerem. 6, 26. pro καταπασσω usurpatum. Schwer aber iſt doch eine ſolche Verwechslung der Züge anzunehmen. Da מָלַח auch salire, sale conspergere bedeutet, ſo möchte es leicht für זָרַק ſtehen können. Uebrigens ſetzt die Form καταπασαμενοι auch im Präſens

καταπαζω, nicht καταπασσω, voraus. — Zu Vs 16. נֵפֶל wird richtig bemerkt, daß ܢܦܠܐ nicht ܢܦܠܐ abortiren bedeute. Es iſt Fehlgeburt von ܢܦܠ irren, abirren.

II, 17. hat der hexaplar. Syrer ſchon ἐξέκαυσαν überſetzt. ܘܐܘܩܕܘ Dies beweiſt aber nur, daß der Text damals ſchon verdorben war. Die Verbeſſerung von Schleußner — εξεπαυσαν = חָדְלוּ iſt dennoch zuverläſſig richtig. Ebenſo Vs 19. die Kreyſſigiſche: τοις εν οδυναις ψυχης ſtatt ταις εν οδυναις ψυχαις. Der hexaplar. Syrer hat auch hier ſchon verdorbenen Text. Und eben dieſes, daß dieſe Syriſche Uebertragung ſchon einen deteriorirten Text vor ſich hatte, zeigt ſich aus manchen andern Beyſpielen; wie 26, 22., wo αδυνατους doch gewiß in δυνατους zu ändern iſt. Doch iſt 19, 26. dieſer Syrer nicht für αναντλεω, was nur am Rande angedeutet wird, ſondern für ανατλαω. — Bey II, 24. wird für וַיִּתַּכוּ als Aquila's Ueberſetzung angeführt ܘܢܬܩܪܒ et appropinquabit. Sollte vielleicht, da bey Montfaucon ein Αλλος hat: και χυθησεται, im ſyriſchen Codex das Wort ܢܬܫܦܟ ſtehen?

XIX, 7. hat der Herausg. ſehr gut auf ܠܚܛܘܦܝܐ = חָמָס vermuthet. πειρατηρια Vs 12. iſt ܓܝܣܐ Heere, Heerhaufen, überſetzt. Vgl. جوش exercitum collegit, conscripsit. Auch hier iſt das ش = ס ܣ. Bey Vs 20. vindicirt Hr. M. mit Recht das Verbum ܠܩܛ εκτιλλω ausrupfen, auch dem ſyriſchen Lexicon, da es jetzt nur im chald. ſteht. — Von Vs 23. findet ſich nichts. Bey Vs 24. hat der Rand den ſinnerklärenden Zuſatz לסהדותא aus Theodotion = εις μαρτυριον. Deswegen allerdings, um auch wenn er geſtorben ſeyn werde, noch einen Zeugen für ſich, einen Vertheidiger ſeiner Sache, hinter ſich zurückzulaſſen, wünſcht Hiob ſo ſehr, daß ſeine Feuerreden (מִלִּים, מִלָּה von مل) in Schrift, in Stein, aufgezeichnet wären.

XX, 26. hat der Vatican. Text der LXX πυρ ἀκαυστον. Der Rand erklärt dies auf ſyriſch durch ασβεστον. (Ebenſo hat der Codex Alex. edit. Breitinger.) Sollte nicht im Griechiſchen απαυστον zu leſen ſeyn, ein Feuer, das nicht aufhören kann? Ein πυρ ἀκαυστον wäre doch ein Feuer, das nicht brennen kann, nicht aber ein ſolches, das nicht verbrennen könnte.

XXI, 9. wird bemerkt, wie der ſyriſche Ueberſetzer öfters ܟܗܢ für ευθυνω ſetze. Der Verf. emendirt dadurch andere Stellen, wo jetzt ευθηνεω ſteht (Pſ. 122, 4. 127, 3. Thren. 1, 5.), der Syrer aber כַּהֵן überſetzt. Allein die Leſeart von ευθηνεω iſt in dieſen Stellen und Hiob 21, 9. nicht zu ändern, weil der hebr. Text und Context nur mit dieſer übereinſtimmt. Es fragt ſich vielmehr, ob der Syrer bey ſeinem כהן irgend an ευθυνω gedacht habe? oder ob er ſein כהן für Wohlbefinden = ευθηνεω ſetze? Wie regio more vivere bedeuten kann im Vollauf leben, ſo kann der Begriff: leben wie ein Prieſter, auch ſich wohlbefinden bedeuten. Auch Hiob 3, 18., wo der Syr. Hexaplaris ſein ܟܗܢ ſetzt, iſt ευθηνησαν ſie haben ſich wohlbefunden, die nicht zu ändernde ächte Leſeart. Es wäre alſo ſehr unſicher, aus dieſen Stellen in die Lexica aufzunehmen: ܟܗܢ bedeute etwas recht machen; ungeachtet Caſtellus einige Stellen ſo deutete und es angenehm ſeyn könnte, als Grundbedeutung von כֹּהֵן = Prieſter annehmen zu können, es bedeute ἐυθυνων recte agens, officio rite fungens u. dgl. Steht irgendwo ܟܗܢ in Stellen, wo ευθυνω ſicher die ächte Leſeart iſt?

XXI, 13. wird eine unbekannte, richtige Umſchreibung von dieſer Stelle, nach Symmachus, gewonnen: et velociter, neque aegroti, neque cruciati, ad inferos abeunt. — Vers 18. ſteht für αχυρα ܠܬܒܢܐ = תֶּבֶן — ܥܠܥܠܐ iſt als heftiger Sturmwind λαιλαψ ſchon bey Caſtell. nach Bar Bahlul und aus mehreren Stellen nachgewieſen, zu denen nun auch der Syrus Hexaplaris Hiob 21, 18. Jeſ. 41, 16. Aq. hinzuzufügen iſt.

XXVIII, 26. wird bemerkt: revera ουτως ιδων ηριθμησε omittitur in Cod. Syr. (Hexapl.). Steht denn aber gar nichts, und nicht ὑετὸν oder ὑετω für ιδων in dieſem Texte?? = לְמָטָר.

Sehr erwünſcht würde es im Ganzen ſeyn, wenn, nachdem der Verf. ſo viele Mühe auf dieſe Collation verwendet hat, zur Zeiterſparniß für alle Freunde des Fachs am Ende in eine Ueberſicht zuſammengeſtellt wäre, was für die Vollſtändigkeit des tetraplariſchen Textes durch dieſen Codex gewonnen iſt.

H. E. G. Paulus.

Nonnulla de significatu Canonis in Ecclesia antiqua ejusque serie rectius constituenda. Göttingiſches Oſterprogramm von 1820. 120 S. in 4.

Der ſelbſt durch Kränklichkeit nicht geminderte Fleiß des Verf., Hrn. Prof. Planck, giebt hier einen Vorſchmack der Unterſuchungen, welche man in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in die Bücher des N. Teſtaments zu erwarten hat. Sein Zweck iſt, die Bedeutungen des Wortes κανων und der verwandten theils beſſer zu ordnen, theils zu berichtigen. Das Ordnen geht davon aus, daß Kanon a. phyſiſch genommen, ſey Norm, Regel; dann b. kirchlich gebraucht, bedeute dieſes Wort α. das Urchriſtliche der Glaubens- und Sittenlehre, als Regel der Wahrheit, wie regula veritatis vorkommt bey Irenäus 3, 11. von dem Inhalt des Evang. Joh. als ächter Gnoſis von Gott und dem Logos gegen die ausſchweifende und gleichſam gränzenloſe der blos phantaſtiſchen Gnoſtiker; β. die Bücher, welche dieſe Regel des chriſtl. Glaubens und Lebens enthalten. κανων = τα βιβλια του κανονος, wie νομος = βιβλια του νομου. Der Verf. erinnert hier, daß der letztere Ausdruck ſchon 1 Makk. 1, 57. (d. i. in einem Buche, das, nach dem Schluß 16, 23. 24., doch jünger als die Lebenszeit des Johann Hyrkanus, ſpäter als 107 Jahre vor Chr. geweſen ſeyn muß) vorkomme, da des Antiochus Epiphanes Verfolger der jüdiſch-eigenthümlichen

Lebensweiſe και τὰβιβλία τοῦ νόμου ενεπυρισαν πυρι, κατασχισαντες. Και οπου ἑυρισκετο παρα τινι βιβλιον διαθηκης (סֵפֶר הַבְּרִית zuerſt Exod. 24, 7. die früheſte Urſchrift der 10 Gebote und allererſten Moſaiſchen K. 21. bis 23. verzeichneten Geſetzgebung, alsdann ſpäter = der ganzen Thorah) το συγκριμα του βασιλεως εθανατον αυτον. Endlich — γ. nannte man κανων die (nach menſchlicher Kenntniß von der Apoſtolicität dieſer βιβλιων beſtimmte) ganze geſchloſſene Sammlung der die Regel des Urchriſtenthums enthaltenden Schriften des Alten und Neuen Teſtaments; wie Rufinus in Expositione Symboli Apostolici librorum veteris Test. numero proposito das Wort gebraucht: haec sunt, quae Patres intra Canonem concluserunt. Wobey Rec. immer zu bemerken bittet, daß der Ausdruck κανων und ſelbſt auch der Begriff, gewiſſe Bücher für Regel des Glaubens und Lebens durch Beſchluß von Vorſtehern und Gemeinden zu erklären, erſt unter den Chriſten entſtund und von älteren Juden vor Chr. nicht nachzuweiſen iſt. Juden hatten eine — (wahrſcheinlich unter Johannes Hyrkanus, ehe die Secten der Phariſäer und Sadducäer getheilt ſich bildeten —) gemeinſchaftlich anerkannte Sammlung altheiliger Bücher, eine kleine bibliotheca sacra; der Inhalt derſelben war ihnen Regulativ, Kanon; aber die Sammlung als Sammlung, als abgeſchloſſenes Ganzes, wurde von ihnen nicht ſo benannt.

Nach Anerkennung der 3 chriſtlich-kirchlichen Bedeutungen proteſtirt dann der Verf. gegen die von Semler im 1. St. ſeiner (Bahn brechenden) Abh. von freyer Unterſuchung des Kanons §. 3. angenommene Bedeutung, daß κανων ein Verzeichniß der ἐνδιαθηκων γραφων = der zur chriſtl. διαθηκη (Dispoſition, Verfaſſung) gerechneten kirchlich vorlesbaren Bücher bezeichnet habe. Wenn es Semlers Sinn war, daß das Wort κανων an ſich ein Verzeichniß, und mehr nicht, im alten kirchlichen Gebrauch zu bedeuten gehabt habe, ſo war er allerdings unrichtig. Eigentlich aber wollte Semler nur die damals gewöhnliche Auslegung abſchneiden, als ob κανων ſey das Regulativ der Kirche, welche und wie viele Schriften aus der alten und neuen Dia-

theke nicht nur als göttliche, in göttlicher Begeiſterung verfaßte, ſondern auch als durchaus infallible gelten müßten. Das Eigenthümliche im kirchlichen Worte Kanon iſt immer: etwas regulirendes, zur Regel dienliches zu bezeichnen. Die zur Regel des urchriſtlich Wahren dienende ſchriftliche Ueberreſte hießen daher regelnde, κανονικοι, ad regulam formandam pertinentes, weil ihr Inhalt die Erkenntniß des Urchriſtlichen (hiſtoriſch) regelte, das erkannte Urchriſtliche aber weiter (dogmatiſch) Regel des Chriſtenthums der Folgezeiten ſeyn ſollte. An Verzeichniß als eigenthümlichen Begriff des Ausdrucks κάνων zu denken, wäre philologiſch unrichtig. Aber am Ende kommt doch, was Semler ausdrückte, mit der oben Nr. γ. richtig zugegebenen kirchlichen Wortbedeutung gar nahe zuſammen. Die Sammlung der zur Regel der Erkenntniß dienlichen Schriften wurde kurzweg Regel genannt, weil ſie das Regelnde umfaßte, und weil nicht mehr, als ſie enthielt, zum Regelnden in dieſem Sinn, zur Regel der Erkenntniß des Urchriſtlichen, gerechnet wurde. So iſt auch unſtreitig der Sinn der Stelle aus dem Concil von Laodicea, auf welche die Schmidtiſche Einleitung ins N. T. Bd. 1. §. 5. aufmerkſam machte: οτι ου δει ιδιωτικους ψαλμους λεγεσθαι εν εκκλησια, ουδε ακανονιστα βιβλια, αλλα μόνα τα κανονικα της καινης και παλαιας διαθηκης. Das kirchliche Wort κανονιζειν iſt: für regelnd erkennen, erklären. Gewöhnlich vor Kirchengemeinden vorgeleſen, durften alſo nicht werden die nicht als Regel der Erkenntniß des Urchriſtenthums kirchlich anerkannten Schriften = ακανονιστα = ου κανονιζομενα. Daher kamen auch ſelbſtgemachte Pſalmen nicht zur gewöhnlichen Anagnoſis. Daß hie und da etwas Neues, Erbauliches ꝛc. außer dem Gewöhnlichen vorgeleſen werden konnte, wovon Semler S. 11. 12. Beyſpiele anführt, iſt der Natur der Sache gemäß. Aber zu den kirchlich gewöhnlichen Vorleſungen, aus welchen die Menge das erſte Beginnen des Chriſtenthums ſicher erkennen ſollte, und welche man c. a. 418. canonicae lectiones nannte (ſ. Baron. ad hunc annum), ließ jenes Concilium, nicht mehr etwa, wie zuvor, auch einen Hermae Paſtor ꝛc. gebrauchen, ſondern nur die κανονικα της καινης κ. παλαιας διαθηκης die zur

Erkenntnißregel von der gedoppelten Religionsverfaſſung dienlich anerkannte Schriftreſte, welche man eben deswegen für dazu dienlich achtete, weil man ihre Aechtheit = Entſtehung durch ſolche, die das Urchriſtliche ſicher wußten, geſchichtlich anerkannte. Wegen dieſer anerkannten Dienlichkeit zur Erkenntnißregel hieß ein ſolcher alterthümlicher Ueberreſt liber regularis = κανονικος; inſofern man ihn aber deswegen öffentlich vorlas und ganz bekannt machte, hieß er: publica, d. i. in publicum edita, publicata, scriptura; wofür Hr. Pl. beſonders aus der alten latein. Ueberſetzung von Origenes Commentarien über Matth. 27, 9. anführt; in nullo regulari libro hoc [was 1 Kor. 2, 9. vorkommt] positum invenitur, nisi in secretis [dem vor dem Volk geheimgehaltenen] Eliae Prophetae. (Verwerfen wollte Origenes das vom Apoſtel Paulus gebrauchte gewiß nicht, aber geheimgehalten mochte es werden.) Item quod ait (Paulus): „Sicut Jamnes et Mambres restiterunt Mosi“ non invenitur in publicis scripturis, sed in libro secreto, qui supra scribitur: Jamnes et Mambres Liber. —

Rec. zu wiederholter Unterſuchung dieſer Bedeutungen und Begriffe durch die Abh. des Verf. angenehm veranlaßt, theilt hier gerne noch weitere Reſultate ſeiner Nachforſchungen mit.

Κανὼν, in der nicht blos techniſchen und phyſiſchen Bedeutung, iſt, alles zuſammengenommen, etwas regulirendes, zur Regel dienendes. Der Verſuch, daſſelbe Wort auch paſſiv als etwas regulirtes, abgemeſſenes, vorgeſchriebenes, z. B. in ein beſtimmtes Verzeichniß gebrachtes auszulegen, iſt nicht erweislich. Doch iſt die Wortbedeutung: regulirend, Regel, Norm, Maasſtab, ſchon ein von der mehr ſinnlichen Grundbedeutung abgeleiteter, wenn gleich der gewöhnlichere Significat. Joſephus gegen Apion II. p. 1072. ὁρον εϑηκεν αυτος καὶ κανόνα τον Νομον. („Für die Sitten, für Arbeit und Ruhe ſetzte Moſe als begränzende Beſtimmung und Maasſtab das Geſetz“.) Euripid. Hecub. v. 602. κανων του καλου, Hierokles S. 124. αληϑειας κανων (auch Maasſtab des Schönguten). Libanius Briefe p. 633. Dionys. Hal. p. 65. werden

ſchon von Planck angeführt. Im Neuen Teſtament iſt *κανων* = ein vorgeſtecktes Ziel, *σκοπος*, meta, wodurch eine Wettlaufbahn regulirt wird. Es iſt etwas, wozu man hinſchreitet.

Gal. 6, 16. *και ὁσοι τῷ κανόνι τούτῳ στοιχησουσιν, ειρηνη επ αυτους* . . = „So viele (zunächſt von euch, Galatern! denen man wieder die Ceremonien, als zur Seligkeit nothwendig, einreden wollte) dem regulirenden Ziele — (dem Grundſatz des Vs 15.) — „daß in der Verbindung mit Jeſus Meſſias weder das Beſchnittenſeyn, noch das Unbeſchnittenſeyn etwas gelte (etwas bedeutendes, nöthiges ſey), ſondern nur (ein drittes) ein neugeſchaffener, wiedergeborner Menſch und Menſchenverein ſeyn ſolle"! — zuſchreiten werden, über ſolche komme Zufriedenheit und Erbarmen Gottes, als über das wahre Gottesvolk = das ächte Iſrael Gottes."

Phil. 3, 15. wird zwar auch für *κανων* angeführt, aber nur nach dem mit einer Gloſſe bereicherten, gewöhnlichen, hier unächten Texte. Nach dem richtigen Texte iſt zu überſetzen: „So viele nun ganze Wettläufer (*κατα σκοπον διωκοντες* das Ziel verfolgende) ſind, wollen wir dieſes denken; und wenn Ihr etwas auf andere Art denket, ſo wird auch dieſes die Gottheit Euch entſchleyern. Nur, um eben demjenigen zuzuſchreiten, bis wohin wir ſchon voraus gekommen ſind, werdet meine Mitnachahmer, o Brüder! Der gew. T. hat *πλην εις ὁ εφθασαμεν τῷ αὐτῷ στοιχεῖν κανόνι, το αυτο φρονειν. Συμμιμηται μου γινεσθε, αδελφοι.* Aber die Worte: *τω αυτω* bis *φρονειν* ſind ſchon an ſich betrachtet einer Erklärungsgloſſe ganz ähnlich. Noch mehr werden ſie, da DE zwar *τὸ αὐτὸ φρονειν, τῳ αυτῳ στοιχειν*, FG aber *τὰ αὐτὰ φρονειν, τῳ αυτῳ συστοιχειν* haben, und alle dieſe vier Hauptmanuſcripte es variirend und ohne *τω κανονι* haben, als eine von verſchiedenen verſchiedeutlich zugeſetzte Deutung erkennbar; zumal da A. 17. nebſt Copt. Aeth. Hil. Auguſtin. (öfters) Facund. den ganzen Satz, welcher auch an ſich nur als ein entbehrliches Interpretament erſchiene, nicht haben.

Aus dem Dativ, *τῳ κανόνι στοιχεῖν*, erhellt, daß, genau genommen, nicht zu überſetzen iſt: nach der Regel

ſchreiten". Dazu wäre κατὰ τ. κανονα στ. nöthig. Der κανων iſt Gal. 6, 16. und in der Gloſſe Phil. 3, 15. angeſehen als das regulirende des Ziels, τον σκοπον, welchem der τελειος, der von dem Kampfrichter als ein ganz guter, bis zum Ende zuzulaſſender, Mitwettläufer erkannt iſt, zulaufe.

Um dies genauer darzuthun, muß die Wortableitung weiter oben, als gewöhnlich, ſie muß bey ihrer ſinnlichen Bezeichnung begonnen werden, welche immer die erſte iſt. Κανων iſt nämlich zuvörderſt überhaupt ein gerader Stift oder Stab, welcher a. als Maasſtab, b. als Zeichen, wie weit man zu gehen habe, c. als Zeichen des Gleichgewichts an der Wage gebraucht wird, aber auch d. als irgend gerader Stift oder Stab. Nicht blos etymologiſch deutet dahin Lennep im Etymologicon linguae gr. T. I. p. 386, daß das Wort von κενω, κανω ſtacheln, wie mit einem Stift, — (wie trutina von trudere) geradeaus etwas drängen, dehnen — abſtamme. Auch der Sprachgebrauch, wenn man nur zuerſt die eigentlichen ſinnlichen Wortbedeutungen vor den uneigentlichen (wie man immer ſollte!) aufſucht, zeigt dieſe Reihenfolge der Ableitungen. Chryſoſtom. zum Brief an die Epheſier, bemerkt, daß ſogar die vorgeſteckten Stäbe an den Behältern wilder Thiere κανονες heißen. Das gerade Stäbchen, um welches die Weber die Fäden winden, iſt κανων genannt. Das kurze Scholion zu Iliad. ψ Vs 761. (ως οτε τι τε γυναικος ευζωνοιο Στηθεος εστι κανων) ſagt: ὁ κάλαμος περι ον ἑλειται ὁ μιτος ο ιστουργικος. Heſych. κανων· ξυλον, περὶ ὃ ὁ μῖτος. Judith 13, 8. iſt προσελθουσα τῷ κανόνι της κλινης = hingehend an die Bettſtolle, wo des ſchlafenden Holofernes Schwerdt hieng. Der Stift, welcher am Wagebalken emporragt, und das Gleichgewicht zeigt, iſt κανων als ein gerades, länglichtes Werkzeug, κανων και σταθμη Lucian. Der Stift an der Sonnenuhr iſt κανων και γνωμων. Lucian. im Hermotim. Die geraden Stäbe oder Stifte, welche am Schild angebracht waren, ſo daß man ihn daran leicht im Gleichgewicht halten und tragen konnte, ſind κάνόνες. Iliad. d. Vs

192. ασπιδα Νεστορεην, του νυν κλεος ουρανον ἱκει, πασαν χρυσειην εμεναι, κανόνας τε και αυτην.

Wenn nun κανων zunächſt etwas Geradausgeſtrecktes oder Geradgedehntes war, wie ein Stift, wie eine Stolle am Ruhebett u. dgl., ſo war ein ſolches gerades auch zu einem Maasſtab brauchbar. Aus Aeſchines führt ſchon Scapula an: ὥσπερ ἐν τῃ τεκτονικῃ ὁταν ειδεναι βουλομεθα το ορθον και το μη, κανόνα προσφερομεν. Aus Ariſtophanes Fröſchen wird ebendaſelbſt der Spott angeführt: και κανόνας εξοισουσι και πηχεις επων, wo nach ihm ſie „hervorbringen Ellenmaaſe für die Worte" da ſind κανόνες ohne Zweifel auch Maasſtäbe, calami in longum trusi, tensi, ad metiendum idonei.

Eben ſo anwendbar aber war das Wort, um ein vorgeſtecktes Ziel, das einem geradeſtehenden Stift gleicht, zu bezeichnen, wie ſchon oben zu Gal. 6, 16. nach der Conſtruction mit dem Dativ gezeigt iſt.

Ein ſolcher Zielſtift wurde gebraucht, um zu zeigen, wie weit man gehen, ſpringen ꝛc. ſolle. κανων, μετρον του πηδηματος. Pollux Onomaſticum. „Kanon = Maas eines Sprungs". Daher auch: Maas, wie weit man ſeinen Würkungskreis ausgedehnt hatte. Paulus ſagt daher 2 Kor. 10, 13. er rühme ſich nicht ins Ungemeſſene hinaus, εις τα αμετρα, nicht in Beziehung auf das, was nicht innerhalb ſeines Maaſes und Ziels ſey, wohl aber dürfe er ſich berühmen über die Korinthier, weil auch ſie innerhalb des Maaſes und Zieles (des Ziels, welches ihm zum Maas ſeiner apoſtol. Wanderungen und Würkſamkeit geworden ſey) waren, das Gott ihm, als Apoſtel, zugetheilt hatte, um mit dem Evangelium bis zu ihnen zu kommen. ἡμεις δε ουκ εις τα ἄμετρα καυχησομεθα, αλλα κατὰ τὸ μέτρον τοῦ κανόνος, οὗ εμερισεν ἡμιν ὁ θεος μετρου, εφικεσθαι αχρι και ὑμων. Paulus deutet darauf, daß Er die Korinthier zum Chriſtenthum gebracht habe, ſie alſo innerhalb der gemeſſenen Laufbahn liegen, welchen ſein von Gott geſtecktes Ziel ihm zumeſſe. Darüber aber beſchwert er ſich, wie öfters, auch hier, und hier mit Ironie, daß die Jüdiſchgeſinnteren, welche nach ihm, von Paläſtina her, nach Korinth kamen, nun

wieder jüdiſches und phariſäiſch-traditionelles, als zum Selig-
ſeyn nothwendiges, einmiſchen wollten. Die Ironie trifft ſie,
weil ſie dadurch εις αλλοτριους κοπους in die Arbeit eines
andern, in das von ihm bearbeitete γεωργιον, wie er es
1 Kor. 3, 9. nennt, einträten, was doch für ſie ein αμετρον
ſey = nicht in ihrem Maas, im Umfang ihrer Miſſions-
arbeiten, liege. Er ſelbſt, der Unermüdete, welcher immer
weiter — nach Illyrikum, nach Spanien — die Heilsverkün-
digung zu bringen ſtrebte, ſagt Vs 15. in dieſem Gegenſatz
gegen ſolche, welche dort, wo ſchon durch ihn Chriſten waren,
bequemer mit ihrer jüdiſchen Miſchung hintennach kamen: er
hoffe, wenn die Ueberzeugungstreue der Korinthier (nach ſei-
ner Lehrart) in ihnen ſich wachſend mehre, noch ſich gar
ſehr, εις περισσειαν, vergrößern zu können in Hin-
ſicht ſeines Ziels, μεγαλυνϑηναι κὰτὰ τὸν κανόνα
ἡμων, nämlich ſo, daß er in Gegenden, welche über die Ko-
rinthier hinausliegen (in den Occident) die Heilsverkündigung
bringe; nicht aber, wie jene, ſich berühme in Beziehung auf
ſolche ἑτοιμα = ſchon beſtellte, angebaute, Fluren (wie die
Korinth. Gemeindepflanzung durch ihn war) innerhalb des
Ziels, das einem andern zugehöre. εν ἀλλοτριῳ
κανόνι. Auch nach Pollux Onomaſtic. III, 151. iſt κανων
das, was die Bahn der Wettläufer regulirt, beſtimmt. Ver-
gleichungswerth iſt (wie alles von Morus) hieher deſſen Progr.
über 1 Kor. 10, 12 — 17. von 1781. auch Valckenaer ad
Hecub. Euripid. Vs 602.

Die phyſiſch-techniſche Grundbedeutung, nach welcher κα-
νων etwas gerades, entweder in die Höhe oder in
die Länge gehendes bezeichnete, zeigt nun klarer, wie
der κανων entweder verticalſtehend, wie ein Stift,
wie das Zünglein in der Wage, wie eine Bettſtolle, an
welcher der Schlafende etwa ſeine Waffen aufhängt, dann auch
wie ein aufgeſtecktes, die Bahn begränzendes Ziel —
oder horizontal gedehnt gedacht werden konnte, als
Stab zum Meſſen bey Bau-Arbeiten u. dgl.

Zugleich als Ziel und zugleich als Maasſtab war das
Wort wohl gedacht, wenn die Kirchenväter ſich auf die Ur-
ſchriften der Chriſtenzeit als κανων της αληϑειας beriefen.

Ueber das, was Johannes-Evangelium vom Logos geſagt hatte, ſollten die Gnoſtiker *nicht hinausgehen*, es ſollte ihnen *Gränzziel* ſeyn, auch ſollten ſie aber auch danach, *als dem Maasſtab*, ermeſſen, was davon zu ſagen ſey. So gedoppelt dachte es ſich wohl Irenäus, wenn wir von ihm adv. haer. 3, 11. (jetzt, leider, nur lateiniſch) den Anfang des Ev. Joh. als regula veritatis bezeichnet leſen, wo im griech. Texte wahrſcheinlich ὁ κανων της αληθειας geſetzt war: Omnia igitur talia [der Gnoſtiker] circumscribere [περιγραφειν iſt, das was zur Sache, zum Cirkel gehört, ſo mit der Gränzlinie umziehen, begränzen, daß das, was darüber hinaus iſt, nicht zu weit hereindringe, folglich: durch die geſetzte ächte Meta ausſchließen das Uebertriebene.] volens discipulus Domini, et *regulam veritatis constituere* in Ecclesia . . sic inchoavit. Wer konnte beſſer, denkt Irenäus, als der innige Freund Jeſu, *Ziel und Maas ſetzen*, über das, was von der geiſtigen Natur Jeſu zu denken ſey. — So waren *ſchriftliche* (nicht mündliche, mehrerem Variiren ausgeſetzte) *Ausſprüche und Ueberlieferungen* der Apoſtel und Augenzeugen von Jeſus natürlich eine *Regel* = ein *Ziel und Maas* deſſen, was die Chriſten als Sinn der Apoſtel zu denken und zu lehren Grund hätten. Nicht von der Sammlung aber als Sammlung, ſondern vom Inhalt, als regulirend, ſagt Iſidorus Peluſ. Epa 114. οτι δε ταυτα ουτως εχει, τὸν κανόνα τῆς ἀληθειας, τας θειας γραφὰς κατοπτέυσωμεν.

War nun der *Inhalt* zunächſt *Regel*, d. i. *Ziel* und *Maas* der chriſtlichen Kenntniſſe, ſo wurde auch die *Sammlung* leicht ὁ κανων genannt, nicht als ob Sammlung, Katalogus eben ſoviel wäre, als Kanon, ſondern inſofern eine ſolche Sammlung war *Ziel* und *Maas* für etwas Gewiſſes. Wer es genau nimmt, unterſcheidet — nach dem nie zu oft anzuführenden Kanon: discrimen sensus et significatus! von dem genau forſchenden Morus — auch hier Wortbedeutung und Sinnerklärung. Keine Sammlung, kein Verzeichniß heißt κανων als Sammlung, als Verzeichniß, ſondern nur inſofern es iſt regulirend, Maas und Ziel ſetzend für etwas beſtimmtes.

Da, wo Euſebius KG. 6, 25. von Origenes ſagt: εν δε τω πρωτω των εις το κατα Ματθαιον ευαγγελιον τὸν εκκλησιαστικὸν φυλαττων κανόνα μονα τεσσαρα ειδεναι ευαγγελια μαρτυρει, iſt der Sinn: Origenes beobachtete das durch, daß er allein 4 Evangelien zu wiſſen bezeuge, das, was die Kirchenlehrer als Kanon = als das Ziel und Maas des Erkennens der urchriſtlichen Wahrheit enthaltende anerkennen. Das, was das regulirende enthält, wird ſehr natürlich auch das Regulirende genannt.

Schon Drück, der frühverſtorbene würdige Forſcher, hat zwar in ſeiner Diss. de ratione Historiae Canonis scribendae 1778. einige Stellen beygebracht, wo κανων offenbar als Verzeichniß, auch anderer Dinge, außer den kirchlich als regulirend anerkannten chriſtlichen Urſchriften, vorkommt. Sokrates KG. I, 17. bemerkt τας παρθενους τας αναγεγραμμενας εν τω των εκκλησιων κανονι. Allein auch in ſolcher Beziehung heißt doch das Verzeichniß nicht κανων als bloßer Katalog, ſondern weil es regulirend, Ziel und Maas enthaltend war, wer zu jenen Jungfrauen gehöre. So iſt aus Zonaras ad Canon. Anastasii Damasceni von Drück angeführt, daß etwas aus 9 Oden (Liedern) beſtehendes κανων genannt ſey, nämlich weil es dadurch gerade ein Maas giebt. Κανὼν λεγεται, οτι ὡρισμενον . . εχει το εμμετρον, εννεα ῳδαις συντελουμενον. Einiges Aehnliche giebt noch Suicer. Thes. T. II. p. 40. Du Fresne Glossar. Med. et Infimae Graecitatis p. 579. Wenn aber gleich Suidas ein κανονιον überhaupthin durch Büchelchen erklärt, ſo konnte doch gewiß nicht jeder libellus oder indiculus ſo benannt werden, ſondern allein ein ſolcher, der etwas regulirendes enthielt.

Eben deswegen waren, wie Hr. Planck richtig bemerkt, nicht alle Schriften, die man in der Kirche zu leſen erlaubte, κανονικα, es waren aber auch, wie hinzuzuſetzen iſt, nicht alle κανονικα auch αναγινωσκομενα = ſolche, die man dem Kirchenvolke vorzuleſen für gut hielt. Stroth in der freymüth. Unterſuchung der Offenb. Joh. S. 211 irrte, da er ſchrieb: die Meinung iſt ungegründet, daß die Alten einen Unterſchied machten zwiſchen einem kanoniſchen und einem

(in der Kirche) zu leſenden Buch. Hr. Planck macht dagegen ſehr richtig geltend, was aus dem von Muratori Antiquitates Italiae medii aevi T. III. p. 854. bekanntgemachten für die Geſchichte des Kanons merkwürdigen Fragment erhellt: Paſtorem vero nuperrime temporibus noſtris in urbe Roma Hermas conſcripsit, ſedente in cathedra urbis Romae Eccleſiae Pio Epiſcopo, fratre ejus. Et ideo (!) legi eum quidem oportet; ſed publicare nemo in eccleſia populo, neque inter prophetas, completum numero, neque inter Apoſtolos, in finem temporum, poteſt. Dieſer Ungenannte, offenbar aus dem zweyten Jahrhundert (Pius war nach Euſeb. KG. 4, 11. zu Antoninus Pius Zeit Biſchof zu Rom, in den Jahren 144 — 157., und der Ungenannte ſpricht von ihm blos als von einem Biſchof, gerade wie es die Zeitennähe und das reinere Alterthum ſo mit ſich brachte!) deutet an: es müſſe zwar der Paſtor des Hermas geleſen werden ſeines Bruders, des röm. Biſchofs wegen. Dieſes ideo iſt ſehr ſignificant und legi oportet iſt doch nicht blos, wie Planck es mildernd überträgt: ἔξεστιν . . αναγινωσκεσθαι, ſondern: αναγινωσκεσθαι δεῖ. Aber publicare = δημοσιευειν, in publicum edere populo in eccleſia, könne doch den Paſtor niemand, ſagt der Alte. Der Sinn ſeiner Worte iſt ohne Zweifel: „Niemand (wer für das Chriſtenvolk ſorgen wolle) könne, dürfe eine ſolche Schrift (ganz) bekannt machen. (Die Alten waren ſcrupulos, ehe ſie eine Schrift in publicum edirten.) Wenn man ſie gleich (zum Theil) aus Rückſicht auf den Bruder des Hermas leſen müſſe, ſo erlaube ſich doch keiner, ſie dem Volke hinzugeben. Man könne ihn nicht ganz herausgeben, weder unter den Propheten, um durch die Zahl ſie voll zu machen (completum als Supinum genommen!) noch unter die Apoſtel, auf das Ende der Tage hinaus.“ Man konnte alſo Stellenweiſe in der Kirchengemeinde aus dem Paſtor vorleſen, aber nicht das, woraus das Chriſtenvolk hätte ſchließen mögen, er wolle wie ein Prophet gelten oder wie ein Apoſtel für die letzten Zeiten. — Der Forſcher kann hiebey kaum anders denken, als daß manche damals, wegen

des biſchöflichen Bruders, dem Paſtor gerne mehr Auctorität, als ein bloßes Vorleſen, verſchafft hätten.

Was man *ganz herauszugeben* = publicare, nicht für gut hielt, konnte übrigens *kanoniſch* ſeyn und doch als αποκρυφον gegen das Volk gehalten werden. So das Hoheslied. Man hielt dieſes, als κανονικον, für eine Schrift, die auch *Ziel und Maas*, etwas *regulirendes*, aus dem alten Bunde für die Pneumatiſche oder die Kundigere enthalte, die man aber doch, wegen leicht möglicher Misverſtändniſſe, lieber non publicare = occultare, als geheim behandeln wolle. In dem Begriff *apokryphiſch* liegt nur das Geheimhalten vor der gemiſchten Menge, nicht das Verwerfen. Das *apokryphiſche* theilte ſich dann erſt in ſolches, das man aus Klugheit, und in ſolches, das man als unächt, wenigſtens als ungewiſſen Urſprungs, oder gar als verwerflich geheim zu halten pflegte.

Auch das Wort κανονιζειν wird nun klarer. Es bedeutet: achten als etwas regulirendes, und daher es auch unter ſolche Dinge aufnehmen, wodurch Ziel und Maas beſtimmt werde. ακανονιστα waren alle nicht unter das regulirende gerechneten Dinge, Schriften ꝛc.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

No. 60. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Nonnulla de significatu Canonis in Ecclesia antiqua ejusque serie rectius constituenda. Göttingiſches Oſterprogramm von 1820. 120 S. in 4.

(Beſchluß der in No. 59. abgebrochenen Recenſion.)

Aus Athanaſius epa ad Rufin. führt Pl. eine Stelle an, wo die Schriften, welche als Erbauungsſchriften kirchlich vorgeleſen wurden ἀναγινωσκόμενα, doch als οὐ κανονιζομενα, nicht als regulirend geachtete, unterſchieden werden. Von beyden Claſſen werden dann ebendaſ. unterſchieden αποκρυφα. Man kann nämlich nicht vergeſſen, daß ſolche Benennungen, welche ſeltener zweyerley Claſſen von Dingen umfaſſen mögen, oft nur nach dem, was ſie am gewöhnlichſten umfaſſen, verſtanden werden. Hier dachte Athanas an den gewöhnlich vorkommenden Unterſchied: 1. als Regel angenommene, die man meiſt auch vorlas; 2. nicht als Regel, ſondern blos zur Erbauung vorlesbare; 3. geheimgehaltene, theils aus Fürſorge der Lehrer, theils aus Nichtachtung. Belehrend iſt hierüber die Stelle von Theodoret aus ſeiner Vorrede zum Hohenlied: εχρην μεν ουν αυτους (ſolche, die an dem Hohenlied Anſtoß nahmen) συνιδεῖν, ως πολυ λιαν αυτων και σοφωτεροι και πνευματικωτεροι τυγχανουσιν οἱ μακαριοι πατέρες οἱ τοῦτο το βιβλίον ταῖς θείαις γραφαῖς συντεταχότες, και, ἁτε δη πνευματικα, κανονίσαντες τε αυτο και εκκλησιᾳ πρέπειν αποφηναμενοι ꝛc. Deutlich iſt hier κανονιζειν als ſynonym erklärt mit — Zuſcmmenordnen mit den heiligen Schriften (als mit regulirenden). Eine ſolche Schrift mußte für die Kirche nicht indecent ſeyn, = πρεπειν, deswegen aber doch nicht auch allen δημοσιον, publicum, non ɩ αποκρυφον werden.

Auch die Benennung ενδιαθηκον βιβλιον iſt mit κεκανονισμενον parallel. Aus Iſidor Peluſ. Epa 369. führt Pl. an: οτι ουδεν των ἐνδιαθηκων καὶ κεκανονισμένων βιβλιων δει προτιμαν εις αναγνωσιν. Dennoch hat jedes dieſer beyden kirchlichen Kunſtworte ſeinen genaueren Umfang. Was als zur alten oder neuen Diſpoſition, Oekonomie Gottes mit den Menſchen, gehörig erkannt wurde, nannte man ενδιαθηκον = εν τη διαθηκη oder ταις διαθηκαις ὄν. Dieſes war natürlich allen vorzuleſen, nicht aber war gerade auch alles, was als regulirend geachtet, im Kanon, in der Zahl der regulirenden Schriften, war, vorlesbar an Alle. Denn einiges regulirende konnte ja wohl allein für die weiſere, geiſtigere, da ſeyn. Nur wenn man einen ſolchen Unterſchied dachte, konnte die Topographia Christiana L. VII. ſagen: οἱ κανονισαντες τας ενδιαθηκους βιβλους, ohne eben daſſelbe zweymal auszuſprechen.

Warum aber achtete man dieſe, jene Schrift für regulirend? für eine Schrift, welche in die das regulirende enthaltende Claſſe gehöre? Der wirkliche haltbare Grund war nicht dogmatiſch. Nur das geſchichtliche konnten die Kirchenväter aus Ueberlieferung nehmen, daß nämlich eine Schrift urchriſtlich ſey, apoſtoliſch oder von Apoſteln gebilligt. Was den Sinn der Apoſtel ſchriftlich oder ſicher gab, mußte dann auch als regulirend für die Erkenntniß gelten, als in die Claſſe des Regulirenden gehörig anerkannt werden; es mußte Ziel und Maas ſeyn der ſpäteren Erkenntniß von dem Urchriſtenthum. Denn die Apoſtel mußten doch wiſſen, was ihnen chriſtlich-regulirend war. So weit war alles auf hiſtoriſchem Wege. Erſt, wenn man weiter fragte: warum glaubt ihr, daß die Apoſtel dies richtig wußten, was in der Meſſias-Religion regulirend, Kanon, kanoniſch, ſeyn ſolle, begann das dogmatiſche: ſie haben's aus Jeſus, oder dann nach Jeſus aus dem göttlichen Geiſte, aus der lebendigen, begeiſterten, in alles Wahre hinein leitenden Geſinnung für das Heilige und Göttliche geſchöpft. Wo Auguſtin ſagt: ich glaube den Evangelien um der Kirche willen, iſt der richtige Sinn der erſtere, der vom Hiſtoriſchen beginnende: wenn ich nicht der kirchlichen hiſtoriſchen Ueberlieferung vertrauen könnte, daß die

Evangelien von apoſtoliſchem Urſprung ſind, ſo würde ich den Evangelien über den Inhalt des Urchriſtlichen zu glauben nicht hiſtoriſchen Grund haben. Das Dogmatiſche aber, daß die Apoſtel aus heiliger Begeiſterung lehrten, glaubt dann die Kirche ſelbſt nicht ſich, ſondern den Apoſteln und den Indicien, welche die Apoſtel dafür angaben.

In der alexandr. Verſion findet man das Wort κανων nur einmal: Michäe 7, 8., wo die Worte και εξελουμαι τα αγαϑα αυτων ως σης εκτρωγων bezogen werden müſſen auf die hebr. Worte: וַיְעַבְּתוּהָ טוֹבָם כְּחֵדֶק, ſo daß die weiteren Worte: και βαδιζων ἐπὶ κανόνος εν ημερᾳ σκοπιας nicht mehr auf das σης zu beziehen ſind, ſondern auf Gott, als βαδιζων ꝛc. Freylich muß, ſtatt des jetzigen hebr. Textes: יָשָׁר מִמְּסוּכָה יוֹם מְצַפֶּיךָ der Ueberſetzer zum Theil andere Laute gehört oder geleſen haben, zum Beyſpiel ſtatt יָשָׁר wahrſcheinlich שָׁר von שׁוּר, מְצַפֶּה für מְצַפֶּיךָ. — Wie er aber επι κανονος verſtund und eine Bedeutung dieſes griech. Worts aus מִמְּסוּכָה oder בִּמְסוּכָה herausfand, iſt ſehr räthſelhaft. Nach Prov. 15, 16. iſt „der Weg des faulen כִּמְשֻׂכַת חֵדֶק wie etwas mit Stachelkraut begränztes, verzäuntes“. Will die Verſion ſagen: Gott werde kommen wie incedens super stimulo? wie ein über ſpitziges, emporſtechendes dahergehender?

Aquila ſetzt Pſ. 18, 4. κανων als Maasſtab, Meßſchnur für קַו. Ebenſo Hiob 38, 5. τις ὁ επαγαγων κανόνα επ αυτης sc. της γης? wo Alex. σπαρτιον, Meßſchnur, Symmachus σχοινιον μετρου ſetzen. קַו iſt eine Schnur, daher Meßſchnur Jeſ. 18, 2. 28, 1. Jerem. 31, 39. Zach. 1, 16. Auch قُوَّةٌ und قُوِّيَ haben dieſe Bedeutung. Sie ſcheint von קָוָה, قوي angeſtrengt, ſtark ſeyn, ebenſo abzuſtammen, wie man im Deutſchen Strang hat, von ſtrengen, anziehen, stringere, adstringere. Genug, daß auch Aquila's Verſion κανων in der Bedeutung

etwas regulirendes hatte. Um ſo eher konnte das Wort kirchlich werden.

Als man nach und nach erfuhr, daß die blos griechiſch vorhandenen Schriften nicht ſo ſichere Erkenntnißquellen von der alten διαθηκη, Religionsverfaſſung, ſeyen, wie die althebräiſchen, ſo hatten doch bekanntlich die meiſt unwiſſenden Leiter und Väter der Kirchen, beſonders die der lateiniſchen, jene griechiſche lange ſchon zum Kanon, zu dem, was für die Erkenntniß der jüdiſchen Religionslehre als Ziel und Maas, als Regel diene, gerechnet. Alles, was man jetzt thun konnte, war, daß man ihnen eine ſecondäre Stelle der Gültigkeit, Regel für jene Erkenntniß zu ſeyn, zuſchrieb, und ſie öfters δευτερο-κανονικοι nannte.

H. E G. Paulus.

Examen critique de la fable d'Hercule. Par M. Ouvaroff, President de l'Academie Imperiale des sciences, Curateur de l'Université de St. Petersbourg, Associé-etranger de l'Academie Royale des Inscriptions et belles lettres, Membre de l'Academie Royale d'histoire de Madrid, de la Société Royale de Göttingue etc. Docteur en Philosophie etc. (Extrait des Mémoires de l'Academie.) 1820. 24 S. in 4.

Die innere Aufſchrift der Abhandlung heißt Examen critique de la fable d'Hercule commentée par Dupuis (in deſſen Origine de tous les cultes) und hat das Motto aus dem Seneca: Non me cuiquam mancipavi; nullius nomen fero. Die eigentliche Abhandlung beträgt 15 Seiten, das Uebrige nehmen Titel und Noten ein.

Wenn wir von dieſer dem Umfange nach kleinen Schrift eine etwas ausführliche Anzeige, oder vielmehr einen Auszug, geben, ſo werden wir uns bey unſern Leſern wohl nicht zu entſchuldigen nöthig haben, da ſie wohl nur in wenige Hände kommen möchte, und der Gegenſtand dennoch für Viele von Intereſſe iſt. Wir ſind gewohnt, von dem Verfaſſer des Essay sur les Mystères d'Eleusis, des Nonnos von Panopolis, der Schrift: Ueber das vorhomeriſche Zeit-

alter nichts Alltägliches, ſondern Selbſt= und Tiefgedachtes zu erwarten, und dies werden unſere Leſer auch hier in folgendem getreuem Auszuge dieſer gegen Dupuis gerichteten Abhandlung wieder finden, ſelbſt in dem Falle, daß ſie nicht jedem Satze unbedingten Beyfall und Zuſtimmung ſchenken könnten; wie denn auch wir, ohne dem Syſtem des Dupuis zu huldigen, dennoch Einiges an manchen Stellen einwenden möchten. In Dingen dieſer Art kann, wenn anders nicht Einer dem Andern blind nachſprechen will, die Uebereinſtimmung der Denker und Forſcher, der Natur der Sache nach, nie ganz durch alle Einzelnheiten gehen; genug, daß dieſe Forſchungen ſich nach und nach durch Vielſeitigkeit und tiefgehende Unterſuchungen ſo viel feſten Boden gewonnen haben, daß ein Rückfall in die bekannte frühere geiſtloſe Manier, in welcher eine Menge Lehrbücher und einzelne Abhandlungen über mythologiſche Gegenſtände geſchrieben ſind, nicht mehr möglich ſcheint, ein Kampf aber, mit guten und ehrlichen Waffen geführt, der Wiſſenſchaft nur förderlich ſeyn kann; wie wir denn auch auf dieſem Gebiete in den letzten Jahren einen erfreulichen Kampf haben führen ſehen, bey welchem für die Zuſchauer gar manches zu lernen war. Doch genug der Vorworte: hier der Auszug.

„Die iſolirten Verſuche, in der Aſtronomie die Löſung der Schwierigkeiten in dem religiöſen Syſteme der Alten zu finden, ſind nicht gelungen [ja, ſie haben nicht gelingen können]. Schon Court de Gebelin ließ, nach manchen Andern, die 12 Arbeiten des Herkules den Gang der Sonne durch den Thierkreis bezeichnen, und wendete ſie auf den Ackerbau an. Weiter trieb es Dupuis, der ein mühſames und gelehrtes Syſtem daraus machte. Eine der Baſen dieſes complicirten Syſtems iſt der Gegenſtand dieſer Unterſuchung."

„Herkules iſt die Sonne, iſt Dup. Axiom, die 12 Arbeiten deſſelben entſprechen den 12 Zeichen des Thierkreiſes. Sechszehnhundert Jahre vor Homer iſt das goldne Zeitalter der Poeſie; dahin gehört die Herakleide oder das heilige Gedicht über den Kalender, von dem wir nur noch die Grundfäden und Trümmer haben. Darauf folgt eine Epoche der Unwiſſenheit und Barbarey bis auf Homer und Heſiodus.

Aber den einmal abgeriſſenen heiligen Faden knüpften die Griechen nicht mehr an; wir finden ihn nur in den Heilig-thümern Aegyptens."

„Hiemit war das Anſehen des Homer und Heſiodus in Zweifel geſtellt, und den ſpätern Deutungen der Pythagoreer und Neuplatoniker gewonnenes Spiel gegeben. [Auch wir ſind überzeugt, daß aus den beyden großen Homeriſchen Gedichten von der älteſten Religion wenig Weſentliches gelernt wird, wenn wir nichts als die Worte nehmen, wie ſie daſtehen.] Schon die erſte aſtronomiſche Deutung der erſten Arbeit des Herkules macht Dup. viel zu ſchaffen und nöthigt ihn zu neuen Hypo-theſen; ſo die vierte wieder und die ſechste. Endlich muß gar der Gott der Chriſten (ſo nennt er J. C.) mit ſeinen 12 Apoſteln die Sonne mit den 12 himmliſchen Zeichen und der Herkules mit ſeinen 12 Arbeiten ſeyn."

„Dupuis konnte zu ſeinem Syſteme die älteſten Griechen nicht brauchen; er verſchmähte ſie und dieſe Verachtung rächte ſich. Nonnus iſt ſein erſter Gewährsmann, dem man ſchon das Streben anſieht, in den Polytheismus tiefere Bedeutung zu legen. Da findet ſich freylich eine Spur der Vergleichung des Herkules mit der Sonne, im alten Polytheismus keine. Plutarch (de Is. et Osir. p. 367) ſagt: Herkules ſitzt im Sonnenwagen und fährt mit der Sonne um die Welt. Wer iſt nun dieſer ägyptiſche Herkules? ſein Name? ſein Urſprung? Wir kennen die ägyptiſche Religion nur (?) durch die Brille der Griechen, und man kennt dieſe Alles gräciſirende Brille. (Hat auch Herodot eine Brille?). Sie können die fremden Sprachen nicht leiden und die fremden Namen eben ſo wenig. Die griechiſchen Namen entſprechen nicht den orientaliſchen, die römiſchen wieder nicht den griechiſchen. Selbſt die nach Aegypten reiſenden Griechen lernten weder des Landes Sprache, noch deſſen Geſchichte kennen (S. 5. Hérodote se borna à conserver (converser?) avec les prêtres.). Die Alexandri-ner fanden ſchon die Quellen vergeſſen und die alte Sprache verlohren. Aegypten wollte nicht gekannt ſeyn (?), daher die bekannte Antwort, die die Prieſterin zu Sais dem Solon gab: Griechen ihr ſeyd noch Kinder; alle eure Kenntniß iſt neu."

„Die obige Stelle des Plutarch ſelbſt iſt des Helleniſmus verdächtig; erſtlich nennt ſie den ägyptiſchen Namen des Gottes nicht, den Pl. Herkules nennt; zweytens: Plutarch iſt ſchon zum Synkretiſmus geneigt; drittens: die Aegypter kannten wahrſcheinlich den griechiſchen Herkules nie; viertens: die andern Griechen ſchweigen von der Sache. Das Etymol. M. giebt einen ägyptiſchen Herkules an, Chon; von dieſem weiß man aber keinen Siz im Sonnenwagen. Auch Oſiris und Horus hatten keinen Wagen. Der indiſche Herkules, wie der ägyptiſche und der celtiſche haben mit dem griechiſchen durchaus nichts (?) im Weſentlichen, und in der Abſtammung gemein. Der griechiſche Herkules iſt ein Nationalheros, deſſen Namen die Griechen, ſobald ſie nur eine zufällige Aehnlichkeit mit ihm bey einem ihnen auch noch ſo unbekannten Volke fanden, auf einen fremden Gott übertrugen.“ [Daraus, daß ein Volk den Griechen unbekannt war, folgt, wie der Hr. Verf. ſelbſt weiß, noch gar nicht, daß keine Verwandtſchaft der Abſtammung, der Sprache und der Religion zwiſchen demſelben und den Griechen ſtatt fand.]

„Nach Plutarch ſind Dupuis bedeutendſte Quelle die orphiſchen Hymnen, deren ſpätes Zeitalter [der Abfaſſung nach wohl, aber nicht den Ideen nach] erwieſen iſt; dann Porphyrius, der, ein entſchiedener Gegner des Chriſtenthums, den Sturz des Polytheiſmus aufhalten wollte durch allerley Kunſt und Deutung alter, ſchwankender Sagen. Den Diodor, der ihm im Wege ſteht, ſchiebt Dupuis durch die Bemerkung auf die Seite, daß er die Wahrheit nicht habe ſagen dürfen. Andere Quellen ſind ihm noch Macrobius, Servius, Joh. Diakonus über Heſiodus, Arnobius, Marcianus Capella [nicht *daß* er ſie gebraucht, ſondern *wie* er ſie gebraucht, möchte Tadel verdienen].“ Beyläufig eine Note gegen Bryant, der die alten Dichter und Schriftſteller geradezu als Quellen verwirft und erſt mit Lykophron, Kallimachus, Apollonius Rhod., Nonnus, Porphyrius, Proklus, den Kirchenvätern: Theophilus, Tatian, Origenes und Klemens von Alex. anfängt. Dagegen ſagt der Verf.: das Zeugniß der alten Dichter iſt bey hiſtoriſchen Factis mit Vorſicht zu gebrauchen, aber in der Religion geben ſie den Typus der Meinungen und [exoteri-

ſchen] Kenntniſſe ihrer Zeit. Das lehrt uns auch Homer. Das Studium der Platoniker und Kirchenväter muß mit großer Vorſicht getrieben werden. Die letztern vermengen noch abſichtlich Epochen und Namen, um den Unſinn des Polytheismus recht grell zu ſchildern. Dupuis hätte alte Zeugniſſe für ſich nicht verſchmäht; aber keins der ſeinigen geht über die chriſtliche Zeitrechnung hinauf. Fände ſich auch eins, es wäre bey der großen Denk- und Lehrfreyheit des Polytheismus kein Wunder." [Dieſe Lehrfreyheit des Polytheismus läßt ſich vom orientaliſchen kaum, vom helleniſchen ſogar nur mit Einſchränkung behaupten.]

„Chronologiſche Claſſificirung der Zeugniſſe iſt dem Verf. die ſicherſte. Man claſſificire die Epochen und nach ihnen die Auctoritäten, dann muß der Synkretismus aufhören, weil er ſich in unauflösliche Verwirrung verwickelt finden müßte; man würde die allmähliche Entwickelung des menſchlichen Geiſtes nach Maasgabe ſeiner Bedürfniſſe finden, ſtatt daß man mit vorgefaßten Meinungen herbeytretend ſich genöthigt ſieht, noch mehr unter einander zu werfen, als ſelbſt die abſichtlichſten Synkretiſten des untergehenden Heidenthums." [Eine auf nichts als das Zeitalter der Schriftſteller Rückſicht nehmende Claſſificirung der Zeugniſſe möchte wohl auch kein ganz richtiges Reſultat liefern. Es läßt ſich nachweiſen, daß ein ſpäterer Schriftſteller über die ältere Religion mehr unterrichtet ſeyn kann als ein früherer; ſo wie eine Handſchrift aus ſpäterer Zeit, aus einem ſehr guten und alten Original abgeſchrieben, mehr Zeugniß für die urſprüngliche Schreibung ablegen kann, als eine für uns vielleicht ältere, die aber eine Copie einer jüngern iſt, als die, welcher jener für uns jüngern zum Grunde lag.]

„Das griechiſche mythologiſche Syſtem beginnt mit dem Homer, das bezeugt Herodot ausdrücklich. [Wie dies zu verſtehen ſey, zeigt Creuzer an verſchiedenen Stellen ſeiner mythologiſchen Schriften.] Die Form iſt einfach und ſchwankend. Bürgerliches Leben giebt es noch nicht. Homer hat über den Herkules nur *eine* bedeutende Stelle (Odyss. 11, 601—636), wo der Schatten des Herkules mit dem Ulyſſes ſpricht; eine andere deutet an, daß Ulyſſes als Jüngling noch Zeitgenoſſe

deſſelben war; Odyss. 21, 24—30. Kein Herkules Helios. Der kleine homeriſche Hymnus auf den Herkules λεοντόθυμος kann die zweyte Epoche der griechiſchen Mythologie andeuten. Hebe iſt ſein Lohn im Olymp für ſeine Körperkraft. Die Menſchen ziehen im Gefühl ihrer Körperkraft die Götter zu ſich herunter, ſie erheben ſich nicht zu der Idee der Gottheit. Die Stellen des Homer und die des Nonnus (40, 1038) ſind die beyden Endpunkte (Extremitäten) der griechiſchen Mythologie."

„Heſiodus ſucht Regel in das theogoniſche Syſtem zu bringen; aber es will nicht gehen. (Hermanns Hypotheſe wird angeführt; Sicklers nicht.) Sein Herkules iſt der homeriſche. Die Tragiker und Lyriker bilden die zweyte Epoche der griechiſchen Poeſie. Homer iſt ihre Quelle. Sophokles gründet auf den Mythus des Herkules ſeine Trachinerinnen; ihm iſt Herk. nach der gemeinen Griechenanſicht ein Heros, nichts kommt von ihm als Sonnengott vor, ſelbſt da, wo von der Sonne die Rede iſt, ſo wie Herk. bey Heſiodus den Sonnengott bloß zum Beſchützer hat, aber nicht ſelbſt Gott iſt."

„Nun bemächtigt ſich die aus dem Orient kommende Philoſophie aller Zweige der menſchlichen Erkenntniß und giebt ihr eine neue Richtung. Die Philoſophen ſchämten ſich der ſcheinbaren Frivolität des Polytheismus, und ſuchten darin einen allegoriſchen Sinn, ohne den die Religion mit Schande vor der Moral beſtehen mußte. Man mußte ſagen, der Polytheismus iſt nicht ſitten-, zweck- und würdelos. Das Volk iſt nur getäuſcht worden, die Weiſen aller Zeiten und Orte wußten, was unter dem frivolen Schleier verborgen war. Wir haben den Schatz wieder entdeckt. Nun ſuchte man Einheit und eine einzige Baſis für die Religion, unterlegte den Symbolen moraliſche Zwecke, that den ſichern Quellen Gewalt an, ſuchte neue in den Trümmern Aegyptens. In dieſe ſehr lange Periode fallen alle metaphyſiſche Erklärungen der Dogmen des Polytheismus, auch die Hypotheſe von der Identität des Herk. und der Sonne. Sie iſt eins von den Mitteln zur Stützung des Polytheismus." [Wir enthalten uns hier, unſere dieſer ziemlich entgegengeſetzte Anſicht darzulegen. Da das bloße

ſey, daß er indeſſen in einem holländiſchen Werke von van Hall (M. Valerius Messala Corvinus, geschetst (d. i. ſkizzirt) in eenige Tafereelen nit de Romeinsche Geschiedenis gedurende zyn leven, d. i. während ſeines Lebens, Vol. I.), welches erſt nach beendigtem Drucke ſeiner Schrift erſchien, mit Vergnügen ſeine Anſicht von jenem Manne gefunden und dadurch von der Richtigkeit derſelben mehr Ueberzeugung gewonnen habe. Der erſte Theil unſerer Schrift handelt de A. P. rebus universe et vita publica auf 60 Seiten, ſorgfältig und genau aus den Quellen dargeſtellt, ſo daß ſich nicht leicht noch eine Stelle von Bedeutung finden möchte, die hier übergangen wäre. Zweyter Theil: De A. P. studiis doctrinae. Cap. 1. De A. P. Oratore universe. Sect. I. De A. P. Oratore. Seine öffentlichen Reden, beſonders Anklage- und Vertheidigungsreden nebſt den Urtheilen der Alten über A. P. als Redner werden angeführt. Sect. II. De A. P. declamatore (in controversiis fictis). Hier genaue Erklärung, was declamare und declamatio, commentari und commentatio ſey. Unterſcheidung der declamatio von der recitatio oder dem Vorleſen eigner Aufſätze und Arbeiten, die zur Herausgabe beſtimmt waren, vor einem Kreiſe von Freunden, welches eitle Leute auch auf dem Forum thaten. Cap. II. De A. P. historico et poeta. Cap. III, De A. P. scriptorum censore 14 Seiten. Die Commentatio von Eckhard (de C. A. P. iniquo optimorum latinitatis auctorum censore), die wir vor uns haben, hat zwar 62 Seiten in 4; allein die 48 erſten Seiten enthalten dieſelben Gegenſtände, die Hr. Th. vom Anfange ſeiner Schrift an bis auf dieſes dritte Capitel des zweyten Theils behandelt, ſo daß nur 22 Seiten für den angegebenen Zweck der Schrift übrig bleiben. Ueber die Wahrheit des Urtheils des A. P. über den Salluſtius ſtimmen beyde mit einander größtentheils überein, dagegen erklärt Hr. Th. das Urtheil über den Cäſar, nach unſerer Anſicht mit Recht, für richtig, während Eckhard es zu widerlegen ſucht. Bey Livius kommt natürlich deſſen ihm von A. P. vorgeworfene Patavinität zur Sprache, wo E. abermals ſagt: eam notando in T. Livio Asinius Pollio nodum in scirpo quaesivit. Hr. Th. dagegen ſchließt ſich an das von Wyttenbach in

der Aibl. Crit. III. T. XII. p. 27 sq. ausgeſprochene Urtheil an, welcher die Patavinität des Livius in deſſen duro narrandi senere vermuthet, quamvis in ceteris omnibus orationis partibus fuerit egregius. — Eingeſtreut ſind einige gute kritiſche Bemerkungen über Stellen des Plutarchus, Plinius, Cicero, Seneca, Appian und Chariſius.

Das Epimetrum von Hrn. Reuvens, der ſich ſchon früher durch eine gehaltreiche Schrift bekannt gemacht hat, bezieht ſich auf Stellen in Hrn. Th's Schrift und beſteht in drey Paragraphen: 1. De atrio libertatis. 2. Schola rhetorum. 3. De Pollionis imaginibus. Die beyden erſten enthalten die Erläuterung der lithographirten Tafel, welche das Atrium libertatis nach Bellori und das Haus des C. Sallustius nebſt einer ichnographia scholae rhetorum, beyde in Pompeji, nach Gell darſtellt.

Die zweyte Schrift über die römiſchen Volkstribunen, von einem Schüler des Hrn. Prof. van Heusde zu Utrecht, verräth zwar noch keine ſo feſte Hand, als die des Hrn. Th., aber zeugt von wohlgeordneter und ausgebreiteter Lectüre und richtigem Urtheil. Ohne die Römer zu vernachläſſigen, nimmt er doch mit Recht die Griechen, und unter dieſen den Polybius und Dionyſius von Halikarn. zu ſeinen Hauptführern, weil ſie nicht, wie die römiſchen Schriftſteller in der Regel thun, die Verfaſſung und die Einrichtungen Roms bey ihren Leſern als bekannt vorausſetzten und vorausſetzen durften. Wir theilen hier kurz den Gang der Unterſuchung mit, woraus das dem Verf. Eigenthümliche leicht erhellen wird.

In den alten Republiken iſt das Streben nach bürgerlicher Gleichheit vorherrſchend. Zweck des Staats iſt zwar gegenſeitige Ergänzung, allein der Einzelne läßt ſich in der Regel ſein eigenes Wohl am meiſten angelegen ſeyn. Das Intereſſe des Staates aber iſt, daß keiner glaube, es könne ihm wohl ſeyn, wenn es dem Ganzen weh iſt. Dazu iſt aber Gleichheit der bürgerlichen Rechte nothwendig. Das Beſtreben darnach von Seiten der Armen und wenig Angeſehenen wird Quelle von Streitigkeiten. Dieſe machen, damit der Staat nicht zerfalle, Einrichtungen nöthig, wie z. B. die gleiche Aeckervertheilung in Sparta, Abſchaffung des Geldes, Verhinderung des Luxus,

die συσσίτια, Verbot der Aufnahme Fremder zu Bürgern, das Verbot zu reiſen; in Athen die σεισάχθεια, die Verhinderungsmittel der Tyrannis; in Sparta die Ephoren, ähnliche Magiſtrate in andern Staaten, in Athen der Oſtracismus, der Petalismus in Syrakus. Charakter der Römer iſt Herrſchſucht; das zeigt ſich ſchon im Familienleben in der patria potestas, in den Rechten des Mannes über die Frau, quae in manum convenerat. (Hier eine fünf Seiten lange Abſchweifung von römiſchen Frauen, die bedeutenden Einfluß hatten, dergleichen ſich in der griechiſchen Geſchichte auf dieſe Weiſe gar nicht finden.) Alles will herrſchen, daher beſonders der Reiche über den Armen, der Vornehme über den Geringen. Aber das iſt nicht einzige Veranlaſſung zur Errichtung des Volkstribunals. Jene Herrſchſucht konnte wohl Reibungen und Aufſtände veranlaſſen. Das Volk aber verlangte nichts, als ſein Recht und zwar nur auf einem rechten Wege. Vergleicht man die römiſche plebs mit dem δῆμος der griechiſchen Staaten, ſo findet ſich: der δῆμος vertrieb oft die Vornehmen oder rächte ſich auf irgend eine Weiſe an ihnen mit toller Unbeſonnenheit; die römiſchen Plebejer wußten, was ſie thaten und was ſie zu thun hatten. Man muß nämlich hier die guten Zeiten in Betrachtung ziehen, nicht die ſchlechten, über die Cicero klagt. Beſonnen betrug ſich die plebs bey der secessio in montem sacrum, wodurch ſie ſich die trib. pleb., magistratum sacrosanctum, erwarben. Es war keine seditio. Aber ſelbſt bey Seditionen vergaß die plebs die Achtung gegen die Conſuln und die alten würdigen Senatoren nie; ja es beſtrafte ſogar mit großer Rechtlichkeit die Volkstribunen, wenn ſie etwas Ungerechtes gegen die Patricier thaten oder thun wollten. Schon daß die Römer das Wort plebs ſchufen, dem keins in andern Sprachen entſpricht, zeigt, daß dieſer Theil des Volkes ein beſonders ſtarkes Selbſtgefühl, mehr als bey andern Nationen, hatte. Δῆμος iſt populus, nicht plebs; οἱ πολλοὶ, τὸ πλῆθος bezeichnet wieder nicht die plebs, ſondern den Pöbel. Der Einfluß der Plebejer nach Ernennung der Volkstribunen zeigte ſich auffallend. Die comitia tributa, die leges agrariae, die magistratus plebeji, die Zwölftafelgeſetze, die connubia patric. et plebej., Antheil

an allen ſonſt bloß patriciſchen Staatswürden, auch den höch-ſten, ſo daß die Plebejer alles werden konnten, die Patricier nicht, nämlich nicht Volkstribunen. Die griechiſchen ἐκκλη-σίαι waren von verſchiedener Art, aber keine, wie die comitia tributa; dieſe gewährten den Plebejern Alles (wogegen ihnen die com. curiata ſo gut wie nichts gewährten), beſonders nachdem das Geſetz durchgegangen war, ut, quod tributim plebes jussisset, omnes cives teneret. Fragt man nach dem Nutzen oder Schaden der trib. pleb., ſo muß man einerſeits freilich ſagen, daß die Ruhe eben nicht durch dieſes Inſtitut befördert wurde; aber der Staat an ſich gewann, und man muß dabey noch noch die rechtmäßige potestas tribunicia von den ſchlechten Handlungen einiger Tribunen unterſcheiden und von der Ausartung dieſes Inſtituts. — Die griechiſchen Politiker hatten nicht einmal eine Idee von ſolchen geſetzmäßigen Volksvertretern. Das läßt ſich beym Plato und den Andern nachweiſen. Bey jenem iſt das Volk gleichgeſtellt mit den ἐπιθυμίαις im Menſchen, die gebändigt und beſchränkt werden müſſen. Daß die Griechen dieſe Idee nicht hatten, ſieht man beſonders bey Polybius, der, als er die römiſche Staatsverfaſſung von dieſer Seite kennen lernte, ſie ſo ſehr bewunderte und pries. Zwar vergleicht Cic. de Legg. III, 7. die ſpartaniſchen Ephoren ſelbſt mit den Volkstribunen. Es iſt wahr, beyde waren nicht aus den Patriciern oder dem Senat, ſondern aus dem Volke gewählt, beyde ſollten die Obergewalt der Mächtigern beſchränken, und bändigten auch wieder andererſeits die ungeregelten Leidenſchaften des Volkes u. dgl. Aber die Ephoren waren zugleich Richter, Sittenaufſeher; hatten überhaupt Geſchäfte, die in Rom zum Theil den Conſuln, zum Theil den Cenſoren, dem Senat überhaupt zukamen. Ueberdies waren die Ephoren ein von einem Einzelnen eingeführtes Inſtitut; in Rom entſtand das Tribunat aus dem Geiſte und dem innern Weſen des Volks. Die Ephorengewalt ſtand ſo hoch über dem Volk, als über den Vornehmen und tyranniſirte oft beyde. In Rom wuchs die Macht des Volks mit der der Tribunen. Endlich waren die Tribunen sacrosancti, gleichſam die unantaſtbaren Prieſter der Volksfreiheit, und veranlaßten die comitia tributa, denen in

allen alten Staaten kein ähnliches Inſtitut gegenüber ſteht. Den Schluß macht eine Vergleichung der modernen Repräſentativ-Verfaſſungen mit dem Inſtitute der Volkstribunen, in denen der Verf. von jenen ein Vorſpiel und die Idee erblickt. Die Quaestiones (ſonſt Theses genannt) enthalten durchaus Sätze, die mit der Abhandlung ſelbſt in Verbindung ſtehen. Wir wollen die letzte (XIX) herſetzen: Summo loco atque existimatione apud Orientales gentes erat sacerdos, apud Graecos philosophus, apud Romanos Jureconsultus: unde harum gentium indoles et ratio intelligi potest. Man ſieht, der Verf. ſtellte nicht bloß Gemeinplätze, wie so oft geſchieht, ſondern wirklich disputable Sätze auf.

Der Vortrag der Schrift iſt einfach, klar und gut, welches wir aus den erſten zwey Sätzen der Einleitung nicht vermutheten; allein es kam gleich beſſer. S. 2 wird das Herodoteiſche: πάλῳ μὲν ἀρχὰς ἄρχει überſetzt magistratus sorte regit, was wohl gerit heißen ſoll. S. 8 ſteht ſeltſam und durch den Ausdruck anachroniſtiſch, Solon habe eingeführt, quod voluerat Plato. Das Griechiſche in dieſer Schrift iſt nachläſſig gedruckt und voller Fehler gegen die Accentuationsgeſetze.

G. H. M.

No. 61. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Veteris Massiliae res et instituta ex fontibus adumbrata. Dissertatio historica, quam pro summis in philosophia honoribus inter sacra saecularia tertia etc. rite obtinendis scripsit J. Christianus Johannsen, Nortofiensis, SS. Theologiae candidatus. Kiliae in Academia Christiana - Albertina MDCCCXVII. Typis Christ. Frid. Mohr. 103 S. 8.

Es empfiehlt ſich dieſe Monographie der alten Massilia, wenn ſie gleich an Seitenzahl und Maſſe des Stoffs einer andern ähnlichen, neulich erſchienenen Schrift über das alte Cyrene *) nicht gleichkommt, ſowohl durch ihren innern Gehalt, als auch insbeſondere durch die Art der Behandlung, durch die Ordnung, mit der Alles dargeſtellt wird, ſo wie durch das Gefällige und Anziehende des Styls, welches letztere wir von der eben erwähnten Schrift über Cyrene nicht glauben behaupten zu können, indem der gelehrte Verf. von der allzugroßen Maſſe des zu verarbeitenden Stoffs überhäuft, ſein Werk weniger lichtvoll und dadurch auch weniger lesbar gemacht hat. Hr. Johannſen iſt Meiſter ſeines Stoffs, den er geſchickt zu behandeln verſteht; obwohl er an Hendreich und Andern gute Vorgänger hatte, die ihm ſeine Arbeit in gewiſſer Hinſicht erleichtert haben konnten, ſo geht er doch im Uebrigen ſeinen eigenen Weg.

Die Schrift ſelber, deren Anzeige wir hier liefern, zerfällt in drey Bücher, deren erſtes de origine Massiliae in 5 Capiteln (p. 5—30) von den Gründern Maſſilia's, von

*) Historia Cyrenes inde a tempore, quo condita urbs est usque ad aetatem, qua in provinciae formam a Romanis est redacta. Particula prior etc. — Commentatio, quam pro summis in philosophia honoribus — publico examini submittit J. P. Thrige, adjunctus scholae Roeskildensis. Havniae MDCCCXIX. 279 u. X S. 8.

Zeit und Gelegenheit der Gründung, ſo wie von den weiteren Schickſalen der Gründer, und von den Namen der Stadt ſelber handelt und zugleich eine Beſchreibung ihrer Lage und ihrer nächſten Umgebungen liefert. Daß dies der natürliche Gang war, den der Verf. nehmen mußte, begreift man leicht. Als die Stifter Maſſilia's erkennt auch er die Phocäer in Jonien, Abkömmlinge aus der Helleniſchen Landſchaft Phocis. [Unſere Leſer werden mit den Bemerkungen des Verf. jetzt die in demſelben Jahr erſchienene Schrift des Hrn. Abbate Sestini: Descrizione degli Stateri antichi p. 5 sqq. beſonders p. 22 sqq. mit großem Nutzen vergleichen] Dieſe Phocäer haben im Jahr 600 a Chr. n. Maſſilia als Kolonie geſtiftet. Weil jedoch mit dieſer Angabe Herodotus in offenbarem Widerſpruch ſteht, nach deſſen Bericht die Auswanderung der Phocäer aus ihrem Vaterlande Jonien in das Jahr 540, ihre Niederlaſſung an der Galliſchen Küſte demnach etwa 534 a Chr. n. fällt, ſo nimmt der Verfaſſer an, daß ſchon früher um das Jahr 600 a Chr. n. die handeltreibenden Phocäer an der Galliſchen Küſte, eine Art von Niederlaſſung, Faktorey, Handels-Etabliſſement gegründet, unter dem Namen Massilia (deſſen Etymologie p. 28 sq. erörtert wird), wohin denn aus begreiflichen Gründen ſpäterhin, um 534 a Chr. n. der Mutterſtaat ſelber ſich gewendet und ſo die Colonie zu der Größe erhoben, die ſie nachher, wie bekannt gehabt habe (p. 15). Wir haben dieſe Anſicht des Verf. deswegen mitgetheilt, weil die Schwierigkeit des Gegenſtandes eine ſolche Menge verſchiedener Meinungen hervorgebracht hat, daß in einer Geſchichte der Stadt Marſeille von de Ruffi deren nicht weniger als ſiebenzehn angeführt ſind. Was die Schreibung des Namens der Stadt betrifft, ſo wird mit Recht Massylia verworfen und bemerkt, die Griechen hätten immer Massalia (Μασσαλία) geſagt, die Römer immer Massilia, gerade wie bey andern Nominibus propriis, als Ἀκράγας, das die Römer Agrigentum nennen, Μασανάσσης, den die Römer Masinissa nennen. Aus den Münzen, die bey ſolchen Dingen hauptſächlich befragt werden müſſen, hätte der Verf. noch eine Beſtätigung für die Richtigkeit dieſer ſeiner Angabe nehmen können. Denn auf den Münzen, welche Eckhel in der Doc-

trina numorum veterum Pars I. Vol. I., pag. 67 seq., Raſche im Lexicon universae rei numariae vett. Tom. III. Pars I. pag. 342—355. und Mionnet, description de medailles antiques Tom. I. p. 67 sqq. angeführt hat, findet ſich überall ΜΑΣΣΑΛΙΗΤΩΝ, oder blos ΜΑΣΣΑ, auch wohl noch kürzer ΜΑ.

Das zweyte Buch (pag. 30—65) giebt einen Abriß der Geſchichte Maſſilia's bis auf Cäſar in zwey Perioden; die erſte geht bis auf die Zerſtörung Carthago's, die 2te bis auf die Eroberung Maſſilia's durch Cäſar. Die erſte Geſchichte der Stadt iſt, wie die der meiſten alten Städte, zum öfteren ungewiß, in Mythen eingehüllt; ſie wird nach Juſtinus erzählt, deſſen oder vielmehr des Trogus Quelle hier Diocles oder der weniger zuverläſſige Timäus war. Der Verf. hat ſich über dieſen Punkt, worin er hauptſächlich Heeren gefolgt iſt, weiter von p. 37—41 verbreitet. Im Verfolg der Erzählung verläßt er den Juſtinus als unzuverläſſig, und nimmt den Polybius und Livius, dann ſpäter Cäſar zu Führern.

Das dritte Buch endlich giebt uns Nachricht von den „institutis et studiis Massiliensium", in fünf Capiteln. Zuerſt eine Vorbemerkung, daß die Bewohner Maſſilia's nichts von der Sprache, Cultur, Sitten u. ſ. w. ihrer rohen, unkultivirten Nachbarn, der Gallier, angenommen, im Gegentheile, daß ſie unter Letztere eher Cultur zu verbreiten geſucht hätten; vergl. Livius 37, 54. Allein daraus, daß Druiden wahrſcheinlich auch in Maſſilia einheimiſch geweſen, möchte ſich doch Einiges gegen die angeführte Behauptung einwenden laſſen. Unſer Verf. wenigſtens bezweifelt gar nicht die Aufnahme der Druiden in Maſſilia, die es doch nur von Gallien aus erhalten konnte; ein Umſtand, woraus doch offenbar auf eine Verbindung der Stadt mit den ſie umgebenden Galliern, und auf eine gewiſſe Theilnahme derſelben an Galliſchen Religionen zu ſchließen iſt. Ergo et, ſagt er p. 86, nachdem er ſeine Gründe entwickelt, ut credam (richtiger: quod credam) Druides Massiliensibus etiam, tempore procedente placuisse. Dieſer Einführung oder Zulaſſung der Druiden ſind auch vielleicht die Menſchenopfer zuzuſchreiben, welche nach den Zeugniſſen einiger alten Schriftſteller in Maſſilia zu

Zeiten ſtatt gefunden haben. Denn von Phöniciern oder Carthagern, deren natürliche Feinde ſie, als ein handelndes Volk, ſeyn mußten, haben ſie dieſelben ſchwerlich empfangen, eben ſo wenig, als ſie ſie aus dem Vaterlande Jonien mitgebracht. — Die Regierung und Verwaltung des Staates (Cap. I. „de forma et administratione reipublicae Massiliensium") war, wie Strabo und Ariſtoteles angeben, einem Senate von 600, aus dem Volke gewählten und mit dem Namen Τιμοῦχοι beehrten Männern anvertraut, aus welchen ein engerer Rath von 15 Männern (προεστῶτες) ſich bildete. An der Spitze des ganzen Senats ſtanden drey Directoren, denen die höchſte Leitung des ganzen Gemeinweſens übertragen war, eine Art von Archonten oder Conſuln; über deren Macht, Befugniß u. ſ. w. aber leider die nähern Angaben, die doch ſo merkwürdig wären und zu intereſſanten Parallelen führen könnten, fehlen. Im 2ten Cap. „de legibus atque moribus Massiliensium" ſucht der Verf. zuvörderſt die ſo gerühmte Sitteneinfachheit, Reinheit und Zucht der Maſſilienſer (τὴν λιτότητα τῶν βίων καὶ σωφροσύνην) mit zwey Sprüchwörtern der Griechen, die gerade das Gegentheil beweiſen wollen, zu vereinigen. Wenn wir auch hier der ſcharfſinnigen Erklärung des Verf. nicht geradezu widerſprechen mögen, ſo geſtehen wir doch, daß, unſerer Ueberzeugung nach, jener Widerſpruch ungezwungener und leichter durch die Annahme gelöst wird (die jedoch der Verf. verwirft), daß hiebey die Zeiten zu unterſcheiden, und frühere und ſpätere Zeit zu berückſichtigen ſey. Unter den Geſetzen — die Zahl der uns noch bekannten iſt leider unbedeutend — ſind einige ſehr merkwürdige, wie z. B. die Beſchränkung des Luxus in Kleidern wie bey Gaſtmahlen, das Verbot des Weines für die Weiber, ſo wie aller mimiſchen Darſtellungen u. ſ. w.

Der Abſchnitt von der Religion der Maſſilienſer (Cap. III.) giebt neben den Feſten und Religionsgebräuchen die Götter an, deren Verehrung ſich ausdrücklich durch Stellen der Alten oder durch Münzen beweiſen läßt; als Juppiter, Apollo, Diana und Minerva. Es hätte dieſer Abſchnitt aus den bey Raſche und Mionnet (a. o. a. O.) aufgezeichneten Münzen um Vieles vermehrt werden können. Bey weitem die meiſten der zahlreichen, dort angeführten Münzen zeigen die Diana, ſo

daß dieſe Göttin (die Epheſiſche) vorzugsweiſe in Maſſilia verehrt worden zu ſeyn ſcheint, was ſich auch anderwärts her beſtätigen will. Apollo erſcheint gleichfalls auf vielen Münzen, ſo wie von Thieren (gewöhnlich auf der Kehrſeite) der Löwe, der Delphin und der Stier. Von der Verehrung des Mercurius hat der Verf. keine beſtimmte Stellen der Alten angeführt, glaubt aber, daß ihn, den Handelsgott, die handeltreibenden Maſſilienſer ohne Zweifel auf eine ausgezeichnete Weiſe verehrt hätten. Auch hätten nach Cäſars Zeugniß die Gallier unter den übrigen Göttern den Mercur hauptſächlich verehrt. „Quae religio, ſetzt er dann hinzu, nisi per Massilienses eo (zu den Galliern) fuisset delata, haud facile (?) ad barbaros illos tam mature penetrare potuit“ — eine Behauptung, die um ſo gewagter erſcheinen kann, als es ſich doch wohl ſchwerlich in allen Punkten darthun läßt, daß auf dieſem Wege allein, von Maſſilia und der mittelländiſchen Meeresküſte aus, durch Griechen Cultur, Sitten und Religion zu den rohen Galliern gebracht worden ſey, da es überdem noch ſehr zu fragen iſt, ob der Galliſche Gott, den Cäſar Mercurius nennt, wirklich der Griechiſche und Römiſche Mercurius iſt; was wir wenigſtens ſehr bezweifeln. — Uebrigens wird bey Raſche a. a. O. pag. 352 eine Maſſiliſche Münze bemerkt, welche das mit dem Petaſus bedeckte Haupt des Mercurius und einen Caduceus mit Flügeln zeigt; obwohl Anderen daſſelbe ungewiß dünkt. Auch dies mit einem Diadem geſchmückte Haupt der Venus iſt auf einer Münze ebendaſelbſt erſichtlich.

Zwey leſenswerthe Abſchnitte, über die Sprache der Bewohner Maſſilia's — die Griechiſche — (Cap. IV.) und über ihre wiſſenſchaftliche Bildung (Cap. V. de studiis Massiliensium), die ſo bedeutend war, daß zu Strabo's Zeit vornehme Römer ihrer Ausbildung halber nach Maſſilia, ſtatt nach Athen, ſich begaben, beſchließen dieſe Schrift, die, ſoweit als möglich, ein getreues Bild der alten Massilia uns liefert. Die Sprache des Verf. iſt leicht, fließend und angenehm, ſein Ton ſehr beſcheiden; Vorzüge, die den Werth der Schrift gewiß erhöhen. — Das Druckfehlerverzeichniß, welches angehängt iſt, hätte noch mit Mehrerem vermehrt werden können, wie z. B. p. 13 lin. 8 plerique für plerisque, p. 15 abiit ſtatt

abiit, p. 70 τοῦς ſtatt τοὺς; p. 75 ſoll es wohl heißen percensendas, wie p. 29 ortam und percrebuerat, p. 90 Massilia u. ſ. w.

Phrynichi Eclogae Nominum et Verborum Atticorum cum notis P. J. Nunnesii, D. Hoeschelii, J. Scaligeri et Cornelii de Pauw partim integris edidit, explicuit Chr. Aug. Lobeck, Liter. Antiq. in Academia Regimontana Professor. Accedunt Fragmentum Herodiani et Notae, Praefationes Nunnesii et Pauwii et Parerga de vocabulorum terminatione et compositione, de aoristis verborum authypotactorum etc. Lipsiae MDCCCXX. In Libraria Weidmannia (mit einer Dedic. an Schleusner). LXXX u. 841 S. gr. 8.

Dieſe lange gewünſchte Ausgabe des Grammatiker Phrynichus glaubt Ref. mit vollem Recht den Holländiſchen Ausgaben anderer alten Grammatiker, eines Thomas Magiſter, Möris u. ſ. w. an die Seite ſtellen zu können; er glaubt deswegen alle Fremde der claſſiſchen Literatur durch dieſe Anzeige aufmerkſam machen zu müſſen. Die Einrichtung des Werkes ſelber iſt folgende: voran geht die Vorrede des Nunneſius, die billig in dieſer neuen Ausgabe nicht vermißt werden durfte, dann folgen: ex bibliotheca Photii Patriarchae caput de Phrynicho (pag. V), die Vorrede des Cornelius de Pauw (pag. VIII seqq.) und endlich (pag. LXXIV seqq.) die des neuen Herausgebers, worin er von Veranlaſſung, Bearbeitung, Methode u. ſ. w. bey der Herausgabe dieſes Werkes Rechenſchaft giebt. Bereits vor fünf Jahren hatte ſich Hr. Lobeck zur Herausgabe der Eclogae des Phrynichus erklärt, allein aus mehrfachen Gründen war die Ausführung unterblieben. Zum Texte des Phrynichus hat Hr. Lobeck keine weiteren neuen Hülfsmittel benutzt, als die der früheren Herausgeber; daß er ſich aber nicht um unbenutzte Handſchriften u. dgl. umgeſehen hat, können wir nicht billigen. Denn ſonſt würde er ſich wohl auch um unſere, aus Rom zurückgekehrte Pfälzer Handſchrift Nro 132, die außer Philoſtratus Leben der Sophiſten und andern Schriften einen Phrynichus ent-

hält, bekümmert haben; die Notiz davon konnte er aus Wilkens Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen (Heidelberg bey Oswald 1817.) pag. 279, und aus den Creuzer'ſchen Meletematen I, pag. 2 entnehmen. Es ſtimmt dieſe Handſchrift, der freylich gegen das Ende hin Einiges fehlt, häufig mit den Edd. Princ. und Vasc. zuſammen, wie z. B. in der Vorrede pag. 1 Lobeck. lin. ult. ſtatt οἷός τε, ſich hier findet οἷος, wie in den erwähnten Ausgaben; eben ſo pag. 2 lin. 4, ἀποπεπτωκότες ſtatt ἀποπλανηθέντες, was Hr. Lobeck in den Text aufgenommen hat; pag. 2 lin. ult. σύμψηφοι ἡμῖν; pag. 3. lin. 1. fehlt das οὕτως. — Der Anfang (pag. 4 Lob.) ὅστις ἀρχαίως — φυλακτέα fehlt gleichfalls, ſo wie in der Ed. Vasc. — p. 12 Lob. l. 1 hat unſere Handſchrift ebenfalls, wie die Ed. Pr. und Vasc., (die jedoch δέ hinzuſetzen) blos παράδειγμα mit Weglaſſung des λέγε; welches Wort auch an andern Stellen häufig weggelaſſen wird, vergl. pag. 17 lin. 2, pag. 21 lin. 3 Lob., was gewiß, um mit Hrn. Lobeck zu ſprechen, „concinnius" iſt. Pag. 12 lin. 3 fehlt, wie in der erwähnten Ausgabe das ὅταν; eine Lesart, zu der Hr. Lobeck hinzufügt: „Sic et Phavorinus scripsit." Aber warum hat er ſie dann auch nicht in den Text aufgenommen? pag. 15. lin. 1 ſtimmt unſer Codex wieder ganz mit der ed. Pr. und V. überein. Die Bemerkung über εἰςιέτω fehlt gänzlich, die p. 17 Lob. über εὐκοίτει folgt erſt ſpäter, nach p. 29 ed. Lob. Ueberhaupt ſind dergleichen Verſetzungen nicht ſelten in dieſer Handſchrift, wie z. B. p. 24 Lob. φλεγμᾶναι etc. erſt nach διώρια, p. 31 ὤμοκε etc., erſt nach ἀπελεύσομαι p. 37 folgt. Pag. 18 lin. 3 wäre die Lesart unſeres Codex, in Uebereinſtimmung mit der Ed. Pr. ἐπὶ τοῦ μέλλοντος, ſtatt der, wie uns dünkt, mangelhaften Lesart ἐπὶ μέλλοντος gewiß in den Text aufzunehmen, wie ſchon der Gegenſatz ἐπὶ τοῦ ἐνεστῶτος κ. τ. λ. zeigt. Ebendaſelbſt, lin. 4. iſt das καὶ vor ἄρτι von neuerer Hand hinzugeſetzt. Pag. 23 lin. 2 hat unſer Codex πάντα γὰρ τὰ ῥήματα εὐδόκιμα; letzteres hat auch Ed. Pr. und Vasc. die Worte lin. 3: ἀμυνοῦμεν bis ἀδόκιμον fehlen ganz; lin. 5 ibid. fehlt γὰρ, wie in der Ed. Pr. und V. Statt ἀσπάζομαί σε, lin. 6 hat der Cod. Pal. ἀσπ. σοι. pag. 24 lin. 5

ſteht blos: φλεγμᾶμαι καὶ τοῦτο διὰ τοῦ η̄. pag. 26, wie
auch Andere leſen: προθεσμίαν ſtatt προθεσμία, und pag.
28, lin. 1 ἀλλοκότως ſtatt ἀλλοκοτέρως; p. 29, wie Nun-
neſius herausgab: διὰ τοῦ ἑτέρου λ̄ ſtatt δι' ἑνὸς λ̄. Pag. 30
lin. 1 fehlen die Worte σὺν τῷ ῡ λέγων. Pag. 31 lin. 1
ſteht εἴληπται ſtatt ἤλειπται, wie beym Phavorinus; auch
fehlt das καί beydemahle. Pag. 37 ἐπεξελευσόμενος etc.
fehlt gänzlich, ſo wie pag. 39 δι' ἑνὸς ῑ und καὶ ἀρχαικόν;
pag. 42 lin. 1 ſtatt μὴ εἴπῃς hat der Cod. Pal. οὐδαμῶς
und pag. 43: οὕτω συντάσσε τε (sic) μετὰ τοῦ ῑ; das
εἰ δέ, das gleich folgt, fehlt, ſo wie pag. 45 die Bemerkung
über ἀπόπαλαι. So viel zur Probe, um zu zeigen, daß
dieſe Handſchrift gewiß einige Berückſichtigung verdiente.

Das Hauptaugenmerk des Herrn Lobeck war auf eine
Erklärung und Erläuterung der von Phrynichus gegebenen
Vorſchriften und Regeln gerichtet. Darum giebt er in den
unter dem Text beygefügten Noten zuerſt vergleichend die Be-
merkungen und Angaben anderer alten Grammatiker hinſichtlich
der aufgeſtellten Regel, dann die Noten der früheren Gelehr-
ten, die ſich mit Phrynichus beſchäftigt, und zuletzt ſeine
eigenen, die freylich immer das bedeutendſte ſind, da er
nämlich mit vieler Beleſenheit aus den noch vorhandenen
Schriften der Attiker zu zeigen ſucht, inwiefern die Regel des
Phrynichus und der andern Grammatiker in dem Sprachge-
brauch gegründet oder ungegründet erſcheinen. Von den ver-
ſchiedenen Noten der früheren Herausgeber dieſes Atticiſten hat
Hr. Lobeck nur die des J. Scaliger vollſtändig wieder ab-
drucken laſſen, die des Nunneſius, Hoeſchelius und Cornelius
de Pauw aber abgekürzt, eben weil ſie nach des Herausgebers
Anſicht manches Bekannte enthielten, das auch jetzt in Ausgaben
anderer Schriftſteller, ingleichem in den gewöhnl. Grammatiken
und Wörterbüchern beſſer zu finden ſey u. ſ. w. Jeder Sach-
kenner, der dieſe Ausgabe mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen und
ſtudirt hat, wird mit uns gerne den Verdienſten des Herrn
Herausgebers volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er wird
den Fleiß, die Sorgfalt und die kritiſche Umſicht, welche Hr.
Lobeck ſichtbarlich auf dieſe Ausgabe verwandt hat, mit gebüh-

rendem Danke anerkennen, und mit uns in den Wunſch überꝛ einſtimmen, daß Hr. Lobeck lieber mit ſolchen Werken, die als ein wahrer Gewinn für die die Literatur anzuſehen ſind, uns beſchenken möge, als mit anderweitigen Unterſuchungen und Forſchungen im Gebiete der Mythologie und Symbolik, die er leider mit ſo wenig Glück bis jetzt verſucht hat *). Viele Stellen alter Autoren ſind oft glücklich und mit Leichtigkeit verbeſſert oder gegen vermeintliche Verbeſſerungen geſchützt, auch ſind ſie meiſtentheils, ſo viel Ref. gefunden, richtig nach den gewöhnlichen Ausgaben citirt. Die p. 54 vom Hrn. Verf. bemerkten Stellen über μεϑημερινός diuturnus, quotidianus, insbeſondere die des Philo de Cherub. p. 121 E. (welcher, den Demoſthenes nachahmend, ebenfalls μεϑημερινοὶ γάμοι hat) beſtätigen auffallend die Richtigkeit der Demoſtheniſchen Stelle, in der Rede pro Coron. cap. 40. pag. 270 Reisk.

---

*) Ich ſehe mich hiebey zu der Erklärung veranlaßt, daß ich an dieſer Anzeige nicht den entfernteſten Antheil habe. Damit aber Herr Profeſſor Lob.ck in ſeinem Selbſtgefühle nicht etwa auf den Gedanken gerathe, dieſer Zuſatz ſey eine Wirkung von Furcht vor fernern Kritiken, zu deren Gegenſtand er (warum, weiß ich nicht) mit beſonderer Liebe meine literariſchen Verſuche gewählt zu haben ſcheint, ſo bemerke ich bey dieſer Gelegenheit, daß ich ihm für ſeine Bemühungen ſogar Dank weiß, weil ſie nur dazu gedieut haben, die Zahl meiner gelehrten Freunde, worunter ich die erſten Männer unſerer Literatur verehre, ſo wie die meiner Leſer zu vermehren. Aus demſelben Grunde hatte ich bereits, früher als mir ſein Phrynichus zu Händen kam, eine abwehrende Note in der erſten Ausgabe der Symbolik, als überflüſſig für die neue geſtrichen. Aus dieſem erneuten Buche kann er auch erſehen, warum meine Anmerkungen in dem erſten Hefte der Meletemata ſo und nicht anders eingerichtet waren, nämlich weil dieſes Heft, wie der zweyte Titel auch deutlich genug beſagt, großentheils opuscula mythologica enthält, die mir damals bey meinen Vorleſungen dienen ſollten und jetzt auch bey der Umarbeitung der Symbolik weſentlich dienen. — So viel glaubte ich, bey dieſem ungeſuchten Anlaſſe, zur Sache Gehöriges ſagen zu müſſen. Daß ich über den Ton, in den Herr Lobeck verfallen, nichts zu ſagen hatte, werden die wahren Humaniſten von ſelbſt erwartet haben.

Fr. Creuzer.

(ἢ ὡς ἡ μήτηρ σου τοῖς μεθημερινοῖς γάμοις ἐν τῷ κλισίῳ — χρωμένη etc.), ohne daß man nöthig hat, καθημερινοῖς zu ſchreiben, um die Bedeutung quotidianus daraus zu erhalten. Aufgefallen iſt Ref., daß p. 164 bey dem Gebrauch von ἀπό nicht Schäfer in den Meletemm. p. 26 angeführt iſt, um ſo mehr, da ſonſt ſolche Bemerkungen dem gelehrten Hrn. Herausgeber nicht entgangen ſind. Eben ſo hätte da, wo von dem Worte βάκηλος die Rede iſt, noch Eustathius ad Odyss. IV, 249. p. 166 Basil. edit. angeführt werden können, und p. 393 hinſichtlich des Wortes φιλόλογος noch der ſchönen Note Wyttenbachs ad Plutarchi Moralia p. 226 gedacht werden können. Dort ſind auch, um zu einer vollſtändigen Erkenntniß von dem Gebrauche dieſes Wortes zu gelangen, ſämmtliche Stellen aus Plutarchus, wo es nur vorkommt, genau angegeben. Es würde die Gränzen dieſer Anzeige überſchreiten, wenn wir alle die einzelnen trefflichen Sprachbemerkungen, die ſo vielen Stellen der Alten erläutern, anführen wollten, ſowohl in den Noten zur Ecloga Phrynichi (bis p. 262) als zur Epitome Phrynichi (bis p. 448). Das Fragment des Herodianus (ἐκ τῶν Ἡρωδιάνου p. 449—478) glaubte der Verf. nicht weglaſſen zu dürfen, und wir müſſen ihm dafür danken, da die hinzugefügten Noten ſo vieles Schätzbare enthalten, was kein Philologe gern wird entbehren wollen.

Soweit die erſte Abtheilung der Schrift, an welche die zweyte unmittelbar ſich anſchließt, unter dem Titel: Parerga. Sie enthält allgemeinere Unterſuchungen und Forſchungen im Gebiete der griechiſchen Grammatik, betreffend die Zuſammenſetzung, und Formation griechiſcher Wörter nach einzelnen Vorſchriften des Phrynichus, die zum Grunde gelegt werden, und iſt eine Sammlung einiger gelegentlich vom Hrn. Verf. geſchriebenen akademiſchen Programme. Das erſte Kapitel in 13 §§. (bis p. 532) handelt de terminatione substantivorum compositorum; das 2te (p. 536—559) de adjectivorum quorundam terminatione; das 3te (p. 560—632) de verborum compositione in 14 §§. Eben ſo wichtig iſt C. IV. de productione vocalium in vocabulorum commissuris (p. 632—713), und Caput V. de Aoristis primis verborum authypotactorum (p. 713—744), ſo wie das ſechſte und

letzte: de constructione verbi μέλλειν et affinium vocabulorum. Was zunächſt die in den beyden letzten Kapiteln behandelten vielen Stellen der Alten betrifft, ſo muß Ref. bekennen, daß er mit den Grundſätzen des Hrn. Lobeck nicht überall einverſtanden iſt, und daß er nicht in dem Grade wagen würde, wie doch Hr. Lobeck gethan hat, nach gewiſſen Vorſchriften und Theorien alle Stellen der Alten, die ſich denſelben nicht fügen, umzuändern und ſo vermeintlicher Weiſe zu verbeſſern. Denn von dieſem Vorwurfe wird ſchwerlich jeder unbefangene Leſer Hrn. Lobeck freyſprechen können. So ſucht er im 5ten Kap. zu beweiſen, wie die Regel des Phrynichus, daß man ἐκλιπών und nicht ἐκλείψας ſagen müſſe, wohl begründet ſey, indem ſowohl vom Stammwort λείπειν, wie von ſeinen ſämmtlichen Compoſitis der Aoristus I. bey den Alten ſo ſelten vorkomme; woraus dann der Schluß gezogen wird; „ut necesse sit huic inclinamento aliquid maculae et labis adspersum fuisse.“ Zwar hatte Ariſtophanes λείψας ſtatt λιπών geſagt; aber darauf, bemerkt Hr. Lobeck, ſey wenig Gewicht zu legen: „saepe enim tempore fieri, ut in magnis quoque auctoribus incidant aliqua vitiosa, dum aut necessitati pareant cuipiam aut animum ad analogiae conservationem non attentum habeant“ (p. 714). Zwar kommt von allen Compoſitis der Aoristus I. vor, allein meiſtens nur bey verhältnißmäßig ſpätern Autoren. Nun folgt eine ähnliche Unterſuchung der Vorſchrift des Phrynichus, daß der Aoristus I. ſtatt des Aorist. II. bey αἱρῶ und ſeinen Compoſitis „ἀνελληνιστόν“ ſey (p. 716 ff.). Hier wird nun über eine Menge von Stellen, insbeſondere über ſolche, wo gar εἰ oder ὅπως mit dem Conjunctiv Aorist. I. vorkommt, das Verdammungsurtheil geſprochen, ohne weitere Rückſicht; und da die Emendationen oder die zu emendirenden Stellen gar kein Ende nehmen wollen, ſo ſetzt Hr. Lobeck hinzu: „quorum multitudinem si quis pertimescat, is trepidare et verecundari desinet, si illa respexerit, quae ne summus quidem codicum consensus a ferro vindicare potest“ (p. 720). Ref. kann dieſe Anſicht nicht theilen; ihm iſt die Zahl der Stellen, die bis jetzt z. B. über ὅπως oder εἰ mit folgendem Conjunctiv Aor. I., aus Plutarch und andern

Schriftſtellern dieſes Zeitalters geſammelt ſind, zu bedeutend, (man vergl. nur Held zu Plut. Alexand. cap. 41 in Actis philologg. Monacc. Tom. II. fascic. 2. p. 160 seqq. und Creuzeri Meletemm. III. p. 23 seqq.) als daß er ohne Handſchriften hier zu ändern wagte. Wer möchte auch in einzelnen Sprachformen, die nach Zeit und Umſtänden ſich oft verſchieden geſtalten, Alles geradezu unter eine Regel oder Form zwängen wollen, zumahl bey einer Sprache, die wir, weil uns ſo viele Denkmahle fehlen, nie vollſtändig zu erlernen hoffen können? Und wir wollten dann behaupten, ein Schriftſteller habe dieſe Form nothwendig gebrauchen müſſen (eine Form, welche die vorhandenen Handſchriften nicht einmal angeben), weil ſie häufig oder auch wohl einzig bey frühern guten Autoren ſich findet? Richtig dagegen hält Ref. die ebendaſelbſt p. 717 gelegentlich über ἀξιοῦν mit folgendem Infinitiv Futuri gemachte Bemerkung, ſo wie die p. 722 ff. über den Gebrauch des Conjunctivus Aoristi ſtatt des Futur. in der ſpätern Gräcität („fatiscens Graecitas"). Wir übergehen die weiteren Forſchungen über χέω, ῥέω δράω u. ſ. w. nebſt deren Compoſitis, und bemerken nur noch, wie auch im 6ten Kap. der Hr. Verf. von dem Satze des Phrynichus ausgeht, daß μέλλειν mit dem Infinit. Aorist. nicht verbunden werden dürfe. Da aber viele Stellen bey Thucydides, Plato, Ariſtophanes u. A. dieſem Satze widerſprechen, ſo ſucht Hr. Lob. ſeinen Phrynichus durch die Erklärung zu retten: „Phrynichum publico vitio irasci manifestum est" (p. 746). Nun wird mit vielem Scharfſinn entwickelt, in wiefern die Verba, welche ein Wollen, Verlangen, Meinen, Hoffen und dergl. mehr bezeichnen, mit dem Infinitivus Aoristi oder Futuri verbunden werden. Ref. will das Studium dieſer herrlichen Abhandlung einem jeden empfehlen, dem es mit einer genauen Kenntniß der griechiſchen Sprache Ernſt iſt. Auch durch andere gelegentlich eingeſtreute Bemerkungen wird es ſich reichlich belohnt finden, als z. B. p. 746 vom Futurum I. der Verba auf ιζω, p. 750, vom Accuſativ mit dem Infinitiv nach ὥστε, ſtatt des Nominativ. c. Infinit. p. 753 über die Ellipſe von δεῖν u. ſ. w.

Den Beſchluß machen Corrigenda und Addenda (pag. 757—772) und mehrfache Indices (p. 773—841), die freylich bey einem Werke der Art unentbehrlich ſind: 1) ein Index vocabulorum a Phrynicho et Herodiano notatorum, 2) ein Index Scriptorum et dialectorum, 3) ein Index Graecus über die ſämmtlichen theils in den Noten, theils in den Parergis erläuterten Wörter, 4) ein Index Latinus und 5) ein Index locorum, quorum lectio disceptatur.

Druck und Papier iſt gut, das Werk ſelber frey von Druckfehlern, da Hr. Profeſſor und Bibliothekar Schäfer — wie wir aus einigen unter dem Texte von ihm beygefügten Noten ſchließen möchten — die Durchſicht beſorgt zu haben ſcheint. Pag. 354 in der Note, wo Demosth. de Coron. p. 181 citirt wird, ſteht παρακολουθεῖς, da doch die Ausgaben des Demosthenes: παρηκολούθεις haben.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von Johann Gottlob Schneider, Professor und Oberbibliothekar zu Breslau. Zweyter Band. Λ—Ω. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig in der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung. 1819. 791 S. in gr. 4. (Die zweyte Auflage hat 709 Seiten.)

Wir haben im 13ten Stücke des vorigen und im 29ten Stücke des gegenwärtigen Jahrganges dieſer Jahrbücher die beyden Abtheilungen des erſten Theiles angezeigt, und dem nachbeſſernden und vervollkommnenden Fleiße des würdigen Verfaſſers alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Dieſem zweyten Theile gebührt kein geringeres, ſondern eher noch größeres Lob der überall ſichtbaren Sorgfalt und nachbeſſernden Hand; auch iſt beſonders erfreulich die ruhige Haltung und der würdige Ton des verdienſtvollen Veteranen. Unſere beyden Anzeigen enthalten nun freylich auch eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Zuſätzen und Berichtigungen verſchiedener Art; wir haben aber wiederholt erklärt, daß wir es geradezu für nothwendig halten, daß ein Werk dieſer Art erſt nach wiederholten

Auflagen und durch Beyträge mehrerer Gelehrten einen ge- wiſſen Grad von Vollendung erreiche, der dem Einzelnen zu erreichen ſchlechterdings nicht möglich iſt. Wir hätten mit der Anzeige dieſes zweyten Bandes gerne bis zur Erſcheinung des in der kurzen Vorrede vom 29. May v. J. verſprochenen klei- nen Bandes von Zuſätzen und Berichtigungen gewartet, wo neben den Zuſätzen des Verf. auch Beyträge von ärztlichen Artikeln von Hrn HR. und Dr. Weigel in Dresden, Beyträge von Jakobs und Petri und den beyden Verſtorbenen, Kalt- waſſer und Gierig, folgen ſollen. Allein da ſich die Erſchei- nung jener Zuſätze bisher immer noch verzögert, vielleicht um noch mehr Beyträge benutzen zu können, ſo wollen wir, was wir noch nachträglich über den erſten und nun neuerdings über den zweyten Theil zu ſagen haben, hier niederlegen zu beliebiger Benutzung, ohne Anmaaßung, aber auch ohne die Beſorgniß, Hr. Pr. Schn. werde uns darüber ſo unfreundlich anfahren, wie neulich ein Recenſent dem Hrn. Schmid that, welcher dem Schneiderſchen und Riemerſchen Wörterbuch (zwey- ter Aufl.) Tausend griechische Wörter als don gratuit präſentirte. Auch wollen wir nicht einmal als capta- tio benevolentiae die bedeutende Anzahl von Berichtigungen und Zuſätzen aufzählen, welche dieſer um 82 Seiten vermehrte Theil erhalten hat; eine Vergleichung, die Jeder, der geſunde Augen hat, leicht anſtellen kann, in welchem Umfange er will.

Zum erſten Theile haben wir noch folgendes zu erinnern und nachzutragen, meiſtens Citate, wo ſie fehlen, Nach- weiſungen, Conſtructionen, Bedeutungen u. dgl. 'Αβακέω. S. Apollon. Lex. Hom. p. 7. ed. Toll. ib. in- terpr. add. Eustath. ad Hom. l. l. p. 166 Bas. — 'Αβληχρός. S. Apollon. l. c. p. 8 et Wyttenbach. ad Vit. Ruhnk. p. 285. — Ἄβρα. S. Eustath. ad Odyss. XIX, p. 608. Bas. — 'Αβυρτάκη. S. ib. p. 680. — 'Αγαμία. Stob. p. 412. — 'Αγλαοτριαίνης. Pind. Ol. I, 64. — 'Αδέω. cf. Villois. ad Apoll. Lex. Hom. p. 35. — 'Αδηφάγος. Eust. ad Odyss. I, p. 24. über das Wort und ſeine Bedeutungen. — 'Αθηρηλοιγός. Odyss. XI, 127. Eustath. p. 422. cf. Apoll. L. H. p. 48. — 'Αθρόος. Ueber den Spiritus und Accent des Wortes S. Eustath. ad Odyss. I, 27. und Pierson ad

Moer. p. 20. — Ἀΐδηλος. Odyss. VIII, 309. ib. Eustath. p. 312. l. 20. — Ἄκιδνος. Eustath. ad Odyss. V, 217. p. 217. — Ἀκνηστις. Apollon. L. H. p. 73. ib. Villois. — Ἀκοστέω. cf. Heyne ad Homer. Jl. VI, 506. Apollon. L. H. p. 80. Schneider. ad Nicandri Alexipharm. v. 106. p. 111. — Ἄκοπος. Nicht ermüdend. Plat. Phaedr. p. 227. a. Bip. X. p. 280. — Ἀκταία. Eustath. ad Od. I. p. 37. l. 42. — Ἀκτή. Ueber dieſes Wort und verwandte ſ. The Classical Journal Vol. IX. p. 320. — Ἄκτωρ. Hesych. p. 212. Vol. I. Alb. — Ἀλαόω. Hom. Od. I, 69. — Ἀλαῶπις. Sturz ad Empedocl. p. 594. — Ἀμαμηλίδες. Eine Art Nymphen. Eustath. ad Od. I. p. 4. — Ἀμαρεύω. Eustath. ad Od. VIII. p. 327. 10 ſagt: δακρύων ῥοὴν ἀμαρεύουσαν. — Ἀμέρδω. Apollon. L. H. p. 97. p. 110 sq. ed. Toll. — Ἀμολγῷ. Einige nahmen es vom frühen Morgen. S. Pfaff. de ortib. et occas. sider. p. 36. oder vielmehr Eustath. ad Jl. XXII, 317. — Ἄμοτον. Odyss. VI, 83. — Ἀμφαμιῶνται. Athenaeus VI, 203. p. 509. Schw. — Ἀναλθής. Ruhnk. ad Toupii Longin. p. 245 sq. Schaefer. ad Bucolic. p. 231. — Ἀναῤῥιχάομαι. Eustath. braucht das Wort ad Od. XIX, 247. p. 694. — Ἀνειδωλοποιέω. Eustath. ad Od. I, 115. p. 30. — Ἀνενήνοθε. Hermann. de emend. rat. Gr. Gr. p. 279 sqq. Matth. Gr. Gr. §. 232. Buttmann. Lexilog. p. 266 sqq. — Ἄνθος. Eustath. ad Odyss. VIII. p. 310. add. Heyne ad Jl. IX, 212. Wolf. ad Lib. Epist. p. 456. Boissonade ad Philostrat. Heroic. p. 382. — Ἀνιαρός. Eustath. ad Od. II, 190. — Ἀνοηταίνω oder ἀνοητεύω. Gerade die zweyte, als zweifelhaft angegebene, Form ſteht beym Schol. Aristoph. Nub. 1484 (nicht 1480). Herm. — Ἄντλος. Apollon. L. H. p. 326. — Ἀοχλησία. Eustath. ad Odyss. IV, 56. — Ἄπιος. Apollon. L. H. p. 146. — Ἀπόθριξ. Eustath. ad Odyss. p. 303. — Ἀποτροπιάζω in Med. Eustath. ad Od. p. 309. — Ἀρετή. Das Homeriſche οὐκ ἀρετᾷ κακὰ ἔργα ſteht Od. VIII, 329. — Ἀριδείκετος. Eustath. ad Odyss. VIII, 382. p. 316. — Ἀρνειός. Eustath. ad Odyss. I, 25. p. 14. Bas. — Ἄρνυμαι. Eustath. ad Od. I, 5. p. 19. Apollon. L. H. p. 164. — Ἀσκέω. Odyss. III, 438. cf. Eustath ad Odyss. I. 439. p. 71. — Ἀσχέδω-

ρος. Eustath. ad Od. XIX. p. 705. — *Ατμενος. Eustath. ad Od. XIV, 63. p. 531. — Αὐδήεις. Im Cod. Palat. 45. findet ſich zu Odyss. V, 334. ein weitläuftiges Scholion, ſ. Creuzeri Meletemm. I. p. 53 sq. Vgl. auch Doederlein. Specim. Ed. Sophocl. p. 34. not. — Αὐτοαγαθότης. Procl. Inst. Theol. §. 127. — Βαιός erklärt Eustath. ad Od. XI. p. 443. durch λόγος σύντομος, κεφαλαιώδης und παραινετικός. — Βασίλισσα. Fischer. ind. Palaeph. Sturz de dialect. Mac. et Alexand. p. 151. — Βητάρμων. Odyss. VIII, 250. — Βίβλινος und Βύβλινος. Ueber dieſe Formen ſ. The Classical Journal Vol. XII. p. 374 sq. und Creuzeri Comm. Herodott. I. p. 26. — Βλιτυμάμας. S. Ebd. p. 367 sq. — Γίγαρτον. Eustath. ad Od. IX, 197. p. 347. — Γράμμα. Auch Materie. S. Heindf. ad Plat. Cratyl. p. 154. Ruhnk. ad Xen. Mem. IV, 2. 8. — Γράφω. Wolf. Prolegg. ad Hom. p. XLV. — Δέαμαι. Eustath. ad Od. VI, 242. p. 261. — Δεννάζω. Sophocl. Antig. 758 (755). ibiq. Brunk. — Δήμιος. Eustath. ad. Od. T. 135. p. 687. Wyttenbach. Suppl. annot. ad Sel. Hist. p. 452. — Δήξ. Welleri Gr. Gr. p. 81. Fisch. — Διερός. Eustath. ad Od. VI. p. 258. Apollon. L. H. p. 225. — Δίεσις. Mahne de Aristoxeno p. 172 sq. — Δυναμόω. zw. Aber ſ. Procl. Inst. Th. §. 70. — Εγγυάω. Odyss. VIII, 351. ib. Eust. p. 313. Εἰσοιχνέω. Odyss. VI, 157. ib. Eust. p. 255. Apollon. L. H. p. 250. — Ἐνδείκνυμι. Herodot. III, 8. p. 262. ib. Wessel. Liban. T. IV. p. 1057. ed. Reisk. — Ἐνερευθής. Eustath. ad Odyss. II. p. 101. —

(Der Beſchluß folgt.)

No. 62. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Griechiſch-Deutsches Wörterbuch beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von Johann Gottlob Schneider, Professor und Oberbibliothekar zu Breslau. Zweyter Band. Α—Ω. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

(Beſchluß der in No. 61. abgebrochenen Recenſion.)

Ἐνίστημι mit dem Dat. Budaei Comm. L. Gr. p. 108. Taylor et Reisk. ad Lysiam Vol. I. p. 140. — Ἐπέραστος. Lucian. Deor. Dial. 2. p. 206 sq. Hemst. T. I. — Ἐξίτηλος. Hesych. T. II. p. 82. ib. Interpr. Die Herleitung iſt doppelt, a) von ἐξιέναι: Wyttenb. ad Selecta Hist. p. 340. b) von ἴς (βίς) vis. Interpr. ad Hesych. l. l. — Ἐπήβολος. Eustath. ad Od. II. 319. Ruhnk. ad Tim. p. 116. Boeckh. de Plat. Min. p. 147 sq. Ast. ad Platon. Legg. p. 122. Derſelbe iſt auch nachzuſehen bey Ἐπίβουλος, nebſt Wessel. ad Diod. Sic. I. p. 22. — Ἐπικάρσιος. Odyss. IX, 70. — Ἐπίπαν. Steph. Thes. III, 50. d. Schweighaeus. Lex. Polyb. p. 257. Sturz. Lex. Xenoph. II. p. 305. — Ἐπιπροςθέω in pass. auch bey Porphyr. in Euseb. Praep. Ev. XI, 28. p. 556. a. — Ἐπιτήδειος. Wyttenb. Bibl. Crit. XII. p. 32. — Ἕρπις. Ueber dieſes Wort und verwandte ſ. The Classical Journal Vol. X. p. 58. — Εὔνοστος. Eustath. ad Odyss. I, 5. p. 7. — Εὐρίπιστος. Eustath. ad Od. II. p. 79. — Ἐφήβαιον. Pollux II, 170 (nicht 70). — Ἐφόλκιον. Wernsdorf. ad Himer. p. 87. — Ἠπεδανός. Hom. Odyss. VIII, 311. — Θήκη. Zoëga de Obeliscis. Corrigenda p. 628. — Θηριακός. Porphyr. Vita Plotin. c. 2. — Θίβη. Bielii Thes. N. T. II. p. 42. — Ἰδνόω. Odyss. VIII, 375. Jl. II, 266. cf. Apoll. L. H. p. 358. — Ἰξύς. Eustath. ad Od. V, 231. p. 217 sq. — Ἰουθάς. Apollon. L. H. p. 365. — Ἰπόω. S. The

Classical Journal. Vol. IX. p. 114 sq. — Ἴυγξ. Philostr. Heroic. I, 25. p. 34. ib. Olear. — Καιροσέων. Eust. ad Odyss. VII, 107. p. 273 sq. Apollon. L. H. p. 378. — Κάμπη, Raupe. Plutarch. Consol. ad Uxor. p. 611. f. Sympos. Quaest. 3, 2. p. 636. c. — Κάρα. S. Fischer. ad Weller. II. p. 192. Κάρος, κάρον. Eustath. ad Odyss. XVIII, 201. p. 665. — Καταγίνομαι. cf. Bielii Thes. N. T. II. p. 120. Auch ſich mit etwas beſchäftigen, und zwar a) von Perſonen. S. Schweigh. Lex. Polyb. p. 326. b) Von Wiſſenſchaften. Steph. Thes. L. Gr. I. p. 831. (aus Budäus) und Sturz. Lex. Xenoph. II. p. 672. — Κατακλῶθες. Eustath. ad Od. VII, 197. p. 280 sq. Salmas. dedicat. pat. Regill. p. 96 et p. 241. Apollon. L. H. p. 385. Spanhem. de Usu et Praest. Numism. I. p. 261. Huschke de Vasculo Locrensi p. 17. Jacobs ad Anthol. Palatin. in Addend. p. XCV. — Κατασώχω. Herodot. IV, 75. — Κατεράω. Strabo XVII. §. 38. p. 582. ib. Tzschucke. — Κατόπιν (πράττειν) in der Bedeutung von κακῶς πρ. hat Olympiod. in Alc. I. Sect. 18. — Κεκαδήσομαι. Eustath. ad Od. XXI, 153. p. 754. Apollon. L. H. p. 391. — Κερκίς. Odyss. V, 62 (nicht 14). — Κῆβος. Strabo XVII, p. 812. p. 585 sq. Tzsch. q. v.; man ſchreibt auch κῆπος. — Κλιμακτήρ. Eust. ad Od. VIII. p. 310. — Κνάω. Ueber dieſes Wort und die davon abgeleiteten ſ. Eust. ad Od. XIII, 401. p. 523. — Κόλον. Athen. VI. p. 262. p. 503. Schwgh. — Κουροθάλεια. Anders erklärt es Eust. ad. Od. XIX, 86. p. 683. — Κρόκη. Herodot. II, 35. — Κύκλωψ. Zu κύκλοπα κούρην. ſ. Sturz. ad Empedocl. p. 621. — Κυνορραϊστής. Eust. ad Od. XVII, 300. cf. Apollon. L. H. p. 424. — Κωβιός. Athen. VI. p. 244. p. 436. Schweigh. —

Zu dieſer Nachleſe zum erſten Theile, welche vorzüglich zum Zweck hat, fehlende Bedeutungen oder mangelnde Beweisſtellen zu ergänzen, auch Stellen nachzuweiſen, wo ſich mehr über gewiſſe Wörter bemerkt findet, ältere Schriftſteller nachzuweiſen, wo im Wörterbuche nur neuere ſtehen u. dgl. werden bey einer künftigen Ausgabe nun noch eine Menge Wörter hinzuzufügen ſeyn, die bis jetzt in keinem Lexicon ſtehen. Hier liefern die Neuplatoniker eine beſonders große

Nachleſe. Wir wollen der Kürze wegen nur beyſpielsweiſe auf die Scholia in Cratylum von Proclus ed. Boissonade Lips. 1820; auf Procli in Olympiodori Commentt. in Platon. Alcib. und Procli Institutio theolog. Francof. ad Moen. 1820. und auf Plotin de pulcrit. Heidelb. 1814. (die nun bald zu erwartende Ausgabe der ſämmtlichen Bücher des Plotin wird noch mehr Beyträge liefern) aufmerkſam machen.

Wir wenden uns nun zu dem zweyten Theile des Werkes, und theilen, was wir zu bemerken haben, wie in der Anzeige der 2ten Abtheilung des erſten Bandes (1820. N. 29.), unter folgenden 4 Rubriken mit:

1) Fehlende Wörter. Λιθόγληνος. Nonn. 47, 593. verſteinernd. Lubin. — Λιθοκρήδεμνος. Coluth. 101. ed. Bekker. — Λυκώρεος (οἰκία Φοίβου) ſteht in einem der Schol zu Pind. Pyth. ὑποθέσ. p. 485. ed. Heyne. Λυρόδμητος. Nonn. 45, 323. von Θήβη geſagt. — Λιβυρνικός. Plutarch. Cato min. c. LIV. — Μαστεία. Olympiod. in Alc. I. Sect. 21. extr. — Μιτουργία. die Kunſt den Faden zu weben. Theodor. Prodr. IX. 409. — Μεσοπέλαγος v. μεσιπέλαγος. Jo. Lydus in Creuzeri Melett. I. p. 91. — Νύξις. Das Spornen. Plutarch. de Sera Num. Vind. c. 3. — Οἰστικός. Procl. Inst. Th. §. 63. — Ὁμοιοστελλόμενος. Epicur. Fragmm. de Nat. XI. col. XI. v. 7. 8. — Ὁρμηφόρος. Bast. in Epist. crit. super Liberali p. 16. — Οὐράγιος. Analect. T. I. p. 212. — Παρακτικός. Procl. Inst. Theol. §. 7. — Πατάξ. Ein Ausrufungswort bey Aristoph. Av. 1258. — Παχύσχοινος. Nonnus in Creuzeri Melett. I. p. 85. — Περισκιασμός. Plutarch. de Js. et Osir. c. LII. — Περίφας, — φαντος. Eustath. ad Od. I, 53. — Περιψόφησις. Plutarch. de S. N. V. c. III. — Πηλιάς. Die auf dem Berge Pelion gehauene Lanze des Achilles. Plutarch. de Discr. Amici et Adul. c. XXIV. coll. Hom. Jliad. XVI, 143. Πίερες ſ. v. a. πιερίδες. Charis beym Scholiaſten des Pind. Pyth. IV, 313. — Πιερικός. Herodot. IV, 195. Analect. II. p. 458. 469. 460. III. p. 134. — Πορφυρόχροος. Bast. Epist. crit. sup. Liberal. p. 24. — Προαποβάλλω. Pausan. IV, 7, 4. — Προδομεύς. Pausan. I, 42, 1. (θεοὶ προδομεῖς). — Προδουλόω. Onosand. c. 14. —

Προαπειλέω. ib. — Προεπείγω. Liban. T. IV. p. 150. —
Προεπιστέλλω. Pausan. VII, 11, 1. — Προκατοῤῥωδέω.
Onosand. c. 4. — Προςειςπράσσω. Plutarch. Alcib. c. VIII.
Προςεξεμέω. Plutarch. de Cupid. Divit. c. II. — Προςεπι-
λογίζομαι. Euclid. Opt. init. p. 601. — Προςερεθίζω.
Chariton. IV, 6. p. 100. ed. Lips. p. 75. ed. Amst. vid.
ib. D'Orville p. 418. — Προςκατερείπω. Pausan. III, 7,
10. — Προςοίκησις. Pausan. VI, 25, 5. — Προςκαταῤ-
ῥίπτω. Variante bey dem eben angeführten προςκατερείπω.
— Προςπαίω. Soph. Antig. 855. bey Brunk; wo Erfurdt
προςέπεσες liest. — Προςστάζω ſ. v. a. ποτιστάζω. Bey
des fehlt; dieſes ſteht bey Pindar Ol. VI, 127. — Πρόφα-
τος ſ. v. a. πρόφαντος. Pind. Ol. 8, 21. — Προτιμία.
Max. Tyr. Diss. II. §. 5. — Πυλάοχος. Plutarch. de Js.
et Osir. c. XXXV. — Πυκνόθριξ. Nonn. 36, 302. — Προς-
φορικός. Eustath. ad Odyss. I. p. 16. Bas. — Ῥινοτόρος
oder ῥινοτόρον. Nonn. 45, 288; ein Subſtantivum, das eine
Waffe bedeuten muß. — Σαρκασμοπιτυοκάμπτης. Aristoph.
Ran. 966. einer der Geſichter ſchneidet, als wollte er Fichten
zerreißen. Sonderbar, daß dieſes Wort fehlt, da doch aus
demſelben Verſe σαλπιγγολογχυπηνάδης, das in der zwey-
ten Auflage gleichfalls fehlte, jetzt aufgenommen iſt. — Σκα-
φείδιον für σκαφίδιον. S. Bergler und Wagner ad Alci-
phron. I. 1. p. 4. — Σκιῤῥοφοριών ſ. v. a. σκιροφ. Jene
Schreibung iſt im Etym. M. p. 718. Sylb. Phavorin. p. 1659.
— Σκυλοδεψέω. Aristoph. Plut. 514. — Συμμείρω. τὰ
συνειμαρμένα. Plut. de Fato. IV. — Συμφρατριάζω. So-
crat. Hist. I, 6. — Συναποκαθίστημι. Procl. Inst. Theol.
§. 208. — Συνικετεύω. Plutarch. in vita Agidis c. XVII.
— Συνύπειμι. Ocell. Luc. c. II. p. 527. ed. Gale. — Ὕνη
ſ. v. a. ὕνις. Pausan. VI, 10, 1. Hesych. hat die Form
ὕννη. — Ὕπειμι von εἶμι, heimlich kommen. Pausan. VII,
1, 3. — Ὑπερδειμαίνω. Herodot. V, 19. — Ὑποδυ-
σωπέω. Plutarch. Symposiac. III, 1. 2. — Ὑποπέτομαι.
Pausan. IV, 18, 4. — Ὑφάρπω. Analect. III. p. 49. n. 47.
— Ὑφιστάνω. Procl. Inst. Theol. §. 152. — Φοβεροποιέω.
Onosand. Strateg. c. XIV. — Χαλκοσκελής. Sophocles ap.
Schol. Pind. Pyth. IV, 398. p. 579. ed. Heyn. — Χειρο-

βλημάομαι i. q. ψηλαφᾷν, χειροτρίβειν. Lucian. Pseudolog. 24. T. III. p. 180. ed. Hemst. — Χραίσμημα Nonn. 36, 369., wenn die Leſart richtig iſt, und es nicht dort χραισμήτορα heißen muß. — Ὠκεανίς. Pind. Olymp. II, 129 — Ὡρισμένως, beſtimmt. Aristotel. T. I. p. 484.

II. Fehlende Bedeutungen. Λάτριος (μισθός) verdienter Lohn. Pind. Ol. X, 34. — Λάχνη. Milchhaare, Milchbart. Pind. Ol 1, 110. — Λεκάνη, Maurerkübel. Aristoph. Av. 839. — Λέχριος in metaphoriſcher Bedeutung bey Sophocl. Antig. 1345 (1325). — Μαλθάσσω, Einen ſchonend behandeln. Soph. Antig. 1194. — Μεταβολικὰ und μεταπτωτικὰ φωνήεντα ſind bey den Gramm. vocales ancipites. Dionys. Hal. περὶ συνθ. c. 14. Sext. Empir. adv. Matth. I, 5. wo auch ὑγρὸς in dieſem Sinne vorkommt. — Μήδομαι. ἄπιστον ἐμήσατο πιστόν: incredibile solertia credibile effecit. Pind. Ol. I, 51. — Μῆκος, ſ. v. a. μέγεθος. Soph. Antig. 393. — Μὴν. καὶ μήν, deſſen ungeachtet. Soph. Ant. 1054. — Μήλωθρον. μήλωθρα τὰ βεβαμμένα ἔρια. Eustath. ad Odyss. I, 93. p. 24. Bas. — Μικρότης, Kleinigkeit, Niederträchtigkeit. Plutarch. Aemil. 8. — Μόρσιμος ſ. v. a. εὐτυχής. Pind. Ol. 2, 19. ib. Schol. p. 216. Heyn. — Μύλων bey den Spätern auch die Mühle ſelbſt, alſo ſtatt μύλη. Eustath. ad Odyss. XX. p. 724. — Νέη sc. κούρη. Mus. Her. et Leand. 76. — Νεύω, auch Böſes beſchließen. S. den Orakelſpruch des Laius bey Schol. ad Aristoph. Ran. 1185. — Νεοττεύω. Eine Brut aushecken. Aristoph. Av. 698. — Νόμος. Urſache, beſtimmender Grund. S. Musgr. ad Soph. Antig. 908 et 913. Ed. Erf. min. 899. 905. — Ξενοπαθέω, vom Heimweh gebraucht bey Plut. de Exil. 6. — Ξύω, etwas leicht berühren; von Sternen, welche nicht untergehen, deren täglicher Kreis aber die Ebene des Horizonts berührt. Euclid. Phaenom. Introd. p. 560 ed. Oxon. — Ξύλον, was ungelenk iſt, wie man im Deutſchen auch von hölzernen Menſchen ſpricht. Analect. III. p. 251. n. 470. — Ὁμαλισμός heißt beym Schol. zu Aristoph. Plut. 414. die Art, wie die voces encliticae mit dem vorhergehenden Worte zuſammen ausgeſprochen werden. — Οἴκαδε gleichbedeutend mit οἴκοι ſteht Xen. Cyrop. I,

3, 4. — Οἷον für ὡς. Aristoph. Av. 224. aber οὐδὲν οἷον für οὐδὲν τοῖον, οἷον ſteht daſ. v. 966. — Ὀξὺς auch bey κίνδυνος, Plut. Timol. 4. bey ἀγὼν ib. Aemil. 16. bey εἰςδρομὴ ib. c. 17. bey κίνημα id. de fort. Rom. 4. bey χιών, Pind. Pyth. I, 39. Bey dieſen Zuſammenſetzungen reichen die angegebenen Bedeutungen nicht hin. — Ὄργανον von einem geometriſchen Inſtrumente. Plut. Aemil. 15. — Ὀρθὸς, wahr; ὀρθὸν ἔπος. Soph. Ant. 1178. — Οὐδὲν λέγεις, Poſſon! du ſcherzeſt. Aristoph. Av. 987. — Ὄψις ſ. v. a. ὀφθαλμός. Soph. Ant. 52. — Ὄψον, vom Opfer. Arist. Av. 901. — Παραμείβεσθαί τινα, einen ein- und überholen. Pind. Pyth. II, 90. — Παραζώνιον, von einem Meſſer oder Dolche gebraucht. Eustath. ad Jl. III, 271. p. 313. med. Bas. — Παραποτάμιος, über den Fluß ſchwimmend, von Horat. Cocles. Plut. de Fort. Rom. 3. — Παράφημι, verweigern. Pind. Ol. VII, 120. — Παραχρῆμα. αἱ παραχρῆμα ἡδοναί, die müheloſen und vorübergehenden Genüſſe. Xen. M. S. II, 1. 20. — Παρηγορέω, beſänftigen; z. B. einen Gott durch Opfer. Mus. Her. et Leand. 39. — Πατεῖν, tropiſch, z. B. π. χρόνον. Pind. Ol. I, 185. — Πᾶς. τὸ πᾶν, der große Haufen, den συνετοῖς entgegengeſetzt. Pind. Ol. II, 153. τὸ πᾶν adv. ganz, für immer. Aristoph. Av. 413. — Πάσχω. τί πάσχεις ſagt beym Aristoph. Av. 1044. der Geſchlagene zu dem, der ihn ſchlägt: was kommt dich an? — Πατάνη, Meſſer, um Käſe zu ſchaben, nach Daciers Anmerkung zu Plut. Dio 58. — Πέρα κλύειν, bey ἄπιστα, ſagt Beck. ad Aristoph. Av. 414. iſt geſagt de iis, quae excedunt omne id, quod auditum est, omnem famam. — Πέσσειν αἰῶνα Pind. Pyth. IV, 331. — Πηός. Verwandter durch Heyrath. Odyss. VIII, 581. cf. Apollon. L. H. p. 551. — Πλῆθος: von der Länge der Zeit gebraucht. Isocr. Or. ad Philipp. p. 210. ed. H. Wolf. — Πόα: vom Lorbeerzweige gebraucht. Pind. Pyth. VIII, 28. — Ποικίλος. Vielſtimmig. Aristoph. Av. 738. — Πολιός; alt; vom Weine gebraucht. Eustath. ad Odyss. II, 340. — Πόλος, Kugel, auch Himmelskugel. Pausan II, 10, 4. IV, 30, 4. VII, 5, 4. in der letztern Bedeutung id. VI, 19, 5. — Ποῖος. ἀπὸ ποίου χρόνου ſ. v. a. ἐξ οὗ. Aristoph. Av. 921.

Πολυδειράς. Von der Stimme gebraucht. Nonn. XL, 229. — Προαναφώνησις, das Präludium, das Anſtimmen, wie Homer ἀναβάλλεσθαι gebraucht. Schol. Pind. Pyth. I, 7. — Πρινίδιον ſ. v. a. Θάμνος überhaupt, neben dem es ſteht. Aristoph. Av. 614. — Πρόγονοι, die Aeltern. Mus. Her. et Leand. 32. — Προγυμνάστης, ein Sklave, der mit ſeinem Herrn die Leibesübungen anſtellt. Senec. Epist. 83. — Πρόειμι in der Bedeutung von prior sum. Procl. Inst. Theol. §. 116. — Πρόκειμαι, eine Vormauer ſeyn. Plut. Timol. 20. — Πρόπολος, auch Ruderknecht. Pind. Ol. 13, 77. — Πρόςκειμαι, drückt oft bloß ein Verhältniß einer Perſon oder Sache zu einer andern aus, und iſt dann faſt gleichbedeutend mit εἰμί. Z. B. Soph. Antig. 94. ib. Erf. ed. min. — Προτίθεμαι, vorhalten, z. B. den Schild, τινός. Plut. Timol. 4. — Ῥαίνω, metaphoriſch: ὕμνῳ ῥαίνειν. Pind. Pyth. VIII, 81. — Σβεννύειν mit κύματα, componere fluctus. Aristoph. Av. 777. — Στάδιος bey Θάλαμος ſ. v. a. ἑδραῖος. Schol. ad Pind. Ol. V, 29. — Στερεός, vom Feuer gebraucht: unvertilgbar. Pind. Ol. 10, 45. von Verſchuldungen: unſühnbar. Soph. Ant. 1262. — Στονόεις, rauſchend (πορθμός) daſ. 1145. — Συγγράφω, mahlen. Aristoph. Av. 804. — Συγκαταδύω ſcheint in activer Bedeutung gebraucht bey Plut. de Exil. 1; denn er ſpricht nicht von dem Schaden, den ungeſchickte Helfer ſich ſelber bereiten, ſondern daß ſie den, dem ſie zu helfen kommen, erſt vollends unglücklich machen. — Σκοπιά, von einem Felsſtücke, Nonn. 29, 228. — Συμβαίνειν τινί, gern mit einem umgehen. Aristoph. Ran. 807. — Συμφέρεσθαι (τοῖς παροῦσιν), ſich in ſein Schickſal fügen. Plut. Timol. XV. — Σώζεσθαι, moraliſch, ſich beſſern. Plut. Aemil. 5. — Ταπεινός, niedrig gebohren, daher niedrig denkend, mit ἀγεννής verbunden. Plut. Aemil. 9. — Ταυρηδόν, ohne unedle Nebenbedeutung. Aristoph. Ran. 804. Die Stelle im Plato ſteht nicht im Phädrus, ſondern im Phädon p. 96. Wytt. p. 117. bey Steph. S. Wyttenb. Epist. Crit. p. 46. — Τοιχώρυχος, überh. unredlich, ohne den Nebenbegriff eines Diebes. Aristoph. Ran. 808. — Τὶς ſteht ſogar ſtatt des beſtimmten dieſer, ich, du ꝛc. Soph. Ant. 751. Arist.

Ran. 552. 606. — Τομή, auch das, was nach dem Abſchneiden zurückbleibt, z. B. der Stamm. Hom. Jl. I, 235. — Ὑγρός, weichlich, wollüſtig. Plut. Amator. 4. — Ὑπακούω ſ. v. a. καρτερεῖν, obnoxium esse, Pind. Ol. III, 44. — Ὑπερβολή, der bekannte Kegelſchnitt, Hyperbel. Apollon. Perg. I, Pr. 13. 11. 12. — Ὑποφθέγγομαι, von unten herauf rufen. Plut. de Fort. Rom. 3. — Φαικάσιον, Schuhe der Gymnaſiarchen in Athen. Plut. Anton. 33. extr. Φαεινός, klingend, von der Stimme. Pind. Pyth. IV, 505. Φάρμακον ſ. v. a. κάθαρμα, Sühnopfer, Aristoph. Ran. 733. — Φήμη, Lied. Pind. Pyth. II, 28. — Χλῆδος· κυρίως ἡ μετὰ ἤχου τῶν ὑδάτων ῥύσις μιμητικῶς εἰρημένη. Schol. Pind. Pyth. IV, 318. — Χορεύειν (θέον), (eine Gottheit) durch Tanz ehren. Soph. Ant. 1153. Pind. Isthm. I, 8. — Χωρεῖν, von jemand bewohnt werden. Plut. de Exil. 9. — Ψεύδω Lügen ſtrafen. Soph. Antig. 389. — Ὠρύω, laut rufen, von Menſchen. Pind. Ol. IX, 163.

III. **Beweisſtellen**, theils zu Wörtern, die ganz ohne Auctorität daſtehen, theils wo nur der Schriftſteller, ohne die Stelle, wo das Wort vorkommt, genannt iſt, theils wo, ſtatt ſpäterer, frühere Schriftſteller zu nennen waren, u. dergl. Warum wir auch bey ganz häufig vorkommeneen Wörtern Auctoritäten wünſchen, haben wir bey unſerer zweyten Anzeige bemerkt. Hätten wir es darauf angelegt, in dieſer Hinſicht ausführlich zu ſeyn, und mehr zu geben, als wir uns gelegentlich in unſerm Exemplar der zweyten Auflage bemerkt haben, ſo könnte dieſe Anzeige über die Gebühr voluminös werden. Aber Raum und Zeit gebieten gleich dringend Beſchränkung. Λαγέτης. Pind. Ol. I, 144. — Λάκω. Aristoph. Plut. 39. — Λακέρυζα. Hesiod. ε. κ. ἡ. 747. — Λαιμαργία. Plut. Amator. 4. — Λαξόος. Jo. Philopon. in Aristot. Analyt. prior. fol. IV. b. — Λαρινός. Eustath. ad Odyss. I. p. 8. — Λαύρα. Herodot. I, 180. — Λογικεύομαι. Zw. Steht beym Damascius in Plat. Parmenid. Msc. Cod. Mon. fol. 272. λογικεύεσθαι πρὸς ἐπίδειξιν. — Λυπέω in der Bedeutung *beleidigen*. Isocr. Orat. ad Philipp. p. 204. ed. H. Wolf. — Λωβάομαι. cf. Creuzeri Annot. ad Plotin. de Pulcr. p. 244. et ad Nathanael. Antithet. p. 431. —

Μακρῷ. Adv. Sophocl. Antig. 895. — Μάτην. εἰς μάτην. Lucian. Tragopod. 28. T. X. p. 3. Bip. — Μεγαλόπολις. Pind. Pyth. II, 1. — Μελίτεια, Theocr. IV, 25. — Μηλαφέω. Eustath. ad Odyss. I, 93. — Μεμβράς. Athen. VI. p. 241. 424. Schw. — Μεταπίπτω. Umſchlagen, ſich umwandeln. Aristoph. Av. 625. Abresch. Auct. Dilucidd. Thucyd. p. 424. ſeine Meinung ändern: Isocr. Or. Phil. p. 204. — Μήνισκος. Statuenbedeckung. Aristoph. Av. 1114. ib. Beck. — Μὴ ὅπως. Xen. Cyrop. I, 3, 10. — Μιξοβάρβαρος. Schol. ad Pind. Ol. 13, 74. — Μύζουρις. Eustath. ad Odyss. XVII, 302. p. 633. Bas. — Μυστηριασμός. Eustath. ad Od. XIX. p. 681. Bas. — Νάρθηξ, in den Schulen. Plut. Pomp. 18. — Νεκρός', Leichnam. Plut. Rom. 28. Anton. 22. Soph. Antig. 1298. — Νηλεής. Odyss. IX, 17. — Νόστος. cf. Eustath. ad Od. I. p. 7. Bas. — Νοσσεύω. Herodot. I, 159. — Νυκτερίς. Herodot. II. 76. — Νυμφεῖος. Soph. Ant. 568. zu N. 2. — Νόσος, Verbrechen, Vergehen. ib. 732. — Ὄχχος. Pind. Pyth. 6, 40. — Ὀϊστεύω. Odyss. VIII, 216. — Ὀλολυγή. Spanhem. ad Callim. H. in Del. 258. — Ὀπάζομαι. Odyss. X, 59. — Ὀπηδέω. Jliad. V, 21. VIII, 236. Apollon. L. H. p. 505. Etymol. M. p. 627. Eustath. ad Od. VIII, 236. p. 305. — Ὄρθρια ἐπιθαλάμια. Schol. ad Theocr. 18, 1. Ὀρσοτριαίνης. Pind. Ol. 8, 64. — Ὀρσίκτυπος. Pind. Ol. 10, 97. — Οὐδαμός. Eustath. ad Od. I. p. 10. — Οὐλοκάρηνος. Odyss. XIX, 246. ib. Eustath. p. 694. — Παμπειθής. Pind. Pyth. IV, 327. — Παρακρούεσθαι. N. 2. Plut. Brut. 50. — Πάρνοπες Aristoph. Av. 185. — Παρθενεῖα. ib. 920. — Πεῖσα. Odyss. XX, 23. ib. Eustath. p. 719. — Περιάπτω αἰσχύνην. Plato Apol. 23. — Περιεργάζομαι, ib. 3. — Περιποιεῖν, erretten. Plut. Pelopid. IV. extr. — Περιστάζω ſcheint bey Nonn. 48, 656. hergeſtellt werden zu müſſen. — Πιστικός. cf. Schleusneri Lex. N. T. s. v. — Πλήρης ὑπό τινος. Soph. Antig. 1017. — Πηρωτικός. Procl. Inst. Theol. §. 131. — Πλήσμια ἐδέσματα. Plut. Timol. 6. — Πλοῖον. Hier konnte aus Eustath. ad Od. XII, 387. p. 496. bemerkt werden, daß Homer das Wort πλοῖον nicht kennt, und daß ναῦς mehr ein

Kriegsſchiff bedeutet. — Ποικιλόγηρυς. Pind. Ol. 3. 13. — Ποιεῖν N. 2. Aristoph. Av. 950. ib. Beck. — Πομπή. Pind. Ol. 7, 145. — Ποῦς. τὰ ἐν ποσί. Interpr. ad Lucian. Nigrin. T. I. p. 238. Bip. Heliodor. Aethiop. VI, 1. p. 224. Coray. — Πραΰμητις. Pind. Ol. 6, 71. — Προβάλλω. ὕποπτος καὶ προβεβλημένος. Plut. Dion. 9. — Προκυλίω. Onosand. Strateg. c. 14. — Πρόμαντις. Herodot. VIII, 135. ib. Wessel. VI, 66. — Προςτρέχω τινί. consentire cum aliquo. Bibl. Crit. VII. p. 9. — Προςφωνέω, dediciren. Jo. Lydus de Mensib. p. 25. — Προϋπάρχω τῶν εὐεργεσιῶν. Isocr. Or. ad Phil. p. 210. — Πρύτανις, König überhaupt. Pind. Pyth. 2, 106. — Προφήτης, Orakeldeuter. Aristoph. Av. 973. ib. Beck. — Πρόφασις, Veranlaſſung. Plut. Timol. 20. — Ῥέμβος. zw. Es ſteht Plut. de Exil. XI. neben ἄλυς. — Ῥυπαίνω. Eustath. ad Odyss. VI, 87. p. 249. — Ῥυπόω. ib. — Ῥυτήρ. ἀπὸ ῥυτῆρος ἐλαύνειν. Plut. Dion. 42. — Ῥύγχος, von Vögeln, Aristoph. Av. 362. 478. 1138. — Σάλος. Caesar de Bello Civ. 3, 28. — Σεβαστοφόρος. Jo. Lydus de Mensib. p. 124. — Σισόη. Biel. Thes. in voc. Add. Sturz. de Dial. Alex. p. 192 sq. et Jablonski de Ling. Lycaon. Opusc. T. III. p. 104 sq. — Σιτευτής. Plut. Amator. 4. — Σκαφίς. σκαφίον ἀποτίλλεσθαι. Aristoph. Av. 805. — Σκάρος. Athen. VII, 288. p. 54. Schw. et p. 319. p. 173 Schw. — Σκιράφειον. Eustath. ad Odyss. I, 107. p. 28. Bas. — Στεινόω. Odyss. IX, 219. — Στενώδης. Periplus Ponti Eux. p. 8. Bast. Epist. Crit. super Antonin. Liberal. p. 23. — Στοιβή. Aristoph. Ran. 1178. — Στρατηγία, Plan, Klugheit des Feldherrn. Xen. Anab. II, 2, 13. Plut. Aemil. 4. — Στρατηγός, Volksvorſteher. Plut. Timol. 10. — Συγκεράννυμι. συγκέκραμαι δύᾳ. Soph. Ant. 1311. οἴκτῳ. Aj. 895. πολυφόρῳ δαίμονι Aristoph. Plut. 854. — Συναρχαιρεσιάζειν. Plut. de Exil. 11. — Συγκρότησις ἀρετῶν. Eustath. ad Odyss. VIII. p. 312. — Συνεπακολουθέω. Ocell. Lucan. II. p. 527. Gale. — Συνίζησις. Epicur. Fragmm. de Nat. L. II. col. III. v. 2. — Συνοικίζω τινά τινι, Eine mit Einem verheyrathen. Plut. Aemil. 8. — Συνῳδός· συνῳδὰ φρονεῖν. Aristoph. Av. 633. — Σῶκος. Jliad. XX, 72.

cd by Google

— Ταριχοπωλέω. Lucian. Necyomant. §. 17. p. 23. Bip. cf. Creuzeri Comm. Herodott. I. p. 11. — Ταυροφανής. Dionys. Perieg. 642. — Τέμνειν τὴν χώραν. Isocr. Or. ad Phil. p. 218. ed. H. Wolf. — Τένδω. Hesiod. ε. κ. η. 524. — Τερέω. Eustath. ad Odyss. V, 246. p. 219. — Τετραορία. Pind. Ol. 2, 8. — Τουτάκις. Pind. Pyth. 4, 453. — Τριβαλλός. Aristoph. Av. 1528. — Τρυχών. Eustath. ad Odyss. XI, 134. p. 423. et Antigon. Caryst. c. 22. p. 33 sq. ib. Beckmann. — Τύχη, ἀγαθῇ τύχῃ. Plat. Crit. 2. Aristoph. Av. 674. θεῶν τύχῃ mit der Götter Hülfe. Pind. Pyth. 8, 75. — Τυφλός. χωρία τυφλὰ πρὸς ὑδάτων γένεσιν. Plut. Aemil. 14. — Ὑγιαίνειν, bey Verstande seyn, dem μαίνεσθαι entgegengesetzt. Plut. Timol. 25. — Ὕλη, Gras. ib. 22. — Ὑπερακοντίζειν. Aristoph. Av. 361. Aristoph. Plut, 666. — Ὑπέρζωος. zw. Steht bey Procl. Inst. Theol. §. 115. — Ὑπερούσιος nicht bloß Kirchenschriftst., sondern auch Procl. Inst. Theol. §. 115. — Ὑπέρμορος. Odyss. I, 34. 35., wo nämlich Aristarch ὑπέρμορον las. S. Apollon. L. H. p. 678. ib. Interpr. — Ὑποπίνω, zu viel trinken. Aristoph. Av. 493. Xen. Cyrop. 8, 4, 5. Anab. 7, 3, 14. — Ὑψιχαίτης. zw. Steht Pind. Pyth. IV, 306. — Φαινομηρίς. Pollux. VII, 55. p. 724. Hemst. — Φανερόω steht Herodot. VI, 122, die Stelle scheint aber ein späterer Zusatz. Sonst schlägt Wyttenbach dort vor ἐφάνθη. cf. van Voorst. Annot. in N. T. Spec. I. p. 14. Das Wort ist bey guten Schriftstellern sehr selten. — Φιλεῖν. N. 2. Soph. Antig. 493. 722. — Φήρ. Die Centauren heißen so. Pind. Pyth. 3, 8. 4, 211. — Φιλοτιμία, eifrige Bemühung, verbunden mit σπουδή. Plut. Aemil. 10. — Φράζειν, befehlen. Aristoph. Av. 1085. — Φρενήρης. Plut. de Fort. Rom. 10. verbindet es mit συνετός. — Φρίσσω c. acc. τὸ σὸν στόμα, mir schaudert vor deiner Rede. Soph. Antig. 997. — Φύω mit Bedeutung, ib. 523. συμφιλεῖν ἔφυν· ohne Bedeutung, ib. 527. Ἅιδης ὁ παύσων τούσδε τοὺς γάμους ἔφυ. Die aus Aristophanes citirte Stelle ist Av. 106. — Φυλλοχόος μήν. Alciphr. 3, 10. — Χαλκοπάρηος. Die Dorische Form hat auch Pind. Pyth. I, 84. — Χαλκάρματος. Pind. Pyth. 4, 155. — Χαός. Theocr. 7, 5. — Χθαμαλός. Odyss. IX,

25. — Χηλή, Vogelklaue. Soph. Antig. 1003. — Χλιδάω. χλιδῶσα μολπή. Pind. Ol. 10, 99. — Χλιδανόσφυρος. Anacr. 6, 7. — Χρὴ — μοὶ ποιεῖν τι. Soph. Antig. 736. Thomas. Mag. in χρή ſagt: χρή με ποιῆσαι πάντοτε λέγε, οὐ χρή μοι, εἰ καὶ Σοφοκλῆς ἅπαξ. Daß dieſe Anmerkung der citirten Stelle gelte, hat Oudendorp gezeigt, und verglichen Lucian. Hermotim. T. I. p. 798. χρὴ γάρ, οἶμαί σοι τῷ πρώτῳ χρηστῷ καὶ ἀξίῳ ἐντυχόντι ἀποφέρεσθαι. — Χρυσάρματος. Pind. Ol. 3, 35. — Χρυσάωρ. Pind. Pyth. 5, 140. — Ψίθυρος. Eustath. ad Odyss. XX. init. p. 718. Bas. — Ψοφοδεής. Heliodor. Aethiop. VI, 1. p. 224. ed. Coray. — Ψυχή, als Sitz der Begierden. Xen. Cyrop. I, 3, 18. Ψυχρολούτης. Senec. Epist. 83. p. 303. Bip.

IV. Andere Berichtigungen, Conſtructionen, Nachweiſungen u. ſ. w. Λαός. Eine mythiſche Ableitung giebt Pind. Ol. IX, 71. — Λέγειν εἴς τι, ſich auf etwas beziehen. Aristoph. Av. 963. ib. Beck. — Λυσσαίνω, falſch citirt; es muß 633, ſtatt 643, heißen. — Λόγος. εἰς λόγους ἰέναι, ἔρχεσθαι, συγγίνεσθαι, zur Berathſchlagung ſich verſammeln. Aristoph. Av. 258. Vesp. 473. Equ. 806. — Λυμαίνεσθαι. Ueber die Conſtruction ſ. Ernest. ad Xen. Mem. I, 3, 6. und ausführlich Lennep. ad Phalar. Epp. p. 47 sqq. — Λωφάω. c. Genit. Odyss. IX, 460. ὁ χειμὼν ἐλώφησε. Plut. Dion. 25. — Μάγνης. Plat. Jon. p. 533. c. Theophr. de Lapid. p. 397. ed. Schneid. Eclog. phys. p. 161 und Anm. p. 93. Schol. Plat. p. 128. Ruhnk. — Μαρτύρομαι τυπτόμενος. Aristoph. Av. 1032. ib. Beck. — Μάχη. διὰ μάχης ἰέναι τινί, ſich mit einem in eine Schlacht einlaſſen. — Μελετάω, auch im Activum von Declamationsübungen. Plut. Aemil. 6. extr. — Μέμφομαί σου τὸν βίον. Lucian. Merc. Cond. 12. p. 668. T. I. Hemst. ἐμέμφετο τοῦ ταύρου τὸν δημιουργὸν θεόν. id. Nigrin. 32. p. 74. T. I. — Μηνίω. Soph. Antig. 1177. τινί τινος. — Μετέρχομαι περί τινος. Apollod. I, 9. 27. in der Bedeutung rächen. — Μόρα hatte nach Ephorus 500, nach Kalliſthenes 700, nach Polybius 900 Mann. Plut. Pelop. 17. — Νόμος. Ueber die Etymologie des Worts ſagt Cic. de Legg. I, 19. Legem doctissimi viri graeco putant nomine a suum cuique tri-

buendo appellatam. — Νότιος. cf. Aristid. T. I. p. 96. ed. Jebb. ib. Schol. ed. et Mscr. — Νύ. Jliad. I, 352. ib. Heyne obs. p. 101. — In dem Artikel Νύμφη muß es lin. 19 heißen Odyss. 6, 122. und lin. 21 ſtatt Jl. 6, 105. ſtehen Odyss. 6, 105. — Νῷν. Hier muß es S. νωΐ ſtatt πρωΐ heißen. — Ὀδουρός. Der Scholiaſt zu Pind. Pyth. II, 54 führt dieſes Wort aus dem Archelaus des Euripides und dem Argeus des Sophokles an, ſchreibt es aber nicht, wie Hr. Schn. ὅδουρος oder ὁδοῦρος, ſondern wie wir oben. — Οἰκεῖος N. 4 eigen; οἰκεῖα χείρ. Soph. Antig. 1176. — Οἶκος, Zimmer heißt es bey Plut. Pelop. extr. — Ὄλβιος, nicht bloß ὁ, ἡ; das Femin. ὀλβίη hat Mus. H. et L. 138. — Οἰφάω. Ueber dieſes Wort ſ. auch Eustath. ad Od. VIII. p. 310. add. Sturz de dialect. Maced. et Alex. p. 79. ib. laud. Phavorin. — Ὄνομαι. vgl. Apollon. Lex. Hom. p. 502. Toll. Eustath. ad Odyss. XVII, 378. p. 637. — δι' Ὀλίγου χρόνου, in kurzer Zeit. Xen. Cyr. I, 4, 28. — Ὀνειδίζω. τινὰ εἴς τι. id. Dion. 38. — Οὔτως vor einem Conſonanten ſteht Aristoph. Ran. 1019. bedeutet: wenn es ſo iſt, in dieſem Falle bey Aristoph. Av. 655. — Ὀφέλλω. S. auch Eustath. ad Od. II, 334. und Heyne ad Jliad. XVI, 651. — Παρὰ, wegen; κεινὰν παρὰ δίαιταν. Pind. Ol. II, 116. zu: ὁδὸς παρὰ Κρόνου τύρσιν ib. 127. κῆρυξ παρ' ἀνθρώπους. Aristoph. Av. 843. Cum Genit. bey: παρὰ πελαγέων. Soph. Antig. 966. ib. Erf. in ed. min. Πάρα für πάρεστι. Aristoph. Acharn. 129. παρ' ἐμέ, meinetwegen. Aristoph, Av. 845. παρ' ἡλικίαν, aus. vor Alter. Plutarch. Timol. 25. — Παρακούειν τινός. Aristoph. Ran. 750. — Πάλλω. vergl. Eustath. ad Odyss. VI, 115. p. 251. wo die Verwandtſchaft mit pila bemerkt und ein λεξικὸν λατινικὸν citirt wird. Παραξιφίς. vergl. Eustath. ad Jliad. III, 271. p. 313. auch Heyne zu dieſer Stelle und Eustath. ad. Od. IX, 344. Casaub. ad Athen. IV, 36. Animadv. Vol. II. p. 504. Schw. — Παραπράσσω heißt Herodot. V, 45 nicht: unrechtmäßigerweiſe müſſig ſeyn, ſondern: ſich mit Nebendingen abgeben. — Παρασκευάζειν im Med.: ſich zu etwas anſchicken, im Begriff ſeyn, cum Inf. Aristoph. Ran. 848. — Πέλυξ, vergl. Eustath. ad Odyss.

V, 244. p. 219. — Περίπατος ſteht nicht Aristoph. Ran.
980, ſondern 942. — Περισφαλής. zw. Steht aber Plut.
de Fort. Rom. IV. — Πιστόω. vergl. Heyne ad Jliad. 21,
286. und Interp. ad Thucyd. I, 20. ed. Beck. T. II. p. 753.
Philostrat. Vit. Apollon. I, 16. Alberti ad Hesych. II, 966.
— Πλοιοειδής. vergl. Eustath. ad Odyss. XII, 387. —
Πολλαχοῦ. vergl. Ast. ad Platon. Symp. p. 168. Lex. Xen.
III, p. 606 sq. — Πονέω activ und neutral neben einander
bey Anacr. 40. extr. — Πρᾶγος. Dieſe ſeltene Form ſteht
auch Aristoph. Av. 112. und Soph. Aj. 347. — Ποταίνιος.
vergl. Eustath. ad Odyss. IV, p. 159. — Πράξεις κακὰς
ἐφυμνεῖν τινί, einem Unheil anwünſchen. Soph. Antig. 1305.
— Πρῖνος ſteht nicht Plut. Thes. 16, ſondern 17. — Προς-
παλαίω ſteht nicht Pind. Pyth. IV, 514, ſondern 516. —
Πρωτόγονος kommt auch im fem., πρωτογόνη, vor, Pausan.
I, 31, 2. — Πτερυγίζειν bey φλυαρεῖν Aristoph. Plut. 575.
wo der Scholiaſt es richtig durch οὐδὲν ἀνύειν erklärt, hat
keine zweifelhafte Bedeutung. — Πτύω cum Dat. Soph. Ant.
1232. — Πυνθάνομαι τί τινος. Aristoph. Av. 1120. —
Πυλών. vergl. Description de l'Egypte Vol. II. (Thèbes)
p. 142, wo erſt mit Beziehung auf die Oberägyptiſchen Ge-
bäude und in Bezug auf Diodors Beſchreibung des Grabmals
des Oſymandyas (Vol. I. p. 56 sq. Wess.) der wahre Be-
griff von πυλών gegeben wird. — Πυραύστης. vergl. Eu-
stath. ad Odyss. V. p. 241. — Ῥαχία. S. The Classical
Journal Vol. XI. p. 38 sq. — Ῥήγνυμι. Ueber dieſes Wort
und die daraus gebildeten, wie auch über deſſen Gebrauch vgl.
Eustath. ad Odyss. VIII, 275. p. 311. med. Bas. — Σάρξ
im Plural. Theocr. 22, 112. — Σηκός. S. Pollux I, 6. —
Σίμωμα. Der Schol. zu Pind. Ol. 7, 35. ſagt beſtimmt:
ἔμβολα τὰ τῶν πλοίων ὀξέα, ἃ δὴ καὶ σιμώματα καλοῦ-
σιν. — Σιωπᾶν τινι, vor einem ſchweigen, einem nicht ant-
worten. Aristoph. Ran. 1134. — Σκίνδαψος. S. die Diss.
von J. A. M. Nagel de Blityri et Scindapso. 4. Altdorf.
1772. — Σταίτινος ſteht Herodot. II, 47, nicht 41. —
Σκότος, ὁ iſt attiſcher als τό. S. Coray ad Heliod. p. 198.
Gregor. Cor. p. 22 et 615. ed. Schaef. — Στόμα. ἔχειν

τινὰ διὰ στόματος, viel von einem reden. Xen. Cyrop. I, 4, 25. — Συλλέγω. ἡ πολυλογία συνελέγετο αὐτῷ. Er zog ſich den Fehler der Geſchwätzigkeit zu. Xen. Cyrop. I, 4, 3. — Συμμαχίαν ποιεῖσθαι πρός (mit) τινα. Plut. Timol. 30. — Συναριθμεῖν τι ἔν τινι. Plut. Brut. 29. extr. — Συνθηρεύειν mit 2 Dativis. Plut. Timol. 20. — Συντελεῖν εἰς Κυνόσαργες, d. i. εἰς νόθους. Plut. Amator. 4. — Συχνὸς, mit συνεχὴς, von dem es herkommen ſoll, verbunden, ſteht bey Diod. Sic. V, 35. p. 358. Wessel. — Σώζειν τινά τινος. Soph. Antig. 1162. — Σῶμα, Sklave. Gatak. ad Anton. I, 16. p. 28. — Τάξις. λόγος ἐν παροιμίας τάξει περιφερόμενος (als Sprichwort). Plut. Pelop. 10. extr. — Ταχύς. διὰ ταχέων ſ. v. a. ταχέως. Plut. Timol. 18. τὴν ταχίστην für ὡς τάχιστα ib. 11. — Τίμιος auch ὁ, ἡ. Soph. Antig. 948. — Ταρφειός. Odyss. VIII, 379. cf. Eustath. p. 316. Athen. I. p. 57. Schw. — Τετλάω. vergl. Hermann. ad Hom. Hy. in Cer. v. 148. — Τῇ vergl. Apollon. Lex. Hom. p. 644 sq. Eustath. ad Od. VIII, 477. p. 322. — Τρυσίππιον. Eustath. ad Od. IV. p. 197. — Unter ὕαινα muß es Lin. 6 heißen Aristot. h. a. 6, 32. und Lin. 7 ſtatt 6, 15 ſtehen 6, 14. — Ὑποχωρεῖν τινί τινος, einem etwas abtreten. Aristoph. Ran. 790. — Φαίδιμος. Das fem. φαιδίμη findet ſich bey Pind. Ol. 6, 22. — Φαῦλος. vergl. Buttmann. Ind. ad Plat. Diall. quatuor. cf. Ruhnk. ad Tim. p. 269. add. Orion. Theb. in ἀποφλαυρίζοντες, wo unter andern auch die Bedeutung καλὸς bemerkt iſt. — Φιλογυμναστία ſteht Plat. Sympos. p. 182. nicht 186. — Φιλοψία ſteht auch Plut. Amator. 4., wo Xylander überſetzt helluatio, Reiske aber leſen will φιλοψωνία. — Φλύαξ vergl. Athen III, 31. ib. Casaub. et Schw. animadv. p. 86. p. 74. Schw. Jo. Lydus de magistr. Rom. I, 41. p. 70. van Reuwens Collectanea liter. p. 69 sqq. — Φορβειά. vergl. Bochart. Hieroz. II, 18. p. 225. — Φράτωρ. Eustath. (den Biſetus zu Aristoph. Av. 761 citirt) ſagt: φράτορες κατά τινας ἐλέχθησαν κυρίως οἱ τοῦ αὐτοῦ φρέατος κοινωνοῦντες, οἱονεὶ φρεάτορες καὶ κατὰ συγκοπὴν φράτορες. —

Χέρνιψ. Odyss. I, 136. Dort ſchreiben einige χερνίβα von χερνίψ. S. Eustath. p. 33. l. 30. Bas. — Χράω. Odyss. X, 64. ib. Eustath. p. 382. — Χαῦνος. Ueber deſſen Bedeutungen ſ. Beck. ad Aristoph. Av. 818. — Ψαιστός. vergl. Eustath. ad. Od. II, 289. p. 96. — Ψαύω cum accus. Soph. Antig. 962.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit derſelben Geſinnung, welche wir am Schluſſe der zweyten Anzeige aus voller Ueberzeugung ausgeſprochen haben.

M. H. G.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Unter einigen durch Abweſenheit des Rec. in Nr. 50. und 51. entſtandenen Druckfehlern, iſt bemerkenswerth S. 791 Z. 13 von oben Zauch ſt. Jauch. S. 801 Z. 1 v. unt. l. „daß daſſelbe die Schenkungen bis auf eine u. ſ. w." S. 803 Z. 14 v. u. l. „2) Ergibt ſich dies aus dem Titel."

No. 63. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

John Roß, Kapitain der Königl. Marine, Entdeckungs-Reiſe unter den Befehlen der Britiſchen Admiralität mit den Königl. Schiffen Iſabella und Alexander, um Baffins-Bay auszuforſchen, und die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt zu unterſuchen. Von mehrern Sprach- und Sachkundigen aus dem Engliſchen überſetzt, herausgegeben von P. A. Nemnich. Mit der Entdeckungskarte und 27 zum Theil illuminirten Kupfern. Leipzig, 1820. XXVI und 197 S. 4. (Pr. 22 fl. 48 kr.)

Nicht leicht iſt irgend ein Gegenſtand ſo ſehr zur allgemeinen Kenntniß des großen Publicums gekommen, als die letzten Brittiſchen Entdeckungs-Reiſen nach dem Nordpole, und die detaillirte Beſchreibung der einen von ihnen mußte daher mit vorzüglichem Intereſſe aufgenommen werden. Bis jetzt genieſen noch bloß die Europäer ungetheilt die Ehre, durch zahlreiche Erdumſegelungen und Entdeckungs-Reiſen die Kenntniß der verſchiedenen Meere und Länder gegründet, erweitert und auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben, aber dennoch war es bis auf dieſen Augenblick unmöglich, auch nur die von ihnen ſelbſt bewohnte Hemiſphäre ganz zu erforſchen, indem ſtarrende Kälte und halbjährige Nacht die Kenntniß des Nordpols ſelbſt in undurchdringliche Finſterniß hüllen. Eine jede Landcharte, mit den unbeſtimmten Begrenzungen der Länder und Meere nach jenen Gegenden hin, erinnert gleichſam an das Unvermögen der Erdenbewohner, ihren Wohnplatz in allen ſeinen Theilen kennen zu lernen, und wenn am Südpole zuſammenhängendes Meer gezeichnet wird, ſo ſoll dieſes vielleicht bloß die Dreiſtigkeit andeuten, womit meiſtens die gänzliche Unwiſſenheit zu entſcheiden pflegt. In den letzteren Jahren kam in England eine ſchon früher viel beſtrittene Frage abermals zur Diſcuſſion, ob man nicht unter dem Pole weg America umſchiffen, oder aus der Baffinsbay nordweſtlich durchſchneiden könne, indem einige das Meer an der Spitze des

Erdballs frey von Eiſe glaubten, und andere aus den Strömungen in der Davis-Straße, den Behauptungen des kühnen Baffin zuwider, die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt vermutheten. Keine Nation konnte ſo leicht und ſo gründlich dieſe Fragen zur Entſcheidung bringen, als die Brittiſche, und wir verdanken ihrem Eifer die großen und wichtigen Erweiterungen unſerer Kenntniß jener unbekannten Länder. Mögen immerhin bey dergleichen glänzenden Unternehmungen eigennützige Handelsſpeculationen den Impuls geben oder vermehren; wer wollte überall die Schattenſeite betrachten, und nicht lieber die Lichtſeite hervorhebend dankbar die Erweiterung von Kenntniſſen und Erfahrungen benutzen, welche der Welt dadurch zu Theil werden.

Von den beyden veranlaßten Entdeckungs-Reiſen liegt die eine vor uns, ausgeführt durch den eben ſo kühnen als beſonnenen und erfahrenen Seemann, den Kapitain Roß, deſſen Verdienſt immer noch groß bleibt, ſo ſehr es auch allerdings durch die Reſultate der ſpäteren Expedition unter Kap. Parry in Schatten geſetzt wird. Rec. hat ſie mit innigem Vergnügen und zu großer Belehrung geleſen, und wenn ſie gleich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht noch Einiges zu wünſchen übrig läßt, ſo wird dieſes nur durch die große Menge desjenigen, was wirklich geleiſtet iſt, bemerkbar. Wegen des hohen, vorzüglich durch die Kupfer veranlaßten Preiſes dürfte dieſelbe weniger in das große Publicum kommen, und da die Beſchreibung der Reiſe ſelbſt an verſchiedenen Stellen der Natur der Sache nach einförmig werden mußte, ſo möge es geſtattet ſeyn, von dem Wiſſenswürdigſten den hauptſächlichſten Theil kurz zuſammenzuſtellen.

Zuerſt wird man mit inniger Hochachtung gegen das erſte ſeefahrende Volk der Welt erfüllt, wenn man in der Einleitung lieſet, mit welcher durch Erfahrung und Nachdenken erlangten Kunſt die Schiffe für einen ſolchen Zweck eingerichtet und ausgerüſtet wurden, um theils dem Andrange der Eismaſſen zu widerſtehen, theils alle erforderlichen Mittel zu einer Ueberwinterung in den unbekannten und unwirthbaren Polargegenden mit ſich zu führen. In einem gleich großen Maßſtabe wurden alle Bedürfniſſe der Nahrung, Kleidung un

Bequemlichkeit für eine mögliche lange und gefahrvolle Reiſe angeſchafft, und im höchſten Grade reichlich die erforderlichen Apparate zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen aller Art, acht und vierzig Stück allein auf der Iſabelle, den Offizieren zum Gebrauche mitgegeben. Nicht minder achtungswerth aber ſind der ruhige Muth und das kaltblütige Selbſtvertrauen, womit die geübten Seeleute der Bemannung ihre gefahrvolle Expedition antraten und in der Art durchführten, daß auch nicht einer als ein Opfer derſelben zurückgelaſſen wurde. Durch einen günſtigen Zufall erhielten die Schiffe auch einen Esquimaux, Namens Sackhouſe, aus Südoſtbay unter 69° N. B. gebürtig, zum Begleiter, welcher ganz gegen die Sitte jener Völker früher ſich auf einem engliſchen Schiffe verborgen hatte, um mitgenommen zu werden, bey dieſer Gelegenheit aber als Dolmetſcher die Reiſe mitmachte, ohne ſeinen Vorſatz auszuführen, nach welchem er erſt die heilige Schrift kennen und das Zeichnen erlernen wollte, um nach ſeinem wilden Volke zurückzukehren, und daſſelbe im Chriſtenthum zu unterrichten. Seinem Vorgeben nach hatte die Begierde, das Land der ihm ſo ehrwürdig gewordenen Miſſionäre kennen zu lernen, ſeine Entweichung veranlaßt.

Der eigentliche Zweck dieſer Expedition unter Cap. Roß ging, der ausführlichen Inſtruction gemäß, dahin, durch die Davis-Straße ſo ſchnell, wie möglich, nordwärts zu ſegeln, dann aber die ſämtlichen Küſten der Baffinsbay genau zu erforſchen, und die nordweſtliche Durchfahrt in jeder ſich darbietenden Oeffnung zu verſuchen. Sollte dieſelbe gelingen, den Weg durch die Behrings-Straße nach Kamtſchatka und den Sandwich-Inſeln zu nehmen, dort zu überwintern, und dann entweder den nämlichen Weg zurückzumachen, oder auf dem gewöhnlichen zurückzukehren. Außer dieſem Hauptzwecke war aufgegeben, alle möglichen Mittel anzuwenden, die Richtung und Lage der Küſten genau auszuforſchen und aufzuzeichnen, ſo wie auch „ſolche Beyträge zur Naturgeſchichte des Thier-, Mineral- und Pflanzenreichs zu ſammeln und aufzubewahren, als bequem an Bord der Schiffe aufgenommen werden könnten“, die Tiefe und Beſchaffenheit des Meeresgrundes, zu erforſchen, die Strömungen und alle meteoriſchen Erſcheinungen

ſorgfältig zu beobachten und alles Merkwürdige aufzuzeichnen. Um aber die Früchte der aufgewandten Mühe nicht durch einen unglücklichen Zufall zu verlieren, ſollten oft Flaſchen mit kurzen Nachrichten in die See geworfen, in Kamtſchatka aber dem ruſſiſchen Gouverneur die Duplicate der Papiere zur Beförderung über Land eingehändigt werden.

Die Reiſebeſchreibung ſelbſt enthält einen vollſtändigen, nach den Tagen geordneten, Reiſebericht, vom Tage der Abfahrt am 18. April bis zum Tage der Ankunft auf den Shetland-Inſeln den 30. Octob., unterwebt mit den Erzählungen aller merkwürdigen Ereigniſſe, welche der Expedition begegneten. Der eigentliche Anfang der Reiſe iſt aber erſt auf den 3. May zu ſetzen, an welchem Tage die Schiffe von den Shetland-Inſeln abfuhren, ſo daß alſo die ganze Expedition ſechs Monate gedauert hat, welche aber bey weitem zum größten Theile auf die Hinfahrt bis zum nördlichſten Punkte verwandt wurden, indem die Schiffe dieſen, faſt unterm 77ſten Grade N. B. gelegen, erſt am 20. Aug. verließen. Unter die größten Hinderniſſe und Beſchwerden der Reiſe gehörte vorzüglich das viele Eis, welches die Schiffe nicht ſelten zu zerdrücken drohete, und oft bis zu einer beträchtlichen Höhe emporhob. Den erſten Eisberg wurden ſie am 26. May in 58°,5 anſichtig, und am 8. Juny in 68° unter andern einen von 325 F. Höhe und 1200 F. Länge, von deſſen Seite ein Waſſerſtrom herabſtürzte. Zuweilen legten ſich die Schiffe an einem Eisberge, oder in einer Bucht deſſelben vor Anker, und verſahen ſich mit vortrefflichem Waſſer aus den Vertiefungen auf demſelben; nicht ſelten war ihre Zahl unglaublich groß, z. B. bey Weygat, woſelbſt in einem Halbkreiſe zwiſchen dem Lande und der feſten, in der Richtung der Küſte hinauflaufenden, Eismaſſe 700 derſelben gezählt wurden, und was mit Recht als etwas Merkwürdiges angegeben wird, ſie treiben ſtets mit der höchſten Spitze gegen die Richtung des Windes, indem ſie ſich ſogleich umdrehen, wenn dieſer ſich nach einer andern Weltgegend umſetzt. Nicht ſelten mußten die Matroſen, in einigen Fällen ſogar alle Theilnehmer der Expedition die Schiffe mit großer Gefahr und unglaublicher Anſtrengung durch enge Canäle im Eiſe ziehen, oder auch eine

Oeffnung in demſelben ſägen, wobey bemerkt wird, daß in den Gegenden, wo die fehlende Nacht dieſen Arbeiten kein Ziel ſetzte, die Mannſchaft ſtatt des Schlafes durch eine Mahlzeit aus Suppe und Pökelfleiſch beſtehend, nebſt Waſſer mit Rum zur Fortſetzung der raſtloſen Arbeit wieder geſtärkt wurde. Hierbey herrſchte inzwiſchen, ohne Zweifel durch den perſönlichen Einfluß des wackern Capitains, ſo viele Ordnung, Bereitwilligkeit und Gehorſam, daß auf der ganzen Reiſe auch nicht eine Strafe erkannt wurde.

Die intereſſanteſte Begebenheit auf dieſer, im Ganzen höchſt einförmigen, und bloß durch die Aufmerkſamkeit auf alles Wiſſenswürdige Abwechſelung darbietende Reiſe war die Bekanntſchaft mit einem, bis dahin völlig unbekannten, den Esquimaux an Geſtalt, Sprache und Sitten ſehr ähnlichen Volke, unter 76° N. B., welchem Roß den Namen der arctiſchen Hochländer beylegte. Es koſtete große Mühe, dieſe gutmüthigen, rohen und furchtſamen Kinder der Natur, welchen ihre benachbarten Eisberge zugleich die Grenzen der Erde dünkten, vorzüglich durch Sackhouſe zu vermögen, den bewunderten Fremdlingen ſich zu nähern, und die Schiffe genauer zu betrachten, deren Urſprung ſie von der Sonne oder vom Monde ableiteten, und wegen der vermeintlichen Bewegung ihrer Flügel für lebendig hielten. Ihre Verwunderung drückten ſie durch lautes und wiederholtes Schreyen, heigh, yaw, aus, das Zupfen an der Naſe war ihnen ein Zeichen der Freundſchaft, und als ſie hinlängliches Vertrauen erhalten hatten, ſelbſt auf die Schiffe zu kommen, war ihr Erſtaunen über alle geſehenen Gegenſtände ohne Grenzen, wobey ſie ſich, namentlich als ſie ihr eigenes Bild in einem Spiegel erblickten, höchſt komiſch benahmen, zugleich aber den allgemeinen Charakter aller ganz rohen Völker äußerten, indem ſie alles entwendeten, was ihre Neugierde reizte und ſich fortbringen ließ, aber auch ohne Widerſtand oder Beſchämung zurückgaben, wenn es ihnen wieder abgenommen wurde. Sie haben keinen Begriff von einem höchſten Weſen oder einer Fortdauer nach dem Tode, ſtehen unter einem Oberhaupte, ohne die Grenzen ſeiner Gewalt angeben zu können, haben ihre Angekoks (Zauberer) wie die übrigen Grönländer, und da ſie nur bis 10

zählen können, ſo ließen ſich weder die Grenzen des von ihnen
bewohnten Landſtriches, noch die Zahl der Volksmenge aus-
mitteln. Sie wohnen familienweiſe in Hütten von Steinen
und Erde aufgeworfen, kleiden ſich in rohe Thierhäute, welche
mitunter kunſtreich zuſammengenähet ſind, beſitzen außer dieſen
keinen andern Reichthum als Hunde, welche ihre Schlitten
ziehen, und mit einer langen Peitſche regiert werden, nähren
ſich von Robben, Einhornfiſchen, Alken, Haaſen und ſonſtigen
See- und Landthieren, deren ſie habhaft werden können, in-
dem ſie das Fleiſch unvollkommen über einer Thranflamme
kochen oder auf der Jagd ſelbſt roh verſchlucken, kennen keine
Abtheilung der Zeit außer der Beſtimmung, wie oft ſie noch
ſchlafen müſſen, und haben dem Anſchein nach keinen Begriff
von irgend einer Krankheit. Das Spielen auf einer Violine
nnd nachher auf einer Flöte machte auf ſie gar keinen Ein-
druck, Zwieback und geſalzenes Fleiſch ſpieen ſie mit ſichtbarem
Ekel aus, ihre Tänze aber beſtanden aus häßlichen Bewegun-
gen, verbunden mit widerlichen Tönen und convulſiviſchen Ver-
zerrungen des Geſichts. Holz war ihnen, bis auf wenige
verkrüppelte Reiſer nach, gänzlich unbekannt, und unter den
Metallen kannten ſie bloß das Eiſen, wovon ſie kleine Stücke
mit Steinen flach zu ſchlagen und in Knochen einzulaſſen pfle-
gen, um auf dieſe Art Meſſer zu erhalten. Mehrere inter-
eſſante Züge der Darſtellung, wie die Bekanntſchaft mit dieſen
Menſchen gemacht wurde, können wir hier der Kürze wegen
nicht mittheilen. Ihre Sprache weicht weſentlich von derjeni-
gen ab, welche im ſüdlichen Grönland geſprochen wird, ſoll
aber die ältere ſeyn, und würde ſonach andeuten, daß das
ganze Land von Amerika aus, alſo von Norden her bevölkert
ſey. Die weſtlichen Küſten der Baffinsbay unter 70° Breite
zeigten ſichtbare Spuren einer noch kürzlich ſtattgehabten Be-
wohnung, obgleich keine Einwohner dort geſehen wurden.
Bloß die ausgedehnte Gegend zwiſchen Lancaſterſund an der
Weſtküſte der Baffinsbay unter 74° und Wallfiſchſund unter
77° 40 an der Oſtküſte ſcheint unbewohnt zu ſeyn; aber da
die Ueberfahrt auf dem Eiſe in Schlitten nur drey Tage erfor-
dert, ſo iſt dieſer Weg der Bevölkerung ſehr leicht möglich.
Keiner von ihnen wollte ſein Vaterland verlaſſen, auch konnten

ſie nicht vermocht werden, eins von ihren Kindern herzugeben, indem ſie glücklich und höchſt zufrieden mit ihrer Lage zu ſeyn äußerten.

Uebrigens ſind zahlreiche phyſicaliſche und naturhiſtoriſche Beobachtungen theils in eigenen Anhängen zuſammengeſtellt, theils überall im Werke zerſtreut. Unter die letzteren gehören vorzüglich eine ſehr genaue, die früheren Beſtimmungen ungemein berichtigende Bezeichnung der ganzen Küſte ſowohl nach ihrer geographiſchen Lage, als nach ihrer äußern Form. Im Ganzen ſind das benachbarte Land und die Küſten der Baffinsbay gebirgig, an der Weſtſeite noch mehr als an der Oſtſeite, indem dort die höchſte Spitze 4000 F. hoch geſchätzt wurde. Beyde Küſten beſtanden oft aus ſteilen Felſen, welche namentlich nördlich von Melville's-Bay 1000 bis 2000 F. ſteil emporragten, und von Schnee frey waren. Mit vorzüglicher Genauigkeit ſind überall die Strömungen der See, ſo wie die Richtung und Höhe der Fluth beachtet, welche auf dem höchſten Punkte der Fahrt faſt unter 77° nur 4 F. und mit einer kaum merklichen Strömung auf- und ablief. Sehr auffallend wurde in jenen arctiſchen Gegenden die Strahlenbrechung gefunden, auf welche, ſelbſt der Inſtruction nach, die Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet ſeyn ſollte. In der Gegend der Fraueninſeln zeigte ſich der Einfluß derſelben ſehr bedeutend, indem die nächſten dort des Wallfiſchfangens wegen in einer Entfernung von 2 bis 3 engl. Meilen liegenden Schiffe ungeheuer hoch, die doppelt ſoweit entfernten aber im Horizonte weit aus einander gezogen ſchienen. Noch auffallender zeigte ſich dieſes Phänomen unter 76° N. B., wo der Capitain ſelbſt die Bemerkung machte, daß die entfernten Gegenſtände bis 150 (engl.) Meilen weit geſehen werden konnten, und namentlich wurde er gewahr, daß ein Felſen von Cape Dudley Digges binnen einer Stunde von 2° bis 5° an Höhe zunahm. Um ſo mehr iſt es zu bewundern, wie man die Einfahrt, welche den neueſten Nachrichten zufolge vom Cap. Parry wirklich aufgefunden ſeyn ſoll, überſehen konnte, und läßt ſich dieſes bloß aus den ſtarken Nebeln und dem täuſchenden Anſehn der Eisberge, oder aus der Eilfertigkeit des Capitains bey der weit vorgerückten Jahrszeit und ſeiner Ungeneigtheit, dort zu über-

wintern, einigermaßen erklären. Als etwas Eigenthümliches wird S. 79 erzählt, daß der von Natur gelb gefärbte Schnee der Berge durch die auffallenden Sonnenſtrahlen einen wahren Goldglanz erhielt, welches eine unbeſchreiblich ſchöne grüne Tinte am Himmel erzeugte; eine Erſcheinung, wie die Gletſcher der Schweitz gleichfalls darbieten, und wonach man geneigt ſeyn muß, die Farbe des Himmels bloß für ſubjectiv zu halten. Meteorologiſche Beobachtungen wurden in ausnehmender Menge aufgezeichnet, und was vorzüglich bemerkenswerth iſt, auch hier wird von dem däniſchen Reſidenten in God Haaben die Nachricht mitgetheilt, daß nach ſeiner Ueberzeugung während eines eilfjährigen Aufenthalts daſelbſt die Kälte allmählig zugenommen habe. Der letzte Winter 1817 und 18 war ungewöhnlich kalt geweſen, und die See bey ſeiner Station früh im December bereits zugefroren, ſtatt daß ſie ſonſt gewöhnlich erſt im Februar zugeht. Rec. findet in ſeinen eigenen Beobachtungsliſten, daß dieſer Winter in Deutſchland gelinde, der December aber der kälteſte Monat, und namentlich der 25ſte deſſelben der kälteſte Tag war. Im Ganzen fand man die Temperatur während des Aufenthalts zwiſchen dem Eiſe unfreundlich, Schnee mit Regen abwechſelnd, unbedeutend die Variationen des Barometerſtandes, kein Gewitter wird erwähnt, und die höchſte angegebene Temperatur war 55° F. oder 13° C. unter 75½ Gr. N. B. an einem neblichen Tage. Nebel ſind ohnehin bekanntlich ein höchſt unangenehmes Hinderniß der Schiffahrt in jenen Gegenden, aber hier waren ſie nach S. 78 nebenher ausnehmend dick und weiß, während im Zenith der blaue Himmel ſichtbar blieb, und gefroren beym Gefrierpunkte des Thermometers an den Thauen zur Armesdicke, ſo daß bey jeder Bewegung die Stücke Eis auf das Verdeck herabfielen.

Auch aus den Anhängen, worin die vorzüglichſten wiſſenſchaftlichen Beobachtungen zuſammengeſtellt ſind, erlaubt ſich Rec. den weſentlichen Inhalt mitzutheilen, indem Vieles davon in der Reiſe ſelbſt gar nicht oder nur unvollſtändig erwähnt iſt, denn nach der Inſtruction hatte nicht bloß der Capitain, als der Herausgeber dieſes Reiſeberichts, ſondern auch die Offiziere, Chirurgen, und das ſonſtige Perſonale der Mann-

ſchaft die Obliegenheit, auf alle phyſicaliſchen und naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten ſorgfältig zu achten. Der erſte Anhang, welcher von den zoologiſchen Merkwürdigkeiten handelt, wäre wohl etwas reichlicher ausgefallen, wenn nicht der Lieutenant Sabine ſeine Sammlungen und Zeichnungen aus Misverhältniſſen mit dem Capitain ſogleich an das brittiſche Muſeum abgegeben hätte. Inzwiſchen iſt der hier mitgetheilte Bericht von dem erfahrnen Dr. Leach revidirt und ſyſtematiſch geordnet. Die nach Originalen beſchriebenen Species ſind phoca barbata und hispida? (oder foetida?), mustela Erminea, lepus (eine weiße, noch nicht benannte, von albus Briss. und variabilis Pall. verſchiedene Species), ursus albus und balaena mysticetus. Die beyden letzteren ſind nach ſchönen Exemplaren beſchrieben. Beym weißen Bär, mit welchem einige Matroſen einen förmlichen Kampf zu beſtehen hatten, war die Länge von der Schnautze bis zum Schwanze 7 F. 8 Z., der Umfang des Leibes bey den Vorderbeinen 6 F., die Breite der Vordertatze 10 Z., der Hintertatze 8½ Zoll, und das Gewicht mit Einſchluß des zu 30 ℔ angeſchlagenen verlornen Blutes 1162 ℔. Der erlegte Wallfiſch (ein Fiſch von ſchöner Größe) maß von der Unterlippe bis zum Anfang der Gabel 46 F., der Umfang des Abdomen 28 F., die Finnen 9 F. Außer dieſen werden inzwiſchen in der Reiſe ſelbſt noch einige Thierſpecies erwähnt, deren man nicht habhaft werden konnte, obgleich ſie in Menge vorhanden zu ſeyn ſchienen, namentlich ſchwarze, weiße und rothe Füchſe, Rennthiere u. dgl. Die Eingebohrnen erzählten auch von einem, dem Sackhouſe gleichfalls bekannten, aber von keinem Schriftſteller über Grönland erwähnten Thiere, Namens Ancarok, welches ſich vorzüglich durch ſein Schreyen bey Nacht kund giebt, dreymal ſo groß als eine Katze, aber ſehr grimmig ſeyn, und ſich durch Hüpfen fortbewegen ſoll. Aus der Klaſſe der Vögel, vorzüglich Seevögel, wurden mitgebracht falco smitellus (F. aesalon Lin.), somateria spectabilis (anas spect. Lin., eine verſchiedene Species der Eiderente, worüber Bd. IV. S. 329 der Wetter. Annalen zu vergleichen iſt), clangula glacialis, merkwürdig wegen des Baues ſeiner Luftröhre, mergulus melanoleucus (alca alle Lin.), wovon Myriaden in 75°

und 76° N. B. auf den freyen Stellen der See vorhanden waren, und zu Tauſenden von der Mannſchaft verzehrt wurden (die genaue Beſchreibung dieſes Vogels liefert einen vollſtändigen Beweis ſeiner doppelten Mauſe), procellaria glacialis, grylle scapularis (uria grylle Lath. cephus Cuv.), uria Francsii (Franks, Begleiter des Cap. Kater, entdeckte dieſe Species zuerſt auf der Höhe der Faroe-Inſeln, und Leach gab ihr den Namen. Sie weicht wenig von der Tauchermöwe ab, iſt größer als der gewöhnliche Taucher, Bruſt und Bauch weiß, übrigens ſchwarz), mergus septentrionalis, larus tridactylus, eburneus und glaucus (in deren Magen man zweymal einen ganzen mergulus fand) stercorarius cepphus, (der Beſchreibung nach der stercorarius longicaudus Briss., zuletzt von Meisner im Muſ. d. Nat. G. Helvetiens Nro. 3. abgebildet), xema Sabini, welches Geſchlecht zwiſchen sterna und larus in der Mitte ſteht, und wovon die einzige, hier angegebene und durch einen Kupferſtich vortrefflich abgebildete Species bloß auf einer kleinen Inſel an der weſtlichen Küſte Grönlands unter 75° 20′ N. B. in Geſellſchaft der größeren Seeſchwalbe gefunden wurde), larus Sabini (beſchrieben in Thom. an. of phil. vol. XIII.), und sterna hirundo (ohne Zweifel st. macroara Naum. oder arctica Tem.). Aus der Ordnung der Grallen: tringa islandica, pelidna alpina, lobipes hyperboreus, lagopus mutus (tetrao lagopus Lin.) und emberiza nivalis. Eine Menge mitgebrachte Mollusken und ähnliche Seegeſchöpfe fanden ſich nachher durch den Spiritus ſehr zuſammengezogen und unkenntlich, weswegen es mit Recht bedauert wird, daß ſie nicht lebend durch einen Sachverſtändigen gezeichnet und beſchrieben werden konnten. Pflanzen-Exemplare wurden, der dürftigen und oft kaum ſichtbaren Vegetation ungeachtet, aus zwölf Klaſſen mitgebracht, am meiſten Kryptogamiſten, und viele mit abweichenden Kennzeichen, daher ungewiß für die Beſtimmung.

Am dürftigſten iſt die Ausbeute aus dem Mineralreiche ausgefallen, ſo intereſſant es auch geweſen ſeyn würde, über die geologiſche Beſchaffenheit der unterſuchten Küſten nähere Auskunft zu erhalten. Weil indeß kein Mineraloge bey der

Expedition war, ſo konnten auch aus den unordentlich und willkührlich aufgegriffenen Bruchſtücken, verglichen mit den ſehr genauen Zeichnungen und Beſchreibungen der Küſten rückſichtlich ihres äußern Habitus durch die ſchätzbaren Bemühungen des Dr. Culloch bey der Anordnung dieſer wenigen Materialien nur beſchränkte Reſultate erhalten werden. Aus dieſen geht im Allgemeinen hervor, daß die dortigen Gebirge der Hauptſache nach aus Granit, Gneis, Trapp und Porphyr beſtehen, und mehr den Charakter der Ur- und Uebergangs-, als der Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirge haben. Außerdem finden ſich dort auch diejenigen Arten von Foſſilien, welche Island und den Faroe-Inſeln in großer Menge eigenthümlich zugehören, als Baſalt, Halbopal, Chalcedon, Kachalong und auch Holzkohle, derjenigen ähnlich, welche unter den Trapfelſen auf der weſtlichen Seite der ſchottiſchen Inſeln angetroffen wird. Mit Recht heißt dieſe letztere S. 150: „Ein intereſſantes Specimen, deren Structur Aehnlichkeit mit dem Eichenholze hat, von einem beträchtlich großen Stamme iſt, und ſo viel ſeltſamer erſcheinen muß, da gegenwärtig in dortigen Gegenden kein Baum wachſen kann. Es iſt ein Beleg zu dem räthſelhaften isländiſchen Suturbrand.“ Auf den Baffins-Inſeln unter 74° wurde Gneis von ſchiefrigem Gefüge, wahrſcheinlich als Folge der Verwitterung angetroffen, mit vielen großen, aber ſchlechten, durch Splitterung unbrauchbaren Granaten, und der ganze Fels mit dünnem, ſchuppenförmigen Waſſerbley durchzogen, ein mit Recht als auffallend ſelten bezeichnetes Vorkommen dieſes Foſſils.

Höchſt merkwürdig, und die Finder ſelbſt überraſchend, war die Entdeckung des karmoiſinrothen Schnees unter faſt 76° N. B., welcher in weite Strecken die Felſen überzog, und an einigen Abhängen ſelbſt 10 bis 12 Fuß tief von der färbenden Subſtanz durchdrungen war, ſo daß es ſchien, als habe er ſich lange in dieſer Lage befunden. Das Urtheil der Offiziere ſtimmte mit den genaueren, ſpäterhin durch Wollaſton angeſtellten Unterſuchungen überein, daß die Farbe von kleinen, runden, 0,01 bis 0,03 Lin. im Durchmeſſer haltenden Kügelchen herrührt, welche an ſich farbenlos und zellenartig, das ölartige Pigment in ſich ſchließen. Nach hoher Wahrſcheinlich-

keit iſt daſſelbe vegetabiliſchen Urſprungs, doch glaubt Wollaſton wegen mangelhafter Kenntniß der begleitenden Umſtände hier= über nicht mit Sicherheit entſcheiden zu können. Auf allen Fall hält er dieſe Subſtanz für organiſchen Urſprungs, und wenn Rec. dieſe Beobachtung mit den ähnlichen von Sauſſüre und Ramond gemachten zuſammenſtellt, ſo ſcheint es höchſt wahrſcheinlich, daß die Kügelchen Saamenkörner kryptogamiſcher Gewächſe der kälteſten Regionen der Erde ſind. Gleich merkwürdig iſt die Nachricht über die Beſchaffenheit des Eiſens, woraus die arctiſchen Hochländer ihre Meſſer verfertigen. Nach ihrer Ausſage befindet ſich daſſelbe ohngefähr unter 74° 50′ N. B. in einem Berge, wo ein großer Klumpen härteres und viele kleine Stücke weicheres liegen ſollen. Mit einem harten Steine (Baſalt) ſchlagen ſie kleine Brocken herab, geben dieſen durch Klopfen eine ovale Form von der Größe eines Sixpence, und faſſen ſie in die Rinne eines Knochens als Schneide ihrer Meſſer. Wenn es nun ſchon an ſich auffallend iſt, ſolche Maſſen gediegenen Eiſens zu finden, und dieſer Umſtand auf den meteoriſchen Urſprung deſſelben deutet, ſo wird dieſe Vermuthung noch wahrſcheinlicher durch den Umſtand, daß daſſelbe nach der Unterſuchung Wollaſtons Nickel zu 3 bis 4 Procent enthält, und „in keinem Betracht von demjenigen ſich abweichend zeigt, welches an verſchiedenen Orten der Erde gefunden wird, und nach einigen Sagen ſowohl als nach der Analyſe für meteoriſchen Urſprungs gehalten wird.“

Noch zwey Gegenſtände aus dem Inhalte dieſer reichhaltigen Reiſebeſchreibung kann Rec. nicht mit Stillſchweigen übergehen. Der erſte betrifft die Tiefe, Temperatur und Beſchaffenheit des Meeresgrundes. Nach genauen Meſſungen betrug die größte Tiefe 1050 Faden, der Boden war aber ſelbſt in kleinen Entfernungen ſehr ungleich tief, folglich höchſt uneben, mitunter felſig, meiſtens mit Sand, Schlamm, Corallen und kleinen Steinen bedeckt. Da die Temperatur des Meeres in größeren Tiefen ein wichtiger Gegenſtand der Unterſuchung iſt, ſo mögen hier die ſämtlichen Beobachtungen nebeneinander Platz finden. Den 26ſten July unter 75° 35′ wurde in 314 Faden 32°, auf der Oberfläche 34° F. gefunden; am 1ſten Sept. in 75° 37′ bey einem ähnlichen Verſuche an der Ober=

fläche 34°,5, in 80 Faden 32°, in 250 Faden 29°,5; am 6ten Sept. unter 72° 23′ in 1005 Faden 28°,5; am 19ten Sept. unter 66° 50′ in 100 Faden 30° in 200 Faden 29° in 400 Faden 28° in 660 Faden 25°,5; am 4ten Octob. unter 61° 41′ in 950 Faden 35°,75, an der Oberfläche 41° und in der Luft 37°. Dieſe Reſultate, gegen deren Richtigkeit anſcheinend nichts einzuwenden iſt, ſind allerdings auch dann ſehr auffallend, wenn man die Geſetze der Zuſammenziehung des Waſſers bey den verſchiedenen Temperaturen berückſichtigt. Noch eine wichtige Bereicherung unſerer phyſicaliſchen Kenntniſſe liefern die genauen Beſchreibungen der beobachteten Nordlichter, welche es außer Zweifel ſetzen, daß dieſe Meteore zwar dem Norden, aber nicht dem Nordpole angehören, indem ſie von unſern Reiſenden in allen Weltgegenden wahrgenommen wurden. Ihre Geſamtzahl betrug acht vom 25ſten Sept. bis zum 18ten Oct. und es iſt merkwürdig, daß keins derſelben früher in höheren Breiten, als die Nacht ſchon hinlänglich lang und dunkel war, geſehen wurde. Das erſte ſahen die Reiſenden unter 66° 30′ N. B. 59° W. L. gerade im Süden, bis 20° Höhe aufſteigen und bey einer Wendung nach SO verſchwinden; das zweyte am 26ſten Sept. unter 65° 5′ umgab den ganzen Horizont, und ſchoß Strahlen bis ins Zenith, welche anfangs durch einen dicken Nebel, nachher am freyen Himmel ſichtbar waren. Schon am 28ſten deſſelben Monates unter 65° erſchien das dritte, jedoch nur partiell von S zu O nach S zu W bey übrigens völlig freyem Horizonte bis zu 15° Höhe, und das vierte am folgenden Tage dieſem ganz ähnlich. Am 1ſten October unter 62° 30′ Abends um 9 Uhr formirte das früher in SSW zu SSO geſehene Nordlicht einen Bogen von SW zu SO nach NO, deſſen Centrum 18° hoch, der leuchtende Theil 3° breit, der dunkele Raum unter demſelben für die Sterne vollkommen durchſichtig war, und aus welchem leuchtende Strahlen bis 40° emporſchoſſen. Gegen 10 Uhr ging der Bogen nach Weſten und verſchwand. Am 6ten Oct. war die Beobachtung des Schnees wegen ungewiß, am 8ten Oct. unter 59° N. B. und 50° W. L. zeigte ſich daſſelbe im Oſten und ſtieg bis 60° in die Höhe, aber am merkwürdigſten war unſtreitig das letzte, welches am 17ten Oct. unter 51° N. B. und 25° W. L.

beobachtet wurde. Es begann um 8 Uhr mit zwey concentriſchen Bögen, deren größter durch das Zenith von O nach W ging, der kleinere aber ſich ſüdlich zu 45° erhob. Beyde vereinigten ſich eine halbe Stunde nachher in einen ſehr glänzenden, von O nach W durch den Polarſtern gehenden Bogen, deſſen Strahlen zuweilen vor dem Monde hin ſchoſſen, und ſeinen Glanz verdunkelten. Um 9 Uhr brach der Bogen, das Nordlicht hüpfte umher, ſchön blitzend im nordweſtlichen Theile des Himmels, und drehete ſich nach Süden. Von einem Einfluſſe auf irgend eine der vielen Magnetnadeln auf beyden Schiffen iſt nichts erwähnt, dagegen aber bey jeder Beobachtung zugleich die herrſchende und nachfolgende Witterung ſorgfältig angegeben, allein es ſcheint durchaus kein Einfluß auf dieſelbe hervorzugehen. Rec. findet in ſeinen Collectaneen keine anderweitige Beobachtung eines Nordlichtes im Jahre 1818 aufgezeichnet, ſo intereſſant es ſonſt ſeyn müßte, Vergleichungen derſelben anzuſtellen. So lange indeß der oft gehegte Wunſch, die meteorologiſchen Beobachtungen der verſchiedenſten Gegenden möglichſt bald zur leichteren Ueberſicht zuſammenzuſtellen, noch unerfüllt bleibt, wird es unmöglich ſeyn, aus ſolchen einzelnen, an ſich ſchätzbaren Nachrichten erſprießliche Reſultate zu erhalten.

Die mitgetheilten zahlreichen und genauen Beobachtungen über das Verhalten der Magnetnadeln auf beyden Schiffen ſind zunächſt für ihren Gebrauch bey der Schiffahrt berechnet; indeß iſt es auch im Allgemeinen nicht unintereſſant, die ſchon von Flinders in den phil. trans. von 1805 aufgeſtellte Behauptung hier beſtätigt zu finden, daß dieſe höchſt wichtigen Apparate außer dem Erdmagnetismus auch noch durch die individuelle Beſchaffenheit des Schiffes und der Lage des Eiſens in demſelben afficirt werden. Von allgemeinem Intereſſe iſt vorzüglich nach S. 84 die unter 76° 16′ gemachte Beobachtung, wonach die Neigung der Nadel 86° 9′ 33″, ihre Kraft nach Schwingungen gegen die unter 75° 44′ gemeſſene um 1/40ſtel vermehrt, die Abweichung aber unverändert gefunden wurde, und daraus gefolgert wird, daß die letztere keineswegs von der Stärke der horizontalen Kraft abhängt.

Im Ganzen muß man die Ueberſetzung *gelungen* nennen, wie Rec. auch ohne eine Vergleichung mit dem Originale behaupten zu können glaubt, allein Anglicismen und aus dem Engliſchen gebildete Worte, z. B. miſtiges Wetter u. dergl. ſind nicht durchaus vermieden. Die Charte iſt ſauber und ſchön, und die Kupfer ſind faſt alle höchſt genau und vortrefflich.

Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817 von Maximilian Prinz zu Wied - Neuwied. Mit zwey und zwanzig Kupfern, neunzehn Vignetten und drey Karten. Erster Band. Frankfurt a. M. 1820. 380 S. gr. 4.

Es iſt eine höchſt erfreuliche Erſcheinung, wenn ſelbſt Fürſten von ſo großem Eifer für die Wiſſenſchaften beſeelt ſind, daß ſie große, beſchwerliche und gefahrvolle Reiſen einzig und allein in der Abſicht unternehmen, ihre Wißbegierde zu befriedigen, das ſchöne Gebiet der Naturforſchung zu bereichern und zu erweitern; ein ſolches rühmliches Unternehmen iſt für alle Freunde der Naturwiſſenſchaften um ſo merkwürdiger, je mehr es, wie hier der Fall, mit einem glücklichen Erfolge gekrönt und reiche Ausbeute gebracht hat.

Gegenwärtiges Prachtwerk gibt den Bericht der denkwürdigen Reiſe, die der fürſtliche Hr. Verf. an der Oſtküſte von Braſilien vom 23ſten Grade bis zum 13ten ſüdl. Breite unternommen hat, nicht ſowohl um ſtatiſtiſche oder topographiſche Nachrichten einzuſammeln, als vielmehr die natürlichen Erzeugniſſe des überaus reichen und bisher noch ſo wenig gekannten Landes näher zu unterſuchen.

Ein Theil der Reiſe wurde in Begleitung zweyer Deutſchen, der Herren Freireiß und Sellow unternommen, die ſich früher ſchon in Braſilien aufgehalten hatten; der erſte hat es übernommen, noch fernerhin naturhiſtoriſche Nachrichten über Braſilien, wo er ſich fortwährend aufhält, zur Bekanntmachung durch den Druck mitzutheilen, und von Herrn Sellow, welcher Botaniker iſt, hat die Gewächskunde über die Pflanzen dieſes ſo reichen Tropenlandes die intereſſanteſten Nachrichten zu erwarten.

Nicht genug kann der Hr. Verf. die gute Aufnahme rühmen, die ihm von Seiten der portugieſiſchen Regierung geworden iſt, er erhielt Päſſe und Empfehlungsſchreiben an die verſchiedenen General-Capitains, worin die Obrigkeiten angewieſen wurden, den Reiſenden auf alle Art behülflich zu ſeyn, die Sammlungen nach Rio zu beſorgen, und ſie, wenn ſie es fordern würden, mit Laſtthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterſtützen, welche Empfehlungen auch großentheils die beſte Wirkung hatten.

Mit Vergnügen wird man die reizende Schilderungen der braſiliſchen Urwaldungen leſen mit ihren hohen wildverflochtenen Rieſenſtämmen, der unbeſchreiblichen Pracht ihrer Bäume und Blumen, ſo wie der Vögel und anderer Thiere, die dieſe herrlichen Wildniſſe beleben.

Nicht minder anziehend ſind die Nachrichten über die Urwohner Braſiliens, beſonders von einigen derjenigen Stäm,

me, die noch jetzt als Wilde in dem Urzuſtande der Rohheit in den Wäldern herumirren, wie die Puris, Coroados, Coropos, Botocudos u. ſ. w.

Nachſtehende Abtheilung des Buches in 11 Abſchnitte gibt zugleich die beſte Ueberſicht der genommenen Reiſeroute: I. Reiſe von England nach Rio de Janeiro in Braſilien. II. Aufenthalt in Rio de Janeiro. III. Reiſe von Rio de Janeiro nach Cabo Frio. IV. Reiſe von Cabo Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases. V. Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Beſuch bey den Puris zu S. Fidelis. VI. Reiſe von Villa de S. Salvador zum Fluſſe Espirito Santo. VII. Aufenthalt zu Capitania und Reiſe zum Rio Doçe. VIII. Reiſe vom Rio Doçe nach Caravellas, zum Fluſſe Alcobaça und nach Morro d'Arara, am Mucuri zurück. IX. Aufenthalt zu Morro d'Arara, zu Mucuri, Viçoza und Caravellas bis zur Abreiſe nach Belmonte. X. Reiſe von Caravellas nach dem Rio Grande de Belmonte. XI. Aufenthalt am Rio Grande de Belmonte und unter den Botocudos.

In dieſem Reiſeberichte finden ſich nun eigentlich noch keine oder doch nur wenige ſyſtematiſche Beſtimmungen der neu entdeckten Naturkörper, aber aus dem, was vorläufig darüber geſagt wird, kann man ſchon hinlänglich auf den Werth der mitgebrachten Schätze ſchließen; außer den neuen Gattungen, die dieſelben enthalten mögen, begnügt ſich Ref. einige derjenigen Gattungen anzuzeigen, die durch die Bekanntmachung jener naturhiſtoriſchen Sammlungen neue Arten erhalten werden: als von Säugethieren die Gattungen Bradypus, Callithrix, Ateles, Vespertilio; von Vögeln die Gattungen Strix, Falco, Tinamus, Picus, Procnias, Trochilus, Pipra, Caprimulgus, Ampelis, Psittacus, Anas, u. ſ. w. Von Amphibien: die Gattungen Coluber, Testudo etc.

Wie ungemein groß die Ausbeute an neuen Pflanzen iſt, braucht wohl kaum erinnert zu werden; diejenigen, welche in der Reiſebeſchreibung ſchon genannt worden, ſind großentheils von dem Hrn. Prof. Schrader in Göttingen beſtimmt worden; von beſonderm Intereſſe wird der Zuwachs ſeyn, den die Palmen und Scitamineen erhalten, ſo wie die Leguminoſen, woran Braſilien ſo reich iſt; auch neue Arten der Gattungen Bignonia, Bauhinia, Banisteria, Evolvulus, Stachytarpheta, Nymphaea. Sophora u. ſ. w. waren die Frucht dieſer Reiſe.

Eine Hauptzierde gegenwärtigen Werkes machen die meiſterhaften und vortrefflichen Abbildungen aus, welche braſiliſche Landſchaften, Ureinwohner dieſes Landes, Waffen derſelben u. ſ. w. vorſtellen.

No. 64. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Pharmacopoea Hannoverana. Hannoverae in Bibliopolio aulico Hahniano. 1819.

Die Hannöverſchen Länder beſaßen bis jetzt keine eigene Pharmakopoe, daher die Pharmaceuten nach Gutdünken bald nach dieſer, bald nach jener ihre Präparate fertigten. Wie nachtheilig dies ſeyn mußte, leuchtet von ſelbſt ein, und es war daher die Bearbeitung einer eigenen Landespharmakapoe, wornach die Pharmaceuten ſich zu richten geſetzlich angehalten werden, eine wichtige und nothwendige Sache.

Indem Rec. hier bemüht iſt, das Eigene gegenwärtiger Pharmakopoe auszuzeichnen, das Gute und Brauchbare hervorzuheben, aber auch nicht zu verſchweigen, was ihm mangelhaft dünkt, ſo iſt zuvörderſt zu bemerken, daß es wünſchenswerth wäre, wenn diejenigen Herren, die zur Bearbeitung des Werkes etwas beytrugen, in der Vorrede wären genannt worden, eine Sitte, die man in Frankreich und England beobachtet, und die nicht tadelnswerth iſt.

Die Einrichtung der Hannöverſchen Pharmakopoe gleicht in ſehr vielen Stücken der der preußiſchen, weicht aber in manchen wieder von derſelben ab. Sie zerfällt in zwey Theile, deren erſter die einfachen Mittel, der zweyte die Präparate in alphabetiſcher Ordnung enthält. Wenn es ſich blos um das Aufſuchen eines Dinges handelt, ſo iſt die Ordnung nach dem A, B, C, freilich ſehr bequem, aber eine methodiſche Zuſammenſtellung möchte doch der Sache ungleich würdiger und auch gar wohl ausführbar ſeyn, wie der Codex medicamentarius europaeus beweist. Es ſind hier bedeutend mehr Medikamente angezeigt, ſowohl einfache, wie zuſammengeſetzte, als die preußiſche Pharmakopoe enthält, und dies iſt gewiß ſehr zweckmäßig, denn manche Mittel, die in den neueren Phar-

makopoeen nicht mehr verzeichnet ſind, werden demungeachtet häufig noch von dem Volke verlangt, als auch von einzelnen beſonders älteren Aerzten verordnet, daher die Pharmaceuten ſie noch immer vorräthig hielten, und ſie nach Gutdünken irgend einer Vorſchrift folgend bereiteten; eben ſo lobenswerth und nützlich iſt es, daß diejenigen Medikamente, welche jeder Apotheker geſetzlich halten ſoll, mit einem Aſteriske verſehen ſind, und auf deren gehöriges Daſeyn die Aerzte zu zählen berechtigt ſind, während dem die Haltung der übrigen von dem Zutrauen des Volkes oder der Aerzte abhängt.

Die Nomenclatur iſt faſt ganz diejenige, die auch in der preußiſchen Pharmakopoe aufgenommen iſt, ein ſehr zu billigendes Verfahren, da die Annahme einer jeden andern weniger paſſend geweſen ſeyn würde; auch iſt Rec. mit den Herrn Verfaſſern ganz einverſtanden, wenn ſie glauben, daß die Wiedereinführung der alten Nomenclatur kaum thunlich iſt, nur muß man gar ſehr wünſchen, daß die gegenwärtig in Deutſchland übliche nicht abermals nach neuen chemiſchen Anſichten geändert werde, in welchem Falle ohne Bedenken die Wiedereinführung der alten ein weit geringeres Uebel ſeyn würde, und zu weit weniger Irrungen Anlaß gäbe, da ſehr viele ſie jetzt noch inne haben, jede neue aber zuvor erſt einſtudirt werden muß.

Bey jedem ſowohl einfachen als zuſammengeſetzten Medikamente iſt die Kraft, die Krankheiten, in welchen es angewendet wird, und die Doſis, in der man es zu reichen pflegt, angezeigt. Dieſe ſchädliche Sitte hatte man mit Recht abgeſchafft, da ſie nur zu leicht zu Pfuſchereyen Anlaß gibt, und es iſt zu verwundern, daß man dergleichen hier wieder findet; auch dürfte die Apologie, die deshalb in der Vorrede ſich findet, von den Meiſten nicht ohne Grund für unzureichend befunden werden.

Der erſte, die einfachen Mittel enthaltende Theil, ſtimmt in Hinſicht der Zahl und Auswahl der Droguen großentheils mit der preußiſchen Pharmakopoe überein, nur daß mehrere obſolete aufgenommen, und einige neue, wie Cortex Pruni Padi und Ratanhia hinzugefügt ſind. In Hinſicht der ſyſtematiſchen Beſtimmung erklären ſich die Hrn. Verff. folgender-

maßen: „Nomina animalium et vegetabilium, auctoris nomine non consignata, ad Systema Linnei pertinent.“ Dieſer Grundſatz iſt recht gut, wenn er nur gehörig befolgt wäre: folgende ſyſtematiſche Benennngen, bey denen kein Auctor genannt wird, ſtammen nicht von Linne: Melilotus officinalis, Ceramium Helmintochortos, Erythraea Centaurium, Linaria vulgaris, Cetraria islandica, Cydonia vulgaris u. ſ. w.

Man wird ſich wundern, dergleichen in einer ganz neuen deutſchen Landespharmakope zu finden, und darf hoffen, daß bey einer zweyten Ausgabe dies wird abgeändert werden. Quercus infectoria und Boswellia serrata ſind erſt nach Linne's Lebzeiten beſchrieben worden.

Die Cardamomen der Officinen kommen nicht von Amomum Cardamomum L., ſondern von Alpinia Cardamomum Roscae. Die Alexandriniſchen Sennesblätter kommen nicht von Cassia Senna L., ſondern von Cassia orientalis Persoon. Das Ammoniakgummi leitet Sprengel nicht, wie es hier heißt, von Ferula Ferulago, ſondern von Ferula orientalis; erſtere Pflanze zog Lobel zu Antwerpen aus Saamen, die er in dem Gummi Galbanum gefunden hatte, und glaubte deswegen, daß das Mutterharz der F. Ferulago zugeſchrieben werden müſſe. Der Ricinusſaamen wird nicht, wie bisher in allen pharmacologiſchen Werken geſchah, von Ricinus communis L., ſondern von Ricinus undulatus abgeleitet. Warum dies geſchieht, iſt dem Rec. unbekannt; zu bemerken iſt indeſſen, daß auch bey dieſer Pflanze kein Auctor angezeigt ſteht, obgleich ſie in den Linneiſchen Schrift nicht vorkommt, ſondern erſt neuerlich beſchrieben wurde. Der Wurmſaamen wird, gleich als ob dies eine ausgemachte Sache wäre, blos der Artemisia judaica zugeſchrieben, der Sternanis aber von einem unbekannten Baume abgeleitet, der mit Illicium anisatum Aehnlichkeit habe. — Als officinell aufzubewahrende Art des giftigen Sturmhuts iſt Aconitum neomontanum Koelle angeführt. Sehr wenigen Pharmaceuten möchte Koelle's Schrift bekannt ſeyn, alle übrigen aber nothwendig in Verlegenheit gerathen müſſen, welche Pflanze ſie nehmen ſollen. Dieſe genannte Art iſt aber keine andere als Aconitum Napellus des Linneiſchen Herbarium's

oder Aconitum tauricum Willdenow: die Auswahl einer dieſer letzteren Benennungen würde weniger Zweifel übrig gelaſſen haben; am beſten aber würde man die Pflanze mit de Candolle Aconitum neubergense nennen. Uebrigens iſt es nicht unpaſſend hier anzuführen, daß Störk, welcher am meiſten zur Einführung des Aconitum in die Officinen beytrug, ſich des Lamarkſchen Aconitum paniculatum bediente. — Sehr zweckmäßig bleibt es immer, daß nur eine Art aufgeführt iſt (wobey freilich der leichten Verwechslung wegen eine genaue Beſchreibung hätte hinzugefügt werden ſollen), auch daß die Pharmaceuten angewieſen werden, die wild wachſende Pflanze einſammeln zu laſſen, und nicht ſich der in Gärten cultivirten zu bedienen.

Die Beſtimmungen der Chinaarten, die die officinellen Rinden liefern, ſollten nach dem abgeändert werden, was Link in Berlin in dieſer Hinſicht bekannt gemacht hat; auch würde es ſehr zweckmäßig ſeyn, wenn die officinellen Schirmpflanzen nach den Sprengelſchen Beſtimmungen benannt wären.

Der zweyte Theil, welcher die zuſammengeſetzten Mittel und chemiſchen Präparate enthält, iſt mit großem Fleiße bearbeitet; übrigens werden auch noch ſehr viele obſolete Compoſitionen, doch ohne Aſterisk aufgeführt.

Einige von der preußiſchen Pharmakopoe abweichende Bereitungsarten zuſammengeſetzter Mittel ſind nachſtehende: der Bleieſſig wird aus Bleizucker und Bleiglätte (nicht aus Minium) zu bereiten vorgeſchrieben, und das ſpecifiſche Gewicht, das er beſitzen ſoll, bemerkt. Das Sal Cornu Cervi ſoll aus flüchtigem, vom Salmiak erhaltenen Laugenſalze ſublimirt werden, dem man vorher Ol. animal. Dippel. zugemiſcht hat. Dies mag ein ſehr wirkſames, aber auch koſtbares Präpara werden. Die eiſenhaltigen Salmiakblumen werden aus de Cryſtallen des oxydirten ſalzſauren Eiſen mit Salmiak durc Auflöſung beyder und Abdampfen zur Trockne bereitet. — Be der Deſtillation des Pömmeranzenblüthenwaſſers wird auf 2 ℔ friſche Blumen eine Unze Kali hinzugeſetzt. Bey der Deſtillation des Kirſchlorbeerwaſſers werden auf 2 ℔ friſche Blätte dem Waſſer 2 Unzen höchſt rectificirter Weingeiſt beygemiſch Aqua Saturnina und Aqua vegetomineralis werden vorräthi

zu halten anbefohlen, wovon eins überflüſſig zu ſeyn ſcheint, indem beyde in Hinſicht ihrer Beſtandtheile faſt ganz gleich ſind.

Es wird ein Unterſchied gemacht und zwey Compoſitionen angegeben für Elixir aurantiorum compositum und Elixir viscerale, welche nach der preußiſchen Pharmakopoe ſynonym ſind. Bey der Bereitung der Extrakte wird der Realſchen Preſſe nicht gedacht. Das Ferrum oxydatum fuscum Pharmac. Bor. heißt hier Ferrum oxydatum hydraticum und wird noch zu einem eigenen Präparate verwendet, das unter dem Namen Ferrum muriaticum oxydatum crystallisatum vorräthig gehalten werden ſoll. Die Bereitungen der Queckſilbermittel weichen in manchen Stücken von den Vorſchriften der preußiſchen Pharmakopoe ab. Lac. Sulphuris heißt hier Hydratum Sulphuris; dieſe, ſo wie manche andere neue Namen hätten vermieden werden können; dazu kommt noch ein Umſtand, der Jedermann auffallen wird und kaum entſchuldigt werden dürfte, nämlich zur Hauptaufſchrift der Präparate ſind bald ganz alte, bald neue Namen gewählt, ſo ſieht man z. B. S. 164 mit großer Schrift Crocus Metallorum und mit kleinerer eingeklammert Stibium oxydulatum fuscum, während dem alle übrigen Spiesglanzpräparate die neuen Benennungen führen und unter Stibium beyſammen ſtehen. Auf der angezeigten Seite ſteht nun contraſtirend Cuprum aluminatum mit großer Schrift und mit kleinerer eingeklammert der alte Name Lapis divinus. Will man conſequent ſeyn, ſo müſſen entweder durchaus neue oder durchaus alte Benennungen zu den Hauptaufſchriften gewählt werden. Kali und Natron carbonicum neutrale ſind eigene Präparate dieſer Pharmakopoe. — Bey der Bereitung des ätheriſchen Kamillenöhl wird kein Oleum Citri angewendet.

Die Zahl der aufgeführten Tincturen iſt etwas ſtark; von denen, die vorräthig gehalten werden ſollen, bemerken wir hier folgende: Tinctura Chenopodii ambrosioidis, Lupuli Strobilorum, Sabinae, Maeidis, Scillae, Ferri cydoniata (nebſt der T. ferri pomata) Hellebori nigri, Tinctura Opii vinosa, T. Opii Eccardi (ſtatt T. Opii simplex Ph. B.) u. ſ. w. Für die Zinkblumengiſt eine doppelte Bereitungsart

angegeben durch Calcination und Präcipitation; Rec. hielt da- für, daß es beſſer iſt, nur eine Bereitungsart aufzunehmen und deren Befolgung anzuempfehlen aus leicht einzuſehenden Gründen.

Von obſolet gewordenen Mitteln, die wieder vorräthig zu halten anbefohlen werden, hier nur folgende: Aqua Anhaltina, aqua ophthalmica coerulea, Acetum Colchici, Electuarium mundificans aus Saſſaparillpulver, Sennesblätter ꝛc. von dem man eben keine Wunder erwarten wird, Emplastrum defensivum rubrum, Extractum Papaveris albi, Spiritus coeruleus u. ſ. w.

Ueber die Auswahl der hier aufgeführten Mittel, die die Apotheker ſtets vorräthig zu halten nicht verpflichtet ſind, ließe ſich Manches ſagen. Sehr zweckmäßig möchten folgende ſeyn: Aqua ophthalmica Conradii (eine Auflöſung von ätzendem Queckſilberſublimat in Roſenwaſſer mit Opiumtinctur), Aqua supercarbonatis Sodae oder A. mephitica alcalina, Decoctum album Sydenhami, Electuarium anthelminticum Störkii, Emulsio amygdalarum, Farina hordei praeparata (nach Thilenius) Gelatina Lichenis islandici, G. rad. Salep., Oleum camphoratum, Aether sulphuricus phosphoratus, Pulvis aërophorus, Pulvis alterans Plumeri (das aber beſſer jedesmal friſch zuſammengemiſcht wird), Pulvis stypticus u. ſ. w. Das aufgezeichnete Linimentum phosphoratum iſt eine gefährliche Miſchung, die ſich leicht beym Einreiben entzünden möchte. — Auffallen wird unter andern das Hausleutneriſche Kropfpulver aus Alaun, Juchtenleder u. ſ. w. Rec. hat mehrmals großes Rühmen von dieſem Pulver gehört, es aber auch ohne Wirkung anwenden ſehen; am auffallendſten aber iſt die Vorſchrift zur Bereitung einer künſtlichen Eſelsmilch! (Lac asininum artificiale) ſie wird erhalten, wenn man Schnecken, Hirſchhorn, Perlengerſt und Radix Eryngii zuſammen mit Waſſer kocht.

Angehängt iſt der Pharmakopoe ein kleiner Catalog von Reagentien zur Prüfung der Präparate und ein allgemeiner Index. Das Verzeichniß der Druckfehler iſt bey weitem nicht vollſtändig, und eine ſorgfältigere Correctur wäre ſehr wünſchenswerth geweſen.

Herrad von Landsperg, Aebtiſſin zur Hohenburg oder St. Odilien im Elſaß, im zwölften Jahrhundert, und ihr Werk hortus deliciarum. Ein Beitrag zur Geſchichte der Wiſſenſchaften, Literatur, Kunſt, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters von Chriſtian Moritz Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln in Folio (mit demſelben Titel und dem Beiſatze: Syſtematiſche Auswahl ꝛc.). Stuttgart und Tübingen, in der Cottaiſchen Buchhandlung. 1818. XVI und 200 S. in 8.

Anfangs war dieſes Werk als Abhandlung in eine Zeitſchrift beſtimmt, wuchs aber durch Reichheit des Stoffes zu einem eigenen Buch an, ohne daß man jedoch das Abgeriſſene und Kurze der Anlage verkennt, was ſich beſonders in den Zuſätzen S. 16 flg. kund gibt. Umarbeitung einzelner Abſchnitte wäre jedoch für das Ganze ſehr förderlich geweſen, und iſt zu wundern, daß der Verf., der Herrads Werk unter Napoleons Druckherrſchaft als ein Troſtbuch betrachtete (S. X), nicht nachher es zu einem Freudenbuche gemacht hat, das man mit aller Sorgfalt ausſtattet, damit es durch tieferes Nachdenken an Werth und Bedeutung zunimmt. So ſind die einleitenden Nachrichten über die h. Odilia und ihre Nachfolgerinnen Relint (Rihlint oder Hrälint?) und Herrat von Landsperch zu kurz und ohne Beweisſtellen. Ueber die literariſche Bedeutung der beyden letzteren iſt wenig geſagt, doch hat E. Herrads Gedichte im Anhang beygegeben, was nützlich und löblich iſt. Die verwandten und verwandelten Sagen von der h. Odilia, die eine reiche Quelle merkwürdiger Aufſchlüſſe und Folgerungen enthalten, ſind ganz übergangen, und ich muß deshalb auf Grimm's teutſche Sagen No. 350. verweiſen. Der dritte Abſchnitt, der eine Beſchreibung und Geſchichte der Handſchrift enthält, iſt viel beſſer gearbeitet, beſonders die Schickſale und Quellen des Werkes genau angegeben. Der 5te Abſch. iſt ebenfalls ſehr lobenswerth. Mit großem Fleiße hat E. darin das teutſche Leben im Mittelalter aus der Handſchrift erläutert, und hierauf gehen auch hauptſächlich die Kupfertafeln. Auch das altteutſche Wörterbuch, das er aus Herrads Werk beygegeben, iſt ein ſchätzbarer Beytrag zur Sprachkunde. Bey Erklärung der Kupfer hätte er auf ähnliche Darſtellungen verweiſen ſollen, um wo möglich auf die Spur der byzantini-

ſchen Muſter zu kommen, oder wenigſtens durch Gleichſtellen in Bildern und Schriften die Erklärung mehr zu vervollſtändigen. Die Bilder ſind von E. ſehr ſauber gezeichnet, von Willemin, dem Herausgeber der franzöſiſchen Denkmäler, geſtochen, und die Schrift von Aubert Sohn mit vieler Genauigkeit beygeſetzt. Die illuminirten Exemplare nehmen ſich in der unbehülflichen Schattirung nicht ſo gut aus als die ſchwarzen, in welchen die Zeichnung mehr hervortritt, die in vielen Stücken, beſonders im Faltenwurf, was auch E. auseinanderſetzt, vortrefflich iſt. Eine ſyſtematiſche Auswahl der Bilder ſehe ich aber nicht, denn das verwandte zuſammenſtellen ohne ſtreng philoſophiſche Aufeinanderfolge, das iſt eben noch kein Syſtem.

Vor einigen Jahren habe ich dieſe Bilderhandſchrift durch die Güte des Herausg. zu Strasburg ſelbſt eingeſehen, ſie ſchien mir damals wichtig blos wegen dem Alter, verwandte Forſchungen haben mit ſeitdem auf ſtärkere Gründe der Wichtigkeit geführt, die ich hier andeuten will, denn zu Ausführungen iſt weder Zeit, noch Raum. Die Inhaltsanzeige gibt deutlich zu erkennen, daß der hortus deliciarum eine bibliſche und geſchichtliche Encyclopädie zum Behuf der myſtiſchen Religions- und Sittenlehre iſt. Schon ſein Name iſt bedeutvoll, er iſt eine Allegorie und ebenſo ſinnbildlich ſind auch die meiſten Gegenſtände dargeſtellt (S. 35. 40 ꝛc). Alles Dichten und Trachten, alles Treiben und Weben der Welt kommt darin vor, das ganze Alterthum tritt darin auf als Vorbereitung zur himmliſchen Herrlichkeit. In dieſer großen Anlage iſt der Luſtgarten ein Garten der Welt, Mittungart ſelbſt oder Menſchenheim, das für ſich ſelber Nichts iſt, ſondern nur in Bezug auf ein höheres künftiges Daſeyn Bedeutung und Würde erhält. In dieſem Hinblick auf den Zweck alles Lebendigen, der dem gewöhnlichen Auge nicht immer ſichtbar, alſo verborgen iſt, beſteht das myſtiſche oder heimliche dieſes Werkes, wobey wir unſern jetzigen ſchiefen Begriff von Myſticismus gar nicht brauchen können *). Es iſt alſo die Welt im

*) Nicht würdevoll ſind daher die Ausdrücke des Herausgebers, wenn er bey dieſen alten Dingen von Märſchen durchs rothe Meer

Geiſte dieſes Werkes eine große Allegorie in ſteter Verwandlung, eine irdiſche Divina Comedia, die unter anderer Geſtalt einige Jahrhunderte nachher als Speculum humanae salvationis und als Biblia pauperum beym Volke bekannt war. Eine Hauptquelle Herrads war ein Werk Speculum ecclesiae, auf Tuch, wahrſcheinlicher auf Pergament gemalt (39). Das iſt wohl eine Grundlage der obigen Werke, und es ergibt ſich auch daraus, daß Spiegel und Garten in der Bilderſprache ſehr verwandte Ideen ſind.

Durch dieſen Zuſammenhang und dieſen Bilderſinn, den E. nicht aufgeſucht, wird nun manches Einzelne klar, was ihm natürlich unerklärt und ſonderbar geblieben. Die Ableitung Germania von germinare hält E. für eine wunderliche Etymologie (25), ſie iſt aber im Grunde dieſelbe mit der Sage von dem Hervorwachſen der Sachſen (Grimm No. 408) und mit dem Urſprung aller Autochthonen. Da nach teutſcher Religion die Bäume Menſchen ſind, ſo läßt ſich die Sage nicht nur erklären, ſondern ſie hellt eine große Gedankenreihe alter Symbolik auf, die ich hier übergehe. So erfordert auch die Darſtellung der freyen Künſte, die der Herausg. blos beſchreibt, eine weitere Nachforſchung; ich will nur eins erklären: den weltlichen Dichtern ſitzen ſchwarze Vögel auf den Schultern und flüſtern ins Ohr, nach der Beyſchrift ſind dies Eingebungen böſer Geiſter, der Vogel iſt alſo der Geiſt, daher wird ein Volkslied der Teufel ein Geier genannt, und kommt als ſchwarzer Vogel und Guguk vor, die weiße Taube aber und der Schwan ſind gute Geiſter, Genien und Seelen, die den Menſchen beſchützen und in die er verwandelt wird. Dies alles hat ſein Vorbild in den Vogelverwandlungen Othins und Loki's und in dem Vogelweſen der Walkyren. Dieſe letzteren ſind aber als weibliche Naturen, Wolken- und Waſſerweiber, ſo kommen ſie auch im Friderich von Schwaben und in den Nibelungen vor, zuſammenhängend damit heißen die Flüſſe

---

ſpricht, von poſſierlichen Geſtalten (S. 32), oder davon, daß Eliſa den Mantel des Elias erbeutet (34), Jonas aus der unbequemen Herberge des Wallfiſches ausgeſpieen wird, vgl. 38. u. a. m.

ſelbſt Vögel, worauf mich Creuzer aufmerkſam machte, welche richtige Bemerkung ſich durch die teutſche Religion unumſtößlich begründen läßt. Alben, Elben, oder Alfen heißen die teutſchen Flüſſe, das ſind aber Schwäne, Elſter und Tauber erklären ſich von ſelbſt u. ſ. w. Zu wie vielen Forſchungen geben alſo nur die Vögel Anlaß *).

Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Teufel am Grabe Moſes (33) hat ſowohl in bibliſchen Ueberlieferungen (Epist. Judae apost. v. 9.), als auch in teutſchem Glauben ſeinen guten Grund. Beweiſe liefert der Holzdruck der Ars moriendi. Chriſti Stammbaum (35), der auf ähnliche Weiſe in vielen Holzſchnitten und an den Chorſtühlen zu Maulbronn vorkommt, kann eben nur im Zuſammenhang mit obigen Baumſagen erklärt werden. Der Teufel hat bey unſern Alten immer eine unnatürliche Geſtalt, das hat auch ſeinen guten Grund (vgl. Creuzer Symbol. 2te Aufl. Bd. I. S. 140. Note 228.). Daß die Seele des armen Lazarus in Windeln gewickelt wird, und ſie dem reichen Praſſer aus dem Munde fährt „in Geſtalt eines kleinen Männchens“, wie E. ſagt, das beruht in der altteutſchen Lehre von der Seelenwanderung, weil durch den Tod die Seelen der Geſtorbenen Kinder einer andern Welt werden, daher ſie in Windeln eingewickelt ſind. Die Verfinſterung der Sonne und des Mondes beym Tode Jeſu (40) kommt ſchon in der Achner Concilienhandſ. vom J. 816. auf ähnliche Weiſe vor, das iſt alſo kirchliche Künſtlerüberlieferung. Die ſehr merkwürdige Legende, daß das Kreutz Chriſti vom Baume des Lebens im Paradieſe geweſen ſey (41), iſt mit den Bäumen eben wieder in nächſter Verbindung. Der Kampf der Tugenden und Laſter (43) iſt eine gemeine Allegorie (vgl. dieſe Jahrb. 1819. S. 1078. und 79.). Bey dem jüngſten Tage, der Bekämpfung Lucifers u. ſ. w. iſt die Offenbarung nur Anleitung, wie E. richtig bemerkt (49), die Darſtellung iſt teutſch, namentlich der Regenbogen (Weltring) als Thron des Erlöſers, der Hafen der Hölle, der auch im Wälſchen Gaſt als Bad der Hölle vorkommt u. ſ. w.

---

*) Alle weiteren Nachweiſungen muß ich hier auslaſſen, ſie wären zu weitläufig.

Die Art, wie ſich E. über die Wiſſenſchaft in Herrads Werk äußert (62. 63.), iſt etwas unpaſſend. Man muß die Dinge aus ſich ſelbſt erklären, aber nicht beſpötteln. Geiſtererſcheinungen, Auferſtehung, Verzauberung, und was damit zuſammenhängt, iſt aus der alten Lehre von der Seelenwanderung gekommen, und darum oft ungeſchickt ausgebildet worden, weil die alte Idee verloren ging. Die vielen Verbote gegen Zauberey ꝛc., die Herrat zuſammengeſtellt, hätte E. im Auszug geben ſollen, ebenſo auch die Bilder über die Abgötterey (32), denn das ſind mitunter ſehr wichtige Gegenſtände, die manches in unſerer alten Religion, namentlich den Indiculus superstitionum et paganiarum erläutern können. Was nämlich im teutſchen Chriſtenthum als Zauberey und Täufelskünſte verfolgt ward, das waren Ueberbleibſel des Heidenthums, die nicht nur von geiſtlichen, ſondern auch weltlichen Verboten gedrückt wurden. Hieraus ſind auch Herrads Aeußerungen gegen die ſceniſchen Aufführungen am Dreykönigstag zu erklären (104). Darüber wäre viel zu ſagen, aber das geht hier nicht an. Auf Herrads Dichtungen kommt E. zweymal zu ſprechen (36. 67.), einmal findet er ſie abentheuerlich und ſeltſam, das anderemal voll Anmuth und lieblicher Zartheit. Von der Muſik ſind die Nachrichten beſſer, aber vom Sylbenmaas und Versbau der Lieder dürftig. Der Stabreim, der darin wie beym Otfrit unwillkührlich hervortritt, iſt gar nicht bemerkt, und doch iſt er beachtungswerth in ſo mancher Hinſicht. Nur ein Beyſpiel (122).

| Te | decent | deliciae,
| debentur | divitiae,
tibi | coeli | curia
servat | bona | plurima.

Weit richtiger werden in dieſem Geſätz jedesmal zwey kurze in einen langen Vers geſchrieben, ſo gibt ſich das urſprüngliche Maas als ein zweyzeiliges langes epiſches Geſätz wie beym Otfrit zu erkennen. So ſind auch die Diſticha Herrads eingerichtet; ſie reimen in der Mitte und am Ende. Z. B. (153):

Sive quod eveniet, perfectus ad omnia fiet,
omne malum nolet, sed bona cuncta volet.

Alſo verſchieden von den teutſchen Mittelreimen, bey denen jeder Halbvers in die folgende Zeile reimt. Noch deutlicher iſt das altteutſche Versmaas in den Hexametern, die blos am Ende reimen (160). Bey den übrigen, beſonders ſechszeiligen Geſätzern ſind die beyden Stollen und der Abgeſang deutlich zu unterſcheiden. Das ſiebenzeilige hat Aehnlichkeit mit dem des Titurel. Der Reim iſt meiſtens richtig, aber der Vocalreim auch noch zugelaſſen, wie bey dem gleichzeitigen Pfaffen Chunrat.

F. J. Mone.

Perikles van Athene. Door Mr. C. J. van Assen in 's Gravenhage by de Weduwe J. Allart en Comp. MDCCCXIX. 95 S. in gr. 8. mit dem Bildniſſe des Perikles als Vignette.

Der Verf., welcher ſich ſchon vor 11 Jahren als Studierender bey ſeinem Abgange von Franeker nach Leyden durch eine gelehrte Diſſertation über eine Rede des Cicero *) rühmlich ausgezeichnet hat, theilt hier zwey in der Verſammlung der Leydner Geſellſchaft van Nederduitsche Letterkunde im Januar 1816. und im Februar 1818 vorgetragene Abhandlungen über Perikles als Menſch und als Staatsmann mit. Er entfaltet darin eine ſehr genaue Kenntniß des Geiſtes der griechiſchen Geſchichte, und ob wir gleich keine neuen Reſultate und Aufſchlüſſe in der Schrift gefunden haben, ſo fällt doch durch die Zuſammenſtellung der Thatſachen und der Beweggründe der Handlungen auf den Charakter des Perikles ein helleres Licht. Dabey iſt der Vortrag edel und ſchön und die zweyte Abhandlung beſonders, die den Perikles ſelbſt ſprechen und ſeinen politiſchen Lebenslauf gegen die Beſchuldigung des Misbrauches des Staatsſchatzes gegen den Ankläger Lakritides

*) Disputatio — de M. T. Ciceronis Oratione pro Aulo Cluentio Avito, quam — praeside H. W. Tydeman — ad publicam disceptationem proponit Cornelius Jacobus van Assen, Harlinga-Frisius, auctor. 1809. 183 S. 8.

vertheidigen läßt, kann für ein Muſter holländiſcher Wohlredenheit gelten und iſt ganz in antikem Geiſt und Tone geſchrieben. Da die Schrift ſelbſt wohl unter uns wenig bekannt und aus bekannten Gründen wenig geleſen werden möchte, ſo theilen wir hier einen Auszug des Gedankenganges mit.

1. Abhandl. Die Betrachtung der Geſchichte eines Volkes iſt in deſſen blühendſter Periode am erfreulichſten, wie die Betrachtung eines Menſchen in der Blüthe des Jugendreizes und der Kraft. Daher das Intereſſe an der Geſchichte der Griechen, dieſes Jugendvolkes, beſonders der atheniſchen Geſchichte in dem Zeitalter des Perikles, da ſich Athen, dem Griechenland ſeine Rettung von den Perſern verdankte, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche erhob, in den fünfzig ſchönen Jahren zwiſchen dem Perſiſchen Frieden und dem Peloponneſiſchen Kriege. Perikles zeigte ſich in dieſem Zeitraume ſo vielſeitig groß, daß es zweifelhaft ſeyn kann, ob ſeine Zeit ihn oder er ſeine Zeit hervorgebracht. Die Betrachtung wendet ſich nun auf ſeine Erziehung und ſeine Erzieher, und ſchildert ſehr ſchön den Einfluß der dem P. gewordenen muſikaliſchen Bildung durch Damon, der philoſophiſchen durch Zeno von Elea. Erläuterung, was die Griechen unter Phyſik, Logik und Ethik verſtanden. Nachweiſung, wie P., durch Anaxagoras gebildet, ein vorzüglicher Redner werden mußte. Seine Freundſchaft mit Phidias. Großartigkeit der damaligen Kunſt, wie der damaligen Beredtſamkeit. Das Odeum und ſein Zweck. Als Grundzüge ſeines ſittlichen Charakters werden geſchildert ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Mannhaftigkeit und Seelenſtärke, ſeine Mäßigung. Der Charakter der Aſpaſia wird ſchön vertheidigt, und ſie wird als des Perikles rechtmäßige Gemahlin dargeſtellt, deren mit ihm erzeugte Kinder nur darum als unächte Kinder betrachtet wurden, weil die Mutter nicht auch, wie der Vater, aus Athen war. Rührend iſt die Schilderung ſeines Todes durch die Peſt.

2. Abhandl. Wie geſagt, in Form einer Vertheidigungsrede, die Perikles vor dem Heliaſten-Gerichte gegen die Beſchuldigung des Misbrauches der Staatsgelder hält. Nur kurz, aber kräftig rechtfertigt er ſeinen moraliſchen Charakter, um gleich auf ſeinen politiſchen zu kommen. Demokratie erkennt

er als Seele des atheniſchen Staates, der ſich nur immer gegen die von Sparta unterſtützten Oligarchen, Piſiſtratus, Hipparchus, Hippias, Iſagoras zu wehren hatte. Als Perikles ſeiner Tapferkeit wegen von ſeinem Demos unter die zehen Feldherren gewählt wurde, gab er ſich die Frage auf: Was muß Athen thun, um zu werden, was es werden will, werden kann und werden ſoll? Die Löſung dieſer Aufgabe machte er zu ſeinem Lebensgeſchäfte. Als Mittel zeigen ſich: Handhabung der Soloniſchen Verfaſſung, Schiffahrt, Handel, Kolonieen, Künſte und Wiſſenſchaften. Dieſe Güter ſeinem Vaterlande erhalten und erringen zu helfen, ſchwur er ſich ſelbſt und es gelang ihm. In Athen iſt die Einheit des Staatswillens hergeſtellt. Einige Misgriffe aus Irrthum geſteht er ein. Erſchlichen habe er die Volksgunſt nicht, aber bey guter Abſicht durch rechte Mittel ſich Volksgunſt zu erwerben, ſey löblich. Daß er den Geſchäfts- und Wirkungskreis des Areopagus beſchränkt und einen Theil ſeiner Befugniſſe auf die Heliaſten übertragen habe, ſey zum Wohl des Vaterlandes geſchehen, nicht um jenen Gerichtshof herabzuſetzen. Aus demſelben Beweggrunde habe er auch eine Zeitlang gegen Cimon gearbeitet; es war Haß gegen Oligarchie und gegen Sparta, ſo wie ſeine Verwendung für deſſen Zurückberufung. Der Aufwand auf die Flotte war eine Wohlthat für den Staat; dadurch wurden die Kolonieen möglich, beſonders die auf dem Thrakiſchen Cherſones, dadurch Bundesgenoſſen und Geld gewonnen. Daß das Volk an der Verfaſſung und den Angelegenheiten des Staats Intereſſe behalte, habe er den bey der Verſammlung Erſcheinenden jedesmal einen Obolus gegeben; daß er jährlich zum Feldherrn gewählt worden, dazu ſey jenes nicht Beſtechung geweſen und habe es nicht ſeyn können. Daß er den armen Bürgern durch Bauten Brod verſchaffte, dürfe man nicht Verſchwendung nennen, ſo wenig, als daß er die Kriegsmacht verſtärkt und ſie auch in fernen Ländern zu Ehren gebracht. Sein Epitaphios (bey Thucydides) ſpreche ſeine Geſinnung hinlänglich aus. An dem Doriſchen Kriege ſey er nicht Urſache, aber daran, daß Athen ſich darin tüchtig halten konnte. Noch ſeyen ſeine Bundesgenoſſen zahlreich, noch die Schatzkammer gefüllt. — Man ſieht deutlich, wie der Verf.

itized by Google

alle Momente, die ein günſtiges Licht auf ſeinen Helden werfen konnten, ſorgfältig hervorhob. Wie und mit welcher Rednerkunſt er es that, kann nur der bemerken, der die Schrift ſelbſt leſen kann.

M. H. G.

Pharmacopoea Fennica. Cum gratia et privilegio Sacrae Imperialis Majestatis. Aboae, sumtibus Fredrici Ant. Meyer. Typis Frenckeliorum. 1819. 116 S. 8.

Dieſe kleine, ohne alle Vorrede oder Einleitung verſehene Pharmakopoe Finnlands iſt großentheils nach dem Muſter der neueſten ſchwediſchen bearbeitet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Zahl der einfachen ſowohl als zuſammengeſetzten Mittel bedeutend geringer ſich findet.

Die Materia pharmaceutica enthält faſt gar nichts Eigenes oder Beſonderes, daher hier nur wenige Bemerkungen nöthig ſind. Als officinelle Aconiten ſind angeführt Aconitum neomontanum Willd., A. Napellus L., A. Cammarum L. und A. tauricum L.; von der Aloe ſind zwey Sorten bemerkt: Aloë capensis und Soccotrina von Aloë arborescens, mitraeformis und Soccotrina Decand. Von in Deutſchland großentheils obſoleten Mitteln findet man hier noch aufgeführt Origanum creticum und Vaccinium Oxycoceos.

Die Abtheilung der zuſammengeſetzten Mittel iſt überſchrieben: Praeparata pharmaceutica; auch in dieſer Pharmakopoe werden die chemiſchen Präparate zum Theil mit ganz neuen Nahmen bezeichnet, und trägt ſomit auch ihr Scherflein bey, um die beyſpielloſe Verwirrung der heutigen chemiſchen Nomenclatur noch zu vergrößern; ſo heißt es hier:

Acetum Saturninum — Acetas Superplumbicus aquosus.
Sal Cornu Cervi — Carbonas Superammoniacieus pyro-oleosus.
Mercurius dulcis — Murias Hydrargyrosus mitis.
Nitrum purum — Nitras Potassae depuratus.
Spiritus Mindereri — Acetas Ammoniae aquosus u. ſ. w.

Einige Eigenheiten dieſer Pharmakopoe ſind nachſtehende Präparate: Aqua Sulphatis Magnesiae cum acido carbonico (Bitterwaſſer), Citras Potassae aquosus, Oxidum plumbosum, Pasta Amygdalarum, Syrupus Ribis nigri, Emplastrum Digitalis und einiges andere. — Der Eſſigäther ſoll aus Bleizucker bereitet werden. Die Seife für das Linimentum Saponis camphoratum wird nicht, wie gewöhnlich, mit bloßem Weingeiſt, ſondern mit Spiritus Millefolii compositus gelöst; Rosmarinöhl iſt nicht in der Compoſition, wahrſcheinlich weil der eben genannte Spiritus ſchon Rosmarin enthält; außerdem findet ſich noch eine Vorſchrift zu einem Spiritus Millefolii acetatus. Die Kalkſchwefelleber (Sulphuretum Calcis) wird mit Kreide bereitet u. ſ. w. Mehrere Extrakte ſollen aus den friſchen Pflanzen ſo bereitet werden, daß man den Saft auspreßt, zur gehörigen Conſiſtenz eindickt, und dann den vierten Theil der getrockneten und gepulverten Pflanze zumiſcht; ſo z. B. Extractum Aconiti, E. Conii, E. Hyoscyami und mehrere andere.

Einige Vorſchriften, die Aufbewahrung der Medikamente betreffend, und ein vollſtändiges Regiſter ſind der Schrift angehängt, in welcher manche Druckfehler ſtehen geblieben ſind.

No. 65. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Die ungeänderte Augsburgiſche Confeſſion. Kiel, im Verlage der Königl. Schulbuchhandlung. 1819. (Mit Vorbericht und Nachwort 52 S. kl. 8.)

Dieſer Abdruck der Augsb. Conf. iſt eigentlich beſtimmt, dem Schleswig-Holſteiniſchen Geſangbuche als Anhang angebunden werden zu können. Doch macht die dabey angewendete Kritik (worüber das Nachwort Bericht giebt), eine Notiz von demſelben auch für einen weitern Kreis intereſſant. Die Abſicht der Herausgeber war „den Text dieſer wichtigen Urkunde nicht nur eben ſo richtig, ſondern richtiger zu geben, als ihn das erſte Concordienbuch geliefert hat"; es will alſo die erſte Ausgabe ſeyn, die von den Hülfsmitteln zur Berichtigung des Textes, die wir in neueren Zeiten erhalten haben, wirklich Gebrauch macht. (Nur iſt nicht angezeigt, wie und welchen Gebrauch!) Das Concordienbuch lieferte bekanntlich einen angeblich vom Originale ſelbſt abgeſchriebenen Text, und verdrängte dadurch nicht nur die ſpäteren, ſondern auch die erſte Melanchthoniſche Ausgabe, die bis dahin als authentiſch gegolten hatte, und ſogar auf dem Convente zu Naumburg neu unterſchrieben war. Der Reſpect gegen die Fürſten, von denen das Concordienbuch ausging, war (nach dem bekannten Paſtor Götze) ein Grund, der jeden Zweifel an der Aechtheit dieſes im Concordienbuch gelieferten Textes niederſchlagen ſollte. Aber G. G. Weber in ſeiner kritiſchen Geſchichte der Augsb. Conf. that unwiderleglich dar, daß derſelbe nur in einer nachläſſigen Collation von einer Copie, die gewiß nicht vom Original genommen ſey, beſtehe. (So wurden proteſtantiſche Angelegenheiten in manchen kathol. Canzleyen nur unter der Rubrik: Gebrechen-Protocoll, behandelt.) Da nun das Original ſelbſt längſt verloren ſey, ſo müſſe man dem älteſten

Melanchthoniſchen Drucke, der nach Melanchthons Verſicherung ex exemplari bonae fidei probe et diligenter descriptus iſt, ſein altes Anſehen wieder einräumen und ihn als die ungeänderte Confeſſion betrachten. Nach dieſem Melanchthoniſchen Drucke gab daher auch Prof. Tweſten 1816 die Augsb. Conf. heraus. Ungeachtet jener Verſicherung Melanchthons kann man aber doch zweifeln, ob er ſich nicht bereits Verbeſſerungen erlaubt haben möge, die man damals mit ſolchen Verſicherungen nicht unverträglich hielt, wie die beträchtlich veränderte Octavausgabe der Lateiniſchen Conf. vom Jahre 1531 zeigt, in deren Vorrede ſich dieſelben Worte finden. Da nun außerdem die bis jetzt in Archiven vorgefundenen und verglichenen Handſchriften ſich doch im Ganzen mehr dem Texte des Concordienbuchs nähern als der älteſten Melanchthoniſchen Ausgabe: da jener ferner gerade durch das Concordienbuch eine gewiſſe äußere Auctorität erhalten hat, ſo werden viele gewiß jenem vor dieſem den Vorzug geben, ſey es auch auf die Gefahr, daß man, um ſpäteren Veränderungen zu entgehen, ſtatt derſelben bey einem Texte ſtehen bliebe, der die Conf. in einer etwas frühern, vor der Uebergabe noch nicht ganz vollendeten Geſtalt darſtellt. Unläugbar iſt es aber doch, daß man den Text des Concordienbuchs nach den verglichenen Handſchriften und nach der erſten Ausgabe Melanchthons ſelbſt, wo nicht berichtigen könne, doch nach allen Abweichungen darſtellen ſollte und müßte. In dieſer Ausgabe erſcheint ein ſo gebildeter Text, aber — ohne Gewährſchaften. Der dabey befolgte Kanon war: der Melanchthoniſchen Ausgabe zu folgen, ſo weit ſie durch Handſchriften beſtätigt wird, wo dies aber nicht geſchieht, die durch die meiſten und beſten Handſchriften beſtätigte Lesart aufzunehmen. Sonderbar iſt es übrigens, daß man bey ſo häufigen Ausgaben der Augsb. Conf. noch nicht zu einem kritiſch zuverläſſigen Texte gelangt iſt, woran, wenn auch keinem andern, doch wenigſtens den Herausgebern etwas liegen ſollte. Aber auch der ganzen Kirche, für welche dieſe Schrift ſo große Bedeutſamkeit gehabt, und auch jetzt gewiß noch nicht verloren hat, ſollte wohl etwas daran liegen, ſie in möglichſt vollkommener Geſtalt zu leſen. Deshalb mag der Wunſch der Herausgeber noch einmal wiederholt werden. Möchten bis zum Jahre

1830, der Säcularfeyer der Ueberreichung, noch mehrere Gelehrte, denen Archive zu Gebote ſtehen, durch Herausgabe archivaliſcher Texte (wie Panzer) oder durch genaue Collation derſelben (wie Weber) eine vollendete Ausgabe und Geſchichte der Confeſſion vorbereiten!

Für jetzt, da ein Abdruck für die Gemeinden nicht wohl zugleich die abweichenden Leſearten und die Gründe der Auswahl anzeigen konnte, muß bey dieſer Volksausgabe auf die Kritik des Hrn. Herausg. allein vertraut werden. Große Aenderungen ſind ohnehin nicht zu erwarten. Das Nachwort führt als Hauptbeyſpiel an, daß der Abdruck im Concordienbuche, unbegreiflicher Weiſe, im Artikel 23 vom Eheſtand der Prieſter, am Schluß des vierten Abſatzes vom Ende des Artikels an gerechnet, nach den Worten: „zu ſtrafen unterſtanden hat", ausgelaſſen habe die Worte: „ſo doch Gott in der heiligen Schrift den Eheſtand in allen Ehren zu haben geboten hat"; Worte, denen im latein. Text, dem ohnehin weit beſſeren, die Parallele nicht fehlt. Rec. wünſcht, daß eine mit allen Hülfsmitteln bearbeitete, aber ſich durchaus ſelbſt rechtfertigende Ausgabe veranlaßt werden möchte, welche am beſten bey dem teutſchen Texte der Confeſſion die erſte der Melanchthoniſchen Ausgaben von 1531. unabänderlich zum Grund legen würde, weil man bey dieſer nicht in Gefahr iſt, einem Text ſolcher Abſchriften oder Concepte, welche vor der Uebergabe vertheilt oder verſchickt waren, und noch nicht vollkommen den zur Uebergabe geordneten und berichtigten Text enthielten, zu folgen. Wäre nicht ſo ſehr zweifelhaft, ob der Text im Concordienbuche in der That aus dem zu Maynz archivaliſch bewahrten Original genommen ſey, und ob man überhaupt im Maynzer Reichsarchiv ein Original, und nicht blos eine an ſich nicht anthentiſirte Copie hatte, ſo müßte allerdings der Text des Concordienbuches zum Grund gelegt werden. Da man aber einſt dieſe Confeſſion ſo unachtſam behandelt und nicht einmal bey den proteſtant. Höfen für ganz authentiſche archivaliſche Abſchriften nach dem übergebenen Original geſorgt hat, ſo iſt die erſte Melanchthoniſche immer das glaubwürdigſte, wenigſtens in ſo weit, um alle übrigen abweichenden Leſearten zu ihr, als demjenigen Texte, welcher dem verlornen

Original, der Zeit nach, der nächſte iſt, zu ſammeln, ſie un-terzuſetzen und die Gründe zur Auswahl des wahrſcheinlich urſprünglichen anzugeben.

Der Zuſatz: ungeänderte A. C. auf dem Titel iſt zum wenigſten ſehr unnöthig. Denn bekanntlich betraf die anſtößige Aenderung im X. Artikel, wo erſt 1540. ſtatt adsint et distribuantur, Melanchthon: exhibeantur drucken ließ, und die Clauſel: et improbant secus docentes weggelaſſen hatte, nur den lateiniſchen Text. Er, Mel., that dies, ſagt Walch in der hiſtor. Einleitung in die Augsb. Confeſſion S. 22 (bey ſeiner Ausgabe des chr. Concordienbuchs. Jena 1750.) nur in dem „lateiniſchen Exemplar „und nicht in dem deutſchen, ohnerachtet dieſes eben„falls 1540. in Quart und Octav gedruckt worden.“ Wozu alſo in einer Volksausgabe der A. C. dieſe Bedenken erweckende Verſicherung, daß hier die ungeänderte A. C. gegeben werde, da es doch überhaupt dem teutſchen Texte nach keine (anſtößig) geänderte A. C. giebt. Jener, nach der Natur der Sache, gar nicht ſtatthafte Zuſatz kann bey den vielen Nichtkennern nur die beunruhigende Meinung erregen, es gebe auch einen geänderten teutſchen Text, vor welchem man ſich in Holſtein wohl zu hüten habe, und vor welchem dieſer neue Abdruck die etwa gefährdeten Gläubigen verwahren wolle. Wozu immer ſolches Hindeuten auf Gefährden, wo keine ſind, wenn nur nicht erſt die Erregung der Furcht in den Unkennern erſt Argwohn, dann mistrauensvolle Maasregeln und durch ſolche endlich mögliche Gefahren herbeynöthigt?

Wenn Hr. Prof. Tweſten den Text, welchen er für den wahrſcheinlichſten erachtet, doch aber nicht zuvor vor den Kennern und Beurtheilern kritiſch gerechtfertigt hat, den Nichtkennern in einer Volksausgabe hingiebt, ſo kann dieſe Privatarbeit, zumal da ſie ihre Quellen nicht angiebt, und vielmehr die nöthigen Quellen bey weitem noch nicht alle benutzt zu haben, ſelbſt anzeigt, noch gar nicht in einem ausgezeichneten Sinn eine ungeänderte (als ächt erweisliche) A. C. genannt werden. Hr. Tw. änderte ja ſelbſt, was er gewiſſenhaft für das ächte hielt. Aber er änderte doch, und nach Privateinſichten.

Rec. mußte dies um ſo mehr klar machen, da die Vorrede deutlich zeigt, daß dieſe Bearbeitung der A. C. nicht blos einen kritiſchen Zweck haben will. Der Vorbericht erklärt, daß die (nicht unterzeichneten) Herausgeber dieſen Text dem Volke deswegen geben, weil bekanntlich „die „lutheriſche Kirche, nicht wie die katholiſche, durch die „Geiſtlichkeit ſo repräſentirt werde, daß die Geiſtlichen den „Layen ſagen könnten, das und das ſollt ihr glauben und das „nicht.“ Ohne zu bedenken, daß vielmehr in der katholiſchen Kirche die Geiſtlichen weder einzeln, noch in einer Generalrepräſentation die Lehren ändern können, und daß eben in dieſer Unveränderlichkeit (folglich Unverbeſſerlichkeit) des einmal angenommenen die unerwünſchteſte Beſchränkung der katholiſchen Kirche liegt, behauptet dann der Vorbericht umgekehrt: die lutheriſche Kirche habe ſich ſo geſtellt, daß ſie, die da beſtehe aus der Geſammtheit und Gemeinſchaft aller Glaubigen (2 Kor. 1, 24.) den Geiſtlichen erkläre, das und das glauben wir, das wollet ihr uns und unſern Kindern vorhalten! ꝛc. Deswegen, deutet der Vorbericht weiter an, ſolle ſich jedes einzelne Mitglied der Kirche ſelbſt ein Exemplar der Confeſſion zu verſchaffen ſuchen, das „es bey dieſem in der Bibel begündeten in vielen und klaren „Zeugniſſen der Reformationsgeſchichte anerkannten Verhältniß „zwiſchen Gemeinde und Prediger brauche, und damit daſſelbe „beyden als Norm diene zur Prüfung jedes anderweitigen „Neuen, das an ſie kommt, ob es auch glaubensgemäß „ſey, daß ſie es können annehmen oder verwerfen nach ihrem „Rechte.“

So möchte alſo dieſer Vorbericht ſeine „ungeänderte“ A. C. jedem Mitgliede der Kirche gerne deswegen in die Hand geben, damit ein jedes, mit dieſer Norm in der Hand, ſeinem Prediger zuhorche, ob er gerade das, was ſie nun ein für allemal glauben, ihnen und ihren Kindern vorhalte und nichts „anderweitiges Neues“. Was aber würde aus dieſem Abhören werden, wenn jedes Gemeindsglied, anſtatt daß es Erbauung, Mittel und Gründe der nicht metaphyſiſchen Religioſität, ſuchen und faſſen ſoll, dieſe Confeſſion in der Hand, aufhorchen ſollte, ob der Prediger das, was nach dieſer Norm

glaubensgemäß ſey, ihnen immerhin doctrinell und intellectuell vorhalte. Gerade auf dieſe Manier würde ſich das Predigen und Predigthören in bloße Verſtandesſache und Metaphyſik, wenn nicht gar in ein Auflauren und Controvertiren, verwandeln!

Unläugbar hatte die Augsb. Confeſſion zum erſten, eigenthümlichen Zweck, öffentlich zu bekennen, was manche Lehrer und Gemeinden damals im Unterſchied vom päbſtlichen Scholaſticismus glaubten, oder als Lehr-Irrthum und Misbrauch nicht mehr glaubten. Späterhin wurde ſie inſofern geſetzlich eine ſymboliſche Norm für die öffentlichen Lehrvorträge, damit nicht durch Streitſüchtigkeit und nach dem damals angeerbten und lange, leider! noch herrſchenden Vorurtheil, als ob von dem Glauben an einzelne ſubtile Lehrbeſtimmungen das Seeligwerden abhänge, die zelotiſchen Unruhen und Zerrüttungen in den Gemeinden fortdauern möchten. Dieſe Ausartungen eines unverſtändigen ſogen. Religionseifers waren als Meinungseiferſucht bereits, nur allzu ärgerlich, eben dadurch entſtanden, daß jeder Prediger ſeine Privatmeinungen oder die unter den Gelehrteren begonnene Streitfragen und Diſtinctionen, wie ein zum Seeligwerden unentbehrliches Stück des allgemeinnöthigen Glaubens, auf die Canzel brachte und jedes Gemeindeglied zum Richten über Dinge, zu deren Beurtheilung die Meiſten nicht Verſtand, nicht Zeit, nicht Vorkenntniſſe hatten, im polemiſchen Geiſte und ungefähr nach der berüchtigten Art des ſogenannten „Evangeliſchen Kirchſpielvogts“ aufforderte.

Auch jetzt noch hat jeder Religionslehrer, aus der Natur der Sache, die Pflicht, nichts als Lehre vorzutragen, was Gewiſſensunruhen und Zerrüttungen verurſachen könnte. Er hat noch weiter die Pflicht, weil er Lehrer iſt und folglich nicht blos behaupten, ſondern überzeugen und durch Ueberzeugung das chriſtliche Wiſſen, Wollen und Handeln befördern ſoll, durchaus nicht Gegenſtände vorzutragen, über welche die Zuhörer etwa, weil ſie die Grundſprachen oder die ſubtileren Schlußfolgen nicht verſtehen würden, wahrhaft zu überzeugen er zum Voraus die Unthunlichkeit einſieht. Er iſt Lehrer! Nicht Nachſprecher und Nachbeter ſoll er ziehen, ſondern überzeugte Chriſten. Wohl uns, daß das alte

Vorurtheil nicht mehr häufig unter den Proteſtanten fortdauert, als ob das Seeligwerden auch von ſolchen Glaubensauslegungen abhienge, von deren Wahrheit der geſchickte Lehrer nicht jeden aufmerkſamen zu überzeugen vermöchte. Wohl uns, daß eben daher die Pflicht eingeſehen wird, allerley einander entgegenſtehende Glaubensauslegungen, wenn ſie von der Art ſind, daß ſie ohne philologiſche oder philoſophiſche Geiſtesbildung nicht bis zur Ueberzeugung beurtheilt werden können, gar nicht in den öffentlichen Lehrvorträgen von ihrer ſtreitigen oder zweifelhaften Seite den Gemeinden vorzuhalten; weil es der Begriff des Lehrers in ſich ſchließt, daß er überzeuge, daß er alſo, als ein guter Vertheiler, οικονομος, der mancherley ſchwereren Glaubenseinſichten, jedem das mittheile, worüber er ihn zum Anerkennen aus Selbſtüberzeugung hinleiten und bewegen kann. Jeden zum Richter machen wollen über Fragen, für welche ihm die unentbehrlichen Richterkenntniſſe abgehen, wäre Unverſtand. Genug, daß eben das, wovon nicht jeder aufmerkſame und in der Schule vorgeübte Chriſt durch einen lehrfähigen Lehrer zum Ueberzeugungsglauben gebracht werden kann, gewiß auch nicht zum ſeeligmachenden Religionsglauben nothwendig iſt.

Eben deswegen aber iſt auch das Verhältniß zwiſchen Gemeinden und Lehrern in der proteſtantiſch-evangeliſchen Kirche reformirten und lutheriſchen Antheils keineswegs das in dem Vorbericht behauptete. Die Geſammtheit und Gemeinſchaft dieſer Glaubigen beſteht vielmehr aus den Lernenden und zugleich aus den Lehrern ſelbſt. Die Lernenden aber würden wider ſich ſelbſt ſeyn, wenn ſie ihren, nach hinreichender Prüfung erwählten, Lehrern zumuthen und vorſchreiben wollten, daß ſie ihnen etwas zu irgend einer Zeit als wahr anerkanntes als für alle Zeiten ein für allemal entſchieden immer nur aufs neue vorhalten und glaublich machen ſollten. Lernende vielmehr fordern von einem Lehrer, daß er — als Mann vom Fach, als artis peritus — wirklich Lehrer ſey, das heißt, daß er ſie überzeuge von dem, wovon ſie zu überzeugen ſeyn können, und was ſie als Ueberzeugung zum Zweck der Religion, zum Seeligwerden durch Religioſität, nöthig haben. Nur auf dieſe wird er das, was Jeſus in jener Anerkennung

des Nutzens der Gelehrſamkeit, Matth. 13, 52. will und lobt: „ein Schriftgelehrter, in das Reich Gottes einſtudirt, welcher aus dem Schatz ſeines Herzens hervorgebe Altes und Neues.“

Wie hätte die Glaubensverbeſſerung entſtehen können, wenn die erſten Zuhörer und Leſer Luthers davon angefangen hätten und darauf beharrt wären: „das und das glauben „*wir*, das und nichts anderes *wollet*, oder *vielmehr* „*ſollet*, *ihr uns und unſern Kindern vorhalten* „und ans Herz legen“ ꝛc.? Hätten nicht alle Zeitgenoſſen Luthers und ihr lieben Kinder bis auf die jetzigen Herausgeber der ungeänderten A. C. herab alsdann päbſtiſch-katholiſch bleiben müſſen, wenn dieſes das ächte, vernünftige, chriſtliche Verhältniß wäre zwiſchen Lehrern und Lernenden in der Kirche?

Freylich kann auch und wird keine gegen Uebermacht menſchlicher Auctorität wahrhaft proteſtantiſch denkende und ſich ſelbſt verſtehende Gemeinde wollen, daß jeder Lehrer ihr, in gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften, als Lehrwahrheit vorhalte, was ihm blos individuell gut und richtig dünkt. Aber um dieſes zu verhüten, wäre das entgegengeſetzte Extrem, daß die Lernenden den Lehrer auf einem normalmäßigen Inhalt ſeiner Vorträge beſchränkten, das verfehlteſte Mittel. Es wäre doch gewiß am wenigſten paſſend, wenn man, damit der einzelne Lehrer nicht nach ungeprüften Einfällen lehren könnte, jedes Gemeindeglied zum Lehrer des Lehrers machen und ſagen laſſen wollte: das und das glaube ich und die l. Nachbarn, das und nur das bitten, fordern wir, uns und unſern Kindern und Enkeln vorzuhalten. Hieße dies nicht, ſtatt der Individualität des Lehrers, die Individualität jedes Lernenden zum Lehrer ſetzen? faſt möchte man ſagen: den Bock zum Gärtner machen?

Den ächten Mittelweg zeigt uns allerdings wieder die Reformation und ihre Geſchichte. Wie wurde ſie? Männer, zu deren Redlichkeit, Gelehrſamkeit und Forſchungsgeiſt man ein prüfendes Vertrauen hatte, waren als Lehrer aufgeſtellt, Luther, Melanchthon ꝛc. aber auch andere, welche, Gott ſey Dank, Redlichkeit und Kenntniſſe genug hatten, dieſe Vormänner zu verſtehen und ihnen nicht etwa aus Eiferſucht und Eigendünkel zuzurufen: das und das glauben wir; ihr ſollt

uns und den lieben Unſrigen nichts anderes vorhalten. Auch die Fürſten, auch die Nichttheologen ließen die Männer vom Fach gewähren und es gewiſſenhaft-frey verſuchen: ob ſie ihnen das oder das bis zur Ueberzeugung anders vorzuhalten vermöchten. Was zuerſt individuell geweſen war, wurde bald für mehrere einleuchtend. Man ließ die Lehrer Lehrer ſeyn, als Lehrer forſchen und fortreden; Vornehme und Geringe vergaßen nicht, lernend zu ſeyn, aber als Lernende, welche überzeugt zu werden verlangen, alſo auch das Mittel zum Ueberzeugen, das Reden, das Kräftigreden der geprüften, für redlich geachteten Lehrer, gerne zugeben, achten, benutzen müßten. So wurde nicht blos einiges im Inhalt, es wurde die ganze Richtung, Grundanſicht und Methode eine andere. Je nachdem Mehrere überzeugt, und der Ueberzeugungsgründe ſich deutlicher bewußt wuden, hörte das neu vorgehaltene auf, nur individuell zu ſeyn. Es wurde auf dem Wege, wie Wahrheit für Menſchen werden kann, ihnen Wahrheit. Vieler Verſtand, auf die nämlichen Gründe mit aller Kraft gerichtet, fand jene Ueberzeugungen der Lehrer auch mit ſeinen Ueberzeugungskräften übereinſtimmend, und konnte ſich, durch Anleitung der Lehrenden, jetzt ſelbſt deutlich ſagen, wie und warum ſie es auch mit ihrer Kraft für Wahrheit übereinſtimmend fanden. Oder giebt es denn für Menſchen eine andere Weiſe, Wahrheit einzuſehen, als die gewiſſenhaft-freye Uebereinſtimmung des Verſtandes in Mehreren, welche der Gründe deutlich bewußt werden?

Auf eben dieſe Weiſe rückte jede mehr berichtigte Einſicht der Reformation fort. Die Fürſten und das Volk ſagten] nicht vor Entwerfung der A. A.: „das und das glauben wir. Ihr wollet und ſollet alſo das dem Kayſer als unſer Bekenntniß vorhalten.“ Vielmehr ließen die Lernenden (*οι αναπληρουντες τον τοπον του ιδιωτου* 1 Kor. 14, 16.) die Sachkundigen, als Lehrer, das, was ſchon ſubjective Ueberzeugung oder Wahrheit mehrerer geworden war, kurz und gut verfaſſen. Von ihren Theologen nahmen es nun die Fürſten und Obrigkeiten; aber freylich nicht, um es ſich, wie von einem Tridentiniſchen, unter ſich ſelbſt ſehr diſſentirenden, am Ende aber Wahrheit durch Stimmenmehrheit entſcheidenden,

hohen Concilienklerus sub nomine Spiritus Sancti, blos vorſchreiben zu laſſen. Sie nahmen von den Sachkundigen, um es ſelbſt zu verſtehen, mit Gründen belegen, weiter rechtfertigen, berichtigen zu laſſen, und es ſodann — nicht als Nachſprecher, aber auch nicht als Geſetzmacher (wo in Sachen der innern Grund-Einſicht und Ueberzeugung nichts per majora gewiß zu machen, nichts zum peremtoriſchen Geſetz zu decretiren iſt) — mit eigener, doch immerfort perfectibler, Ueberzeugung zu unterſuchen und mit Mund und Herz zu vertheidigen.

Dies iſt nach der Reformationsgeſchichte („wer ſie lieſt, der merke darauf" ſchreiben die Herausgeber —) der ächte erprobte Mitteweg zwiſchen den beyden Extremen — dem katholiſchen: die Lehrer allein, und ſogar für alle Zukunft, und ſelbſt für alle (wahrſcheinlich doch mit der Zeit auch an Denkfertigkeit und Sachkenntniß vollkommener werdende) Lehrer unabänderlich, alſo unverbeſſerlich entſcheiden zu laſſen; — und dem vorgeblich lutheriſchen des recenſirten Vorberichts: die Gemeindeglieder allein, was die Lehrer ihnen als Lehre vorhalten ſollten, nach einer vor 300 Jahren trefflich verfaßten Bekenntnißſchrift, wie nach einer Norm, beſtimmen zu laſſen. Die aus der Reformationsgeſchichte klare evangeliſch-proteſtantiſche Mitte iſt, daß der Lehrer Lehrer ſey, Ueberzeugung bewürken könne und dürfe, der Lernende hingegen hörend und lernend, aber anders nichts als aus Ueberzeugung zur Ueberzeugung lernend seyn wolle. Dieſer Mitteweg führt, ſo viel Menſchen möglich wird, fortwährend zur Wahrheit, wenn nur beyde, Gemeinden und Lehrer, nicht einander entgegenwirken, nicht einander beſchränken, vielmehr pflichtmäßig zuſammenwirken, um, wie es die Fortſchritte der Hülfsmittel möglich machen, das Gute gut, das Beſſere beſſer zu finden, und, wie der Apoſtel den Epheſern 4, 13. ſagt, „zu einem vollkommenen Mann im Chriſtenthum" hinanzuwachſen.

Kurz und authentiſch! In dem Vorwort der Augsburg. Confeſſion ſelbſt ſagen die evangeliſch-proteſtantiſchen Fürſten und Stände:

„Hierum übergeben wir unſerer Pfarrherren, „Prediger und ihrer Lehre, auch unſers Glaubens „Bekenntniß, was und welcher Geſtalt ſie (!) in unſern „Landen, Fürſtenthümern, Herrſchaften, Städten und Ge„bieten predigen, lehren, halten und Unterricht thun.“ Walch S. 26.

So wurde die Kirche Reformation (Wiederbildung) und — nicht umgekehrt. Es waren der Lehrer Lehren und der Nichtlehrer Glaube, das iſt, Ueberzeugung. Und ſo kommen immerhin beyde Theile miteinander dem Wahren näher, ſo weit es in dieſer menſchlichen Allmählichkeit möglich iſt.

H. E. G. Paulus.

Gabriele. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Erſter Theil. Leipzig bey Brockhaus. 1820. 8.

Man hat wohl ſchon hin und wieder darüber geſtritten, ob Frauen als Schriftſtellerinnen auftreten dürften, unbeſchadet ihrer höhern, ſtillgeiſtigen Würde, und das Nein iſt als Antwort mit manchen ſehr ſcheinbaren Gründen unterſtützt worden. Die Frauen haben, meines Wiſſens, nie ausführlich ihr eigentliches Recht auf Schriftſtellerey vertheidigt; wenigſtens thaten es wohl die höchſten Meiſterinnen der Feder nicht. Vielmehr benahmen ſie ſich ganz folgerecht nach Frauenweiſe: ſie blüheten ungeſtört fort, und das war für ihre Gegner die beſchämendſte, für ihre Freunde die allererquicklichſte Antwort. — Die Blumen haben es ſeit Erſchaffung der Welt eben ſo gehalten; auch der Mondſchein und andere liebliche, von eigenſinnigen Krittlern hin und her angefochtene Gebilde.

Wie es indeß bey der Schätzung eines jeden Kunſtwerkes ſehr weſentlich darauf ankommt, ob grade dieſer Geiſt in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit erforderlich war, um grade dieſe Geſtalt in außerdem noch unerkannter Schönheit und Nothwendigkeit hervorzurufen, ſo wird es bey der Beurtheilung ſchriftſtelleriſcher Werke aus Frauenhand auch eine Hauptfrage ausmachen: „war eben für Dieſe Darſtellung ein Frauengeiſt

unumgänglich nothwendig? Oder hätte allenfalls ein männlicher Geiſt daſſelbe darzuſtellen vermocht?“ — Ohne alle Urſach nämlich ſollen ja edle Frauen nicht auf der Straße umhergehen. —

Wenn wir nun unſerer Gabriele, wie ſie hier vor uns emporſteigt, dieſe Frage vorlegen, iſt mir's, als hörte ich ſie antworten:

„Nur eine geiſtige Mutter konnte mich in die Welt ſenden, und mir als Ausſtattung die Kraft des Liebens und Leidens darin verleihen. Einem geiſtigen Vater wär' ich lieber daheim geblieben, und hätte ihm mit von aller Welt unvernomm'nen Lauten das heiße, ſchwergeprüfte Herz beſchwichtigt. Die Mutter aber gab mir Blumen, woran Ihr Euch Alle gar ernſt und ſinnig erquicken möget, auch ein paar luſtige Feuerlilien darunter, und ſo bin ich hier.“

Iſt es dem Rec. gelungen, Gabrielens Sprache zu verſtehen, und über die vorliegende Frage vernehmlich zu machen, ſo findet ſich die Hauptaufgabe für ihn gelöſt.

Es ſey ihm vergönnt, auf allen Fall noch ein paar Nebenbemerkungen folgen zu laſſen.

Erſtlich dürfte er als männlicher Mitſprecher ſeine Unpartheylichkeit einigermaßen geltend machen, indem er da aus vollem Herzen lobt und bewundert, wo ihm in Pauſch und Bogen mit ſeinem ganzen Geſchlecht ſehr ſcheinbar arg mitgeſpielt wird. Aber eben, weil er das ſcheinbar hinzufügt, macht er auch auf jenes Lob keinen Anſpruch. Wird uns ein Spiegel vorgehalten, in welchem neben unſerer entſtellten Bildung auch ein Silberblick von dem erſcheint, was wir ſeyn ſollten und ſeyn könnten, ſo haben wir nicht Urſache zu klagen, ſondern zu danken. —

Sodann — wie ja eine unpartheyliche Recenſion niemals einiges Tadels ermangeln darf — ſtehe hier die Bemerkung, daß die glänzend witzige, und doch ſo ſehnſuchtsvoll gemüthliche Eröffnung der Scene den Leſer beynah verwöhnt, und ihn der nachfolgenden Entwicklung der Verhältniſſe nicht mit gehöriger Spannung zuhören läßt. Aber es webt auch darin ein ſo tiefer und zarter Geiſt, daß man nach den erſten paar Seiten gern von dem früher dargebotenen Feuerwerk abſtrahirt,

und ſich dem ſtillen Strom der Erzählung mit liebevoller Aufmerkſamkeit hingiebt. — Einzelne kleine Nachläſſigkeiten des Styls würden anderswo vielleicht gar nicht auffallen; hier aber möchten wir die Gärtnerin bitten, ihre zarten, bedeutungsvollen Blumen auch von dem kleinſten Unkraute frey zu halten. —

Wir Deutſchen haben öfters den Ausländern vorzugsweiſe für die ſcharfe Weltbeobachtung in ihren Romanen Lob geſpendet, unſere eignen Dichtungen in dieſer Hinſicht zurückſtellend. Gabriele und einige andere Frauenromane ſichern unſerem vaterländiſchen Parnaß auch dieſes Reis, und recht nach deutſcher Frauenart iſt ſogar das Lächerliche hier mit einer Milde behandelt, die keinen Stachel in irgend einem Herzen zurücklaſſen könnte, und fände es ſich auch ſelbſt ein wenig getroffen.

Am Schluſſe des erſten Theiles ſcheint dem Leſer eine gar ſchwierige Frage aufgegeben. Frauen geben ja gerne Räthſel auf! — Der Rec. meint, auf Gabrielens Haupte müſſe der Vaterſegen, wenn auch aus keinesweges ſchuldfreyer Hand, dennoch liebliche Kränze ſchon dieſſeit herablocken. Sind es auch freylich nicht die, welchen die holde Erſcheinung zu Anfang ſehnend entgegenſchaute, ſo lenkt uns ja die ganze, anmuthig ernſte Dichtung — wie jede ächte Dichtung es ſoll — den Blick nach dem Lande über den Sternen hinauf. Wenn es aber in einem Nachtquartier unterweges nur fromm und friedlich ausſieht, behilft ſich der einem freudevollen Ziel entgegeneilende Waller im Uebrigen gern.

M. D. S. S.

Gedichte von Friedrich Kuhn. Leipzig bey Göſchen. 1820.

Wer ein Buch von mehr als 400 Seiten, enthaltend eine Sammlung von Liedern, Romanzen, Gelegenheitsgedichten, Sonnetten ꝛc. (und wäre, wie hier, das Buch auch das Werk eines geachteten Schriftſtellers) in die Hand nimmt, wird im Voraus zu der Frage verſucht werden: ſollte der Verfaſſer auch wohl bey der Auswahl ſeiner Gedichte die Strenge und

Sorgfalt angewandt haben, wodurch der unvergeßliche Schiller, wodurch Herder, Salis, Matthiſſon ꝛc. bey der Herausgabe ihrer Gedichte ſich auszeichneten? Wenn man dann unbefangen ans Werk geht und ſich bekannt macht mit den Gedichten des Herrn Kuhn, ſo wird jene im Voraus aufgeworfene Frage von jedem Unpartheyiſchen gewiß verneinend beantwortet werden müſſen. Manches, was darin enthalten: für Freunde, bey einzelnen Veranlaſſungen im Leben des Verfaſſers gedichtet oder niedergeſchrieben, und dem Zwecke hinreichend entſprechend, hätte aus einer Sammlung vertilgt werden ſollen, welche dem großen Publicum, nicht blos ſeinen Freunden dargeboten wird.

Oder ſchrieb und ſammlete der Verfaſſer nur für dieſe ſeine Freunde, wie es faſt aus der nicht durchaus poetiſchen Zueignung hervorzugehen ſcheint:

„Ihr wißt es, daß viel Lebenspflichten
Mit ernſten Worten um mich ſtehn,
Und, mancherley noch auszurichten,
An mich der Auftrag iſt geſchehn,
Und daß von meinen guten Tagen
Nur wenig dämmern auf zum Lied,
Wie auch die lauten Flügel ſchlagen,
Und mich das Herz nach oben zieht."

Aber die Sammlung iſt einmal gedruckt und alſo gewiß beſtimmt auch von andern, als von den Freunden des Verfaſſers geleſen zu werden. Erwarten dieſe nun keine hohe Gebilde einer ſchaffenden Phantaſie, keine geniale Schilderungen des Lebens und der Natur, keinen Reichthum von neuen Gedanken ꝛc.; ſind ſie zufrieden: wenn ihnen die Welt und das Leben, wenn ihnen, was dem Menſchen lieb und theuer iſt, was er hofft und wünſcht und erwartet; wenn ihnen liebliche Naturerſcheinungen und freundliche Ereigniſſe in angenehmen Bildern ꝛc., in leicht dahin fließenden Verſen, und in anmuthiger Sprache vorgeführt werden; ſind ſie geneigt Einiges nicht zu beachten, was ſie an ſchon von andern Dichtern ausgeſprochene Worte erinnert, und hie und da einige Härten des Reims zu überſehen, ſo werden viele in

dieſer Sammlung enthaltene Gedichte ihnen Genuß und Unterhaltung gewähren.

Das Ganze enthält; Lieder aus meinem Leben; Lieder für das Herz; Lieder der Erinnerung, des Scherzes und der Freude, und einen Sonnettenkranz.

Als Probe eines der gelungenen Gedichte ſtehe hier gleich aus dem erſten: Der Engel der Kunſt, der Anfang;

„Ach! verſöhnen, ſanft verſöhnen
Mit dem Leben kalt und ernſt,
Kann der Engel nur des Schönen,
Wenn du ihn verſtehen lernſt,
Und er zieht mit frohen Mienen
Lächelnd über jede Flur;
Aber ſeine Huld verdienen
Kann die reine Seele nur.“

„Unſchuld heißt die weiße Blüthe,
Wo er lächelnd ſtehen bleibt,
Und mit zarter Huld und Güte
Immer ſchönre Blumen treibt,
Wenn ſich dann die Rohen wenden
Zu der Blüthe leiſem Duft,
Steht er da mit weichen Händen,
Wehret ab die Erdenluft.“ ꝛc.

Es laſſen ſich noch manche andre Lieder ernſten und heitern Inhalts, z. B. die Nachbarskinder, im Mondenſchein des Morgens am Reformationsfeſte, der Baum, Grab und Urne ꝛc. rühmlich erwähnen. Die Sonnette und die Gelegenheitsgedichte würden am leichteſten entbehrt werden; den erſten fehlt es meiſtens am nöthigen Salz, und die Letztern ſind, wie die meiſten Gelegenheitsgedichte, zu local, als daß ſie allgemein intereſſiren könnten.

Was die Lieder des Verfaſſers über viele in dieſer Zeit erſchienene Gedichte erhebt, iſt: daß ſie frey von allem Schwulſt und Klingklang ſind; daß ein reiner Sinn aus ihnen hervorgeht, und edele Gedanken und zarte Gefühle in ihnen klar ausgeſprochen werden.

Rabbiniſche Legenden. Von Gottlieb von Leon. Wien, bey Armbruſter. 1821. 96 S. in 12.

Aufrichtig zu ſagen, begreift Rec. nicht, womit ein Mann von Kopf das Abfaſſen und Bekanntmachen ſolcher Erzählungen bey ſich ſelbſt rechtfertigen könne. Als Nachahmungen rabbiniſcher abergläubiger Einfälle und Träumereyen ſind ſie nicht werth, niedergeſchrieben zu werden. Wären ſie treue Uebertragungen deſſen, was ſie nachahmen, ſo wären ſie wenigſtens Belege in der Geſchichte menſchlicher Thorheit. So wie ſie jetzt ſind, können ſie weder hiſtoriſch, noch äſthetiſch gerechtfertigt werden. Sogar in Kupfer geſtochen iſt der Stab Moſis, eine Erzählung, als deren Erfinder ſich der Verf. ſelbſt nennt. Was iſt denn nun der Inhalt? Ein Zweig von einem Paradiesbaum ſey in der Wüſte zum groſsen Baum erwachſen, bis ein Engel nach 2000 Jahren dem Moſe davon ſeinen Stab geſchnitten habe. Dieſer Stab ſey vielen Propheten geblieben, längſt aber mit der Bundeslade von Gott an einen verborgenen Ort weggenommen. Wozu nun dieſes alles? Die gehaltloſe Dichtung endigt mit der Verſicherung: der entnommene Stab walte doch unſichtbar in den Händen der Hirten der Völker. Hätte denn doch der Dichter wenigſtens den paradieſiſchen Stab bis in dieſer Völkerhirten Hände fortgehen laſſen. Das nächſte iſt: die Kraft des Gebets. Jael, in den Tempel zum Gebet eilend, ſchalt die Magd, welche ſie nicht förderte. Da Jael ihre Lampe anzünden will, iſt ſtatt Oels Eſſig darin. Ein Engel ſagt ihr: Bete nur. Der dem Oel zu brennen gebot, kann auch den Eſſig brennen machen. Und ſiehe! die Ampel zündete ſich von ſelbſt an und brannte heller, als das koſtbarſte Opferlicht. Rec. ſieht nichts von Licht in dieſer Umdichtung des Eſſigs in Oel. Der Rabbine würde etwa dem Symbol die Wendung gegeben: Du haſt um des Guten willen geeifert. Gott wird dir den Eſſig (des Eifers) wie Oel brennen machen.

Paulus.

Heidelberg,
Engelmannſche Buchdruckerey.

No. 66. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Todesfeyer des weiland durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Friedrich Ludwig, ſuverainen Landgrafen von Heſſen (=Homburg). Vom Oberhofprediger J. G. Breidenſtein. Frankfurt bey Andrä. 1820. 81 S. in 8.

Der öffentlichen Theilnahme an dieſer rührend durchgeführten Todtenfeyer denkt Rec. am beſten einen wörtlichen, doch ſehr abgekürzten Auszug aus der Schilderung des hohen Verſtorbenen geben zu können, welche Hr. CR. Br. S. 64—79 mitgetheilt und durch mehrere Umſtände und Beziehungen local vervollſtändigt hat. „Der längſt auch verſtorbenen Mutter, Ulrike Luiſe, Tochter des Fürſten Friedrich Wilhelm zu Solms=Braunfels (vermählt d. 10. Oct. 1746), deren zarter Sinn von früheſter Kindheit an dem Himmel zugewandt worden war, und die ſich in der Blüthe des Lebens einen Gatten von der Seite geriſſen ſah, bey deſſen allzufrühem Hinſcheiden Stadt und Land untröſtlich geweſen seyn ſollen, gelang es, gewiſſenhafte Lehrer zu finden, die in ihrem Geiſt und Sinn den ihrer Treue anvertrauten Prinzen, wie den Stern ihres Auges und die Sonne des Landes bewachend, ihm die Beſchäftigungen des Geiſtes und des Sinnes mit dem Wahren und Schönen zum Bedürfniſſe machten. So erlebte ſie zugleich die ſtolze Freude, daß ihr theurer Sohn nicht blos als Fürſt, Menſch und Chriſt, ſondern auch als gelehrter Kenner und Beſchützer der Kunſt und Wiſſenſchaft allgemein geachtet ward! — Was Er ſprach, dachte und ſchrieb, trug den Stempel der Vorzüglichkeit! und wenn Viele nicht wußten, wie viel Er wußte, und niemals erfuhren, wie tief Er eingedrungen war in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo hatte dieſes ſeinen Grund in einer ganzen Reihe herrlicher, aus der Geſammtquelle der Liebe und Gottſeligkeit fließender Züge eines mit ſeinem Stand und Beruf einzig vertrauten, edeln Fürſten!

Eben ſo leicht von Andern, als ſchwer durch ſich ſelbſt zu befriedigen, war Er, bey ſeinem liebenswürdigen Scharfſinn, leicht fähig, unter vielen ſchwachen Seiten immer Eine haltbare herauszufinden. Er wußte mehr, als Viele niemals erfuhren. Er beſaß einen ſeltenen Schatz von geographiſchen, topographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen! Er kannte die Schlachtfelder, worauf von dem Einen großen Alexander bis zu dem andern gekämpft worden war, ſo gut als mancher Chef vom Generalſtab, ohne daß Ihm ſein Herz geſtattet hätte, es einem Lieutenant, der ſeine Schule zu Leipzig und auf Belle-Alliance gemacht, merken zu laſſen. Daß Er in Allem, was Er trieb, ſelbſt im Spiel, nach Vollkommenheit ſtrebte, iſt denen wohl bekannt, die ſich ſeines näheren Umgangs zu erfreuen hatten. Körperliche Leiden wußte Er durch Ordnung, Mäßigung und Selbſtbeherrſchung zu beſiegen. Während Er, in Haus und Familie glücklicher als Tauſende ſeines Standes, zugleich auch die erfreuliche Ausſicht genoß, von einer zahlreichen und herrlichen Nachkommenſchaft ſeinen Namen auf Erden erhalten zu wiſſen; ſo hatte Er dagegen oft mit andern ſehr drückenden Verhältniſſen zu kämpfen. Gewiß! Niemand hatte es Ihm anſehen können, wie viel Er gelitten, als Er, mit ſeinem redlichen und vaterländiſchen Sinne, in jener bangen Zeit ſchmachvoller Erniedrigung unter fremde Herrſchaft, den Glanz ſeines Hauſes immer mehr verdunkelte, und die Hoffnung zu dem, was kein Menſch vorausſehen konnte, ſich immer mehr entfernen ſah! — Wohl ihm! Friedrich Joſeph iſt der edle Sohn dieſes edeln Fürſten, und der würdige Nachfolger deſſelben in der Regierung! Er wird gewiſſenhaft fortſetzen, was der treue Vater begonnen; wird weiter hinausführen, was durch Zeit und Ausdauer der Vervollkommnung fähig iſt! — Der Vater nahm am 15ten Juli 1816 die Würde eines ſouverainen Landgrafen von Heſſen an, und wurde Mitglied des deutſchen Bundes. Sein Tod erfolgte aus Altersſchwäche ſo ſanft und ruhig, wie ſein Leben geweſen war, den 20. Januar 1820. in einem Alter von 71 Jahren.

Angefügt iſt als Probe von der äſthetiſchen Bildung des Verewigten ein von Ihm 1814. verfaßtes deutſches Friedenslied

Die Friedenspalmen wehen!
Kaum wähnten wir's zu ſehen,
Da oft ſchon unſre Hoffnung ſchwand!
Gott war mit den Germanen,
Er zog vor unſern Fahnen
Und führte ſie mit ſtarker Hand!

Tyrannen-Thronen ſtürzen,
Noth, Leiden abzukürzen,
Sind leichte Werke ſeiner Macht!
Muth gab er unſern Schaaren,
Schon ſind wir, was wir waren,
Und Deutſchland ſteht in voller Pracht!

Dem Feind, der auf uns drängte,
Rief Der das Schickſal lenkte:
Bis hierher kömmſt du, weiter nicht!
Vergeſſen ſey'n die Thränen;
Nun alles auszuſöhnen,
Sey bey dem Frieden ſchöne Pflicht!

Laßt uns den alten Glauben,
Die feſte Treu nicht rauben,
Was unſrer Völker Kleinod war!
Dann trieft wie Frühlingsregen,
Uns wieder Himmelsſegen,
Nach abgewendeter Gefahr!

Weltherrſcher! nicht hernieder,
Sink' dein Gerichte wieder,
Auf uns, auf unſer ſtilles Land,
Laß dieſe ſchwachen Hütten,
Vom Sturm nicht mehr verſchütten,
Sey Schutz, ſey Hort dem Vaterland.

Dieſe Strophen hatte der Fürſt zur kirchlich-religiöſen Feyer des erſten Einzugs der höchſten verbündeten Mächte in Paris gedichtet. Sie wurden bey der Muſik der mehrſtimmigen Cantate von Hans Georg Nägeli (Nr. XXXI. Heft VI. der Teutonia: O ſeht auf leiſen Flügeln) untergelegt, und thaten, als ſie geſungen wurden, ſchon darum, weil ſie der fromme Erguß des geliebten Landesvaters waren, und weil

derſelbe bey ſeinem gebildeten muſikaliſchen Sinne, den Schwung der Compoſition ſo ganz zu erreichen gewußt hatte, eine ſchöne Wirkung.“

Die Todtenfeyer ſelbſt beſteht aus einer Gruftrede und der Gedächtnißpredigt über Offenb. 14, 13., welcher die Perſonalien des Fürſten theils eingeflochten, theils angefügt ſind. Das für Theologen angehängte „Wort über das Wort“ iſt dem Rec. — er kann es nicht bergen — ein allzu dunkles Wort. Das geoffenbahrte Wort Gottes ſey nur der Ausſpruch des überſinnlichen Wortes unſers Gottes, in welchem er von Ewigkeit zu Ewigkeit geiſtig lebe und wirke, und jenes geoffenbahrte Wort unſers Gottes ſey nur darum wahr und wahrhaftig, weil dieſes überſinnliche, innere Wort unſers Gottes die ewige Wahrheit ſelbſt ſey. Dieſes liege der Stelle Jeſ. 40, 6 — 8. zum Grunde. Der Verf. kann doch nicht vorausſetzen, daß der in Jeſus Menſch gewordene ewige Gottesgeiſt, der höchſte Logos, dieſe Benennung habe als „Wort“. Ein Unglück iſts, daß jenes ὁ λογος nun einmal blos als „Wort“ überſetzt ins Teutſche übergegangen iſt. Da ὁ λογος ein Weſen iſt, ſo enthält der Begriff Wort nicht den Haupttheil der Bedeutung. Logos als Benennung von Weſen, war nach dem Sprachgebrauch der Johanneiſchen Zeit eine redende = ſich manifeſtirende, Intelligenz. Jedes kundmachende, offenbahrende Geiſtweſen, Pneuma, wurde Logos genannt. Philo, faſt gleichzeitig mit Johannes, ſetzt den Ausdruck ſo im Plural und ſpricht von λογοις als Intelligenzen, Geiſtern, welche als Engel, αγγελοι, Gottesboten wirkten. Dabey iſt an Wort, sermo, verbum, nur entfernter, als Nebenbeſtimmung des Hauptbegriffs: Intelligenz, Geiſt, gedacht worden. Johannes aber gebraucht den Ausdruck ohne alle Erklärung, alſo nicht als einen neuen, ihm eigenen, ſondern als einen bekannten, welcher nach dem damaligen Sprachgebrauch zu verſtehen ſeyn mußte. Will man, wie der Verf. dies zu lieben ſcheint, auf die Wortabſtammung (Etymologie) ſich einlaſſen, ſo iſt λεγειν, legere, in der Grundbedeutung: ſammeln, zuſammennehmen, wie die erſte Bedeutung des teutſchen Leſen auch

iſt. Daher dreyerley Anwendungen des Grundbegriffs: 1. zuſammennehmen Gedanken, legere mente, colligere, intelligere, συλλογιζεσθαι — 2. zuſammennehmen Töne = reden, λογος als Rede, Sage, nicht ſo eigentlich als Wort oder Redetheil; 3. zuſammennehmen Zeichen der Gedanken und Töne = leſen Buchſtaben u. dgl. Von legere, λεγειν, auf Legen, Liegen, Lager überzugehen, hält Rec. für allzu gewagt. Dafür möchte eher locus, collocare vergleichbar ſeyn, wenn man je mit dem Hrn. Verf. im Etymologiſiren ſoweit zu gehen für gut findet.

H. E. G. Paulus.

Ricardi Dawesii Miscellanea Critica typis quartum excusa prodeunt ex recensione et cum notis Thomae Kidd, A. M. E. Coll. S. S. Trin. Cant. Accedunt appendicis loco R. D. lusus juveniles, Miltoni P. A. Graecae metaphraseos specimen integrum et excerpta e libello anglice scripto, „Tittle-tattle-Mongers.“ Cantabrigiae typis academicis excudit J. Smith. Veneunt Londini apud Cadell et Davies; Cantabrigiae apud Deighton et filios; Oxonii apud Parker. MDCCCXVII. XXIV. XII. 656 und 28 S. gr. 8. (Prachtvoll auf Velinpapier gedruckt: Price Twelve Shillings in boards.)

Eine Anzeige dieſes Buches kann der Natur der Sache nach keine Recenſion, ſondern weiter nichts als — eine Anzeige ſeyn. Seit faſt drey Vierteljahrhunderten iſt es in den Händen der Philologen, hat gewirkt und im Ganzen großen Beyfall, im Einzelnen natürlich auch manchen Tadel erfahren, iſt verſchiedene Male aufgelegt und auch in Deutſchland abgedruckt worden *). Daß die zweyte Auflage mit den gehaltreichen Zuſätzen von Burgeß entſchiedene Vorzüge vor der erſten

*) Die deutſche Ausgabe erſchien 1800. bey S. L. Crusius unter dem Titel: Ricardi Dawes Miscellanea Critica iterum edita, curavit et appendicem adnotationis addidit Thomas Burgefs, A. B. e C. C. Tertium edidit et praefatus est G. C. Harlefs. 30 Bogen. 8.

habe, iſt anerkannt. Die deutſche hat, außer der Vorrede von Harleß, nichts Neues. Es bleibt uns alſo nur zu unterſuchen übrig, was in Hrn. Kidds Ausgabe geleiſtet worden. Hier finden wir nun zuvörderſt die inhaltreiche und ſchöne Vorrede von Burgeß (ein Paar Stellen daraus ausgenommen), welche Harleß mit Recht abdrucken ließ, weggelaſſen. Daß Harleß's Vorrede nicht mitgetheilt iſt, wunderte uns weniger. Statt deren erhalten wir eine Vorrede von Hrn. K. auf 18 Seiten, die für ſeinen Beruf zum Herausgeber eines ſolchen Werkes eben kein günſtiges Vorurtheil erregt. Sie iſt in einem ſo ſeltſamen und corrupten Latein geſchrieben, daß die Harleßſche ein wahres Meiſterwerk dagegen iſt, und ſich die eingeflickten Brocken aus Burgeß zwiſchen jener mehr als bleyernen Sprache gar wunderlich ausnehmen. Wir geben nur wenige Beweiſe aus einer ziemlichen Menge. Man leſe nur gleich den Anfang: Hr. K. ſagt: „De Misc. Criticorum utilitate d i c t u r u s, non a b s re e r i t e x i g u u m v i t a e c u r r i c u l u m D a w e s i o n o s t r o d a t u m — i n t e r s e r e r e.“ S. III ſoll Burgeß geſchrieben haben: et qui dicat — auctorem — copias suas ab istis adminiculis hausisse: ne eum plane iniquum fecerint partium studia. Wo es offenbar n a e heißen muß, obgleich auch Harleß n e abdrucken ließ. S. 5 ſagt Hr. K. von Dawes: utrum in fide Servatoris sui e s s e t infirmus, judex esto Deus. S. 7 preiſt er mit einem Schnitzer Ds. Styl: De Dawesii latine scribendi facultate non e s t, q u o d v e r b a f a c e r e m. S. 9. Nullibi a p p a r e n t commenta ista, q u a e eruditos d i s t r a h u n t et palantes huc illuc a g u n t. S. 15 leſen wir das unerhörte Wort s u c c i n n e. S. 17 quod ad r e c u l a s meas (meine Sächelchen) attinet, paucis expediam. S. 18 ſteht: reliquum unum illud est, q u o d — profitear und der Schluß iſt des Anfangs würdig: E s t et a l t e r (nachdem er ſchon mehrere genannt hat), egregius sane vir, qui nostra v o t a pro suo in Dawesium studio humaniter promovit, et cujus laudes sua modestia opprimit. Fügen wir nun noch hinzu, daß die Addenda et corrigenda von S. 595 bis 626 eben auch keine Zierde des Buches ſind, obgleich viel Bedeutendes darin ſteht, das aber lieber im Buche ſtehen ſollte

ſo ſind wir ſo ziemlich mit unſerm Tadel zu Ende und können unſere Freude über dieſe neue Ausgabe ausſprechen, die, wenn etwa die Harleßſche Ausgabe vergriffen wäre (welches uns jedoch nicht wahrſcheinlich dünkt), einen neuen, durch einen kundigen Philologen beſorgten und bequemer eingerichteten Abdruck verdiente. Hr. K. theilt zuerſt eine kurze Lebensbeſchreibung des D. mit, welcher man nicht nachſagen kann, daß ſie ihrem Helden zu viel ſchmeichle. Dann ſpricht er von Reiske's über D. ausgeſprochenem Tadel, und beweist, daß R. ihn dennoch, ohne ihn zu nennen, in ſeinen Anmerkungen zum Euripides und Ariſtophanes oft ausſchrieb. Hierauf erklärt er ſich gegen die Hemſterhuiſiſche Methode, alle griechiſche Wörter vom Verbum herzuleiten, und will das Nomen als das Urſprüngliche geltend machen. Er geht dabey eben nicht tief in die Unterſuchung der Sache ein, die von deutſchen Philologen längſt genauer erörtert iſt. Endlich giebt er Rechenſchaft von den Hülfsmitteln zu ſeiner neuen Ausgabe. Hier hat er denn die Burgeßſchen und Tyrwhittſchen Zuſätze, nicht immer ganz wörtlich, dabey mit ſeinen und Anderer Bemerkungen in Noten beygefügt, die, wie S. 5 — 23, zuweilen dem Texte gar keinen Raum laſſen. Hier ſind nun auch Bentleis und Porſons Bemerkungen eingeſchaltet, und eine Menge Bemerkungen neuerer, auch deutſcher, Philologen, die gelegentlich dieſelben Gegenſtände oder den Daweſius ſelbſt berührt haben, ſind meiſtentheils am gehörigen Orte beygebracht. Da finden ſich J. B. Baſt, J. Bekker, Böckh, Bothe (Hotibius), Boiſſonade, H. de Boſch, Brunk, Elmsley, Hermann, Payne-Knight, Reiſig, Ruhnken, Thierſch, Withof, Wolf und mehrere Andere. Hrn. Ks. Urtheil finden wir im Ganzen gut, und ſeinem Vortrage weit vorzuziehen; ſeine Beleſenheit und Sachkenntniß, ſo wie ſeine Sorgfalt, ſind zu loben. Schon die Seitenzahl der frühern Ausgaben, mit dieſer verglichen, giebt das Reſultat einer ſehr bedeutenden Vermehrung, da bey ungefähr gleichem Drucke die Harleßſche Ausgabe 446, die Kiddſche 656 Seiten hat. Auch die Indices beyder Ausgaben weichen bedeutend von einander ab; jede hat etwas, das die andere nicht hat. Kidds im Ganzen weit mehr. Wir haben nur noch von dem dieſer Ausgabe beygefügten Anhange

zu ſprechen. Er enthält a. ein εἰδύλλιον θρηνοθριαμβικὸν auf den Tod Georgs I. und die Thronbeſteigung Georgs II. von D. im Namen der Univerſität Cambridge in ſeinem 19ten Jahre verfaßt, und eine neun Jahre ſpäter im Namen derſelben Univerſität auch in griechiſchen Hexametern verfaßte Gratulation bey der Vermählung des Prinzen von Wales mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Gotha. Beyde ſind ſehr gelungen, nur hat D. in dem erſten Gedichte einmal λύπη in der erſten Sylbe kurz gebraucht, welches ihm Hr. K. ſehr übel nimmt *). b. Ankündigung und Probe einer von D. 1736. aber nie vollendeten, Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradies in griechiſchen Hexametern mit gegenüberſtehendem Engliſchem Texte und lateiniſchen Anmerkungen. c. Ein Brief von D. an Taylar in engliſcher Sprache über die griechiſchen Vocale und Diphthonge. d. Auszug aus des D. 1747. geſchriebenem Pamphlet Tittle-Tattle-Mongers, durch welches er ſich viele Feinde machte. Das Fragment handelt von Virg. Aen. I, 100. Die Schrift enthielt bittere Perſonalſatiren, unter andern über A. Askew, der eine Ausgabe des Aeſchylus angekündigt hatte.

D. Mr.

Pindari Carminum Pythiorum quintum cum octavo recens illustratum. Dissertatio inauguralis philologica, quam — munus professoris philologiae extraordinarii — aditurus — defendet M. Theoph. Luc. Frid. Tafel etc. Tubingae, excud. L. F. Fues. 1819. 37 S. in 4 **)

Inauguraldiſſertationen zu beurtheilen geſtattet zwar in der Regel der Raum dieſer Jahrbücher nicht, indeſſen da dieſe ein Specimen einer neuen Bearbeitung des Pindarus,

---

*) In dem Gratulationsgedichte der Univerſität nehmen ſich die ςήθεα ἱμερόεντα καὶ ὄμματα μαρμαίροντα der Braut ſeltſam aus.

**) Die im Meßkataloge (Michaelis 1819) aufgeführte Schrift deſſelben Verf.: Dilucidationum Pindaricarum Specimen primum 4. Tub. Laupp; iſt wohl von der von uns hier angezeigten Diſſert. nicht verſchieden?

vorzüglich mit Rückſicht auf die (wie der Verf. ſagt) bisher ſo ſehr vernachläſſigte Interpretation, zu ſeyn ſcheint, ſo mag eine kurze Anzeige der viel Gutes enthaltenden Schrift hier Platz finden. Die Einrichtung derſelben iſt folgende. Jede Seite enthält einige Linien Text (nicht das griechiſche Original, ſondern eine neue lateiniſche Ueberſetzung des Verf.), und darunter in kleiner Schrift einen ausführlichen, vorzüglich erklärenden, und die Kritik faſt nur zum Behufe der Erklärung anwendenden, Commentar. Obgleich dieſer Commentar ſehr weitläuftig, und dadurch eher etwas unklar als deutlich geworden iſt, ſo freuen wir uns doch, verſichern zu können, daß die Erklärung uns faſt durchaus den rechten Sinn zu treffen ſchien, und wir uns in dem Falle befanden, ihm beynahe überall, wo der Verf. von den bisherigen Erklärern abweicht, beyzuſtimmen, wobey uns beſonders der anſtändige Ton gefiel, in welchem er die Erklärungen ſeiner Vorgänger tadelt. Da die Schrift durch den Buchhandel in die Hände derjenigen kommen kann, die ſie intereſſirt, ſo ſcheint ein Auszug aus derſelben und die Angabe der gelungenen Erklärungen und Vermuthungen überflüſſig; nicht erlaſſen aber kann es uns werden, unſer Urtheil, das wir abgeben müſſen, daß nämlich die lateiniſche Schreibart der Schrift ſehr unklaſſiſch ſey, am Ende unſerer Anzeige mit Beweiſen zu belegen. Zuvor aber wollen wir nur noch einige Stellen berühren, wobey wir zum Theil in Beziehung auf den Inhalt unſer Urtheil mit dem des Verf. nicht ganz vereinigen können. S. 2 ſchlägt er ſtatt des Kolons ein Punktum nach ἐπέταν vor; (beyläufig geſagt, wir können es nicht billigen, daß das Griechiſche ohne Accente gedruckt iſt, wollen aber die oft geſagten Gründe nicht wiederholen). Aber Schmid und Böckh haben es ſchon. S. 3 — 4 ſcheint uns die Vertheidigung des εὐδίαν durch das Suppliren einer Präpoſition unſtatthaft, und eine ſolche Auslaſſung von κατὰ oder ἐπὶ unerweislich; eine Appoſition kann eben ſo wenig ſtattfinden und ein Accusativus absolutus auch nicht. Wir halten es alſo lieber mit Böckh, Schneider und Hermann. S. 7 ꝛc. hat uns beſonders die Erklärung von συγγενὴς gefallen; wogegen S. 8 δέδεξαι uns nicht nothwendig in der Bedeutung des Präſens genommen werden zu müſſen ſcheint, da man ja ganz richtig und

r wirklichen Zeit gemäß überſetzen kann; du haſt bekom-
en; freilich jetzt, aber das jetzt liegt ja nach der richtigen
heorie von den temporibus, wie wir ſie von Clarke, Harris,
eiz, Hermann, Diſſen, Wagner (Progr. de Tempp. verbi.
arb. 1816. 4), Plüſchke, Dölecke, Grotefend und neuer-
h von Müller im 4n Bande der allg. Encyklop. von Erſch
id Gruber unter dem Art. Aoristus nur gar zu ausführlich
iben, eben im Perfectum. — Ließe ſich S. 10 zu Böckhs
μενος nicht ſuppliren αὐτό σοι? ſo daß es hieße: Ferens
bi illud decus incorruptis frenis per (διὰ sc.) duodecim
ırsus (i. e. per campum duodecies percurrendum) voli-
ıns. — S. 12 ſcheint uns nur durch einen von der Sprache
icht geſtatteten Zwang das τὸ als Artikel zu dem entfernten
Subſtantive μέλαθρον gezogen werden zu können. Die Stel-
n aus Homer und Herodot, die der Verf. dafür anführt,
eweiſen gar nicht, was ſie beweiſen ſollen; und wir wundern
ns, daß er es nicht bemerkte, da er doch S. 34 ſelbſt ganz
ichtig ſagt, daß das Nomen in Stellen, wie Jl. 21, 249 sq.
lpposition des Pronomens ſey. Wie es ſich aber hier mit μιν
erhält, ſo, und nicht anders, verhält es ſich Jl. 3, 328 sq.
nit ὁ, welches demonſtrativiſch den erſt im folgenden Verſe
enannten Alexandros ankündigt, aber als eigentlicher Artikel
n dieſer Stellung ſich gar nicht denken läßt. Lieber halten
vir es an unſerer Stelle mit Hermann und Böckh. — Für
vorzüglich gelungen halten wir die Sacherklärung S. 17, ſo
vie S. 28 die Conjectur ἐςαιεί. Dagegen aber möchten wir
S. 15 die Erklärung utraque fortuna für die Worte τὰ καὶ
τὰ dem froſtigen hoc vel illud unbedenklich vorziehen. Dieſe
wenigen Bemerkungen mögen unſer obiges Urtheil belegen,
und wir wollen nur noch ganz kurz unſere Behauptung, daß
die Latinität des Verf. noch Manches zu wünſchen übrig laſſe,
beweiſen. Zuerſt fallen die zahlloſen Parentheſen auf, von
denen zuweilen zwey in einander ſtecken. Dann ſtößt man ſo
gleich auf dem Titelblatte auf den nicht ganz richtigen Aus
druck recens illustratum, wofür post aliorum curas ode
ein ähnlicher zu ſetzen geweſen wäre. S. IV ſteht gar ſchlimn
und gegen den Sinn des Verf. haud scio an multun
it adjutura, ſtatt parum. S. Noltenii Lex. Antibarb

p. 1418 sq. Schelleri Praecepta p. 489—491. Auf derſelben Seite ſteht das ganz unklaſſiſche prolixa praefatio. S. Gesneri Thesaur. L. L. s. v. prolixus. — Das Wort merus kommt S. 1 zweymal vor, das erſtemal nicht gut: πλοῦτον non meras esse divitias ſtatt voce πλ. non divitias solum significari. Ebend. ſteht prosopopoea, wohl durch einen Druckfehler; unten das unlateiniſche abstracte posita. S. 5. regi imperatur gratus animus. S. 16 epitheton illustrativum. S. 20 Parenthesin mea interpretatio eliminat; das letzte Wort, das in der guten Latinität überhaupt keine Stelle hat, iſt hier noch dazu in einem gar nicht paſſenden Sinne gebraucht; S. 31 kommt es abermals, wo die Stelle des Horatius (Od. IV, 4.), Fortes creantur fortibus, falſch geſchrieben iſt; f. generantur f. — Was ſoll S. 29 heißen: Ne hoc a Pindari dictione alienum videbitur —? S. Gernhard. ad Ciceronis Parad. p. 319. ad p. 198. Ueberhaupt gebricht dem Vortrage, bey manchem guten Ausdrucke im Einzelnen, dennoch größtentheils das ächt lateiniſche Colorit und die Klarheit bey Reichthum an Inhalt, die das Zeichen der Meiſterſchaft und der Herrſchaft über Materie und Form iſt.

Mr.

James Johnſon Esq. Wundarzt Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Clarence praktiſche Unterſuchungen über die Natur, Behandlung und Vorbauung der Gicht in allen ihren Formen. Mit einer kritiſchen Prüfung der berühmteſten Mittel und Heilmethoden dieſer Krankheit. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. Adolph Friedrich Bloch. Halberſtadt 1820. In H. Vogler's Buch- und Kunſthandlung. S. 140 in 8.

Ueber die Natur und Heilung der Gicht von Carl Scudamore, Mitgliede des Königl. Collegiums der Aerzte, der medizinischen und chirurgiſchen Geſellſchaft zu London u. ſ. w. Aus dem Engliſchen überſetzt von Carl Heſſe. Halle, in der Stengerſchen Buchhandlung 1819. 370 S. 8.

Beyde Schriften betreffen eine häufig vorkommende äußerſt ſchmerzhafte, nicht gehörig erkannte Krankheit, die den Grund

vielen andern groſſen und ſchweren Krankheiten legt, und er die ſchon lange theoretiſirt wurde, ſo viele leere Hypoſen aufgeſtellt ſind, und gegen welche ſo häufig ganz widernig verfahren wird. Jede Bemühung, dieſe Krankheit näher nen zu lernen und dieſelbe zweckmäßig zu behandeln, vernt demnach Lob und Dank, und dieſes Beſtreben der Verſer leuchtet aus ihren Schriften hervor; unterdeſſen liefern eſelben bey mehreren nicht unwichtigen Reſultaten Manches, s näherer Prüfung bedarf, und im Ganzen ſind wir durch re Unterſuchung nicht viel weiter gekommen, als wir wirklich nd.

Die Abſicht der Schrift von Johnſon iſt, wie derſelbe der Vorrede ſich ausſpricht, dem Kranken und dem Arzte uf eine redliche, deutliche und vernünftige Weiſe anzugeben, as durch regelmäßige und wiſſenſchaftliche Anwendung von eilmittel in der Gicht geleiſtet und nicht geleiſtet werden kann, nd um den langſamen, aber richtigen und rationellen Weg ur Geſundheit anzudeuten. Der Verf. hatte dabey die Abandlungen über dieſen Gegenſtand in dem Dictionaire des ciences medicales benutzt, ſie zum Theil überſetzt, und daey auch vorzüglich Scudamore zu Rathe gezogen. Dieſe Blätter haben nun, in ſofern ſie die Meinungen und Heilmethoden beſonders franzöſiſcher und engliſcher Aerzte und hin und wieder kritiſch beleuchtet darſtellen, allerdings ihren Nutzen, und ſind dem Arzte, der ſich davon eine kurze Ueberſicht verſchaffen will, zu empfehlen; wenn die Schrift aber, worauf das Original hindeutet, auch zum Unterrichte für Nichtärzte dienen ſoll, ſo möchte dieſelbe, ſo ſehr ſie vor Quackſalberey, vor prahleriſchen Verſprechungen von ſchnellen Kuren oder leichten Halbheilungen warnet, die Quackſalberey eher befördern, als ihr ſteuern, auf alle Fälle mehr Schaden als Nutzen ſtiften, und in dieſem Falle wäre die Ueberſetzung derſelben kein verdienſtliches Unternehmen geweſen.

Scudamores Schrift hat vor der vorigen viele Vorzüge und vieles Gute, das jene enthält, verdankt ſie dieſer. Viel eigne Beobachtungen und Verſuche geben ihr einen vorzügliche Werth; unterdeſſen kommen hin und wieder Anſichten vo Grundſätze werden aufgeſtellt, denen wir unbedingt unſer

Beyfall nicht geben können, worauf wir bey der kurzen Anzeige des Inhaltes dieſer Schrift näher hindeuten werden. Gleich anfänglich äußert ſich der Verf., daß ihm die alte Eintheilung der Gicht von Cullen nicht gefalle, und daß er zu genaue Diagnoſen (ob dieſe wohl zu genau ſeyn können) für eben ſo unnütz als ſchwierig halte, und glaubt am beſten gethan zu haben, die Gicht in die acute und chroniſche abzutheilen; indem er die zurücktretende als Varietät betrachtet. Der Ausdruck aber von entzündlicher Gicht anſtatt acuter, deſſen er ſich aber gleich im Anfang als Gegenſatz der chroniſchen bedient, iſt übel gewählt; indem die chroniſche Gicht ebenfalls eine entzündliche iſt. Nach dieſer Vertheilung der Gicht werden der Verlauf der acuten, ihre Vorboten, Anfälle, Symptome, und die Nachkrankheiten, welche er in allgemeine und örtliche vertheilt, kurz und gut angegeben; auch wird manche nicht unwichtige Beobachtung eingeſchalten. Johnſon hat bey der Vertheilung der Gicht beynahe auf alle zufällige Verſchiedenheiten derſelben Rückſicht genommen, und unterſcheidet demnach acute, chroniſche, primäre, ſecundäre, kritiſche, metaſtatiſche u. ſ. w. Auf die weſentliche Verſchiedenheit dieſer Krankheit hat aber weder dieſer, noch jener, wenigſtens nicht wie es gehört, Rückſicht genommen.

Scudamore giebt eine genaue Beſchreibung der entfernten Urſachen; bey Johnſon iſt dieſer Gegenſtand kurz abgefertigt. Die gichtiſche Conſtitution beſteht nach erſterem in einer vollen, ſtarken Bruſt, großen aufgetriebenen Venen, ſchlaffen Faſern. Die nächſte Urſache nennt Sc. ein ignis fatuus, und nach der Kritik der Meinungen über dieſe Krankheit hält er dafür, daß kein beſtimmter weſentlicher Zuſtand in den feſten und flüſſigen Theilen als Urſache und Wirkung ſich nachweiſen ließe; den Urſachen und Zufällen gemäß könnte man aber annehmen, daß die Gicht in Vollblütigkeit mit Schwäche der Gefäße, vorzüglich im Portaderſyſtem, daraus hervorgehender abnormer Gallenſecretion, allgemeiner Störung der Abſonderung im Darmkanal, und partieller in den Nieren ihren Grund habe. Allerdings iſt die Venoſität in dieſer Krankheit hervorſtechend, aber im arterioſen Syſteme zeigt ſich nicht ſelten bedeutende

ergie und ein offenbares Beſtreben um das geſtörte Gleich-
)icht beyder Syſteme wieder herzuſtellen, wie das bey der
ten Gicht der Fall iſt. Was die geſtörte Abſonderung des
rns betrifft, ſo deuten darauf hin, zahlreiche, von dem
rf. gemachte Verſuche, nach welchen das ſpeciſiſche Gewicht
Harns mit ſeinen geſuchten Beſtandtheilen in gleichem
rhältniß ſteht; auch wird Bertholleτs Behauptung, daß
Urin im Gichtparoxysmus mehr Phosphorſäure enthalte,
durch beſtätigt. Nach Sc. Urtheil iſt das Verhältniß der
autausdünſtung nicht gehörig beachtet, viel zu wenig auf die
raus hervorgehende Störungen Rückſicht genommen; mehr
ird auf die Ausdünſtung von Johnſon geachtet.

Nach einer kurzen Darſtellung der Diagnoſe und Prognoſe,
obey wohl bemerkt wird, daß die Gicht von dem Rheuma-
smus ſich nicht durch ein einzelnes Zeichen, ſondern nur durch
ie Zuſammenſtellung mehrerer unterſcheiden laſſe; wo aber die
)iagnoſe in einzelnen Fällen noch immer ſchwer fällt, wird
un zur Kur der Gicht im Allgemeinen geſchritten, und hier
)ird von Scudamore ganz gegen die Warnungen von Sy-
enham der Grundſatz aufgeſtellt, daß man ſowohl den ſich
nkündigenden Anfällen zuvorkommen, als auch die ſchon ge-
jenwärtige unterdrücken müſſe, wenn es ſich nicht zeige, daß
ie Gicht an die Stelle einer andern gefährlichen Krankheit
getreten iſt, oder einer ſolchen durch dieſelbe vorgebeugt wird,
aber zeigt ſich dies wohl immer, wie oft ſind gefährliche Krank-
heiten im Innern, wovon im Leben ſich keine Spur zeigt,
und woranf erſt die Leichenöffnung hindeutet, was bey fetten,
der Gicht unterworfenen Körpern nur zu häufig der Fall iſt.
Sowohl bey der Behandlung im Zeitraume der Vorboten, als
im Paroxysmus bedient ſich Sc. kräftig abführender Mittel.
Von der Wahl (Kalomel, Antimonialpulver, Kolocynthenex-
tract ſind nämlich die Mittel, deren er ſich bedient) und den
kecken, das iſt geſchwinden und ohne Bedenken gemachten Ge-
brauch der purgierenden und harntreibenden Mittel hängt nach
ihm die glückliche Kur der Paroxysmen ab. So wie Scuda-
more alles Vertrauen in die purgierenden Mittel ſetzt, un
ſie dringend empfiehlt, ſo warnt eben ſo ſehr Johnſon vo

dem Gebrauche derſelben in der acuten Gicht, beſonders der ſtark wirkenden, empfiehlt nach Umſtänden gleich anfänglich oder praemissis praemittendis gelinde diaphoretica. Wohl thut letzterer daran, zu bemerken, daß die Anwendung der Kälte, wenn ſie auch manchmal gute Dienſte leiſtet, traurige Folgen haben kann, um ſo mehr ſind dieſe zu fürchten, indem die Fälle, in denen ſie angezeigt ſeyn möchte, nicht beſtimmt angegeben ſind; immer bleibt ſie ein remedium anceps. Das beſte iſt nach Sc. Urtheil in den Anfällen nach gemäßigter Phlogosis alle Secretionsorgane in gehöriger Thätigkeit zu halten, und dazu ſchicken ſich Spiritus Mindereri, kleine Gaben von Antimonialmittel am beſten, und haben mit gehöriger Bedeckung des leidenden Theils ihm die beſten Dienſte geleiſtet, allzu heftiges Treiben nicht bloß des Schweißes, ſondern auch anderer Ausleerungen iſt nachtheilig. Das Bilſenkrautextract zieht Sc. in den meiſten Fällen dem Opium in den Paroxysmen dieſer Krankheit vor, weil es die Stuhlausleerung nicht hindert. Bey der örtlichen Behandlung der Anfälle empfiehlt Sc. vorzüglich eine Miſchung aus Alcohol und Mixtura Camphorae warm überzuſchlagen. In der Reconvaleſcenz nimmt er die nöthige Rückſicht auf den Magen und den von der Gicht ergriffenen Theil.

Bey dem prophylactiſchen Verfahren bemerkt Scudamore ſehr wohl, daß die Mittel wider die Rückfälle leichter angegeben als angewendet werden. Die ergriffen geweſenen Theile läßt er jeden Morgen mit lauwarmem Salzwaſſer waſchen. Arbeit und fleißige Bewegung in reiner Luft ſind ihm, und das mit Recht, die wirkſamſten Vorbeugungsmittel. Intereſſante Verſuche über die Verdauung werden bey dieſer Gelegenheit angeführt. Darauf folgen die Pathologie, Semiotik und Kur der chroniſchen und zurückgetretenden Gicht. Die Behandlung der chroniſchen Gicht richtet er nach folgenden Formen der Krankheit, wovon die erſte durch große Schlaffheit von Natur, ſtarke Anlage zur Gicht, Mangel an Energie des Blutſyſtems zur Bewirkung der acuten Form ſich darſtellt, die zweyte aber auf große Schwäche, Folge wiederholter Anfälle der acuten Gicht, und endlich die dritte auf bedeutende orga-

niſche Fehler als Wirkungen derſelben hindeutet. Auch hier ſpielen außer den bekannten Mitteln die purgierenden eine bedeutende Rolle, und wo er von der Behandlung des Schlagfluſſes von zurückgetretener Gicht ſpricht, bemerkt derſelbe zum Schluſſe, daß er an die abführenden Mittel nicht zu erinnern brauche, da ſchon ſo oft und vielleicht faſt zum Ueberdruß des Leſers davon die Rede geweſen ſey. Angehängt iſt eine gute Tabelle über die analytiſche Methode der Unterſuchung eines Falls der Gicht, und der Entſtehung der Krankheit überhaupt, welche er in ſeiner Abhandlung befolgt,, und die Nachahmung verdient.

Schließlich bemerken wir, daß die Ueberſetzungen beyder Schriften gelungen zu ſeyn ſcheinen.

S.

Digitized by Google

No. 67. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Pharmakologische Tabellen oder systematische Arzneymittellehre in tabellarischer Form. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Physici, Apotheker und Chemiker, wie auch zum Behufe akademischer Vorlesungen entworfen von Gotthelf Wilhelm Schwartze, der Philosophie und Medicin Doctor, praktischem Arzte und Privatdocenten auf der Universität Leipzig. Erster Band. I — X Abtheilung. Leipzig 1819. 229 S. Fol.

In der Einleitung ſucht der Hr. Verf. die Nützlichkeit der tabellariſchen Form für die Bearbeitung der Arzneymittellehre zu beweiſen; man kann ihm ſeine Behauptungen einräumen, ohne deswegen die Nachtheile zu überſehen, die mit dieſer Form verknüpft ſind, ſo wird z. B. Niemand akademiſche Vorleſungen nach dieſer Tabellenform halten wollen, wozu das Buch doch auch laut dem Titel beſtimmt iſt. In Hinſicht der Eintheilung der Medikamente hat ſich der Hr. Verf. großentheils an Voigtel und Sprengel gehalten, wie aus der nachher zu gebenden Ueberſicht erhellet. — Die Einrichtung der Tabellen iſt aber folgende: Jedes Blatt iſt in fünf nebeneinander ſtehende Columnen getheilt, über welchen ſich die Ueberſchrift der ſyſtematiſchen Claſſification der auf demſelben abgehandelten Arzneymittel befindet. Die fünf Columnen enthalten folgendes:

1) Die Nomenclatur, die verſchiedenen deutſchen und lateiniſchen Benennungen der Arzneykörper, und der aus ihnen gebräuchlichen Präparate. Der

2) oder der phyſiographiſche Theil erklärt die ſinnlichen Eigenſchaften, Kennzeichen, Verfälſchungen, Prüfungsmittel u. ſ. w.

3) Chemiſcher Theil. Hier iſt die Rede von den Beſtandtheilen, Auflöſungsmitteln, Reagentien, Zerſetzungen u. ſ. w.

4) Dynamiſcher Theil: er erklärt ſowohl die allgemeinen Wirkungen und Heilkräfte der Mittel, als auch die Anwendung in ſpeciellen Krankheiten und die dabey zu beobachtenden Vorſichtsmaasregeln.

5) Katagraphologiſcher Theil: er handelt von der Gabe, Form, und den Zuſammenſetzungen der Arzneymittel.

Die angenommenen Klaſſen oder Abtheilungen von Medikamenten ſind folgende:

1) Gemeines Waſſer; ein langer Abſchnitt, wo von der Anwendung und den Eigenſchaften des Waſſers in ſeinen verſchiedenen Wärmegraden, den Waſſerdämpfen, den verſchiedenen Arten Waſſerbädern geſprochen wird.

2) Schleimige Arzneymittel: als Gummi arabicum, G. Tragacanthae, Althaea, Semen Cydoniorum, S. Psyllii, S. Faenugraeci, Flor. Malvae vulgares. — Der Traganth wird noch mit von Astragalus Tragacantha L. abgeleitet, welches von Einigen nicht zugegeben wird. Uebrigens hätte noch mehreres hierher gehörige aus Sprengels Inſtitutionen der Pharmakologie angeführt werden können.

3) Mehlige oder ſtärkehaltige Arzneymittel: Hierher ſind die Getreidearten, Sago, Salep u. ſ. w. gerechnet. Die von Thilenius angegebene und allgemein bekannt gewordene Zubereitungsart des Gerſtenmehls zum Gebrauche für Schwindſüchtige, hätte nicht übergangen werden ſollen.

4) Gallertartige Arzneymittel: Leim, Hauſenblaſe, Schnecken.

5) Eyweisſtoffhaltige Arzneymittel: Eyweiß, Dotter, Magenſaft, Milch, Molken.

6) Zuckerartige Arzneymittel: Zucker, Milchzucker, Honig, Manna, Süßholzwurzel, Möhren, Graswurzel ꝛc.

7) Fettſtoffhaltige Arzneymittel: thieriſche Fette, als Butter, Schweineſchmalz, Wallrath, Wachs: Pflanzenfette, als Olivenöhl, Leinöhl, Bärlap ꝛc.

8) Bittere Extraktivſtoffige Arzneymittel. Dahin ſind gerechnet: Ochſengalle, Löwenzahn, Cichorienwurzel, Hopfen, Erdrauch, weißer Andorn, Bitterklee, Tauſendguldenkraut, Cardebenediktenkraut, Enzianwurzel, Färberröthe,

Quaſſia, Simaruben und Auguſturarinde, Columbowurzel, isländiſche Flechte. Ueber den Urſprung der Columbowurzel iſt der Hr. Verf. nicht gehörig unterrichtet: er ſagt, ſie komme nach Wildenow's Vermuthung von einer Art Bryonia, nach Commerſon von Menispermum hirsutum (Menispermum palmatum L.). Dies verhält ſich nicht ſo. Linne' kannte Menispermum palmatum gar nicht, und was er Menispermum hirsutum nennt, iſt eine ganz andere Pflanze, von welcher die Columbowurzel nicht erhalten wird. Sie kommt aber von Cocculus palmatus De Candolle, welches ſynonym iſt mit Menispermum palmatum Lamark; ſie wächſt in dem ſüdöſtlichen Afrika, nämlich in den dunkeln Wäldern von Mozambique zwiſchen Oibo und Mozambo. De Candölle gibt folgende Beſchreibung. Der Stengel iſt windend, jährig, einfach, rund, behaart, von der Dicke eines Gänſekiels, die Haare ſind lang und röthlich. Die Blätter ſtehen weit aus einander, ſind geſtielt, faſt kreisrund, handförmig getheilt und fünfrippig, die Lappen fein zugeſpitzt, am Rande ganz. Die Trauben bildende Blüthen ſtehen in den Blattwinkeln auf Stielen, die kürzer als das Blatt ſind; der Kelch beſteht aus 6 gleichen, länglichen, ſtumpfen, glatten Blättchen. Die 6 Blumenblätter ſind klein, concav, fleiſchig, ſtumpf. Die 6 Staubfäden ſind etwas länger als die Blumenblätter; die Staubbeutel ſind vierlappig, vierfächerig. Die weibliche Pflanze iſt unbekannt. Das Extrakt der Columbowurzel iſt ein ſehr unpaſſendes Präparat, indem es wegen des großen Schleimgehaltes bald dem Verderben ausgeſetzt iſt. — Bey der isländiſchen Flechte hätten die Unterſcheidungsmerkmale von der ähnlichen Cetraria cucullata angegeben werden können.

9) Zuſammenziehende oder gerbeſtoffhaltige Arzneymittel: ſie ſind in rein zuſammenziehende und balſamiſch zuſammenziehende abgetheilt, und zu den erſten Galläpfel, Catechu, Kino, Eichenrinde, Tormentillwurzel, Campeſcheholz und Granatäpfelſchalen gerechnet.

Ueber das Herkommen des Catechuextraktes und des Kinogummi's fehlen mehrere neuere Nachrichten. Bey den Eicheln vermißt man einige höchſt nothwendige Erinnerungen; für den medicinischen Gebrauch ſind diejenigen beſſer, welche von den

Stieleiche (Quercus pedunculata) geſammelt werden, auch kommt es hauptſächlich darauf an, daß ſie gehörig reif ſind; ein Umſtand, worauf wenige Aerzte achten; in ſchlechten Jahrgängen bey häufiger, kühler, regneriſcher Witterung des Sommers über werden ſie nicht gut, ſie machen dann Magenbeſchwerden, Leibesverſtopfung, Angſt, Ekel, Durſt u. ſ. w. und dieſer Umſtand ſcheint die Haupturſache der widerſprechenden Meinungen von der Wirkung der Eicheln zu ſeyn.

Zu der zweyten Abtheilung werden die Ringelblumen, die unreifen Wallnüſſe, die Ulmenrinde, Bärentraubenblätter, die Stechpalme, der Ehrenpreis, die Roßkaſtanien und Weidenrinden, die China- und Alcornoquerinde, der Kaffee, die Nelken und Ratanhiawurzel, die Theeblätter und die Wandflechte gezählt.

Von den einzelnen Mitteln ſind beſonders die neu eingeführten wie die Ratanhia- und Alcornoquerinde ſehr ſorgfältig abgehandelt, was auch von dem Abſchnitte über die Chinarinde gilt, an welchem in naturhiſtoriſcher Hinſicht mehreres zu ändern wäre. Sonderbar iſt es, daß der antilliſchen Ratanhiawurzel, welche die franzöſiſche Pharmacopoe aufführt, und von Krameria Ixina kommt, nicht gedacht wird.

10) Aetheriſch-öhlichte Arzneymittel. Dieſe zerfallen in mehrere Abtheilungen, nämlich:

a) Gewürzhafte, als Zimmt, Gewürznelken, Wintersrinde, Muskatnüſſe, Citronen und Pommeranzen, Vanille, Ingwer, Lorbeeren, Cascarille, Pachurimbohne, Saſſafras, Meliſſe, Quentel, Sternanis, Kümmel und andere Saamen von Doldengewächſen. Nach dem Hrn. Verf. wächſt der gemeine Kümmel (Carum Carvi L.) auf Wieſen und Triften in England wild, wird aber in Deutſchland, beſonders in Franken und Thüringen gebraut. Dies iſt ein Irrthum, denn die Kümmelpflanze wächſt ſehr gemein durch ganz Deutſchland wild, und wird kaum in einer deutſchen Provinz im Großen angebaut.

b) Kamphorhaltige: als Cajeputöhl, Kardamomen, Cubeben, die Wurzeln des Calmus, der Zedoaria, Kurkuma, Galgant, Paradieskörner, Rosmarin, Salbei, Iſop,

ed by Google

die Münzenarten, Lavendel, Schlangen- und Meiſterwurzel, Pimpinelle u. ſ. w.

Die Kardamomen der Officinen kommen nicht von Amomum Cardamomum Linn., ſondern von Elettaria Cardamomum Maton und White, welches ſynonym iſt mit Alpinia Cardamomum Roscoe. — Bey den Cubeben hätte die Anwendung derſelben bey den Engländern gegen den Tripper, wovon man kürzlich ſo viel Geſchrey machte, angeführt werden können. Die Beſtimmung der Pflanzen, wovon die Zittwerwurzel kommt, bedarf auch einiger Berichtigung, indem falſche Synonyme zuſammengebracht ſind.

c) Inulinhaltige Mittel: die Wurzel des Alant, der Angelika, die Bertram und florentiniſche Veilchenwurzel.

d) Terpentinartige: Terpentinöhl, Sadebaum, Wachholder.

e) Lauchartige oder ſcharfe ſchwefelwaſſerſtoffhaltige: als Knoblauch, Zwiebeln, Meerrettig, Senf, Lachenknoblauch, Löffelkraut, Brunnenkreſſe. — Sinapis alba und nigra L., ſagt der Hr. Verf., wachſen in Italien, Frankreich, England und Holland zwiſchen dem Getreide wild, werden aber in Deutſchland gebaut; indeſſen beyde Pflanzen wachſen gar nicht ſelten auch in Deutſchland wild, ſo iſt z. B. Sinapis nigra um Heidelberg eine ganz gemeine Pflanze, die an angebauten Orten, ſelten zwiſchen dem Getreide vorkommt; dagegen Sinapis arvensis ein ſehr läſtiges Unkraut auf Aeckern iſt; übrigens wird beſonders Sinapis alba häufig gebaut. — Von dem Gebrauche der Senfmolken in Nervenfiebern hätte etwas können angeführt werden. (Man ſehe S. G. Vogels Handbuch der prakt. Arzneywiſſenſchaft 2ter Theil S. 38).

f) Wohlriechende (indifferente): als Roſen, Veilchen, Maiblumen, weiße Lilien, Königskerze, Lindenblüthe. Daß man die Blätter der Rosa alba und rubiginosa zum Einſalzen wählt, bezweifelt Rec. Die Eſſig- oder Damascenerroſe, deren Blätter man vor dem Aufblühen ſammelt, werden mehr ihrer Farbe wegen zu Räucherpulvern u. dgl. gebraucht; ſie kommen von Rosa gallica L.

Damit die Veilchen ihre blaue Farbe nicht verlieren, ſagt der Hr. Verf., müſſen ſie ſchnell getrocknet und in einem wohl-

ſchloſſenen Glaſe an einem trockenen Orte aufbewahrt wer-
. Dieſer Vorſicht ungeachtet werden ſie doch oft blaß und
cheinbar. Die neueſte franzöſiſche Pharmakopoe enthält ein
rfahren, das in Deutſchland noch ſehr wenig bekannt iſt
das Rec. hier mittheilen will. Die Staubfäden und
lche werden ſorgfältig von den Blumenblättern entfernt, die
teren auf Siebe ausgeſtreut und mit warmem Waſſer regen-
mig (imbris in morem) begoſſen; das Waſſer läuft grün
ärbt ab; man wiederholt das Begießen, worauf es aber
ils grün wird, jedoch bläſſer. Begießt man ſie zum drittens
ale, ſo wird das Waſſer ſchwachbläulich; nun muß man mit
m Benetzen aufhören und die Violen ſchnell trocknen, wo-
rch ihre Farbe unverſehrt bleibt und auch der angenehme
eruch kaum verändert wird.

Daß bey dem Thee von den Blumen der Königskerze,
ren Staubfäden behaart ſind, das Durchſeihen (damit kein
eiz im Halſe verurſacht wird) nicht verſäumt werden darf,
ätte ſollen erinnert werden.

g) Widerlich riechende: als Flieder und Kamillen-
lumen, Schafgarbe, Baldrian, Rainfarrn, Wurmſaamen,
Burmmoos, Farrnkraut, Raute, Eberraute, Wermuth.

Die gemeine Kamille, meint der Hr. Verf., könne auch
nit Matricaria Suaveolens verwechſelt werden; Rec. zwei-
elt an der Exiſtenz einer Matricaria Suaveolens als eigene
Art in Deutſchland.

h) Thieriſche (ammoniumhaltige): Moſchus, Ambra,
Bibergeil. — Rec. kann nicht in die Lobeserhebungen mit ein-
ſtimmen, die der Verf. der Ambra macht; ihre Wirkungen ſollen
außerordentlich flüchtig, belebend und ſtärkend ſeyn; Bertele
ſetze ſie in Rückſicht der belebenden Eigenſchaften noch über den
Moſchus. Man bediene ſich derſelben in allen den Fällen, wo
der Moſchus dienlich ſey, beſonders bey hohen Graden von
Reizloſigkeit, Nerven- und Verſtandsſchwäche, bey Lähmungen
und Schlagflüſſen ꝛc. Um von dieſen hohen Ideen von der
Wirkſamkeit der Ambra zurückzukommen, beſuche man nur die
Officinen und laſſe ſie ſich vorzeigen. Einmal wird ſie ihres
hohen Preiſes wegen nur zu oft verfälſcht, und dann wird ſie
ben der Koſtbarkeit willen nur ſehr ſelten angewendet, eine

kleine Quantität bleibt daher oft viele Jahre lang in den Offi-
cinen liegen und verliert dadurch nothwendig an Wirkſamkeit.
Beſonders iſt vor ihrer Anwendung bey hohem Grade von Ty-
phus zu warnen, weil man ſich verleiten laſſen könnte, andere
wirkſamere, ſichere Mittel zu verſäumen und dadurch den Kran-
ken in den mißlichſten Zeitpunkten der größten Gefahr auszu-
ſetzen. Wollte man aber dennoch die Ambra gebrauchen, ſo
müßte dies wenigſtens in weit ſtärkeren Gaben geſchehen, als
gemeinhin angegeben wird; unter einem Scrupel pro Dosi
für einen Erwachſenen dürfte man nicht verordnen, wenn
Wirkung davon erwartet werden ſoll.

i) Brenzliche: als Wachs, Asphalt, Steinkohlen, Bern-
ſtein- und Bergöhl, Theer, Ruß, Hirſchhorn und ätheriſches
Thieröhl.

Aus dieſer Ueberſicht geht hervor, welche Gegenſtände in
dieſem Bande und in welchen Zuſammenſtellungen ſie abgehan-
delt ſind: gegen dieſe letzteren ließen ſich manche Einwendungen
machen, aber man darf es nicht vergeſſen, daß es ſchwer iſt,
eine zu finden, an welcher nichts zu tadeln wäre. — Rec.
ſieht in dieſem Werke zwar blos eine Compilation, wo nur
höchſt ſelten ein Urtheil des Verf. ſelbſt ſich findet, oder eine
von ihm ſelbſt gemachte Beobachtung vorkommt; dem unge-
achtet iſt das Buch ſehr brauchbar, indem der Hr. Verf. die
beſten Quellen benutzt und mit großem Fleiſse überall her zu-
ſammengetragen hat. Der naturhiſtoriſche Theil ſcheint ſeine
ſchwächſte Seite zu ſeyn, was man denn leider nur gar zu oft
antrifft. Wir ſehen mit Vergnügen der baldigen Erſcheinung
des zweyten Theils entgegen, und wenn man dieſen Tabellen
noch etwas hinzuwünſchen möchte, ſo dürfte es das ſeyn, daß
die Litteratur der einzelnen Mittel und geſchichtliche Nachrich-
ten von denſelben in eigenen Columnen aufgeſtellt würden.

Liederſaal. Das iſt: Sammlung altteutſcher Gedichte aus ungedruckten Quellen. (Herausgegeben von Freiherrn Joſeph von Laßberg zu Eppishauſen im Thurgau. Mit einem Titelkupfer und einer Schriftprobe. Gedruckt zu Conſtanz.) Erſter Band. 1820. XXVIII und 638 S. in gr. 8.

Ich habe auf dieſes Werk ſchon vor ſeiner völligen Erſcheinung aufmerkſam gemacht (Jahrb. 1818. S. 670), ſeine Seltenheit rechtfertigt jene Anzeige. Ausführlich, wie es ſich gebührt, kann ich jetzt darüber auch nicht reden, doch das Hauptſächlichſte anführen. Dieſer Band enthält 85 Sprüche und Erzählungen vom Ende des 13. bis 14. Jahrh., die papierne Handſchr. aber beſteht in 2 Bänden und hat nach des Herausg. Bemerkung gegen 300 ſolcher Gedichte, wird alſo noch 3 Bände füllen. Damit ſoll aber die Sammlung nicht geſchloſſen ſeyn, vielmehr wird der Herausg. noch ſeine Hdſ. der Nibelungen (die älteſte und bedeutendſte) nebſt den Heimanskindern und vielleicht auch Gedichte Rudolfs von Montfort oder Ems, wovon er ſchätzbare Hdſſ. beſitzt, in die Sammlung aufnehmen.

Der Vorbericht in etwas alterthümlicher Sprache an den Meiſter Lienhart von Coſtenz, legt des Herausg. Abſicht bey dieſer Sammlung zur Genüge dar, und gibt recht gute, nur etwas zu kurze topographiſche Nachrichten von den alten Dichtern, die in der Umgegend des Herausg. gelebt und zu denen er, wie er ſagt, „zu jedem von hier wol ze imbiß riten möcht und ſie zu mir." Sie ſind 1) Salmon von Ramſwag (als Dichter nicht bekannt, und in literariſcher Hinſicht nur durch Otfrids Zueignung merkwürdig); 2) der von Singenberg, ſeine Burg lag nur 1½ Stunde von Eppishauſen, jetzt ganz zerſtört. 3) Rudolf von Ems (gewöhnlich von Montfort), ein, alles andern zu geſchweigen, ſchon ſeiner Handſchriften-Sammlung wegen ſehr bedeutender Mann. 4) Hug (Haug) von Montfort. Als großer Liebhaber und Beförderer des Geſangs erſt aus der Pfälz. Prachthandſchrift No. 329. bekannt. 5) Hartmann von Starkenberg. 6) Heinrich von Feldkirch, beyde Verwandte der Montforter. 7. 8) Eberhart und Heinrich von Sax. 9) Konrat von Altſtetten. 10) Walther von der Vogelweide, deſſen Heimath jedoch noch unbeſtimmt iſt. 11)

Schenke Konrat von Landeck. 12) Die fünf Eckeharten von Jonswil. Es ſind dieſes die Mönche von S. Gallen, wovon Eckehart der Decan das lateiniſche Lied vom Waltharius gedichtet und Eckehart IV. es durchgeſehen haben ſoll, während eine Pariſer Hdſ. es dem Geraldus Floriacenſis zuſchreibt. Auch dieſes merkwürdige Gedicht wird der Herausg. durch die beſten Hdſſ. unterſtützt, ſeiner Sammlung einverleiben, da es einer neuen Ausgabe ſehr bedarf. 13) Kraft von Toggenburg. 14) Jacob von Warte. 15) Werner von Tüffen. 16) Pfaff Konrat von Ammenhauſen. Nicht zu verwechſeln mit dem Pfaffen Kunrat, dem Dichter des älteſten Rolandsliedes, der wenigſtens 170 Jahre vor jenem gelebt (um 1160) und wahrſcheinlich ein Baier geweſen. 17) Friderich von Sonnenberg. 18) Walter von Klingen. 19) Heinrich von Tettingen, deſſen Heimath Docen (Muſeum für altt. Lit. I. S. 173) an der Aar vermuthete, Laßberg aber in der Nähe des nördlichen Ufers vom Bodenſee entdeckte. 20) Burkhart von Hohenfels (vgl. Docen S. 177.). Als Nachbarn hat Docen aber noch mehrere aufgezeichnet, wie den Clein Heinzelin von Conſtanz (daſ. 175.), auch ſcheinen die Dichter Lamprecht, von Yſnude ꝛc., die von Rudolf von Montfort und F. v. Sonnenberg angeführt werden, in jene Heimath zu gehören.

Zur kenntlichen Beſchreibung der Sammlung diene Folgendes. Der Inhalt iſt 1) Abentüren oder Erzählungen und Schwänke, 2) Sprüche von der Liebe, 3) geiſtliche Sprüche. Aehnliche Sammlungen ſind a) die Koloczaer Hdſ., die Aventüren und religiöſe Betrachtungen enthält, 184 Gedichte. b) Die Pfälz. No. 341. ähnlichen Inhalts, 204 Gedichte. c) Die Pfälz. Hdſ. No. 313. blos 54 Sprüche von der Liebe. d) No. 344. e) No. 355. f) No. 358. ebenfalls ſolche Sprüche, und alle dieſe Lieder zuſammen ſind in gleichem Versmaas, in Reimparen von 7 Sylben, und faſt von der nämlichen Behandlungsart. Daran reihen ſich die Spruchgedichte von dem Teichner Pf. Hdſ. No. 384. Docen a. a. O. S. 211. Wiener Jahrb. Bd. I. Anz. Bl. S. 26. Dieſer Zuſammenhang beweist ſich auch dadurch, daß in dieſen verſchiedenen Sammlungen oft dieſelben Gedichte vorkommen.

So ſteht das Lied No. 47. der Laßb. Samml. in der Colocz. Hdſ. No. 75. und in der Pfälz. (341) No. 79. No. 30. Laßb. ſteht in der Pf. Hdſ. (313.) Bl. 449 (355). Bl. 114. und ſo noch andere, wie der Herausg. faſt jedesmal nachgewieſen. Noch mehr Uebereinſtimmungen werden ſich aus den genannten Hdſſ. ergeben, ich kann jetzo darüber nicht weiter nachforſchen. Doch wird Vieles der Laßb. Sammlung eigen bleiben, wie ſchon die groſſe Anzahl ihrer Gedichte und manche heimatliche Anſpielung verräth, z. B. XIX. V. 58. die Erwähnung des Bodenſees. Hiermit ſtimmt auch die Sprache überein, und dieſe gibt zugleich genau das Alter der Hdſ. an. Es kommt nämlich darin die Umwandlung des gedehnten a in au, i in ei, des ei in ai vor (V. v. 91. raut ſt. rat, VII. 43. ſtraul, maul. XIV. 14. kindelein ꝛc.), welches die Mundart der Conſtanzer Gegend im 15. Jahrhundert war und nicht früher als zu Ende des 14. Jahrh. ſich bildete (ſ. die Beyſpiele im Archiv der Geſellſchaft für teutſche Geſch. I. S. 394. und Pfälz. Hdſ. No 146.). Auf dieſe Zeit deuten auch die Pfälz. Hdſſ. hin und die No. 313. bemerkt ausdrücklich das Jahr 1378.

Dieſe Sammlungen ſind für das 14. Jahrh. grade das, was die der Minnelieder für das 13te waren. Die älteſte iſt die Pfälz. Hdſ. No. 357. (die hoffentlich von Eitenbenz bald herausgegeben wird), ſie iſt wenigſtens 60 Jahre früher als Maneſſe und auch in Schwaben verfertigt. Darauf folgen die Man. Jenaer und Kolmarer Sammlungen, die noch ſtrophiſche Lieder enthalten, ſodann die obgenannten, worin keine Geſätzer mehr ſtehen, alſo ihr Inhalt nicht Lieder, ſondern Sprüche ſind. Hieraus folgt: 1) dieſe ſpäteren Sammlungen haben ebenfalls mehrere Verfaſſer, wie die früheren, 2) ihre Schätzung und Werth beruht auf dem Verhältniß des Minnelieds zum Spruchgedicht.

Für mehrere Verfaſſer ſpricht ſchon der Umfang der Sammlungen, und der Umſtand, daß in jeder eigene Sprüche vorkommen. Doch ſind viele Gedichte darin von einem und demſelben Meiſter; ſo gehört in der Pfälz. Hdſ. 341. vieles dem Kunrat von Würzburg an, bey Laßb. ſind die Gedichte No. 27. 31. 52. 53. 55—69 gewiß von Einem Verfaſſer,

wie die gleichen Anfänge und Schlüſſe und die Behandlungs art beweiſen. Manches ſcheint von Konrat von Würzburg zu ſeyn, denn der Eingang von No. 21. erinnert an deſſen goldene Schmiede.

Zur Beurtheilung des Werthes iſt zu merken: 1) Das Minnelied hat Geſätzer, der Spruch nicht; jenes erfordert mehr Sprachgewandtheit, iſt harmoniſcher als dieſer. 2) Der Minneſinger Sprache iſt rein, der Spruchdichter mit Wälſchem gemiſcht, beſonders mit Lateiniſchem (Laßb. No. 2. 3. 5. 18. 23 ꝛc.). 3) Das Minnelied iſt nicht lehrend, wohl aber der Spruch. Jenes bezieht ſich daher wenig auf die h. Schrift, dieſer faſt immer (Laßb. No. 2. 3. 6 — 10. 12. 14 — 17 ꝛc.) und wiederholt ſich gern in ſolchen Anführungen. 4) Das Minnelied iſt nicht gelehrt, der Spruch aber rühmt ſich ſeiner Gelahrtheit (Laßb. No. 9. Erwähnung des Ovid, 17, des Virgil, 16, Anſpielung auf Tantalus; Frau Venus und Amor ſind ſtändige Perſonen). 5) Das Minnelied iſt nicht epiſch, ſondern lyriſch, der Spruch aber liebt die Erzählung, die Abentüre, und bringt auch große Heldenlieder gern in kurze Erzählungen, wovon die Coloczaer Hdſ. den ſtärkſten Beweis liefert. Zuweilen hat auch der Spruch das alte Versmaas des Heldenlieds umgewandelt, wie in Dieterichs Flucht und Bitterolf. 6) Das Minnelied enthält einen reichen Schatz alter Denkungsweiſe und Ueberlieferungen unſeres Volkes, der Spruch weit weniger. 7) Jenes gehört dem 12. und 13. Jahrh. an, dieſes den folgenden, jenes iſt aus dem Heldenlied entſtanden, dieſer aus der ſittenlehrenden Richtung des Geiſtes, wie ſie im Wälſchen Gaſt und Renner hervortritt und welche durch den Sagenkreis vom h. Grab verurſacht worden. Das Minnelied iſt alſo älter, der lehrende Spruch iſt mit der Proſa gekommen. Jenes iſt ſehr alt, ich kann ſchon aus dem 8. Jahrh. geiſtliche Liebes-Lieder und Briefe anführen. Es ſind die zwey ſehnſuchtsvollen Briefe, der Berthgyth an den Balthart, jeder mit einem ſtabgereimten Liede (Epist. S. Bonifacii ed. Würdtwein. ep. 150. 151.) Man ſieht darin, wie das hohe Lied ſchon in jener Zeit das Vorbild der chriſtlichen Liebenden geweſen, daher es auch ſchon im 11. Jahrh. von Willeram und nachher ſo oft

rſetzt worden. Wenn da Berthgyth ſagt: neque per somnum mente quiesco, quia fortis est ut mors dilectio, ſo hören wir 6 Jahrhunderte nachher noch ſingen: fortis ut mors dilectio, Lieb, daz merk in tütſch alſo, Salomon geſprochen hat, die myn, die man nit abe lat, e iſt ſtark alſam der tot (Laßb. No. 8. V. 23 fg.). ogar das Heldenlied bleibt in dieſen Gedanken ſtehen: inne iſt creftig ſam der dot, Su vindet vnd machet t Zuwiſchent liebe lüte (Dieterichs Kampf. Pf. Hdſ. 324. l. 310. b.).

Viele merkwürdige Stellen der Laßb. Sammlung muß h übergehen, weil ſie zu großen Erörterungen Anlaß geben. er Aufmerkſame wird auf gar manches wichtige ſtoßen, und on dem Vorurtheil frey bleiben, als ſey alles Jüngere zu erachten, weil es nicht alt iſt. Das Minnelied wie das Spruchgedicht hat ſeine Würde, und darf keines auf Koſten es Andern bevorzugt werden.

Interpunctionen und mehr kritiſche Nachweiſungen des Verwandten werden in dieſem erſten Bande vermißt, in den folgenden hoffe ich ſie anzutreffen, denn ſie ſind durchaus nöthig. Sonſt hat der Herausgeber alle Sorgfalt angewendet, welche zu ſchönen Hoffnungen berechtigt und ſeinem Werke als einer getreuen Quellenſammlung einen bleibenden Werth gibt, der durch die edle Aufopferung, wodurch er es zu Stande gebracht, noch erhöhet wird, und wie die Mülleriſche Sammlung ein Beweis des Edelſinnes für unſere Vorwelt iſt.

F. J. Mone.

Beyträge zur theoretiſchen und praktiſchen Medizin von Joh. Ev. Wetzler. I. B. II. H. 322 S. 8. 1820.

Fortſetzung der Recenſion in N. 8. S. 125 d. J.

Der erſte und zweyte Abſchnitt, 250 Seiten ſtark, enthalten Krankheitsgeſchichten des Herzens und ſeiner Arterien, und Leichenöffnungen.

No. 17. iſt überſchrieben „Herzleiden von unausgebildeter Form“ (?). In der Krankheitsgeſchichte der [vermeinten] Bruſtbräune, heißt es S. 165: „Gegen ſo viel (e) und tief wurzelnde Uebel mit Arzneyen zu kämpfen, hätte mit Windmühlen kämpfen geheißen“. So — überdies iſt dieſes eine ſchlecht gewählte Allegorie; der ſpaniſche Ritter hielt eine Windmühle für einen Rieſen, und darum war ſein Kämpfen vergebens. Dem Ritter ſteht's wohl an, gegen Rieſen zu kämpfen, und dem Arzte gar wohl gegen rieſenhafte Krankheiten. Dies iſt ſeine Pflicht, und ſein Feld der Ehre. Er darf keinen Kranken aufgeben. Der Verf. hat ſich gleich dem Helden des ſpaniſchen Romanes geirrt. Er hielt etwas für Syncope cordis, was es nach Ref. Dafürhalten, denn er kann unmöglich Brera's Anſicht über dieſen Gegenſtand theilen, nicht war. S. 178 heißt es: „Das Herz war abnorm klein, ſeine Subſtanz dunkelroth und welk, die Blutgefäße, zumahl die Venen ſtrotzend, beyde Vorkammern mehr als nochmal ſo weit, wenig Blut enthaltend, die Wände derſelben, ſo wie der Herzohren, viel zu dünn. Die obere und untere Hohlvene, ſo wie die Lungenvenen, erſchienen widernatürlich weit. Die beyden Herzkammern waren um ein Drittheil zu klein, die Kranzarterien hart, wie knorpelartig anzufühlen u. ſ. w.“ Was nützen nun ſolche Beſchreibungen, noch überdies in ſchlechtem Deutſch vorgetragen?! Wir geben auch eine Probe von des Verfaſſers Stärke in der Phyſiologie. „Das Klopfen an, vom Herzen entfernten Theilen rührte in dieſem Krankheitsfalle wohl daher, daß die Vorkammern zu groß, die Herzkammern dagegen zu klein waren. Indem ſich nun jene nicht entleeren konnten, floß ein Theil des Blutes in die Hohlvenen zurück, wodurch Klopfen entſtand u. ſ. w.“ Iſt's möglich, daß ſo etwas gedruckt iſt?! S. 181 leſen wir: „Bey der Leichenöffnung [es war die Leiche eines kleinen magern 17 Jahre alten Mädchens] fand man in jedem Bruſtfellſacke einen halben Schoppen Waſſer; die Lungen klein, entzündet, und zum Theil verhärtet, in dem Herzbeutel einen halben Schoppen Waſſer; das Herz wohl viermal ſo groß als gewöhnlich, und ſtark nach der rechten Seite gedrängt, die Kranzgefäße ſtrotzend, das Muskelfleiſch feſt, die Wände

viermal ſo dick, und die Herzkammern kaum weiter als gewöhnlich, dagegen beyde Vorhöfe ſo weit, daß man eine Fauſt hinein legen konnte, und die Aorta durchaus ſo enge, daß ich kaum den kleinen Finger in ihre Mündung einbringen konnte. Die obere ſo wie die untere Hohlader war gleichfalls ſehr erweitert. In der Bauchhöhle war eine Menge Waſſer u. ſ. w. Und doch erſt in den drey letzten Wochen vor ihrem Tode, ſtimmte der Aderſchlag an der Handwurzel mit dem Herzſchlag nicht mehr überein: genau nach der Uhr gezählt hatte dieſer 118 — 120 Schläge in einer Minute, jener nur 112. Erſtickungsanfälle hatte die Kranke nicht, aber große Beängſtigung." Es gränzt an's Unglaubliche, doch wir haben Schwarz auf Weiß! Der Hr. Verf. würde ſich ſehr verdient machen, wenn er dieſes außerordentliche Präparat, wenn er es anders noch aufweiſen kann, einem anatomiſchen Cabinet ſchenkte. Hr. W. hat ſonderbare Bezeichnungen für den Puls, als: er war frequent, klein, ſchwach, regelmäßig. Ein 66 Jahr alter Packknecht wurde „als an Peripneumonia nervosa leidend", nachdem er zuvor zu Haus an einer Lungenentzündung 14 Tage lang war behandelt worden, in das Krankenhaus den 27. Jänner aufgenommen. Der Verf. ſah ihn erſt den 31. Am 2ten Februar ſtarb der Kranke. Unter andern krankhaften Erſcheinungen fand man einen ungeheuern ächten Herzpolypen. Wahrlich, wahrlich ſehr merkwürdig, da der Kranke an einer Peripneumonia nervosa geſtorben war!! Es kommen viele Leichenöffnungen vor, in welchen der Verf. Polypen fand, welche er abbilden ließ, womit wir zu einer andern Zeit beſchenkt werden ſollen; wir können uns bey dieſen Sectionen, ſo wie bey den Krankheitsgeſchichten hier nicht länger aufhalten. Seite 237 leſen wir: „Der Arzt, der den Kranken früher an der Gelbſucht und dann an der Lungenentzündung behandelt hatte, behauptete, die Leber müßte von außerordentlicher Größe ſeyn, und wünſchte ſie daher nach dem Tode zu bekommen. Demnach ward ſie ihm zugeſchickt, und die Kleinheit derſelben mag ihn, wegen ſeines ſo beſtimmten Ausſpruches, nicht wenig beſchämt haben!" Wahrlich das Buch hätte viel an ſeinem Glanze verloren, wenn der Herr Medizinal- und Regierungs-Rath dieſe zarte Bemerkung nicht

als Anmerkung beygefügt hätte! Der 3te Abſchnitt enthält magnetiſche Kuren. Nämlich es wird erzählt: daß Frau E aus Mesmer's Vaterland, die Gattin eines Mitglieds der „vom berühmten Marquis von Puyſegur geſtifteten Magnetiſir-Geſellſchaft" viele Kranken männlichen und weiblichen Geſchlechts geheilt habe. „Dem Magnetismus gewonnen, erhielt ſie von Puyſegur nähere Anleitung zur Ausübung desſelben." Dieſe dem Magnetismus gewonnene Dame heilte viele Menſchen. „Ein 24jähriger Bauer, der am hektiſchen Fieber litt, fiel ſchon bey der erſten Sitzung in magnetiſchen Schlaf, und ſchlief dreymal 24 Stunden fort. Beym Erwachen am 4ten Tage fühlte er ſich frey von Leiden, und in kurzer Zeit war er vollkommen geneſen"!! Das iſt alles, was wir von dieſer merkwürdigen Cur erfahren. Dieſe Dame heilte auch einen Arzt, der häufig an Dyspepſie, an Hämorrhoidal-Beſchwerden litt. Seine Geneſung beſtimmte ihn auch für die magnetiſche Behandlung. Herr Doctor wirkte durch dieſe Methode außerordentliches: er heilte eine Gliedergicht in 11 Tagen, Koliken in einigen Fällen ganz ſchnell, „zwey an der Darmgicht mit Konvulſionen leidende Kinder, die der Auszehrung nahe waren, in kurzer Zeit" und in zwey Fällen den Schlagfluß in der Zeit von 18 — 20 Minuten, podagraiſche Schmerzen in wenig Minuten u. ſ. w. „Derſelbe Arzt hat ſeit einem halben Jahre eine große Magnetiſirmaſchine (Baquet), an der zu gleicher Zeit 8 Kranke Theil nehmen können, aufgeſtellt, und ſind mittelſt derſelben bereits bedeutende Krankheiten gehoben worden u. ſ. w." „Eine öffentliche magnetiſche Anſtalt, an welcher jeder Kranke, gleichwie am Teiche Betheſda, ohne Unterſchied Theil nehmen kann, iſt ganz gegen die Idee des thieriſchen Magnetismus", ſagt Hr. Kieſer im Archiv für thieriſchen Magnetismus 5. B. 3. St. Wir verweiſen Hrn. W. überhaupt dahin, damit er aus den Arbeiten dieſes ſcharfſinnigen Schriftſtellers erſehen möge, daß es mit oberflächlichem Gerede und mit unbefriedigenden, ohne Ordnung und Strenge aufgenommenen Curen der Art durchaus der Lehre vom Magnetismus nicht gedient ſey. Der 4te Abſchnitt iſt überſchrieben: „Notizen über die vorzüglichſten

Geſundbrunnen und Heilbäder im nördlichen Deutſchland.“ Nenndorf, Rehburg und Eilſen ſind der Gegenſtand dieſer eben denſelben ſo wenig erſchöpfenden Abhandlung. Der 5te Abſchnitt: „Miscellen“ enthält verſchiedene Krankheitsgeſchichten. Um unſern Leſern eine Probe von des Verf. Stärke, welche er in der Pathologie und namentlich in der Aetiologie beſitzt, zu geben, wollen wir eine Krankheitsgeſchichte denſelben mittheilen. „J — ein trefflicher Arzt zu A —, 46 Jahre alt, ſehr mager, höchſt reitzbaren Temperaments, und von ſchwacher Bruſt, litt ſeit Jahren an habitueller Diarrhöe, ſo daß er täglich 5 — 6 dünne Stühle hatte, und ſich unwohl fühlte, wenn der Leib verſchloſſen war. Auch litt er öfters an rheumatiſchen Schmerzen, und zwar mehr, wenn die Diarrhöe ſtockte [!]. Im Februar 1814 ward er plötzlich von wüthenden, unerträglichen Leibſchmerzen befallen. Die Aerzte verordneten auflöſende Arzneymittel, auch in Clyſtieren; aber ohne Erfolg. Der Kranke litt ganz entſetzlich. Er konnte Tag und Nacht kein Aug zuthun: er nahm daher Opium in großen Doſen, um ſich ſchlaftrunken zu machen: vergebens! Erſt nach langer Zeit traten Remiſſionen ein. Dann bekam der Kranke, der ſonſt äußerſt mäßig lebend, wenig aß, auch Heißhunger, und ſtillte er dieſen, wie er mußte, ſo fühlte er ſich auf der Bruſt beengt, mußte, um leichter athmen zu können, ſelbſt im Winter am offenen Fenſter ſitzen. Der Heißhunger und der Abgang von hautartigen Materien mit der Darmausleerung, an denen er eine Aehnlichkeit mit Bandwurmſtücken finden wollte, brachten ihn auf die Vermuthung, er müßte wohl einen Bandwurm haben.“

(Der Beſchluß folgt.)

No. 68. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Beyträge zur theoretiſchen und praktiſchen Medizin von Joh. Ev. Wetzler. I. B. II. H. 322 S. 8. 1820.

(Beſchluß der in No. 67. abgebrochenen Recenſion.)

Es wurden nun alle mögliche Wurmmittel und auch Draſtika verſucht, welche den Kranken ſehr erſchöpften. Es ging kein Wurm ab. „Sein Unterleib, beſonders die Magengegend, war ſo empfindlich, daß er als Bekleidung nur einen leichten Schlafrock leiden konnte. In der Folge bekam er auch heftige Schmerzen im Nacken, und er wähnte, es ſäß da eine furia infernalis. Hypochondrie ſcheint ſich ſeiner bemächtigt zu haben. Im Sommer 1815 brauchte er den Carlsbader, 1817 den Kanſtatter Brunnen, aber ohne Nutzen. Endlich im Winter 1817/18 endigte eine Lungenſucht ſein qualvolles Leben.“ Bey der Section „wurde der ganze Darmkanal aufs genaueſte unterſucht, und es fand ſich von einem Wurme nicht die geringſte Spur, auch ſonſt kein Fehler an den Därmen, außer daß ſie etwas abgemagert und eingeſchrumpft erſchienen. Auch keine Infarkten waren vorhanden, und an der Leber, der Milz, den Nieren ꝛc. durchaus nichts krankhaftes zu entdecken. Nur in der einen Lunge fand ſich ein Geſchwür.“ Was war nun die Krankheit? Woher die ungeheuren Schmerzen? Was war ſie wohl anders, als eine ſogenannte larvirte Gicht? — oder vielmehr eine Verſetzung von unausgebildetem, in den Häuten des Pfortaderſyſtems, der Därme, der Lymphgefäße ꝛc. [und wo noch weiter?!] hauſendem Gichtſtoffe nach den Unterleibs-Nerven, durch Verkältung oder Gemüthsaffecte, in denen ſich der Kranke nicht mäßigen konnte, oder durch beyde zugleich veranlaßt.“ Welch ein Scharfſinn, welche Klarheit, welche Gewandheit im Gebiete der Pathologie!! Jetzt kommt aber noch das Köſtlichſte. Unmittelbar fährt der Verf. fort: „So

die treffliche Abhandlung von Harleß“, und führt den Titel derſelben, nämlich die Abhandlung über Syncope cordis, ſo wie ſie ſich im 5ten St. 1818 des Hufelandſchen Journal von Hrn. Harleß vorfindet, an; und damit iſt dieſe Krankheitsgeſchichte, welche unter der Rubrik „Larvirte Gicht ſteht, geſchloſſen. Doch was ſchadet im kühnen Sprunge ein Compliment, das man einem rufreichen Manne macht; ſo etwas kann immerhin nützen. Es iſt doch traurig, daß man in unſerer Zeit Rheumatismus nicht ſtreng von Gicht trennt.

Den Beſchluß dieſes Heftes machen Bemerkungen über die Recenſion des I. Heftes dieſer Beyträge in No. I. der Münchener Allgem. Literatur-Zeitung. An Sprachfehlern fehlt es dieſem Hefte nicht; wir haben ſie abſichtlich in den Auszügen aus dieſer Schrift ſtehen gelaſſen. Papier und Druck ſind ſchön.

...t.

Allgemeine mathematiſche Erdbeſchreibung; dem Verſtändniſſe auch der Ungeübteren in den geometriſchen Wiſſenſchaften nahegebracht durch Mag. C. F. Hochſtetter, Profeſſor an der landwirthſchaftlichen Lehranſtalt zu Hohenheim. Mit 2 Kt. Stuttg. 1820. VI u. 156 S. 8.

Werke, worin die mathematiſche Geographie ausſchließlich bearbeitet iſt, ſind nicht häufig, indem dieſe ſehr allgemein geſchätzte Wiſſenſchaft meiſtens als Einleitung in den Lehrbüchern über die politiſche Geographie abgehandelt oder mit in das Gebiet der Aſtronomie gezogen wird. Es liegt außerdem in der Natur der Sache, daß die Schriftſteller beym Vortrage derſelben die mathematiſche Form, oder vielmehr die in der Sprache der Geometrie verfaßten Formeln als das kürzeſte und genaueſte Mittel des Ausdrucks nicht vermeiden, wenn ſie gleich einen ſchweren Calcül zu umgehen ſuchen, wie dieſes z. B. in dem vortrefflichen Lehrbuche von Kries geſchehen iſt. Weil indeß viele Leſer auch in den leichteren Theilen der Mathematik nicht geübt ſind, dennoch aber über dieſe eben ſo in-

tereſſanten als wichtigen Gegenſtände Belehrung ſuchen, ſo war es nicht zweckwidrig, dieſelben leicht und mit Umgehung geo⸗metriſcher Formeln zu erläutern, und in dieſer Abſicht ſchrieb der Verf. das vorliegende, ſeinem Zwecke recht gut entſprechende Buch. Ohne den Inhalt deſſelben näher zu bezeichnen, erlaubt ſich Rec. nur eine allgemeine Anzeige, daß die Lehrſätze der mathematiſchen Geographie kurz, hinlänglich deutlich und in genügendem Umfange vorgetragen ſind, und die beabſichtigte Belehrung allerdings durch daſſelbe erhalten werden kann. Eine ins Einzelne gehende Critik würde hier um ſo weniger am rechten Orte ſeyn, als es bey der Erläuterung von ausgemach⸗ten Wahrheiten bloß auf die Art der Darſtellung ankommt, welche in dem vorliegenden Werke eben ſo einfach als klar iſt. Nur ſelten erlaubt ſich der Verf. ſogenannte philoſophiſche, von einigen Schriftſtellern für geiſtreich gehaltene Reflexionen, welche aber ſehr gefährlich ſind, indem ſie nur zu leicht halb⸗wahre oder ganz falſche Behauptungen enthalten. Als Bey⸗ſpiele mögen dienen S. 20 Z. 19. S. 21 Z. 14. S. 37 Z. 26, bey welcher letzteren Stelle ſo oft auch anderwärts von der von Oſten urſprünglich ausgegangenen Cultur die Rede ſeyn mag, immer zu bedenken iſt, daß es kein abſolutes, ſondern nur ein relatives Oſt und Weſt auf der kugelförmigen Erde giebt; S. 110 Z. 8 ff., wo die veränderliche Schiefe der Ekliptik und das Umlaufen des Weltpoles um den Pol der Ekliptik im großen Platoniſchen Jahre überſehen iſt, u. a. m.

Rec. erlaubt ſich zum Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit einige Kleinigkeiten zur künftigen Verbeſſerung auszuheben. Mayer hatte nicht die erſte Idee, die Meereslänge durch Uhren zu beſtimmen, S. 59, ſondern er verbeſſerte bloß die Mondsta⸗feln, wofür ſeine Wittwe eine Gratification von 3000 Lst. bekam, indem der von der Königin Anna ausgeſetzte Preis nach vielen Debatten in Terminen an Harriſon ausgezahlt wurde. Unter den verſchiedenen Beſtimmungs⸗Mitteln der geographiſchen Länge iſt das ſicherſte, nämlich Sternbedeckungen durch den Mond ausgelaſſen. Der Halbmeſſer der Erdbahn iſt nicht 24, ſondern faſt 21 Mil. Meilen, und die Abnahme der Schiefe der Ekliptik gegenwärtig nicht: mehr als eine halbe Secunde, wie S. 121 ſteht, ſondern nur 0",45004 nach

v. Lindenau und v. Bohnenberger Zeitſchrift Bd. I. S. 83, womit auch de Lambre Th. III. S. 183 übereinſtimmt. Bey der Reduction des mètre auf Fußmaß S. 134 fehlen, ohne Zweifel durch einen Druckfehler, 11 Linien. Daß man aber nach S. 136 über die geometriſchen Grundſätze, wie die Geſtalt der Erde aus Gradmeſſungen zu beſtimmen ſey, nicht einig ſeyn ſollte, iſt wohl unmöglich, wenn gleich verſchiedene mehr oder minder genaue Reſultate gebende Methoden bey der Berechnung befolgt werden, wie denn überhaupt von hier bis S. 139 eine nicht genaue Würdigung der Mathematik und einiger Mangel an Kenntniß der neueſten Literatur merklich wird. Das Wichtigſte über Verfertigung der Landcharten und die verſchiedenen Projectionen hätte billig beygebracht werden ſollen.

Als Fortſetzung dieſes Werkes kann angeſehen werden:

Allgemeine phyſikaliſche Erdbeſchreibung zu gemeinnütziger Belehrung über die natürliche Beſchaffenheit des Erdkörpers, und zu Beförderung eines lebendigen Sinnes für die Natur überhaupt. Von C. F. Hochſtetter. Th. I. Stuttg. 1820. 380 S. 8.

Nach einigen kurzen, und wohl mangelhaft zu nennenden allgemeinen Vorbegriffen aus der Phyſik, vorzüglich über Licht und Wärme handelt der erſte Haupttheil in zwey Abſchnitten, wovon der erſte das Allgemeine, der zweyte das Beſondere berückſichtigt, von der Beſchaffenheit des feſten Landes. In eine zweckmäßige und lichtvolle Darſtellung der Größe der Erdoberfläche und des Verhältniſſes zwiſchen Waſſer und feſtem Lande, ſo wie auch zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel ſind auch einige, faſt wörtlich aus Ritters bekannter Erdkunde entlehnte Reflexionen über die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Welttheile rückſichtlich ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit und des Charakters ihrer Bewohner, mit Angabe der Quelle, woraus dieſe Darſtellungen genommen wurden, verwebt. Schwerlich gehören ſolche in eine phyſikaliſche Erdbeſchreibung, und ſind hierin höchſtens ſo viel, als die Phantaſieen über die Bewohner der verſchiedenen Planeten in den Werken über die Aſtronomie. Als Phyſiker hätte der Verf. auch billig S. 37 nicht nachſchreiben ſollen, „daß das Waſſer, als Element, überall das Beſtreben äußere, das ungleichartige

zu vermengen.“ Die Reſultate der verſchiedenen Verſuche, eine gewiſſe Harmonie in der äußern Form der Länder nachzuweiſen, ſind hier gleichfalls mitgetheilt, ſo ſchwer es auch ſeyn möchte, eine ſolche mit Beſeitigung alles Willkührlichen aufzufinden, oder gar von derſelben auf die allgemeinen bildenden Kräfte geleitet zu werden. Ueber die Gebirge der älteren und der neueren Formation erklärt ſich der Verf. dahin, daß die erſteren durch Kryſtalliſation auf chemiſchem Wege, die letzteren durch mechaniſchen Niederſchlag entſtanden ſeyn ſollen. Schwerlich iſt indeß die Kryſtallform ein ausſchließliches Kennzeichen chemiſcher Ausſcheidung, und außerdem gehört dieſelbe den ſecundären Gebirgen gleichfalls in Menge zu, wie namentlich die Kryſtalle der Kalkerde beweiſen. Mit dieſen Unterſuchungen, des natürlichen Zuſammenhanges wegen, verwebt iſt die Angabe der hauptſächlichſten Petrefacten, wobey wir beyläufig der S. 76 erwähnten leichten Lösbarkeit des Gypſes in Waſſer und ſeiner Anziehung zum Sauerſtoff (Gas) der Atmoſphäre nicht beypflichten können; auch iſt der ſibiriſche Elephant S. 82 mit dem Mammut einerley, das Mastodonte vom Ohio dagegen ein fleiſchfreſſendes Thier geweſen. Die Bildung der verſchiedenen Gebirge und die Entſtehung der Verſteinerungen werden von abwechſelnden gewaltſamen Meeresfluthen abgeleitet, mit Ausnahme des Baſaltes, rückſichtlich deſſen der Verf. ſich mehr auf die Seite der Vulcaniſten zu neigen ſcheint. Eine kurze Ueberſicht der Gebirgszüge Africa's und Aſiens iſt dem weſentlichen Inhalte nach aus Ritters Erdkunde entlehnt, aber auch die europäiſchen Gebirgszüge werden in genügender Vollſtändigkeit ſo zuſammengeſtellt, daß man eine leichte Ueberſicht derſelben erhalten kann. Bloß die Höhe von Sneehättan, des höchſten Punktes in Norwegen, zu 7 — 8000 F. iſt wohl etwas zu groß, indem genaue Beſtimmungen nur höchſtens 6750 F. enthalten. Eine Nachweiſung der americaniſchen, noch immer nicht genau bekannten Bergzüge fehlt gleichfalls nicht, die neuholländiſchen dagegen ſind mit Stillſchweigen übergangen. Ueber Berghöhen und Bergebenen iſt das Wichtigſte beygebracht, mit einigem Zweifel an der neuerdings gefundenen Höhe der aſiatiſchen Berge, welche ſich übrigens durch die verſchiedenen Meſſungen ſtets beſtätigt, auch glaubt v. Humboldt

nicht mehr, daß Tibet an Höhe dem Gebirgs-Plateau von Quito weit nachſtehe, ſeitdem die Meſſungen vorzüglich beym Tempel Kedarnath und am Paß Niti bekannter geworden ſind. Vergl. Ann. de chim. vol. XIV. p. 1 ff. In natürlicher Verbindung hiermit ſteht die Angabe der Waſſerſcheiden, welche ſich freylich nur von Europa mit genügender Genauigkeit angeben laſſen, in den andern Welttheilen aber wegen Unkunde der Länder ſelbſt noch keineswegs hinlänglich erforſcht ſind, obgleich die Unterſuchungen hier weit größere, und ſomit viel intereſſantere Reſultate darbieten würden.

Im zweyten Abſchnitte, welcher den beſonderen merkwürdigen Eigenſchaften des feſten Erdreichs (beſſer wohl, des feſten Landes) gewidmet iſt, wird von der Richtung und Abdachung der Gebirge, ihrer Form und Gruppirung, den ſie durchſchneidenden Thälern und deren Eigenthümlichkeiten gehandelt. Was über die gemüthliche Bedeutung der Berge S. 229 beygebracht iſt, beſteht mehr in einigen dichteriſchen Anſichten, als in einer genauen Erörterung ihres Einfluſſes auf die Bewohner derſelben, wovon vermuthlich bey einer nachfolgenden Unterſuchung ihrer klimatiſchen Beſchaffenheit und der hierdurch bedingten Vegetation geredet werden wird. Die Gletſcher und die von ihnen herabfallenden Lawinen ſind gut beſchrieben, und zugleich iſt die ſchwierige Frage in Anregung gebracht, ob die Ausdehnung und ſtete Vergrößerung der Eisfelder wirklich oder nur ſcheinbar ſey, worüber vielleicht die Beantwortung der von der Schweitzergeſellſchaft aufgegebenen Preisfrage nähere Auskunft geben wird. Unter den Fällen der durch Schneefälle entſtandenen Seen hätte wohl das neueſte Ereigniß dieſer Art im Banien-Thale, wovon die Bibliotheque universelle und Gilbert'Ann. Bd. 60. S. 331 Nachricht geben, erwähnt werden können. Unter die Merkwürdigkeiten im Innern der Erde rechnet der Verf. zuerſt die Höhlen, welche wohl ohne Zweifel in großer Menge und von verſchiedener, zum Theil außerordentlicher, Größe vorhanden ſind. Als Beweiſe hierfür werden Parrots Berechnungen der erſtaunenden Menge von Lava angeführt, welche aus manchen Vulcanen erweislich ausgeworfen iſt, und nicht ſelten den Inhalt er größten Berge der Erde an Maſſe übertrifft; ferner die

Reſultate, welche eben dieſer Phyſiker aus Bouguer's Pendelbeobachtungen auf dem Pichincha folgert. Eine neue Stütze erhält dieſe Annahme einer ungleichen Dichtigkeit oder großer Höhlungen im Innern der Erde durch Capt. Katers neueſte Pendelbeobachtungen an verſchiedenen Orten Englands, wodurch zugleich das unerwartete und widerſprechende Reſultat der engliſchen Meſſung erklärt wird. S. philos. trans. 1819. Th 3. Darin kann aber Rec. nicht beypflichten, wenn das Zurückweichen und Sinken des Meeres bey Erdbeben als eine Folge des Strömens in große unterirdiſche Höhlungen angegeben wird, indem dieſes vielmehr ohne Zweifel aus einem bloßen Schwanken erklärt werden muß, eine Anſicht, welche ihm ſo viel weniger zweifelhaft ſcheint, da er von einem glaubhaften Augenzeugen weiß, daß beym Erdbeben in Liſſabon das Waſſer in einem länglichten Teiche eines Gartens im nördl. Deutſchlande heftig bewegt wurde, und ungewöhnlich von den Ufern in der Richtung des größten Durchmeſſers zurückwich. Der Verf. ſcheint auch ſelbſt S. 343 mehr geneigt, das Sinken des Meeres an den Ufern bey Erdbeben und vulcaniſchen Eruptionen einem Schwanken, als einer Einſaugung in die Erde zuzuſchreiben. Bergmann's Angabe von einer großen Höhle in einem Granitberge bey Marienſtadt wird hier mit der Bemerkung mitgetheilt, daß eine nähere Auskunft hierüber allerdings wünſchenswerth ſey. Die bedeutendſten Höhlen mit ihren Merkwürdigkeiten ſind gut beſchrieben, und die Entſtehung des Tropfſteins iſt nach Parrot's Anſicht erklärt, mit der, ohne Zweifel ungegründeten, Bedenklichkeit, ob wohl das Regenwaſſer durch die ſtarken Decken der Höhlen dringen könne. Die große Kälte mancher Höhlen ſteht ohne Zweifel mit den Salzen in denſelben oder in der Umgegend in gar keiner Cauſalverbindung, ſondern kann füglich aus andern Urſachen erklärt werden, und auf gleiche Weiſe ſind die in Gypsbergen befindlichen Höhlen dieſes Geſteines wegen gewiß nicht ungeſund, am wenigſten aber aus der Urſache, weil derſelbe die Lebensluft anzieht; vielmehr ſind in der grotta del cane und andern ähnlichen bekanntlich das aufſteigende ſchweflichtſaure und vorzüglich kohlenſaure Gas die tödtlich wirkenden Subſtanzen, wie der Verf. S. 287 als Reſultat chemiſcher

Unterſuchungen anführt, weswegen es der unrichtigen Erklärung aus den Wirkungen des Gypſes nach Art friſchgegypster Zimmer nicht bedurfte. Beyläufig wird der ursus spelaeus namentlich der Gailenreuther Höhle bey der Aufzählung der dortigen zahlreichen Petrefacten ein Eisbär genannt, welches wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn möchte. Das Weſentlichſte über die Lager und Gänge, das Streichen und Fallen derſelben, ihre größere und geringere Reichhaltigkeit, Länge und Mächtigkeit iſt zu einer leichten Ueberſicht zuſammengeſtellt, und durch namentliche Anführung einiger der vorzüglichſten Beyſpiele ſächſiſcher und americaniſcher Bergwerke erläutert. Ueber die Entſtehung derſelben, ob durch Kräfte des Feuers oder Infiltration auf naſſem Wege, wird aus begreiflichen Gründen nicht entſchieden, obgleich die bekannteſten für jede der beyden Hypotheſen ſprechenden Beweiſe nicht übergangen ſind.

Von den vulcaniſchen Bergen, und den Erſcheinungen, welche ſie darbieten, wird noch zuletzt ausführlich geredet und das Weſentlichſte zuſammengeſtellt. Zuerſt von ihrer Form, der Größe, Geſtalt und Lage ihrer Crater, den Veränderungen derſelben, welche als eine Folge der ausgeworfenen Subſtanzen anzuſehen ſind, den Phänomenen ihrer Eruptionen und denjenigen, welche dieſen vorangehen, nebſt den Erzeugniſſen und Producten der feuerſpeyenden Berge, ſo wie endlich von den Urſachen und Bedingungen des Entzündens und fortdauernden Brennens. Ob der Bimsſtein ein vulcaniſches Product ſey, kann nach dem Zuſammenhange deſſelben mit eigentlichen und unzweifelhaften Laven kaum noch ſtreitig ſeyn. Hinſichtlich der Lage, Geſtalt und Tiefe der vulcaniſchen Heerde folgt der Verf. den Anſichten Parrot's; die Urſache der Entzündung findet er, vorzüglich nach Lemery's bekanntem Verſuche, in den Schwefelkieſen, ohne jedoch die Gegengründe als unerheblich oder ganz beſeitigt anzuſehen, indem vielmehr zugleich auch Werners Theorie von brennenden Steinkohlenflötzen und Davy's Hypotheſe von Metalloiden im Innern der Erde als der Beachtung ſehr würdig angeführt werden, und auf allen Fall ſcheint ihm das Waſſer, nicht ſowohl des Meeres, als vielmehr ſüßes aus höher liegenden Behältern eine bedeutende Rolle bey dieſen Phänomenen zu ſpielen. Die ſtreitige Frage,

ob die ſämtlichen Vulcane von Innen in die Höhe gehoben ſind, und die vulcaniſchen Inſeln ſämtlich oder wenigſtens zum gröſten Theile dieſer Art der Erhebung ein bleibendes Daſeyn verdanken, iſt hier nach v. Humboldt mehr bejahend entſchieden, als zweifelhaft geſtellt, obgleich gewiegte Geognoſten daran zweifeln. Vergl. d'Aubuisson Traité de Géognosie vol. I. p. 405. Von den bis jetzt bekannten Vulcanen ſind die wichtigſten namhaft gemacht, und es ſoll nicht bloß Africa, ſondern auch Aſien deren verhältnißmäßig wenigere aufzuweiſen haben. Rückſichtlich des letzteren Welttheils iſt dieſe Behauptung noch wohl ſehr problematiſch, wenn man erwägt, daß Vulcane in weiter Entfernung von der See unter die Seltenheiten gehören, folglich das große Continent deren nicht viele haben kann. Dagegen aber ſind die Küſten, mit Ausnahme der nördlichen, reichlich damit ausgeſtattet, und manche etwas weiter landeinwärts liegende ſind ſicher noch nicht genugſam bekannt. Die eigentlichen Schlammvulcane ſind nicht erwähnt, und eben ſo die ſogenannten Salſen mit Stillſchweigen übergangen, wenn ſie nicht etwa mit unter den Erdbränden begriffen ſeyn ſollen, worunter nicht bloß der berühmte isländiſche, ſondern alle ruhig brennende Feuer, deren Entzündung und Brennen von Steinkohlenlagern mit untermiſchten Schwefelkieſen abgeleitet wird, alſo auch die lange Zeit brennenden Steinkohlenbergwerke gerechnet werden. Endlich von den Erdbeben, welche nicht bloß im Allgemeinen, ſondern namentlich auch mit detaillirten Erzählungen derjenigen Ereigniſſe beſchrieben werden, welche die vorzüglichſten furchbaren Naturbegebenheiten dieſer Art im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderte auszeichneten.

Im Allgemeinen hat Rec. dieſen erſten Theil dieſes Werkes, deſſen 2ter und letzter wahrſcheinlich bald nahfolgen wird, mit Intereſſe geleſen, und iſt überzeugt, daß das Leſen deſſelben Vergnügen und Nutzen gewähren wird. Der Styl iſt correct, leicht und angenehm, und darf der Verf. nur nicht nach einer unzeitigen Würze durch eingeſtreute ſentimentale oder poetiſche Reflexionen ſtreben, auch fällt die, vorzüglich in Anfange häufiger gebrauchte Floskel: ſo zu ſagen, welche doch bey einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung ſo viel wie nichts ſagt, etwas unangenehm auf.

Beſchreibung oder Geographie und Statiſtik nebſt einer Ueberſicht der Geſchichte von Würtemberg. Von J. D. G. Memminger. Stuttg. und Tübingen bey Cotta. 1820. VI u. 541 S. in 8.

Talent und Fleiß, das ſtatiſtiſch-richtige und bemerkens-werthe aufzuſuchen und es auf eine gefällige Art darzuſtellen, hat Rec. ſchon mit Vergnügen in des Verf. Beſchreibungen von Stuttgart, Ludwigsburg, Cannſtadt, und in dem Jahr-buch auf 1818 und 1819 (deſſen lange Fortſetzung zu wünſchen iſt) beobachtet und zum Theil auch in dieſen Blättern gerühmt. Gleich gute Eigenſchaften empfehlen die jetzt vorliegende um-faſſendere Localarbeit. Sie zerfällt in 4 Abtheilungen: Ueber-ſicht der Landesgeſchichte, geognoſtiſche und naturgeſchichtliche Landeskunde, Volkskunde und Orts (Oerter-) beſchreibung.

Die Landesgeſchichte S. 1 — 126 betrifft I. die Grafſchaft Würtemberg, a. im Heranwachſen von 1083—1441, b. zweytheilig regiert 1441—1482, c. wiedervereinigt — und durch den einer hinreichenden Schilderung erſt noch würdigen Eberhard mit dem Bart ſchon im Münſinger und Eßlinger Vertrag mit Sicherung verfaſſungsmäßiger Rechte verſorgt. Bis 1495. Durch ebendenſelben wurde II. Würtem-berg Herzogthum, unter 15 Regenten von dieſer Würde — bis 1803. III. Friedrich, als Herzog der IIte dieſes Na-mens, wurde Churfürſt, und nachdem er das vermehrte Land 1803 — 1806. als Churfürſtenthum, noch nach der alten Conſtitution mit interimiſtiſchen Einrichtungen für die neu hin-zugekommenen Gebiete, regiert hatte, benutzte Er bald die Zeit-umſtände, daſſelbe, noch mehr vergrößert, als Königreich zu beherrſchen, nachte aber alsdann den Uebergang zu einer durch Grundgeſetze über die Regierart conſtitutionell gemäßig-ten und geordneten Staatseinrichtung.

Aller Aufmunterung werth iſt das ſichtbare Beſtreben des Verf. nicht bloße Regenten- und Familiengeſchichte, ſondern auch Data zur Volksgeſchichte, zum Anſchauen des jedesmaligen Zuſtandes der Regierten, auszuwählen. S. 41 — 57. Möchte er dieſen eigenthümlichen Theil ſeiner Sammlungen immer mehr durch charakteriſtiſche Züge vervollſtändigen! Bey S. 44 bemerkt Rec., daß arme Leute von den Eigenleuten verſchieden waren. Sie hatten, wie dieſe, nicht ein liegendes

Eigenthum, konnten aber doch perſönliche Freyheit haben. Vgl. Montags Geſch. der deutſchen ſtaatsbürgerlichen Freyheit (1812.) I. 5. Note l. — S. 45 bemerkt: „Ohne Zweifel hatte der Ausdruck Grundherr urſprünglich gar nicht die Bedeutung von Grundeigenthümer, ſondern bezeichnete mehr eine Oberaufſicht, Advocatie.“ Eine Bemerkung, welche hiſtoriſcher Belege und Ausführung werth wäre. Herr nannten die Wehrloſen den Ritter, den Burgherrn, der ihnen Schutz gewähren konnte. Für die Gegend, welche ſeinem Schutz ſich anvertraute und ihm dafür gewiſſe Genüſſe abtrat oder abgab, war er mehr Landherr, Herr im Lande als Landesherr zu nennen. Auch wenn er in dem Lande, welches ſich ihm zum Rechts- und Waffenſchutz ergeben hatte, Landesherr genannt wurde, ſo hatte dies die Bedeutung, daß Er der Herr, der Waffenkundige und Gerüſtete, war, der durch die Pflicht, zu ſchützen, das Recht zu verabredeten Schutzmitteln hatte. Nicht aber herus des Landes war er, inſofern es nicht Patrimonialgut war, nur dominus, in der Bedeutung, welche dieſes Wort hatte, da es nach Auguſtus, der nicht anders als Princeps, Fürſt, Oberhaupt, genannt ſeyn wollte, an die Stelle des bis dahin beliebteren Namens Princeps trat, und zuerſt noch einen Regenten, alsdann erſt einen Beherrſcher, doch nie einen Beſitzer der Regierten und ihres Eigenthums ſtaatsrechtlich bezeichnete.

Der 15 Herzoge Regierungen charakteriſirt der Verf. freymüthig genug. S. 67. „Mit Einem Wort: für Würtemberg war kein Heil, ſo lange Ulrich lebte.“ Von Herzog Friedrich I. S. 79: „Angezeigter Verdienſte ungeachtet wurde ſein Tod, welcher am 29. Jan. 1608. erfolgte, als eine Wohlthat betrachtet.“ Vieles leitet ſich Rec. von dieſes Herzogs früherer Bekanntſchaft mit damaliger franzöſiſcher Hof- und Regierart ab. Von Eberhard-Ludwig iſt S. 94 Verſchwendung, Weiberregiment, eigenmächtige Finanzſteigerung nicht verhehlt. Er gab hauptſächlich Anlaß, daß der miles perpetuus, nicht blos als ſtändiger Kriegsmann als waffenrüſtig und geübt (was er ſeyn ſoll), ſondern als ein immer in Caſernen und Garniſonen liegender — aufkam und 1698. auch auf dem Reichstage beſchloſſen wurde. Gegen die Ritterſchaft war Eb. „ſo“ ſonderbar

erbittert (S. 98.), daß er ſelbſt das Lied: o heiliger Geiſt ꝛc. zu ſingen verbot, weil darin die Stelle vorkommt: Laß uns dein' edle Balſamkraft empfinden und *zur Ritterſchaft dadurch geſtärket werden.*“ Welch eine Ausübung des jus circa sacra! 1649 wurde das erſte Zeitungsprivilegium (nicht zur Beſchränkung, oder um der Einträglichkeit des Regals willen, ſondern zur Ermunterung eines ſolchen Unternehmens, wozu ſich ohne eine Art von Monopol noch niemand verſtehen wollte) gegeben. Erſt 1723. gab es das erſte Stuttgarter Wochenblatt.

Herzog Carl Alexander ſteigerte (S. 97) die bewaffnete Macht im alleinigen Herzogthum Würtemberg einmal, 1735. auf 18,000 Mann, gewann aber durch die übermäßigſten Anſtrengungen doch nichts, als — ſtatt Regent — ſein Lebtag General einer fremden Macht zu ſeyn und des Juden Süß als Oberfinanzraths zu bedürfen, welcher, im erſten Jahre nach des Herzogs plötzlichem Tod, an den eiſernen Alchymiſtengalgen (eine Reliquie der hyperphyſiſchen Finanzkunſt aus Hzg Friedrichs I. Zeiten) in einem Käfig aufgehängt wurde. Bey Hzg Carl wird S. 103 bemerkt: Man kann ſagen, die glücklichſte Zeit, welche Würt. genoß, fällt in die letzten 15 Jahre von deſſen Regierung. Außer einer Haupturſache, daß er in dieſer Periode keinen Hof mehr hielt und daher auch bey weitem nicht bloß für hofmäßigen Umgang und Einfluß zugänglich war, möchte auch noch dieſe auszuzeichnen ſeyn, daß er, ſein Land häufig ohne Prunk bereiſend, jede ſchriftliche oder mündliche Bitte ſelbſt annahm, auf die Amtsführung der Landbeamten eine ſtrenge Aufſicht übte und durch Unterſuchungscommiſſionen üben ließ. Von Hzg Ludwig Eugen (in früheren Jahren le Prince Philosophe genannt,) giebt S. 106 die Anekdote: daß „er ſogar für ſeine Unterſchrift (als Regent) *einen Stempel* verfertigen und dieſen durch die dritte Hand aufdrücken ließ. Ein Glück war es, daß der Herzog ſein Vertrauen einem Manne ſchenkte, der in dem verdienten Rufe der unbeſcholtenſten Redlichkeit ſtand.“ Das Gegenſtück hievon war, ſeit dem Napoleoniſchen Souverainetätsvertrag von 1806, die Uebergangszeit von einer Dictatur zur conſtitutionellen Monarchie. Wären damals wenigſtens nur

nicht ſo viele in ſich ſelbſt vergängliche Landesorganiſationen auf einander gefolgt. Doch war ſelbſt im Kriegzug gegen Preußen (S. 113) 1806. des Königreichs Bundescontingent nur 12,000 Mann. Zum Krieg gegen Rußland wurden (S. 116) als das höchſte, 18,000 ausgehoben. Da der deutſche Militärbund jetzt von Würtemberg als Contingent 14 tauſend und im Ganzen 21 tauſend Mann fordert, ſo iſt die durch das Recrutirungsgeſetz beſtimmte, im Einverſtändniß mit den Ständen 1820. modificirte, durch das außerordentl. Beylagenheft der Ständeverhandlungen I. und II. Kammer 1820. bekannter gewordene Einrichtung, welche jene hohe Anforderung durch eine kluge und humane Militär-Organiſation erfüllt, und doch mildert, eine der wohlthätigſten Folgen der von König und Volk nach trefflichen Grundſätzen eingegangenen und mit Liebe und Ruhe fortgeſetzten conſtitutionellen Vereinigung. Faſt alle Waffenfähige werden allmählich für die Waffen geübt ſeyn, ohne davon erdrückt zu werden.

S. 119 — 124 iſt der neue Zuwachs von Würtemberg ſpeciell verzeichnet. Von 650 tauſend Einwohnern iſt die Zahl auf 1400 tauſend vermehrt. Aber dieſe haben nach dem angehängten Finanzetat von 1819 bis 20. eine Staatsausgabenſumme von 10½ Million Gulden unter ſich zu vertheilen, da die 650 Tauſend zuvor wenig mehr als ein Viertheil dieſer Summe zu leiſten hatten.

Die II. Abth. „Landeskunde“ oder Kenntniß des Bodens und ſeiner unmittelbaren Erzeugniſſe, alsdann die III. Abth. „Volkskunde“ oder Kenntniß von den Einwohnern und dem, was ſie produciren und bearbeiten, machen eigentlich die Hauptparthieen dieſer Schrift und erſcheinen mit großem Fleiß angelegt. Hievon noch das Wort eines Kunſtverſtändigen in der Nachſchrift.

Die Bevölkerung (1818 gab die Zählung 1,397 564) wird nach S. 247 in der Regel alle Jahre um 10 Tauſend zunehmen. S. 272 zeigt, wie ſehr der Erwerbfleiß durch Anbau ungebauter Felder, Allmanden ꝛc. ſogar im Landbau, immer dem ſolideſten Erhaltungsmittel noch verhältnißmäßig ſteigen könnte. Möchte man nur auch bewürken können, daß durch Minderung der Verſchwendung für das Ueberflüſſige,

wie ſie durch alle Stände geht, erübrigt werden könnte, was alsdann auf den Beſtand und Zuwachs der Menge ſich nährend vertheilen ſollte! Auch wäre vielleicht, weil die eine Gegend übervoll ſeyn kann, während eine andere viel ungebrauchtes Land abgeben könnte, die Anſiedlung von einem Orte zum andern mehr zu befördern. Die verſtorbene Königin gab (S. 273) ein ſchönes Beyſpiel, zum Auswandern veranlaßte Würtemberger lieber durch Coloniſiren im Lande zu retten und erwerbfleißig zu machen, als aufs ungewiſſe nach America ziehen zu laſſen. Je mehrere darbend arbeiten müſſen, damit wenige zuviel verbrauchen, je öfter wird die comiſche, aber ſinnvolle Rede vorkommen, welche S. 255 der Verf. aus dem Munde eines ſtark bezollten Weinwirths anführt: „Man muß heutzutage betrügen, um ein ehrlicher Mann zu bleiben." Der Mann muß wohl das Alter eines „Schwaben, der (S. 251) erſt mit dem 40ſten Jahre geſcheid werden ſoll", überlebt gehabt haben!

Die angegebene Bevölkerung theilt ſich S. 259 in — Lutheraner 951,540, Reformirte 2,475, Katholiſche 433,484, Sectirer (die ſich von dem Kirchenthum abgeſondert erklären) 499, Juden 8,436. Die Lutheriſchen werden durch nur 844 Pfarreyen beſorgt, die Katholiſchen bedürfen, wenn ſie an Zahl gleich nicht um die Hälfte ſo viele ſind, 629 Pfarreyen mit 185 Kaplaneyen (S. 423. 425) nebſt einem Landesbiſchof und Domcapitel. — Die Adelichen, unter denen 24 Fürſten, 23 Grafen vormals Reichsunmittelbar waren, und 95 ritterſchaftlich-adeliche Familien (S. 448 — 50) aufgezählt werden, ſind kaum der 800ſte Theil der Landeseinwohner, nämlich 1,748 gegen 1,395,816. (Rec. möchte den Verf. wohl auch um ſichere Notizen bitten, wie ſich ihre Beſitzungen und Einnahmen gegen das übrige Landeseigenthum verhalten?) Geſondert erſcheinen ſie offenbar als wenige; mit dem Volke ganz zuſammentretend würden ſie dann nicht bedeutender hervorragen, und geſicherter ſtehen?

Alle einzelne Ertrags- und Cultur-Gegenſtände werden in der Abth. III. mit vieler Detailkenntniß beſchrieben, geſchätzt und berechnet. Sehr löblich iſts, daß der Verf. hiezu ſo viele Notizen erhielt. Nur durch dieſes Bekanntwerden erhalten ſie

gewiß immer mehr Berichtigung und bleiben nicht blos dem Collegien-Typus überlaſſen, welcher leicht allzu ſtereotypiſch werden kann. Nach S. 293 iſt der ganze Flächeninhalt des erzeugenden Bodens 5 Mill. 241 tauſend Morgen. Davon ſey faſt ½ Ackerland, ⅓ Wald, ⅛ Wieſen, 1/55 Garten, 1/62 Weinland, 1/22 ungebaut. Noch ungefähr 1 Mill. Morgen iſt von den Ortſchaften, Wegen, Gewäſſern ꝛc. weggenommen. Den landwirthſchaftl. reinen Ertrag berechnet S. 371 auf 36 Mill. Davon rechnet der Verf. auf das, was der Capitaliſt und Landeigenthümer wegnehme, die Hälfte. Da für Gewinn aus Verkehr mit dem Ausland gerechnet werden 1 Mill. 370 tauſ. Gulden, ſo blieben als reines Nationaleinkommen — 19 ½ Millionen. Davon bedürfte der Staat und die vom Staate lebenden die Abgaben von 10 ½ Millionen. — Möge das reine Nationaleinkommen nie überſchätzt werden! Nichts iſt trüglicher, als dergleichen ins Große gehende und doch auf ſo mancherley Durchſchnittsberechnungen beruhende Reſultate, wo ein kleiner Fehler in den erſten Sätzen eine unüberſehbare Divergenz in dem Fortſchreiten der Linien hervorbringt, und eine Unrichtigkeit auf dem Papier in der Würklichkeit gewiß, aber ſpät, und wenn der Schaden erſt ſehr auffallend wird, ſeine Rüge findet.

S. 372 — 450 wird ein Ueberblick der Staatsverfaſſung und Verwaltung gegeben. Die V. Abth. enthält eine abgekürzte Topographie. Zu S. 457 macht Rec. die kleine Berichtigung, daß ſein Geburtsort Leonberg, Marggröningen der Stammort ſeines Vaters und vom 10ten Jahre der Ort ſeiner Erziehung war.

H. E. G. Paulus.

Nachſchrift. Die IIte Abtheilung des Memmingeriſchen Werks: Landeskunde, verbindet mit dem beſondern, dem vaterländiſchen Intereſſe, noch ein allgemeines, indem hier über die natürliche Beſchaffenheit Würtembergs, ſeine Oberfläche und Abdachung, die Gebirge und ihren Beſtand, eine überaus gehaltreiche, klare Darſtellung, als ſchätzbarer Beytrag zur

geognoſtiſchen Kenntniß Deutſchlands, gegeben wird. S. 128 ff. ſind der Aufzählung der verſchiedenen Felsarten gewidmet; ungern verſagen wir uns eine mehr ausführliche Angabe; allein ſie ſcheint nicht geeignet für den gegenwärtigen Zweck. In wie fern die S. 149 angeführte Auflagerung des Baſaltes auf den Jurakalk der hohen Alp gegründet ſey, möge dahin geſtellt bleiben. Bey der, in neuerer Zeit (und gewiß mehr im Einklange mit den Grundſätzen einer geläuterten Geognoſie) beynahe herrſchend gewordenen Anſicht der vulkaniſtiſchen Entſtehungsweiſe des Baſaltes, läßt ſich ein ſolches Verhältniß der Lagerung ſehr bezweifeln. — Ueber die freywilligen Erzeugniſſe der Natur (der einfachere Ausdruck Natur-Produkte ſcheint angemeſſener), S. 188 ff., findet man, was das Mineralreich betrifft, ſehr belehrende Angaben nach den Mittheilungen des verdienſtvollen und kenntnißreichen Hrn. Bergraths Held. Auch das Pflanzen- und das Thierreich ſind mit wünſchenswerther Ausführlichkeit behandelt. — Die in der Vorrede zugeſagte mineralogiſch-geologiſche (geognoſtiſche?) Karte, wird eine ſehr willkommene Erſcheinung ſeyn.

No. 69. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben oder Grundzüge zu einer Phyſiologie des Denkens für Aerzte, Philoſophen und Menſchen im höhern Sinne des Wortes von Ph. Carl Hartmann, Doktor und öffentl. ord. Profeſſor der Medicin an der Univerſität zu Wien. Wien bey Carl Gerold. 1820. in 8.

Der Verf. iſt dem Publikum ſchon durch mehrere treffliche Schriften aus dem Gebiete der Medizin und Philoſophie bekannt, und gehört überhaupt zu den fruchtbaren Schriftſtellern der gegenwärtigen Periode. Im vorliegenden Werke behandelt derſelbe die höchſte Aufgabe, welche der Phyſiologie vorgelegt werden kann, nämlich die Beziehung, welche zwiſchen dem geiſtigen und organiſchen Leben des Menſchen obwaltet. Es gibt, ſagt der Verf., wenige Aufgaben, deren Löſung auf das geſammte übrige Erkennen und Handeln des Menſchen, auf ſein Seyn und Werden, auf ſein Glück und ſeine Würde einen ſo tief eingreifenden und ſo mächtig beſtimmenden Einfluß hätte, als die Frage über die Wechſelverhältniſſe zwiſchen dem geiſtigen und phyſiſchen Leben. — Dieſes iſt allerdings richtig; aber es iſt auch nicht minder wahr, daß dieſe Frage ſchon ſeit der erſten Periode der Cultur-Geſchichte der Menſchheit vom practiſchen Standpunkte und namentlich von dem des Glaubens aus, ſo beantwortet wurde, daß ihr Einfluß auf das Handeln des Menſchen deutlich ſich kundthun konnte. Weniger möchten wir dem Verf. beyſtimmen, wenn er folgendes ſagt: Da in der neueſten Zeit die Philoſophie beynahe ganz phyſiologiſch geworden iſt, ſo hat eben dadurch diejenige Anſicht des Denkens, nach welcher daſſelbe als ganz befangen in der Sklaverey der phyſiſchen Nothwendigkeit betrachtet wird, im einzelnen Menſchen einen mächtigen Schwung erhalten, und die Sache iſt endlich ſo weit gediehen, daß der Menſch zwar A l l e s im A l l an ſich N i c h t s geworden iſt. Dieſe Lage der Dinge,

welche auf den gegenwärtigen Stand der Menſchheit einen kaum zu berechnenden Einfluß hat, der ſich bereits laut genug durch die zügelloſeſte Frechheit auf der einen, und durch einen lichtſcheuen Myſticismus auf der andern Seite verkündigt, macht es dringend nothwendig, die Wechſelverhältniſſe, in welchen geiſtiges und phyſiſches Leben zu einander ſtehen, vom Standpunkte der Phyſiologie aus einer wiederholten unbefangenen, allſeitigen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen. — Es ſcheint uns, daß der Verf. der Philoſophie der neueſten Zeit zu viel zur Laſt lege, wenn er die zügelloſe Frechheit und den lichtſcheuen Myſticismus unſeres Zeitalters als ihre Folgen betrachtet. Die Urſachen dieſer moraliſchen Ausſchweifungen liegen wohl in der ganzen Richtung des Zeitgeiſtes überhaupt. Wünſchenswerth aber iſt es in jeder Periode und beſonders in der unſrigen, wenn ſolche wichtige Fragen allſeitiger und gründlicher Prüfung unterworfen werden. Die vorliegende Aufgabe des Verf. ſcheint uns aber ihrem Hauptinhalte und ihrem Weſen nach in das Gebiet der Philoſophie oder Pſychologie, und nicht in das der *Phyſiologie* zu gehören. Die Phyſiologie berührt dieſe Frage, das Wechſelverhältniß zwiſchen Seele und Leib betreffend, zwar auch aber nur in ſofern, als ſie die Veränderungen zu erforſchen ſucht, welche während der Thätigkeit des Geiſtes in dem leiblichen Organe per harmoniam praestabilitam vor ſich gehen. Was die Phyſiologie über die Geiſteskräfte ausſagt, muß ſie aus der Pſychologie entlehnen. Es kann nach unſerer Meinung von einer *Phyſiologie des Denkens* gar nicht die Rede ſeyn, ſondern nur von einer Phyſiologie der Functionen der unmittelbaren Inſtrumentalorgane des Geiſtes. Das Denken iſt ein pſychiſcher Act und kann nur vom pſychologiſchen Standpunkte aus erfaßt werden. Noch weniger können wir zugeben, daß die Beantwortung dieſer Aufgabe als eine *beſondere Wiſſenſchaft* betrachtet wird, für welche ſie der Verf. gehalten wiſſen will; ſondern ſie iſt und bleibt nur ein Theil der Pſychologie, und wird in der Phyſiologie nur von einem untergeordneten Standpunkte aus zur Sprache gebracht. Abgeſehen aber von dieſem Ausdrucke, den der Verf. zur Bezeichnung ſeiner Aufgabe gewählt hat, wollen wir uns an den Inhalt des Werkes ſelbſt

halten, und dem Leſer vorzulegen ſuchen, auf welche Art derſelbe dieſe große Aufgabe zu löſen geſucht habe.

Erſte Abtheilung. Das Denken an ſich. Der Verf. ſchickt den pſychologiſchen Theil ſeiner Abhandlung voraus und handelt, ohne ſich gerade an einen ſehr ſyſtematiſchen Gang zu halten, von verſchiedenen wichtigen Aufgaben der Philoſophie und Pſychologie. Die Behandlungsart ſcheint uns aber der Größe und Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht angemeſſen. Wir müſſen, um dieſen unſern Satz gehörig zu begründen, die Worte des Verf. ſelbſt anführen. Unter der Aufſchrift das Weſen der Dinge ſagt der Verf. folgendes: „Alles, was in der Natur iſt, iſt thätig; was nicht thätig iſt, iſt auch nicht. Alles wird, beſteht und vergeht durch Thätigkeit, und nur durch Thätigkeit treten die gewordenen Dinge zu einander in Wechſelverhältniſſe. Alles Seyn offenbaret ſich nur durch Thätigkeit, und Thätigkeit iſt der Grund und das Weſen aller Dinge. Selbſt die Materie iſt nichts als erſcheinende Thätigkeit. Keine Vorſtellung hat zu größern Irrthümern Veranlaſſung gegeben, als diejenige, welche Materie und Kraft von einander trennte, und jene als die Trägerin, ja wohl gar als den Grund von dieſer darſtellte. Materie und Thätigkeit iſt eins, d. h. wenn beſtimmte Kräfte unter beſtimmten Verhältniſſen zum Raume zuſammenkommen, ſo erſcheinen ſie als Materie. Die Materie iſt alſo die Erſcheinung (Phaenomenon), die Thätigkeit iſt das Wirkliche (Noumenon). Man denke ſich von der Materie alle ihre Kräfte, ihre Schwere, Cohäſions- und Ausdehnungskraft hinweg, und man hat die Materie ſelbſt vernichtet.“

Dieſer kurze Abſchnitt, worin der Verf. die ſo unendlich ſchwere und wichtige Frage, über das Weſen der Dinge gelöſt zu haben vermeint, iſt aber aus bekannten, vielbeſprochenen und in unſern Tagen ſo vielfach wiederholten Sätzen zuſammengeſetzt; wovon jeder einzelne erſt des Beweiſes bedürftig iſt, und keiner eigentlich dem andern zum Beweiſe dienen kann. Wo man aber Beweiſe fodern muß, — und wo ſollten ſie mit mehr Recht gefodert werden können, als auf dem philoſophiſchen Standpunkte, worauf ſich der Verf. geſtellt hat, — da darf man ſich mit bloßen Ausſprüchen nicht genügen.

Wie ſollen Sätze, wie folgende, zur Grundlage einer Philoſophie des Denkens und als ihre Grundprinzipien betrachtet werden können? „Alles Seyn offenbart ſich nur durch Thätigkeit“ — alſo gibt es ein Seyn, welches ſich nicht offenbart, und ſomit keine Thätigkeit zeigt, oder nicht Alles, was in der Natur iſt, iſt thätig, ſondern nur Alles, was in der Natur ſich offenbaret, iſt thätig? Ferner heißt es: „Die Materie iſt nichts als erſcheinende Thätigkeit“. Es gibt alſo auch eine nicht erſcheinende Thätigkeit, oder nicht Alles, was thätig iſt, iſt auch zugleich. Es ſcheint uns immer, wenn man über irgend eine einzelne philoſophiſche oder pſychologiſche Aufgabe etwas Entſcheidendes und Gründliches ſagen will, nothwendig zu ſeyn, daß man die Elementarſätze der Philoſophie gehörig mit Beweiſen unterſtütze. Ueberhaupt möchte das Zurückgehen nach den erſten Prinzipien der Philoſophie von Niemanden ſo ſehr gefodert werden dürfen, als von dem, der an die Stelle eines bis jetzt geltenden philoſophiſchen Syſtemes Bruchſtücke eines neuen Syſtemes oder ein ganz anderes Syſtem zu ſetzen ſich vornimmt. In einem ähnlichen Geiſte ſind die folgenden Abſchnitte geſchrieben, daher wir nur dasjenige daraus ausheben wollen, was der Verf. als ſeine eigenthümliche Anſicht bezeichnet. Es gibt, ſagt der Verf., einen vierfachen Weg zur Erklärung des Wechſelverhältniſſes zwiſchen der phyſiſchen und pſychiſchen Thätigkeit, der Natur und des Geiſtes, dem Realen und dem Idealen. Der Idealismus, der Materialismus, und das Syſtem der abſoluten Identität führen auf Widerſpruch und Irrthum, daher kann die Wahrheit nur auf dem einzigen noch übrigen geſucht werden, auf welchem man finden wird, daß das Syſtem der geſammten menſchlichen Erkenntniſſe nur dadurch Einheit des Prinzips, Conſequenz der Entwicklung und Wahrheit ſeines Inhaltes erhalten kann, wenn wir die wirkliche Exiſtenz der Geiſter- und Körperwelt eingeſtehend beyde aus einer höhern Urquelle ableiten. Dieſe Urquelle iſt Gott. — Nach dieſem ſollte man glauben, der Verf. nehme an, die Materie und der Geiſt exiſtiren außerhalb dieſes dritten höhern Weſens. Allein bald darauf heißt es: „Aus allem dieſem wird es klar, daß die Dinge der phyſiſchen Welt nichts ſind als verkörperte Gedanken

Gottes; und die Geiſter der pſychiſchen nichts als einzelne Strahlen dieſes unendlichen Lichtes, die in ihren beſchränkten Kreiſen leuchten, wie dieſes mit ewiger Fülle in ſeinen unermeßlichen.“ Aus dieſen Aeußerungen möchte man den Schluß ziehen, daß der Verf., der im Grunde den Gedanken der Identitäts-Philoſophie, das Ideale und Reale ſeyen nur endliche Reflexe der abſoluten Identität, in populärem Style wiedergibt, dieſem Syſteme beypflichte, ohne es zu wollen oder zu wiſſen. Ueberhaupt aber wäre es zu wünſchen, daß, wenn von ſo ernſten philoſophiſchen Materien die Rede iſt, man ſich ſtrenge an philoſophiſche Ausdrücke und Formen, deren Sinn nicht zweydeutig iſt, halte. Mehr ſpricht uns dagegen der Verf. an, wenn er ins Einzelne ſeiner Aufgabe eingeht. Ganz wahr ſagt der Verf.: „wer ſich an eine Phyſiologie und Organonomie des menſchlichen Denkens wagt, deſſen erſte Angelegenheit muß ſeyn, die alle Aeußerungen des menſchlichen Denkens beherrſchende Grundthätigkeit in das hellſte Licht zu ſtellen. Iſt ihm dieſes gelungen, ſo muß er die Verhältniſſe dieſer Grundthätigkeit zu den verſchiedenen Arten ihrer Aeußerung, zu den ſogenannten Denkvermögen, endlich aber die Wechſelverhältniſſe dieſer Vermögen und ihrer Funktionen zu einander ſelbſt, zur deutlichen Anſicht bringen.“ — Wir glauben nur, daß dieſes Aufgabe der Pſychologie ſey, und daß die Phyſiologie dieſe Erörterungen als Lehnſätze betrachte. Von dem Worte Denken gibt der Verf. eine dem gegenwärtigen Sprachgebrauche fremde Erklärung. Er begreift nämlich unter Denken ſowohl das Erkennen als auch das Wollen. Das Erkennen theilt er wieder ein in Anſchauen, Urtheilen, Schließen, das Wollen in Gefühl, Neigung und Entſchluß. Das Gefühlsvermögen wird alſo als kein beſonderes Geiſtesvermögen betrachtet. Er behandelt nun alle Aeußerungen des Denkens (der Geiſtesthätigkeit) im Einzeln, zergliedert jede derſelben in ihre Elemente und vergleicht alle insgeſammt mit einander. Wenn er ſodann in allen Eine und dieſelbe Thätigkeit als das Beherrſchende aufgefunden haben werde, ſo glaube er ſich berechtigt, dieſe Thätigkeit als die Grundthätigkeit des Denkens — als das pſychiſche Prinzip — aufzuſtellen. In wie weit der Verf. das geſammte Erkenntnißvermögen

durch die Funktionen des Anſchauens, Urtheilens und Schließens umfaßt und erſchöpft habe, davon ſpäter ein Wort.

Ueber die Art und Weiſe, wie die Funktion des Anſchauens (der äußern Sinnlichkeit) vor ſich gehe, gibt der Verf. folgende Erklärung. Damit Anſchauung vermittelſt der äußeren Sinne zu Stande komme, muß ein äußerer Gegenſtand durch ſeine eigenthümlichen Kräfte auf das ihm entſprechende an der Peripherie des Gehirnnervenſyſtems (?) liegende Sinnorgan einwirken, und in den Nerven deſſelben beſtimmte Lebensſpannungen hervorrufen. Beſtimmte Lebensſpannungen in beſtimmten Sinnesnerven entwerfen in beſtimmten Centralorganen des Gehirnes einen dem äußern Gegenſtande, welcher jene Spannung erweckte, entſprechenden Umriß, deſſen Aufnahme ins Bewußtſeyn die äußere Empfindung ausmacht. Daß aber die Erzeugung einer ſolchen äußern Empfindung oder Anſchauung vor ſich gehen könne, ſeyen Aufmerkſamkeit und Unterſcheidung die nothwendigſten und erſten Bedürfniſſe. Wenn die Aufmerkſamkeit nur das Produkt der Freyheit ſeyn kann; wenn Unterſcheiden nichts anderes iſt, als ein freyes Verbinden (?) des durch die Sinne gegebenen Mannigfaltigen zur Einheit und Aufnahme dieſer Einheit ins Bewußtſeyn, ſo folgt daraus unwiderſprechlich: „*daß eine freye, das Mannigfaltige zur Einheit verbindende und als Einheit beſtimmende Thätigkeit das pſychiſche Prinzip der ſinnlichen Anſchauung ſey.*“ Auch hier müſſen wir wieder bemerken, daß der Verf. ſich nicht genau an die Geſetze logiſcher Diſtinctionen gehalten, und verſchiedene Begriffe mit einander verwechſelt und in Eins verſchmolzen habe. Abgeſehen davon, daß uns ſeine Erklärung, wie die äußern Objecte Empfindungen hervorrufen, ſo unzulänglich wie alle bisherigen erſcheint, ſo halten wir es für gewiß und keines Beweiſes mehr bedürftig, daß Anſchauung *ohne Einheit* des Bewußtſeyns ſtatt haben könne und ſtatt habe, und daß mit dem Eintreten der Einheit des Bewußtſeyns die Anſchauung nicht mehr Anſchauung ſey, ſondern ſich zum *Begriffe* erhoben habe. Wir wollen den Verf. nur an die einfachen Anſchauungen von Farben, Tönen, Gerüchen ꝛc. erinnern. Das Unterſcheiden iſt ferner nach unſerer Anſicht kein *Verbinden*

des durch die Sinne gegebenen Mannigfaltigen zur Einheit des Bewußtſeyns. Beym Unterſcheiden tritt vielmehr eine Trennung im Bewußtſeyn ein. Auf das Unterſcheiden folgt erſt Reflexion, ſodann Abſtraction, und endlich kömmt es zur Einheit des Mannigfaltigen im Bewuſtſeyn oder zum Begriff. Was endlich die Freyheit des pſychiſchen Principes der ſinnlichen Anſchauung betrifft, ſo kann von einer ſolchen nicht leicht geſprochen werden, ſondern blos von einer Willkühr. Das Prinzip der Freiheit geiſtiger Handlungen liegt in einem ganz andern Gebiete als in dem der ſinnlichen Anſchauung. Was der Verf. von dem pſychiſchen Prinzip der Einbildungskraft und des höhern Denkvermögens ſagt, ſcheint uns viel zu kurz zu ſeyn, indem ſo wichtige Materien nicht auf zwey oder drey Seiten abgefertigt werden können. Das Wort Vernunft ſcheint der Verf. noch im Kantiſchen Sinne zu nehmen, da er von Vernunftſchlüſſen ſpricht, wodurch ſich eine freye nach dem Höchſten (?) ſtrebende Thätigkeit verkünde. Der eigentlichen Ideen der Vernunft, der Ideen von Freyheit, Unſterblichkeit, Gott ꝛc. ſollte wohl billig hier Erwähnung geſchehen, wovon aber durchaus nichts vorkömmt. Das Reſultat dieſer Unterſuchung ſpricht der Verf. ſo aus: das geſammte Erkenntnißvermögen ſtehet in allen ſeinen Aeußerungen unter einem oberſten ſelbſtthätigen Prinzip, deſſen weſentliche Charaktere ſich durch Freyheit, Bewußtſeyn und immer reges Streben nach Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit ausſprechen. — Es ſcheint uns damit nichts anderes geſagt zu ſeyn, als der bekannte Satz: das Erkennen iſt eine geiſtige Handlung, welche (im geſunden Zuſtande) willkührlich vorgenommen werden, und im Allgemeinen als ein Verbinden des Mannigfaltigen zur Einheit des Bewußtſeyns charakteriſirt werden kann. So wie, fährt der Verf. fort, das Erkennen durch die drey Functionen des Anſchauens, Urtheilens und Schließens von ſeiner niedrigſten bis zu ſeiner höchſten Stufe ſich emporſchwingt, ſo laſſen ſich auch in den Aeußerungen des Willens drey Stufen nachweiſen, die ſich als Gefühl, als Neigung und Abneigung und als Entſchluß in der Wirklichkeit darſtellen. Aus den nähern Unterſuchungen hierüber zieht der Verf. den Schluß: daß es keine Function des Denkens gebe, ſie mag auf die

Seite des Erkennens oder auf jene des Willens fallen, welcher nicht eine freye durch Bewußtſeyn ausgezeichnete Thätigkeit, welche ihrem Weſen nach immerdar nach Verbindung des Mannigfaltigen und des Getrennten zur Einheit ſtrebt, zu Grunde liege. — Von einer Unterſcheidung zwiſchen Willkühr und Freyheit des Willens, welche man bey ſolchen Expoſitionen nothwendig erwartet, iſt hier gar nicht die Rede. Ueberhaupt ſcheint uns bey der ganzen Unterſuchung eine Verwechſelung dieſer Begriffe ſtatt zu finden. Ohne allen Beweis wird ſelbſt dem niedern Erkenntnißvermögen Freyheit zugeſtanden, und die Handlungen des Gefühl- und Begehrungsvermögen werden als Akte charakteriſirt, bey welchen das Mannigfaltige zur höhern Einheit erhoben werde. Dieſes letzte iſt gewiß noch keinem Pſychologen in den Sinn gekommen, indem es ſich hiebey um Einheit oder Mannigfaltigkeit gar nicht handelt. Der Verf. behauptet ferner, es gebe in dem Menſchen keine wirkliche Trennung zwiſchen Erkennen und Wollen, zwiſchen Intelligenz und Gemüth: denn man könne nicht denken, ohne zu wollen, und nicht wollen, ohne zu denken. — So ſehr wir auch überzeugt ſind, daß im Leben des Geiſtes die Trennung nicht vorkömmt, die wir zum Behufe der Wiſſenſchaft machen müſſen, ſo iſt es doch für uns gewiß, daß Intelligenz und Wille getrennt von einander im Lebensakte des Geiſtes auftreten können. Wir können zwar nicht denken, ohne denken zu wollen, aber wir können denken, ohne zu w o l l e n. Wenn wir z. B. den Satz denken, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweyen rechten gleich ſeyen, ſo findet hier ſicher kein Wollen des gedachten Objectes ſtatt. Ebenſo kann man wollen, ohne zu denken. Willen hat das niederſte Thier, welches blos empfindet, fühlt und noch nicht zu denken fähig iſt. — Die Wichtigkeit der Einbildungskraft bey den geiſtigen Operationen hat der Verf. unſerer Meinung nach mit Recht hervorgehoben und gewürdigt. Doch kann man von ihr ſagen, daß ſie eben ſo viel ſchade, als ſie dem Denken nützet. Der Verf. ſpricht dann von den Eigenthümlichkeiten des Denkvermögens, des Erkennens und Wollens bey verſchiedenen Menſchen. Die Leidenſchaften reducirt derſelbe auf zwey Grundaffecte, nämlich Liebe und Haß. Da die Erfahrung lehrt, daß Abſtammung,

Temperament, Organiſation, Geſchlecht, Alter, Krankheiten, Klima, auf die Abänderung des pſychiſchen Charakters einen entſchiedenen Einfluß haben, ſo wird nun zur Beantwortung der Frage geſchritten, welches innere Verhältniß zwiſchen dem pſychiſchen und organiſchen Leben des Menſchen ſtatt finde, und dieſer Unterſuchung die zweyte Abtheilung des Buches gewidmet.

Zweyte Abtheilung. Eigentliche Phyſiologie des Denkens. Das Thema dieſer zweyten Abtheilung wird ſchon am Ende der erſten Abtheilung eingeleitet. Es bedürfe, ſagt der Verf., wohl keiner tiefern Unterſuchung mehr, um über den Werth der Frage urtheilen zu können; ob die Materie den Grund des Denkens enthalten könne oder nicht? Demjenigen, welcher einen richtigen Begriff von der Materie überhaupt habe, müſſe ſchon die bloße Frage widerſinnig erſcheinen. Wie kann die Materie, welche durchaus nicht als Grund irgend einer Thätigkeit angeſehen werden kann und darf, eine ſelbſtſtändige, freye, anſchauende, das Mannigfache der Dinge in das Bewußtſeyn aufnehmende und zur Einheit verbindende Thätigkeit begründen? Aber dennoch haben die oben angeführten Thatſachen bewieſen, daß die Aeußerungen des Denkens im Menſchen auf das innigſte mit den Phänomenen des phyſiſchen Lebens verwebt ſind; in ſofern demnach das phyſiſche Leben durch materielle Organe vermittelt wird, in ſofern wird dann doch — dieſes wird man uns erwiedern — das Denken an die Materie gebunden ſeyn. — Nicht nur dieſes wird man dem Verf. erwiedern, ſondern auch ſeine eigenen Sätze, nach welchen es heißt: Alles was iſt, iſt thätig, ſelbſt die Materie iſt Thätigkeit. Alles Seyn offenbaret ſich durch Thätigkeit, und Thätigkeit iſt der Grund und das Weſen aller Dinge ꝛc. Doch wir glauben, daß dieſe Fragen nicht ſo ſchnell zu beantworten, dieſe Zweifel nicht ſo leicht zu löſen ſeyen, und es dürfte auch nicht von dem Verf. gefordert werden, daß er dieſe Fragen, an deren Enträthſelung die Philoſophie ſeit Jahrhunderten arbeitet, uns löſen ſolle. Da derſelbe aber ſie wirklich gelöſt zu haben vermeint, ſo müſſen wir ihm bemerken, daß wir ſeine Darſtellungen nicht für ſchulgerecht und tief gefaßt genug halten, um in dieſem ſchwer löslichen Streite Etwas zu entſcheiden. Hier ſind ſtrenge Be

weiſe nöthig und es reicht nicht hin, blos zu ſagen, wie der Verf.: wir erkennen und bekennen, daß alles Leben urſprünglich aus Einem und dem Höchſten fließe, und von dieſem mit abſoluter Freiheit producirt werde, daß aber das beſondere Leben, wenn es einmal als beſonderes producirt iſt, auch ſeinen beſondern Charakter habe, ſo zwar, daß ſich pſychiſches und phyſiſches Leben in ihrer Beſonderheit weſentlich von einander unterſcheiden. — Wir ſehen davon ab, daß dieſes ein in neueren Zeiten ſo oft ausgeſprochener nur etwas anders ausgedrückter Satz iſt. — Ferner ſagt der Verf.: Wäre pſychiſches und phyſiſches Leben dem Weſen nach Eins; ſo mußte überall, wo das phyſiſche Leben im Beſondern erſcheint, auch das pſychiſche Leben im Beſondern ſich offenbaren; eine Behauptung, welcher die Erfahrung geradezu widerſpricht, indem ſie auf unermeßliche Heere phyſiſch belebter Naturproducte (die Pflanzen) hinweiſet, an denen ſich keine Spur des pſychiſchen Lebens (?) wahrnehmen läßt. — Der Verf. ſcheint uns den Materialism miszuverſtehen; denn derſelbe behauptet nicht, daß die Materie überhaupt gleich dem Geiſte ſey, ſondern daß der Geiſt nur das Product der feinern innern Conſtruction der Materie ſey. Wo alſo dieſe fehlt, da iſt kein Geiſt. Jedoch gehen wir mehr zum Speciellen der Frage über, über welches der Phyſiologe entſcheiden oder doch einiges Licht verbreiten kann, ohne vorher die Löſung jener philoſophiſchen Aufgaben abwarten zu müſſen. Wir nehmen nämlich eine Organiſation des thieriſchen Körpers und ein Denkendes in ihm wahr, wie verhält ſich nun jene bey der Thätigkeit des Letztern? Der Verf. gibt zuerſt Gründe an, welche beweiſen, daß das Nervenſyſtem und zunächſt das Cerebralſyſtem der organiſche Vermittler des Denkens ſey. Nach einer anatomiſchen Beſchreibung des Gehirnſyſtemes geht der Verf. zur Beantwortung der Frage über: „was und wie wirken die Organe des Gehirn- und Nervenſyſtemes zu jeder einzelnen Denkverrichtung mit?“ Das Leben des Nervenſyſtemes iſt ein doppeltes, ein *inneres* und *äußeres*. Jenes iſt das bildende, wodurch der Nerve ſich in ſeinem organiſchen Seyn behauptet. Dieſes beſteht in Bewegungen, welche ſich mit der Geſchwindigkeit der Lichtſtrahlen (?) über den ganzen Verlauf des Nerven

fortpflanzen, und entweder Empfindung oder Muskelbewegung zur Folge haben. Das Nervenleben ſelbſt ſey ein beſtimmter Prozeß, der, wie jeder andere beſtimmte Naturprozeß, aus zwey einander entgegengeſetzten Kräften abgeleitet werden müſſe. — Es wird dem zufolge den Nerven eine attractive und repulſive Lebenskraft zugeſchrieben. Solcher Sätze, denen der Beweis aber mangelt, folgen noch mehrere. Es wäre, ſo ſcheint uns, beſſer geweſen, dieſe Beweiſe zu liefern, weil die Folgerungen ohne ſie keine Gültigkeit haben. Wie kann der Verf. glauben, den Leſer durch bloße Ausſprüche zu überzeugen. Eben ſo willkührlich und blos poſtulirt, nicht erwieſen, ſcheinen uns die meiſten folgenden Sätze zu ſeyn. Außerdem ſind es bekannte und oft ſchon ausgeſprochene Meinungen, was der Verf. von der polariſchen Thätigkeit im Nervenſyſteme bey der Ernährung ꝛc. ſagt, und ganz im Geiſte einer Schule, der der Verf. doch nicht angehören will. Eben ſo iſt ſeine Anſicht der Muskelbewegung aus bloßen Annahmen und Vorausſetzungen zuſammengeſetzt. Der Verf. ſagt: zwey Thätigkeiten, welche einander entgegengeſetzt ſind, wohnen dem Muskel ein. Sie befinden ſich aber im Gleichgewicht. Wird dieſes Gleichgewicht geſtört, ſo entſteht Zuſammenziehung des Muskels. Wirkt ein Reiz auf den Nerven, ſo kann dieſer entweder poſitiv oder negativ einwirken. Wirkt der Reiz auf den Muskelnerven negativ, ſo wird dadurch die expanſive Thätigkeit, welche er auf den Muskel, oder vielmehr den in ſeinem Parenchym wirkſamen Blutdunſt ausübt, geſchwächt und dadurch dem in allen Punkten aller Muskelfaſern immer regen Streben nach Contraction das Uebergewicht zugewendet, wodurch es nothwendiger Weiſe zur Zuſammenziehung aller Muskelfaſern und des ganzes Muskelkörpers ſelbſt, deſſen Nerve gereizt wird, kommen muß. Wenn aber der äußere Reiz poſitiv auf den Muskelnerven wirkt, ſo wird er die Entwicklung des im Nerven thätigen Prinzips verſtärken, dadurch wird nun die Expanſion des Blutdunſtes ſchnell vermehrt, aber auch eben dadurch ſchnell erſchöpft werden; denn wir wiſſen, daß wenn eine dunſt- oder gasartige Flüſſigkeit aufs äußerſte ausgedehnt und geſpannt wird, ſie durch eine ſolche Ueberſpannung (?) in den tropfbar flüſſigen Zuſtand zurückgeführt wirt. Auf dieſe Weiſe (?) ver

wandelt der Bliß den Waſſerdunſt, aus welchem die Gewitterwolken beſtehen, in Regen, und der elektriſche Funke ein Gemiſch aus Waſſer- und Sauerſtoffgas in Waſſer. Durch dieſe verſtärkte Ausdehnung und Spannung wird die Gegenwirkung der Muskelfaſern und ihr Streben zur Zuſammenziehung noch lebhafter aufgeregt, ſo daß eine ſtarke Contraction erfolgt. Wie viele unerwieſene und unerweisliche Annahmen! Welch eine Kette von Hypotheſen und Vorausſetzungen, ohne ſie im Geringſten begründet zu haben. Es ſey im Muskel, ein Blutdunſt vorhanden, dieſer expandire denſelben, werde aber ſelbſt durch den Muskelnerven expandirt; Reize von außen, ſie mögen poſitiv oder negativ auf den Muskelnerven einwirken, verurſachen eine Verminderung der Expanſion des Blutdunſtes, und ſomit Contraction des Muskels! Auf keinem Standpunkte, am wenigſten auf dem philoſophiſchen, worauf ſich der Verf. geſtellt hat, iſt es erlaubt, ſtatt Erklärungen eine Reihe von Vorausſetzungen zu geben. Würde Verminderung der Expanſion des Blutdunſtes die Muskelcontraction zur Folge haben, ſo ſollte ja jeder Aderlaß, wodurch Blut und Blutdunſt entfernt wird, Contraction des Muskels bewirken! Außerdem nimmt der Verf. ja ſchon im Voraus an, was er erklären ſoll, nämlich das Vorhandenſeyn einer (fortdauernden) Contraction der Muskelfaſern.

Der Verf. ſpricht nun von den Verrichtungen des Nervenſyſtemes, der Empfindung und Muskelbewegung, und ſodann von den einzelnen Sinnesempfindungen insbeſondere. Zuerſt handelt derſelbe von den äußern Sinnen. Das Weſen der Empfindung ſetzt der Verf. in eine dynamiſche Bewegung oder Spannung. So z. B. wird die Geruchsempfindung auf folgende Art erklärt. Die riechbaren Stoffe treten mit den Nerven der Riechhaut in eine dynamiſche, wahrſcheinlich elektriſche, Wechſelwirkung. Die Folge davon iſt eine Veränderung, eine beſtimmte Spannung des in den Nervenfaſern der Geruchsnerven waltenden Lebensprozeſſes, welche dieſe in ihrem ganzen Verlaufe ergreifend und in das Bewußtſeyn aufgenommen, die Geruchsempfindung gibt. — Was der Verf. von der bey den Sinnesempfindungen ſtattfindenden Muskel- und Willensthätigkeit ſagt, hat früher der leider verſtorbene Steinbuch ſehr

ſchön auseinandergeſetzt, beſonders was den Taſt- und Geſichtsſinn betrifft. Der Verf. will aber auch den eigentlichen Akt des Sehens der Willkühr unterwerfen, und hält denſelben für ein freyes Nachbilden des vom äußern Gegenſtande urſprünglich auf der Netzhaut entworfenen Vorbildes. Vieles daran iſt wahr. Dagegen können wir ihm nicht beyſtimmen, wenn er dieſe freye Thätigkeit in die Muskulatur ſetzt und ſagt: Eben ſo iſt die Vorſtellung, welche wir vermittelſt des Sehorganes von der Größe der Körper erhalten, an die Thätigkeit der Augenmuskeln gebunden. Um nämlich die Größe eines Gegenſtandes vermittelſt des Sehſinnes zu erkennen, theilen wir dem Auge eine ſolche Bewegung mit, daß ſeine Achſe von dem einen Endpunkte des Gegenſtandes bis zum andern geführt wird. Die Größe der Bewegung, welche die Augenmuskeln dabey vollbringen, gibt den Maasſtab ab, nach welchem wir die Größe der Objecte ſchätzen. Es findet nämlich bey einer gewiſſen Entfernung der Objecte keine ſolche Bewegung des Augapfels mehr ſtatt.

Ueber das Weſentliche der Sinnesempfindungen und der Erklärung dieſer Akte ſcheint uns nichts Neues vorzukommen. Der Verf. geht nun zur Unterſuchung des Gemeingefühls, der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes und der höhern Erkenntnißvermögen, der Urtheilskraft, des Verſtandes und der Vernunft, welche er, wie ſchon erwähnt, als die höchſte Aeußerung der Urtheilskraft bezeichnet, über. Darauf folgt eine Betrachtung über das Bewußtſeyn und ſeine Beziehungen zum organiſchen Leben, welche nothwendig ſollte der Unterſuchung des Erkenntnißvermögens vorausgeſchickt werden. Endlich wird von dem Willen und den Gemüthsaffekten in ihrem Zuſammenhang mit der phyſiſchen Lebensthätigkeit geſprochen. Nur für die Einbildungskraft und das Gedächtniß nimmt der Verf. ein Organ, das Gehirn an. Das Urtheil bedürfe nur in ſofern der Mitwirkung der Organiſation, als die Vorſtellungen, womit es ſich beſchäftigt, vermittelſt ſinnlicher Bilder in der Einbildungskraft dargeſtellt werden. Alle übrigen Handlungen, welche beym Urtheilen Statt finden, die Reflexion über die Vorſtellungen, die wechſelſeitige Beziehung derſelben auf einander, und endlich die entſcheidende Beſtimmung des Wechſel-

gane geſucht werden. Hierbey müſſen aber drey weſentliche Stücke mit gleicher Aufmerkſamkeit gewürdigt werden: a) die Größe der Organe, b) der Grad und die beſtimmte Modification ihres Lebensvermögens, c) das wechſelſeitige Verhältniß, in welchem die Organe der Sinnlichkeit und Willkühr in Hinſicht auf Ausbildung und Lebensthätigkeit zu einander ſtehen. Da ſich nun in Hinſicht auf Größe, inneres Lebensvermögen und ganz beſonders in Hinſicht auf die Wechſelverhältniſſe der Organe der Sinnlichkeit und Willkühr bey den Menſchen eine unüberſehbare Mannigfaltigkeit denken läßt; ſo kann man hierin auch hinlänglichen Grund der außerordentlichen Verſchiedenheit der geiſtigen Anlagen, durch welche ſich die Menſchen und Thiere unter einander auszeichnen, auffinden.

Im Ganzen hat uns dieſes Kapitel am meiſten angeſprochen, und wir finden darin viel gut Gedachtes und mehrere neue Bemerkungen. Daſſelbe gilt von den noch folgenden Abſchnitten, über Schlaf, Traum, Nachtwandeln, über Geiſteskrankheiten und den Tod des Menſchen. Um ein Urtheil über das Ganze zu fällen, müſſen wir geſtehen, daß uns der Verf. mehr im Detail als in der Darſtellung der allgemeinen Prinzipien ſeiner Unterſuchungen gefallen hat. Ueberhaupt aber ſcheint uns, daß durch ſeine Anſicht die Frage, welche organiſchen Veränderungen den Denkfunctionen zu Grunde liegen oder ſie begleiten, nicht gelöſt ſey. Sehr unvollkommen iſt die Erklärung der organiſchen Veränderungen in den Sinnesorganen während der Sinnesfunction, weil es die bekannte gewöhnliche iſt; zu ſehr ſcheint uns das Gebiet der inneren Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes ausgedehnt worden zu ſeyn, und mit Unrecht wird nach unſerer Meinung den höhern Erkenntnißvermögen alle organiſche Grundlage abgeſprochen. Auf der andern Seite müſſen wir aber bekennen, daß die Aufgabe an ſich äußerſt ſchwierig, wir möchten ſagen, für jetzt unauflöslich iſt, um ſo mehr, wenn man ſelbe, wie der Verf. that, von ihren Wurzeln im Felde der Philoſophie an auffaßt; und daß der Verf. ſehr vielen Scharfſinn im Einzeln bewieſen habe. Da es ihm an philoſophiſchem Talant nicht mangelt, ſo wäre zu wünſchen, daß er rückſichtlich ſeiner Prinzipien eine größere Strenge des Beweiſes beobachtete, und ſich mehr an logiſche Formen hielte. Immer wird aber dieſe Schrift als eine intereſſante, belehrende und Ideen weckende Lektüre dem Arzte im höhern Sinne des Wortes, wie dem Philoſophen, für welchen immer die nothwendigen anatomiſchen und phyſiologiſchen Erläuterungen beygefügt worden ſind, empfohlen werden können.

C. M.

No. 70. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Ueber das Geſchworen-Gericht in Beziehung auf das Gutachten der Königl. Preußiſchen Immediat-Juſtiz-Commiſſion am Rhein, vom Criminalrath Mosqwa zu Berlin. Berlin 1820. In der Maurerſchen Buchhandlung.

Lange hat Rec., der die Anzeige und Beurtheilung dieſer Schrift übernommen hatte, angeſtanden, ſich wirklich an dieſelbe zu machen, weil er ſein Urtheil nicht unbefangen genug erachtete. Rec. iſt nämlich der Meinung, daß die Geſchworen-Gerichte in Deutſchland nicht eingeführt werden müßten, daß aber gleichwohl für das Wohl ſeines Vaterlandes nichts wünſchenswerther ſey, als die allgemeine Einführung verfaſſungsmäßiger Freyheit durch Volksvertretung. Die Gegeneinanderſtellung dieſer beyden Sätze wird keinen befremden, der es weiß, daß die politiſchen Schriften neuerer Zeit repräſentative Verfaſſung und Geſchworen-Gerichte als ſo nothwendig und innig mit einander verbunden darzuſtellen pflegen, daß jene ohne dieſe unmöglich ſey. Wenn aber die Gerichtsverfaſſung, wie die Staatsverfaſſung, das Wohl der Staatsbürger als erſten und Hauptzweck zum Vorwurf hat; ſo iſt auch nur dieſer Hauptzweck der richtige Maaßſtab für die Beurtheilung ihrer Güte, und ihr Verhältniß zu einander muß immer dieſem Hauptzwecke untergeordnet werden. Rec., der es nicht in Abrede ſtellen will, daß Geſchworen-Gerichte ſehr geeignet ſeyn möchten, das politiſche Leben im Volke zu befördern und deſſen Intereſſe für die Angelegenheiten des Staats zu erwecken und anzuregen, wodurch dann weiter die Mitwirkung jedes Einzelnen zum Gemeinwohl befördert wird, möchte jedoch dieſe Vortheile nicht auf Koſten der Gerechtigkeit erlangt ſehn, und glaubt daher auch, lediglich von dieſem Geſichtspuncte aus ſein Gutachten über die vorliegende Schrift abgeben zu müſſen.

Der Verf., der auf Mäßigung hält, und nach der Vorrede Seite VI ſelbſt in ſeinen Studentenjahren nichts davon gehalten hat, durch lauten Jubel beym Becherklang ſeine Freude zu äußern, zeigt ſich nichts deſto weniger, gleich von Anfang an, als einen leidenſchaftlichen Vertheidiger ſeiner Meinung, und dies verleitet ihn, faſt ungebührlich über das Gutachten zu urtheilen; ſo daß er den Grundſatz deſſelben, daß die Geſchwornen lediglich nach ihrer ſubjectiven Ueberzeugung urtheilen ſollen, dahin verdreht, daß er an die Stelle ſubjectiver Ueberzeugung Willkühr ſetzet. Schon der Name der würdigen Verfaſſer des Gutachtens wird Verdacht gegen dieſe Beſchuldigung erwecken, den die Durchleſung des Gutachtens auch vollkommen rechtfertigt. Etwas beſonnener und eben daher auch einleuchtender zeigt der Verf. die Unhaltbarkeit des Grundſatzes von der Verwerflichkeit jeder Beweistheorie im peinlichen Verfahren. Rec. iſt mit dem Verf. der Meinung, daß Leben, Freyheit und Eigenthum des Staatsbürgers, als die Objecte der Straferkenntniſſe, beſſer durch geſetzliche Beſtimmungen über Beweiskraft, als durch die ſubjective Ueberzeugung der Geſchwornen geſichert ſind. Eine nähere Prüfung des Weſens dieſer ſubjectiven Ueberzeugung, wovon das Gutachten ſpricht, wird dies auch ergeben. Die Geſchwornen ſollen nicht über die zu erkennende Strafe, ſondern vielmehr bloß darüber erkennen, ob ein Inculpat irgend ein beſtimmtes Verbrechen begangen habe oder nicht. Das Gutachten bezeichnet dies durch den Ausdruck Thatfrage. Schon dieſer Ausdruck zeigt, wie dieſe ſubjective Ueberzeugung ſich als Antwort auf eine vorgelegte Frage geſtaltet. Dieſer Unterſchied zwiſchen dem voto des gelehrten Criminalrichters, wie ihn das Gutachten nennt, ſtändigen Richters, und dem Ausſpruch des ungelehrten Geſchwornen beſteht alſo darin, daß jener den Thatbeſtand in Beziehung auf die Strafgeſetze, nach vorgenommener Prüfung, unter eine gewiſſe Claſſe von Verbrechen ſubſumirt, und in Beziehung hierauf die angemeſſene Strafe beſtimmt, dieſer aber ſich bloß verneinend oder bejahend darüber äußert, ob ein von dem Richter ihm nach ſeinen weſentlichen Kennzeichen dargeſtelltes Verbrechen, begangen ſey? Unſtreitig iſt die Aufſtellung der Thatfrage für den Richter hiebey das we

ſentlichſte Stück des ganzen Verfahrens, und enthält, wenn gleich nicht geradezu, ſo doch mittelbar ſchon die Sentenz in ſich. Denn der ſie bildende Richter wird nicht umhin können, ſich ſelber das Schuldig oder Nichtſchuldig auf dieſe Frage zu antworten, oder aber vielmehr wird ſeine eigene ſubjective Ueberzeugung von der Schuld oder Nichtſchuld des Inculpaten ſchon die Frage ſelber motivirt haben. Die Verſchiedenheit der Anſicht, die jetzt der rechtskundige Richter und der rechtskundige Geſchworne gewinnen möchte, kann alſo lediglich in der verſchiedenen Anſicht von dem Beweiſe des Thatbeſtandes ſeinen Grund haben. Weil aber dem Geſchwornen nicht angemuthet werden kann, daß er dieſen Beweis nach irgend einer Beweistheorie und nach den darin aufgeſtellten Regeln, beydes Reſultate einer Wiſſenſchaft, die als ſolche erlernt wird, für geführt oder nicht geführt erkennen ſolle; ſo wird er von ſolchen Regeln ganz losgeſprochen, und ſeine Entſcheidung ſeinem Gefühle und der dadurch erzeugten ſubjectiven Ueberzeugung überlaſſen. Niemand wird leugnen, daß mit der ſorgfältigſten Beobachtung alles deſſen, was nach Geſetzen und Rechtstheorien zur Beurtheilung eines Beweiſes erfordert wird, nichts deſto weniger doch unrichtig erkannt werden könne; aber wenn man frägt, ob die Beobachtung ſolcher auf Erfahrung und Forſchung der weiſeſten Männer feſtgeſetzten Regeln, oder das Gefühl, größere Sicherheit vor Irrthümern gewähren werde, ſo wird doch kaum irgend jemand dieſem bloßen Gefühle. welches als ſolches auf ſo mannigfache Weiſe misgeleitet werden kann, den Vorzug einräumen dürfen. Dieſe Entſcheidung über die Thatfrage führt aber einen noch weit ſchlimmern Nachtheil mit ſich. Selten wird ſich ein Verbrechen ſo geſtalten, daß es ſich genau unter die Kathegorie irgend einer im Strafgeſetze bezeichneten Art von Verbrechen bringen ließe, und ſo dürfte eine von dem die Thatfrage aufſtellenden Richter verfehlte Anſicht der Geſchwornen, durch Stellung der Thatfrage ſelber, häufig Abſolution eines Verbrechers bewirken, der, wenn er auch das in Frage geſtellte Verbrechen nicht, ſo doch ein anderes begangen hatte. Aus dieſem Grunde konnte ein Geſchworen-Gericht den der Bigamie Beſchuldigten losſprechen, weil er nicht zwey, ſondern vielmehr drey Frauen genommen

hatte, wogegen ein Criminalgerichtshof eine poenam arbitrariam erkannt haben würde. Es iſt nicht ganz klar, ob das Gutachten dergleichen Strafen meint, wenn es im 2ten Abſchnitt die Verwerflichkeit der außerordentlichen Strafen deducirt, indeß conſequent würde die Immediat-Commiſſion auch die poenas arbitrarias haben verwerfen müſſen; da nicht für jedes Verbrechen in concreto vom Strafgeſetz eine Strafe beſtimmt iſt und ſeyn kann, die Geſchwornen aber nur darüber entſcheiden können, ob das vom Strafgeſetz in abstracto bezeichnete und verpönte Verbrechen begangen ſey. Zwiſchen der Mauſerey einer unbedeutenden Eßwaare, und dem Raube in Banden liegt eine unendliche Reihe ganz verſchiedener, wenn gleich durch Eine weſentliche Eigenſchaft ähnlicher Verbrechen. Freylich hat die Rechtswiſſenſchaft, und durch ſie die Geſetzgebung, eine Menge dieſer Stuffen beſtimmt, und beſonders verpönt, aber nichts deſto weniger ſind nicht alle ſogenannte große, qualificirte, wiederholte Diebſtähle gleich ſtrafbar; und gleichwohl kann ein Geſchworen-Gericht nur ſagen, ob irgend eine dieſer, oder eine andere, ſolcher geſetzlich bezeichneten Arten des Diebſtahls vorhanden ſey. Die Criminalgerichtshöfe dagegen dürfen die verſchiedene Schwere dieſer Verbrechen erwägen, und darnach die Strafe modificiren, alſo arbiträre Strafen erkennen, die bey Geſchworen-Gerichten unmöglich ſind. Wenn Rec. daher auch der Meinung iſt, daß hierin ein Vorzug der Criminalgerichte vor den Geſchworen-Gerichten liege, ſo iſt er doch eben ſo geneigt, die poenas extraordinarias proprie sic dictas zu verwerfen; und eben der Meinung ſcheint auch der Verf. zu ſeyn, obwohl er das Gutachten auch dieſerwegen heftig angreift, indem er zu zeigen ſucht, daß alle auf die Erkenntniſſe der Geſchwornen erkannten Strafen außerordentlich ſeyen, weil dieſe nicht auf Beweiſe, ſondern auf ſubjective Ueberzeugung, d. h. Verdachtsgründen beruhten. Daß der Verf. hiebey von Leidenſchaftlichkeit misgeleitet wurde, erkennt man auf den erſten Blick; ſo wie, daß er nur die preußiſche Criminalordnung gegen die Aeußerungen des Gutachtens über dieſelbe rechtfertigen wollte, welches ihm aber hiebey durchaus mislungen iſt. Behauptungen, wie die, daß Geſchworen-Gerichte eine **Landplage** ſeyen, und daß d

Gutachten Schimpfreden gegen die Kön. Preußiſche Geſetzgebung ausſtoße, ſind nicht geeignet, zu überzeugen, ſondern erregen vielmehr Verdacht gegen den guten Willen, wenigſtens gegen die Unpartheylichkeit des Referenten, der es im vorliegenden Falle nicht überſehen mußte, daß gerade in der Anordnung der Commiſſion auch deren Befugniß, die Preußiſche Geſetzgebung zu tadeln begründet war. Gewiß mit einleuchtendem Rechte zeigt der Verf. gegen die hiſtoriſche Begründung der Geſchworen-Gerichte den Unterſchied von Vormals und Jetzt; denn gerade darin, daß erhöhte Cultur eines Volks Geſetz- und Rechtskunde zur Wiſſenſchaft erhebt, lie t die Nothwendigkeit, daß Rechtsgelehrte, nicht Rechtsunkundige, über Verbrechen und Strafen urtheilen müſſen. Wenn wir es mit Recht als einen Vorzug unſers Zeitalters und der Fortſchritte der Wiſſenſchaften betrachten, daß dieſe, und unter ihnen ganz vorzüglich die Philoſophie, den todten und tödtenden Buchſtaben der Geſetze lebendig und belebend in ſeiner Anwendung gemacht haben; ſo dürfen wir auch nicht die Rechtsgelehrten von den Gerichten ausſchließen. Des Verf. Invective gegen die leidige Aufgeklärtheit iſt hier alſo auch gewiß am unrechten Orte, da er ſie vielmehr als Grund gegen die Geſchworen-Gerichte hätte gebrauchen ſollen.

Den Bemerkungen des Verf. zu der dritten Abtheilung zweyten Abſchnitt des Gutachtens, welche die Darſtellung der gegenwärtigen Einrichtung der Geſchworen-Gerichte in den Rheinprovinzen enthält, möchte Rec. im Allgemeinen beyſtimmen; auch hat der Verf. beſonders hier, und glücklicher als ſonſt, die Unzulänglichkeit der ſubjectiven Ueberzeugung, insbeſondre durch die in der That vorhandenen Widerſprüche des Gutachtens, die er nachweiſet, dargethan. Mit Recht rügt er die Unzweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der Formen, die beſchränkte Actenmittheilung an den Angeklagten, die mögliche Unterbrechung der Verhöre, und die Ueberſchätzung der äußern Formen. Ungerecht, daß Rec. nicht ſage verdreht, ſind die Bemerkungen über die Qualification der Geſchwornen, die nach dem Inhalt des Gutachtens keinesweges allein und einzig durch Reichthum bewirkt wird, ſo wie über den Zwang, dem die Geſchwornen, rückſichtlich ihres Erſcheinens zur Gerichts-

ſitzung, unterliegen, indem der Verf. den von einem Witzbold für dieſen Zwang gebrauchten Ausdruck Prügel mit Liebe erfaßt und wiederholt anwendet. Sehr komiſch verwahrt der Verf. ſich bey dieſer Gelegenheit gegen die Abſicht, abſprechen zu wollen. Dies komme, meint er, bloß der Obrigkeit zu, und dieſe würde gerade deswegen von den Aufgeklärten ſo ſehr angefeindet. Nicht ohne Laune bemerkt der Verf., wie die Verwerfung der Geſchwornen dem Angeklagten, und zwar in dem Maaße, daß er dafür keine Gründe anzuführen brauche, ganz conſequent verſtattet werde, da auch ſie keine Gründe für ihre Ausſprüche angäben. Im dritten Abſchnitt kömmt das Gutachten auf die Gründe für die Beybehaltung der Geſchworen-Gerichte, und der Verf. geht dieſe durch. Gegen den erſten dieſer Gründe, den Wunſch der Provinz, und den Antrag der Gerichtsbehörden, erhebt er ſehr einleuchtende Zweifel, ſowohl rückſichtlich ſeiner Wahrheit, als ſeiner Beweiskraft, wobey die Bemerkung, daß ein Gutachten der Geſchwornen über dieſe Angelegenheit gewichtvoller für deren richtige Würdigung ſeyn möchte, als das der Gerichtshöfe, wahrlich einleuchtend iſt. Nicht ſo ſchlagend erſcheint dem Recenſ. die Widerlegung des im Gutachten aufgeſtellten Satzes, daß Geſchworen-Gerichte die ſicherſte Garantie für die bürgerliche Freyheit und das kräftigſte Schutzmittel gegen alle Willkühr ſeyen, durch des Verf. Behauptung, daß in einem ſo trefflich eingerichteten Staate, als der Königl. Preußiſche es iſt, Willkühr nicht ſtattfinden könne, und daß die bürgerliche Freyheit nirgends in der Welt mehr geſichert ſey, als durch die Preußiſche Geſetzgebung. Rec. kennt die Staatsverfaſſung und Geſetzgebung in Preußen zu wenig, als daß er die Wahrheit dieſer Behauptungen auch nur bezweifeln möchte, indeß je trefflicher beyde ſind, deſto wünſchenswerther iſt auch ihre Erhaltung, Garantie und Schutz derſelben. Sonach genügten zur Widerlegung jener Behauptung des Gutachtens nicht dieſe Gegenbehauptungen des Verf., der zu dieſem Zwecke vielmehr hätte zeigen müſſen, daß und wie die Geſchworen-Gerichte dieſe Garantie, dieſen Schutz nicht gewährten. Mit demjenigen, was der Verf. über die Fähigkeit des Geſchwornen und des ſogenannten ſtändigen Richters und die Vergleichung beyder

ſagt, ſtimmt Rec. ganz überein, hätte aber gewünſcht, daß dieſer weſentliche Streitpunct nicht ſo kurz abgefertigt worden wäre, und Ausfälle, wie: der ſtändige Richter muß aber doch ſchon gewiſſenhafter ſeyn als der willkührliche Urtheiler weggeblieben wären. Weniger Stich haltend ſind des Verf. Gründe gegen das öffentliche, mündliche Verfahren. Am ſcheinbarſten möchten noch die ſeyn, die gegen die Unterſuchung gerichtet ſind, wenn man nicht erwägt, daß die öffentlich angeſtellten Verhöre bloß Wiederholung der früher vorgenommenen bereits zu Protocoll gebrachten Unterſuchung, und für den Zweck der Unterſuchung alſo ohne Bedeutung ſind. Nur erſt wenn die Unterſuchung völlig geendigt, und zur Entſcheidung reif iſt, wird ſie zur öffentlichen Verhandlung vor das Geſchworen-Gericht gebracht. Dagegen wird und muß ein öffentliches mündliches Verfahren, man ſehe Straferkenntniſſe nun, als öffentliche Satisfaction, oder Abſchreckung bezweckend an, gerade dieſe Zwecke am ſicherſten erreichen. Rec. iſt praktiſcher Juriſt in einem deutſchen Lande, wo öffentliches mündliches Verfahren, ſowohl in Civil- als auch in Criminalſachen, von Alters her eingeführt, und fortdauernd üblich iſt. Hier wird aber auch nicht in conspectu omnium unterſucht. Nach vollendeter Unterſuchung aber verhandeln Ankläger und Vertheidiger ihre Sätze öffentlich, unter dem Zulauf einer großen Menſchenmenge aus jeder Claſſe, keinesweges aber, wie der Verf. will, blos aus den Hefen des Volks. Rec. will gerne einräumen, daß nicht der mündliche Vortrag der Advocaten, als ſolcher, hier die Richter beſtimme, und, wie es dargeſtellt wird, einen weſentlichen Einfluß auf die Entſcheidung habe; aber das Publicum wird hiedurch aufs klarſte davon überzeugt, welche Thatumſtände aus der Unterſuchung als erwieſen hervorgingen, welche Strafe das Geſetz verhängt, und aus welchen Gründen dieſe auf irgend eine Weiſe modificirt werden müſſe. Die Vergleichung dieſer Verhandlung mit dem nachherigen Erkenntniß belehret demnächſt das Publicum durch eine leichte Combination darüber, warum das in ſeiner Mitte begangene Verbrechen ſo und nicht anders beſtraft worden. Dieſe Belehrung iſt aber um ſo nothwendiger, da der große Haufe aus Mangel an Sach- und Rechtskenntniß den Zuſammenhang

zwiſchen Verbrechen und Strafe nicht würde begreifen können. Dieſe Art der Oeffentlichkeit der Verhandlungen in Criminalſachen iſt nun auch, nach des Rec. Ueberzeugung, eine genügend ſichernde Controlle. Aber der Verf. erklärt ſich ſchlechthin gegen jede Controlle, die nicht zugleich executive Gewalt hat; er ſtellt ſich erhaben über die gemeine Meinung und den Ruf, den er vielmehr als ein durchaus unſicheres Zeichen des Werthes eines Menſchen perſiflirt. Rec. würde fürchten, ſich einer Intoleranz ſchuldig zu machen, wenn er dieſen Glaubensartikel des Verf. anföchte, möge er daher immerhin dieſes Glaubens ſelig werden, aber beklagen muß Rec. es, daß eben dies ihm die Hoffnung einer Vereinigung ihrer Meinungen raubt. Denn wollte der Verf. den Werth des guten Rufs zugeſtehn, ſo würden ſie beyde dahin einverſtanden ſeyn, daß wenn dieſer, wie angeblich bey den Geſchworen Gerichten, ſo auch bey den Criminalgerichtshöfen, vorzügliche Bedingung für die Wahl der Mitglieder wäre, Rechtsſtudium, verbunden mit Uebung und Erfahrung, den Criminalrichter leichter vor Irrthum ſichern würde, als das bloße Gefühl des Rechts dies bey dem rechtsunkundigen Geſchwornen zu bewirken vermag. Was der Verf. zur Beſeitigung der im Gutachten den ſtändigen Richtern zur Laſt gelegten Partheylichkeit ſagt, dürfte ſogar den Freunden der Geſchworen-Gerichte einleuchten; und beherzigungswerth ſind hier die Ideen über die Trennung des inquirirenden von dem ſprechenden Richter. Beyläufig dürfte hiezu bemerkt werden, daß dieſe Trennung bloß zwiſchen den Mitgliedern deſſelben Gerichts, nicht zwiſchen Gerichten, oder richterlichen Behörden ſelber, ſtatt haben darf. Möge immerhin der Inquirent kein votum bey dem Straferkenntniß haben, nur müßte ihm nicht die Gelegenheit eines conſultativen Einfluſſes auf die Berathungen über das Straferkenntniß ganz abgeſchnitten werden.

Sehr einleuchtend und überzeugend iſt, was der Verf. S. 79 — 94 zur Widerlegung der Behauptung des Gutachtens anführt, daß die Geſchwornen nicht, wie die ſtändigen Richter, in Strenge oder durch Zweifelſucht erzeugte Nachſicht verfielen. Das Gutachten beruft ſich hier, zu Gunſten ſeiner Behauptung, auf Auctoritäten, die, wie der Verf. ſehr klar gezeigt hat, keinen Beweis geben. Aber eben deswegen hätte auch er

ähnliche Berufungen ganz vermeiden mögen, wie denn auch dem Rec. das nach der Preußiſchen Criminalordnung zur Vollſtändigkeit des Beweiſes ſchlechthin erforderliche Eingeſtändniß des Angeſchuldigten, wenn dies anders Bedingung einer vollkommenen Beweistheorie iſt, keineswegs als ein Vorzug der Criminalgerichtshöfe vor den Geſchworen-Gerichten einleuchten will. Die übrigen im Gutachten aufgeſtellten Gründe für die Geſchworen-Gerichte, fertigt der Verf. nunmehr, auf kaum 3 Seiten, hauptſächlich mit Invectiven gegen die Aufklärung, höchſt unzureichend ab. Dieſe Gründe ſtellen eine Menge von unleugbaren Vortheilen auf, die das Gemeinweſen durch die Geſchworen-Gerichte gewinnt, und es gehörte alſo ganz eigentlich zum Vorwurf des Verf., zu zeigen, daß entweder dieſe Vortheile nicht aus den Geſchworen-Gerichten hervorgingen, oder, da dies wohl kaum möglich geweſen wäre, wie ſolche auch ohne Geſchworen-Gerichte erreichbar wären. Rec. meint, daß dies letztere zu zeigen, und zwar leicht, möglich geweſen wäre; wenn der Verf. ſich hätte entſchließen können, die öffentliche Verhandlung der Criminalproceſſe als gut und zweckmäßig einzuräumen. Faſt auf gleiche Weiſe fertigt der Verf. den vierten Abſchnitt des Gutachtens ab, in welchem die gegen die Geſchworen-Gerichte erhobenen Zweifel und Bedenken einer nähern Prüfung unterzogen werden. Das einzige Bedenken über den Einfluß, den der Schlußvortrag des Präſidenten und die Vertheidigung auf die Geſchwornen gewinnen, und den von dieſen Perſonen aufgeſtellten, die künftige Entſcheidung motivirenden Rechtſätzen ein Uebergewicht geben möchte, hat der Verf. einer etwas genauern Unterſuchung gewürdigt, und gezeigt, wie ein ſolcher Einfluß auf rechtskundige Richter minder möglich ſey. Eine ernſte Rüge aber verdient es, wenn der Verf. ſeine Abhandlung mit der Aufſtellung der Behauptung, als Reſultat derſelben, und gleichſam wie mit ſeinem, des Referenten voto speciali, beſchießt, daß die Immediat-Commiſſion gegen den Befehl des Königs, bey Erſtattung des Gutachtens, mit vorgefaßter Meinung zu Werke gegangen ſey, und die weiſeſten Geſetze ſchlecht genannt hätte. Rec. muß es dahin geſtellt ſeyn laſſen, was den Verf. zu dieſer Behauptung vermochte, aber wenn auch nicht der Name

der Männer, welche die Immediat-Commiſſion bildeten, dieſe Beſchuldigung von ihnen abzuwenden vermöchte, ſo kann doch kein anderer, als ein ſo leidenſchaftlicher Widerſacher, wie der Verf. ſich durchweg zeigt, ſolche Reſultate aus dem Gutachten ſchöpfen.

Es iſt noch übrig, etwas über 3 Anhänge zu dieſer Schrift zu ſagen. Suarezens Traum, ein Journal für Deutſchland, von Profeſſor Buchholz, ein Buch, unter dem Titel, der Preußiſche Proceß, insbeſondere aber Herrn Mallinkrodts Vorrede dazu, und endlich die hanſeatiſche Zeitung vom 15ten Juny 1819., in welcher die Bemerkungen einzelner Mitglieder einer geſetzgebenden Kammer, über die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, angegeben ſind, werden dem Verf. Veranlaſſung, ſich in dieſen Anhängen über ſie auszuſprechen. Sie enthalten aber im Weſentlichen nur Wiederholung deſſen, was bereits über das Gutachten geſagt iſt. Rec. darf ſich eben deswegen auch nur auf einige allgemeine Bemerkungen darüber beſchränken. Dem Verf., der ſich in dieſem Buche als einen Mann kundgegeben, dem jeder Zweifel an die Güte und Zweckmäßigkeit beſtehender Verfaſſung als vom Uebel, wo nicht gar, als ein Staatsverbrechen erſcheint, der auf die leidige Aufklärung ſchilt, und ſogar ſelbſt bekennt, nicht ergründen zu können, worin die eigentliche ſo ſehr gerühmte engländiſche Freiheit beſtehe, mußte die in der Form eines Traums aufgeſtellte Idee der Oeffentlichkeit der Rechtspflege ſehr fremd bleiben, wie er denn auch den durch Luther perſonificirten Vertheidiger dieſer Oeffentlichkeit mit dem ne sutor etc. abweiſet. In ſofern der zweyte Anhang ſich zugleich mit auf den Civilproceß bezieht, und ganz insbeſondere dieſen nach der Preußiſchen Verfaſſung behandelt, muß Rec., der dieſe zu wenig in ihrer Anwendung kennt, hier zur Beleuchtung der vom Verf. aufgeſtellten Behauptungen, die Reſultate ſeiner eigenen Erfahrung, in einem Lande, wo, gegründet auf Gerichtsordnungen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, öffentliches und mündliches Verfahren ſtatt hat, mittheilen. Drückend iſt die Oeffentlichkeit des Verfahrens keineswegs für die Partheyen, und zwar insbeſondere auch deßhalb nicht, weil das Publicum nur in ſeltenen Fällen, und alsdann doch weni

zahlreich, von der Befugniß, die ihm die Oeffentlichkeit ertheilt, Gebrauch macht. Es ſind daher auch nur geträumte Vortheile, die man ſich von der Oeffentlichkeit für die Verbreitung von Rechtskenntniſſen unter dem Volke verſpricht, da nicht einmal die jungen Praktiker des Landes davon zu ihrer Belehrung Gebrauch zu machen pflegen. Nichts deſto weniger möchte Rec. doch behaupten, daß das Geſetz der Oeffentlichkeit und der Gebrauch, den von Zeit zu Zeit das Publicum in größerer oder kleinerer Zahl davon macht, vortheilhaft auf Richter und Anwälde wirke. Was aber das mündliche Verfahren anlangt, ſo beweist es täglich unendliche Vortheile, die Rec. beſonders darin ſetzet, daß es das Verfahren abkürzet, weniger koſtbar macht und Vergleiche erleichtert. Wird nämlich darauf gehalten, daß Citationsgeſuche und Citationen den Klagegegenſtand genau und beſtimmt angeben, und daß Dilatorien von der Verhandlung erledigt werden; ſo wird ein Proceß in einem Gerichtstage bis zum Beweisinterlocut, oder wo dies nicht Statt hat, bis zur hauptſächlichen Entſcheidung fortgeführt. Die Koſten werden leichterachtlich durch dieſes Verfahren ſehr vermindert, und die Anweſenheit der Partheyen im Termine giebt Gelegenheit, Vergleiche, und zwar, was weſentlich wichtig iſt, zur rechten Zeit zu vermitteln, welches insbeſondere dadurch ſehr erleichtert wird, daß die Partheyen, durch Anhörung des mündlichen Vortrags, ſelbſt in den Stand geſetzt werden, die in Betracht kommenden Rechtsverhältniſſe zu beurtheilen. Dagegen muß Rec. bekennen, daß das mündliche Verfahren in den weitern Inſtanzen dieſer Vortheile entbehrt, und vielmehr groſze Nachtheile für die Proceßführung zu Wege bringt. Die Entfernung der Gerichtsorte und die Beziehung dieſer Verhandlungen auf die Voracten macht ſchon an ſich ſchriftliche Verfaſſung der Anträge nothwendig; die Reihenfolge der Sachen verſpätet die Termine, und das mündliche Verfahren iſt hier bloß formell ein ſolches, da es ſeinem Weſen nach vielmehr jetzt in ein ſchriftliches übergegangen iſt, und übergehn mußte. Wenn demnach Rec. der vollkommenſten Ueberzeugung lebt, daß das mündliche Vefahren in erſter Inſtanz vor dem ſchriftlichen Verfahren den Vorzug verdiene; ſo kann es doch dieſes Vorzugs nur durch ſtrenge Beachtung der

eben erwähnten Bedingungen, der gehörigen Ladung und der Beſeitigung der Dilatorien, theilhaftig werden, welchen beyden er eine dritte hinzufügen möchte, die gehörige Litiscontestation. Auf dieſe richten häufig die Gerichte zu wenig Aufmerkſamkeit, und die dem Inſtructionsrichter im Preußiſchen ertheilte, die perſönliche Freiheit der Partheyen kränkende inquiſitoriſche Befugniß ſcheint dieſer Unzulänglichkeit keineswegs genügend abzuhelfen. Eine abſolute Verpflichtung der ſtreitenden Theile, ſich auf die zur Begründung der Klage oder Einrede angebrachten Thatſachen beſtimmt bejahend oder verneinend einlaſſen zu müſſen, oder aber deren Irrelevanz darzuthun, macht die im Franzöſiſchen und Preußiſchen Proceſſe eingeführte Inſtruction als ein beſonderes Verfahren überflüſſig. Schließlich muß Rec. noch eines ſeines Wiſſens gar nicht angeführten Vortheils des Plaidirens erwähnen, der für die Gerechtigkeitspflege im Lande von unſtreitigem Nutzen iſt. Durch das Plaidiren werden Rechtsſätze, ſie ſeyen nun wörtlich oder durch Auslegung in den Geſetzen begründet, allgemeiner unter Richtern und Advocaten verbreitet, als ſie dies, in den Geſetzſammlungen verſteckt, beym ſchriftlichen Verfahren, wo ſie erſt geleſen werden müſſen, und von Einzelnen nur geleſen werden, möglicherweiſe werden können. Rec. ſieht demnach das Plaidiren als ein herrliches Mittel zur Verbreitung, Ausbildung und Vervollkommung der Landesrechte unter den Praktikern an.

Die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entſcheidung als Angelegenheit des Staats, der Familien und des Einzelnen von Georg Friedrich Krauß, der Arzney- und Wundarzneykunſt Doctor, Königl. Bayeriſchem Regierungsrathe des Rezatkreiſes und mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitgliede. Nürnberg bey Riegel und Wießner 1820. XXII und 552 S. 8.

Dieſe Schrift, die mit Vorliebe und großer Begeiſterung für dieſen wichtigen Gegenſtand abgefaßt iſt, weswegen auch die Schreibart nicht ſelten dichteriſch, blumenreich und bildlich, ſelbſt bisweilen auf Koſten der Deutlichkeit iſt, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, wovon die erſte die Einführung und Ver

breitung der Schutzpockenimpfung, dann die Aufſicht und Leitung derſelben vom Jahr 1801 bis 1818 in dem Fürſtenthum Anſpach, der Provinz Anſpach und dem Rezatkreiſe, ſo wie dem neuen Rezatkreiſe des Königreichs Bayern enthält, worauf auch der Anhang dieſes Buches Beziehung hat. Dieſer erſte Haupttheil des Werkes iſt ein merkwürdiges Actenſtück, welches auf das deutlichſte zeigt, was eine gute Sanitätspolizey zum Wohl des Volkes auszurichten vermag, es macht dem Verf., welchem ſeit 1814 die Aufſicht und Leitung der Schutzpockenimpfung anvertraut war, die größte Ehre, und iſt obern und niedern Medizinalbehörden zur Beachtung beſtens zu empfehlen.

Die zweyte Abtheilung dieſes Werkes befaßt ſich mit der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der Schutzpocken, giebt eine kritiſche Ueberſicht von Allem, was ſowohl theoretiſch als praktiſch über Schutzpocken im In- und Auslande öffentlich verhandelt wurde, deren Werth durch die beygefügten zahlreichen Beobachtungen aus dem großen Vorrath der Erfahrung des Herrn Verfaſſers noch vermehrt wird. Derſelbe betrachtet dieſen Abſchnitt ſelbſt als eine bis auf die jetzige Zeit fortgeführte kritiſche Geſchichte der Vaccination in ihren Hauptmomenten, nur Schade, daß auf das, was kürzlich vorzüglich engliſche Aerzte über Kuh- und Menſchenblattern Bemerkungswerthes bekannt gemacht haben, in dieſem Werke keine Rückſicht genommen werden konnte.

Dieſe zweyte Abtheilung hat vier Abſchnitte; der erſte ſpricht von der Charakteriſtik der Schutzpocken, wo erſtlich über die Entdeckung und Entſtehung derſelben, die Wahl des Impfſtoffes, die Impfmethode, die Eintheilung der Schutzpocken, die einfache regelmäßige und regelwidrige Vaccine ausführlich und gründlich gehandelt wird; dann handelt der Verf. von dem Zuſammentreffen der Schutzpocken mit andern Krankheiten, nämlich mit fremdartigen Fiebern, Exanthemen, Keichhuſten, chroniſchen Hautausſchlägen, Scropheln, Rhachitis, chroniſcher Augenentzündung u. ſ. w. Die Vortheile und Nachtheile dieſer Verbindung werden in der Erfahrung nachgewieſen; am Schluſſe dieſes Kapitels wird die Frage erörtert, ob die einfache oder zuſammengeſetzte Vaccine einen tödtlichen Ausgang nehmen könne, und ſchon gehabt habe. Unter 149 713

Geimpften ſind in einem Zeitraume von ſiebzehn Jahren acht und zwanzig Kinder durch ungünſtiges Zuſammentreffen mit andern Krankheiten geſtorben. Die Todesfälle werden hier nach dem Inhalte der Acten chronologiſch beſchrieben, und zur Beurtheilung vorgelegt; ferner äußert ſich der Verf. in einem beſondern Kapitel über nicht ſchützende Vaccine, worunter er jede Wirkung der Vaccination begreift, welche die Pockenfähigkeit nicht tilgt, und er bemerkt zugleich, daß die ſchon früher in dieſem Abſchnitt dargeſtellte Anſicht der Vaccine, als eine niedere pflanzliche Afterorganiſation auf dieſe mannichfaltigen Verhältniſſe befriedigendes Licht werfe? ſelbſt die ächte Vaccine kann nur dann als ſchützend erkannt werden, wenn ſie ihre erſte Periode vollendet hat. Im Kapitel von der Empfänglichkeit der Vaccine erklärt der Verf., daß jeder Menſch Empfänglichkeit für die Vaccine beſitzt; und gleich zu Anfange des folgenden Kapitels über die Controlle der Vaccination bemerkt derſelbe, daß man eben ſo wenig wiſſe, wie durch die Vaccine die Pockenfähigkeit erliſcht, als wie dieſes durch die Menſchenblattern bewirkt wirkt, wohl thut er daran, dieſe Lücke nicht durch Hypotheſeu auszufüllen. Die Behandlung der Vaccinirten, die ſich bloß auf Bewahrung der Impfpuſteln vor äußerer Beſchädigung und auf ein diätetiſches Verhalten beſchränkt, macht den Schluß dieſes erſten Abſchnittes. Die Vaccination wird hier die wahre mythiſche Lanze genannt, die verwundet, heilt und bewahrt.

Der zweyte Abſchnitt handelt von der *Schutzkraft der Vaccine gegen die Menſchenblattern.* Freyheit von Menſchenblattern iſt das einzige Ziel der Vaccination; daß aber Vaccine und Menſchenblattern dieſe Eigenthümlichkeit gemeinſchaftlich beſitzen, wäre bloß durch ihre Identität zu begreifen. Von dem Hauptreſultat dieſes Werkes: Vaccine und Variola ſind ein und daſſelbe, und die Differenz zwiſchen beyden beruht bloß auf einem unweſentlichen Intenſitäts-Verhältniß, war der Verf. ſchon im Jahr 1801. überzeugt. Kein einziger conſtatirter Fall ſey dem Verf. vorgekommen, wo jemand, der die Vaccine in ihrer charakteriſtiſchen Aechtheit überſtanden, gegen die Angriffe der Menſcheublattern nicht geſichert geweſen ſey. Wo über das Weſen der Pocken gehande

wird, kommen gelegenheitlich mehrere verwandte Gegenſtände in Anregung, und werden theoretiſch mit mehr oder weniger Glück beleuchtet.

Beherzigungswerth iſt, was der Verf. im dritten Abſchnitt von dem Einfluß der Vaccination auf Geſundheit, und im vierten und letzten von dem Einfluß der Vaccination auf Bevölkerung und Lebensdauer ſagt, es macht ſeinem Verſtande und Herzen Ehre. So ſcharfſinnig auch der Aufſatz in der Iſis gegen die Vaccination ſeyn mag, ſo lohnt es ſich demohngeachtet kaum der Mühe, die Herr Krauß und Herr Hufeland ſich gegeben, ihn zu widerlegen; der Nutzen der Schutzpocken iſt außer allen Zweifel, das Mittel hat die Erfahrung, dieſen unzweydeutigen Probierſtein für ſich, das Gebäude hat, wie Hr. Hufeland bey der Beleuchtung obigen Aufſatzes bemerkt, die Feuerprobe beſtanden, und wir unterſchreiben gerne, was der Verf. ſagt, daß es in der Geſchichte der Entdeckungen und Erfindungen kein glänzenderes Beyſpiel giebt, wie ſehr der menſchliche Geiſt den Proteus der Natur zu bändigen und zu beherrſchen vermag, als die Vaccine; daß übrigens noch keine Krankheit mit ſo viel Feſtigkeit und Klarheit erkannt, und in allen Theilen ſo durchgeführt wurde als die Vaccine, leuchtet aus gegenwärtiger Schrift auf das deutlichſte hervor. Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß dieſe Schrift Sr. Königl. Majeſtät von Preußen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, im Namen der dankbaren Wiſſenſchaft vom Verf. gewidmet iſt, der unter den Fürſten der erſte zum Heil der Menſchheit durch weiſe Verordnung zur gerechten Würdigung der Schutzpockenimpfung aufgerufen, und durch das große Beyſpiel im eigenen Hauſe der Welt das Vorbild gegeben hat.

S.

Neues Handbuch der Algebra oder allgemeinen Rechenkunſt zur Erleichterung für Lehrer und Lernende von G. W. Block. Hannover 1820. XIX und 420 S. 8.

Seit einigen Jahren iſt die Zahl der Hand-, Hülfs- und Lehrbücher der Mathematik, namentlich der elementaren, ſowohl im Ganzen als einzelne Zweige derſelben auf eine wahr-

haft auffallende Weiſe vermehrt, indem ſolcher Werke nicht etwa einige, ſondern man kann dreiſt behaupten, einige Dutzende erſchienen ſind, wovon die meiſten keineswegs ſchlecht, ſelbſt nicht einmal mittelmäßig genannt werden dürfen, vielmehr zum Theil ſowohl rückſichtlich des Inhalts, als auch der Darſtellung ſich vortheilhaft auszeichnen, und bloß wegen des beſchränkten Raumes dieſer Blätter unmöglich alle angezeigt werden können. Rec. ſieht die Menge ſolcher Schriften als ein ſehr gutes Zeichen an, indem daraus hervorgeht, das das Studium der Mathematik endlich allgemeiner wird, und ſo läßt ſich denn mit Grunde erwarten, daß der längſt gewünſchte vortheilhafte Einfluß deſſelben auf die Bildung des Verſtandes zum richtigen und ſcharfen Urtheile ſich bald allgemeiner zeigen muß; denn daß hierauf der Werth des Studiums der mathematiſchen Wiſſenſchaften vorzüglich beruhe, wird niemand bezweifeln, welcher mit demſelben nur in einigem Grade vertraut geworden iſt.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, welche keineswegs unter die vorzüglichſten gehört, iſt Prediger, und gehört alſo zu den nicht ganz ſeltenen Ausnahmen derer, welche auch in dieſem Stande ſich mit der Mathematik vorzugsweiſe beſchäftigen. In dieſer Hinſicht verdient derſelbe allerdings Aufmunterung und Lob, wenn gleich das Werk ſelbſt viel zu wünſchen übrig läßt. Es iſt daſſelbe nämlich keineswegs ein Handbuch der allgemeinen Rechenkunſt, indem es ſelbſt als Handbuch der Algebra nicht vollſtändig genannt werden kann, weil die kurze Erörterung der höheren Gleichungen und unbeſtimmten Aufgaben nicht genügt, von allen übrigen zahlreichen Gegenſtänden der allgemeinen Arithmetik aber kaum etwas vorkommt. Ueberhaupt wird weder der Lernende, noch viel weniger aber der Lehrer völlige Befriedigung finden, indem der erforderliche Grad der Deutlichkeit und mathematiſchen Schärfe, welchen der Verf. ſchon aus Eulers klaſſiſchem Werke hätte entnehmen können, gänzlich fehlt. Dagegen kann das Buch dem fleißig rechnenden Lehrlinge, welcher ſich gern an Aufgaben üben will, durch die zahlreiche Menge der ausgerechneten und meiſtens ſehr zweckmäßig gewählten Beyſpiele nützlich werden.

No. 71. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Von den Urſachen der Erdbeben von Fr. Kries, Prof. der Math. und Phyſik an dem Gymnaſium zu Gotha in Sachſen. Eine Preisſchrift zur Beantwortung der Frage:

„Welches ſind die nächſten Urſachen der Erdbeben? Muß man „die Electriſche oder die Galvaniſche Kraft mit unter dieſe Ur„ſachen zählen: oder ſind die Erſcheinungen, welche man nicht „ſelten bey Erdbeben wahrnimmt, für Mitwirkungen der nehm„lichen Urſache zu halten?“

Herausgegeben von der Societät der Künſte und Wiſſenſchaften für die Provinz Utrecht. Utrecht und Leipzig 1820. 77 S. 8.

Unter den verſchiedenen großen und auffallenden Naturerſcheinungen gehören die Erdbeben und vulkaniſchen Eruptionen, welche ohne allen Zweifel innigſt mit einander verwandt ſind, unter die wichtigſten, aber zugleich auch rückſichtlich ihrer Erklärung unter die ſchwierigſten. Oft hat man verſucht, die Urſachen derſelben aufzufinden und auf die wohlerkannten allgemeinen Naturgeſetze zurückzubringen, aber bis jetzt wurde noch keine Theorie aufgeſtellt, welche allgemeinen Beyfall verdient und gefunden hätte. Die Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Utrecht that alſo wohl daran, dieſen Gegenſtand aufs Neue in Anregung zu bringen, und billigen wird es außerdem jeder Sachverſtändige, daß die, ſo leicht zu viel umfaſſende, Frage in enge Grenzen eingeſchloſſen, nicht auf alle nächſte und entfernte, mittelbar und unmittelbar wirkende Urſachen, noch auf eine kritiſche Prüfung und Würdigung der verſchiedenen bisher aufgeſtellten Hypotheſen, ausgedehnt wurde. Mit großem Vergnügen erhielt Rec. ſeiner Zeit Kenntniß dieſer Preisfrage, und freuet ſich ungemein, daß ein ſo allgemein geſchätzter Gelehrter die Beantwortung derſelben übernommen und den Preis davon getragen hat. Ohne Zweifel wird die kleine gehaltreiche Schrift, welche ſich durch Gründlichkeit und

Klarheit eben ſo ſehr als durch eine vortreffliche Art der Darſtellung empfiehlt, in die Hände aller derjenigen kommen, welche ſich für dieſen Gegenſtand intereſſiren, und es könnte daher eine bloße Anzeige genügend ſcheinen; allein theils fordert die Wichtigkeit des Gegenſtandes, theils die Tendenz dieſer Zeitſchrift eine etwas mehr in das Weſen der Sache eingehende Kritik.

Der Verf. hat ſich im Allgemeinen ganz einfach an die aufgeſtellte Frage und deren Beantwortung gehalten, ohne in das Geſchichtliche einzugehen, oder ſeine Anſichten durch namhafte Autoritäten zu unterſtützen. Bloß in einem ſpäteren Nachtrage wird erwähnt, daß Stuckeley zuerſt die Erdbeben für eine Wirkung der Electricität erklärt habe, indem er annahm, daß dieſelbe in der Erde angehäuft werde, und im umgekehrten Proceſſe eben ſo gegen eine negativ-electriſche Wolke ſchlage, als beym Gewitter aus der poſitiv-electriſchen Wolke gegen die Erde. Hauptſächlich waren es wohl Beccaria und de la Metherie, welche ſo viele Gelehrte vermochten, Anhänger einer unhaltbaren Theorie zu werden, und wenn dieſe auch in Amerika ſehr allgemein verbreitet iſt, ſo darf man ſich, wie v. Humboldt (Reiſ. Th. III. S. 11. d. Ueb.) ſehr richtig bemerkt, „nicht wundern, daß im Vaterlande Franklin's eine große Vorliebe für Erklärungen getroffen wird, die auf der Theorie der Electricität beruhen.“ Die Entdeckung der Volta'ſchen Säule eröffnete allen denen ein weites Feld der Hypotheſen, welche damit zufrieden, für die Erklärung ſo mancher räthſelhafter Naturerſcheinungen wenigſtens einen ſchicklichen Namen zu haben, Erdbeben, vulcaniſche Exploſionen und dergleichen mehr auf die electrochemiſchen Wirkungen dieſes eben ſo wichtigen, als ſeinem Weſen nach unerklärten Apparates zurückführten.

Sehr genügend, und zur Hervorbringung vollkommener Ueberzeugung bey einem jeden, welcher dieſelbe haben will, hat der Verf. dieſen Haupttheil der Aufgabe gelöſet, und gezeigt, daß zur Erklärung der Erdbeben die Electricität weder durchaus erforderlich ſey, noch auch ohne gezwungene Deutungen dazu benutzt werden könne. Um hierin ſicherer und ſyſtematiſcher zu verfahren, werden einige Unterſuchungen vorangeſchickt,

woraus nach einer hinlänglichen Anzahl von Beobachtungen (welche zwar aus der großen Fülle der vorhandenen noch um vieles vermehrt werden könnten, hier aber völlig genügen) gefolgert wird, „daß die Erdbeben eben ſo wohl im Sommer, als im Winter; bey Tage, wie bey Nacht; in kalten wie in gelinden Wintern; in naſſen wie in trocknen Jahren, und bey jedem Alter des Mondes ſtattfinden; daß folglich keine äußere Umſtände angegeben werden können, welche ihr Erſcheinen bedingen, daß aber in der Erde ſelbſt dergleichen Bedingungen, namentlich die Nähe von Vulcanen und eine gewiſſe Richtung, in welcher ſie ſich vorzugsweiſe zeigen, anzutreffen ſind.“ Auf gleiche Weiſe behauptet der Verf., daß es kein ſicheres Vorzeichen eines herannahenden Erdbebens gebe, womit Rec. völlig übereinſtimmt, wenn nicht etwa die Unruhe, namentlich der Hausthiere, als ein ſolches gelten kann, indem die vorangehenden kleineren Bebungen, das anfangende unterirdiſche, für Menſchen nicht wahrnehmbare Getöſe, und die erſten Spuren aufſteigender mephitiſcher Gasarten von dieſen durch ihre feineren Sinne, deren Werkzeuge der Erde noch außerdem viel näher ſind, leichter empfunden werden, wofür im Ganzen auch die Erfahrungen ſprechen. Auch der begleitenden und nachfolgenden Erſcheinungen giebt es keine, wovon ſich mit Sicherheit angeben läßt, daß ſie mit der Erſchütterung des Erdbodens, und den dadurch angerichteten Verwüſtungen, welche das Phänomen ſelbſt ausmachen, in einem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen.

Daß man bey der Erklärung der Erdbeben auf einige Aehnlichkeiten derſelben mit den großen atmoſphäriſchen Proceſſen der Gewitter geführt werden konnte, verkennt der Verf. keineswegs, vielmehr zählt er dieſelben auf, zeigt aber zugleich, daß die in der Atmoſphäre ſo leicht mögliche Aufhebung des electriſchen Gleichgewichts in der vollſtändigen Leitungsfähigkeit der Erde ein unüberſteigliches Hinderniß findet. Die vorzüglichſte Aehnlichkeit beyder Phänomene, welche offenbar in dem überirdiſchen und unterirdiſchen Donner liegt, ſucht der Verf. durch die Anſicht der HH. de Lüc und Lichtenberg zu entkräften, wonach der Donner beym Gewitter keine Folge des Blitzes, ſondern eines chemiſchen Zerſetzungs-Proceſſes ſeyn ſoll, und

ein ähnlicher daher auch in der Erde vorgehen müßte. Allein die Gründe, auf welche jene Phyſiker ihre Theorie baueten, ſind ſchwerlich hinreichend, und wenn man auf die ſehr ungleiche Dichtigkeit und die heftigen Strömungen derjenigen Luftſchichten, welche der Blitz gewaltſam durchbricht und auf den Einfluß der Erde bey der Fortpflanzung und Modificirung des Schalles Rückſicht nimmt, ſo läßt ſich der Donner füglich als eine Folge des Blitzes erklären, und ergiebt ſich hieraus zugleich, warum er auf der See und auf hohen Bergen anders als in der Ebene und in Bergthälern tönt. Inzwiſchen liegt eben hierin ein kräftiger Gegenbeweis gegen die Hypotheſe, wonach die Erdbeben electriſche Proceſſe ſeyn ſollen; denn Stuckeley's Anſicht, daß der Blitz von der Erde gegen die negativ electriſchen Wolken ſchlage, ſtreitet gegen alle Erfahrung; in der Erde ſelbſt aber iſt wegen der vorhandenen Fortleitung kein Blitz möglich, wenn man nicht zu ganz unnatürlichen Behauptungen ſeine Zuflucht nehmen will.

Gegen das Vorhandenſeyn einer großen Volta'ſchen Säule im Innern der Erde erklärt ſich der Verf. in Uebereinſtimmung mit vielen Gelehrten, welche lieber manche Erſcheinungen vor der Hand noch unerklärt ſeyn laſſen, als falſch erklären wollen; weil zwar der chemiſchen Proceſſe und der damit verbundenen electriſchen Wechſelwirkungen gar viele in der Erde ſtattfinden mögen, ohne daß gerade alle Bedingungen einer eigentlichen electriſchen Säule gegeben ſind, welche ohnehin ſich entweder endlich erſchöpfen, oder ihre Entladungen regelmäßig erneuern müßte.

Nach der Widerlegung dieſer falſchen Hypotheſen ſtellt der Verf. zur Erklärung der Erdbeben eine neue auf, welche ſehr ſinnreich iſt, ſchwerlich völlig widerlegt werden könnte, und der Frage in der Form, wie ſie ſehr beſtimmt aufgeſtellt iſt, durchaus Genüge leiſtet; hinſichtlich der großen und wichtigen Erſcheinung im Ganzen aber keineswegs für erſchöpfend gelten kann. Indem nämlich gefragt wird, welches die *nächſten* Urſachen der Erdbeben ſind, antwortet der Verf. *entzündete Knallluft*, und ſonſtige Gasarten, welche in Menge in der Erde entwickelt werden, mit Hindeutung auf zugleich erzeugte Waſſerdämpfe. Daß eine ungeheure Menge Gasarten,

namentlich auch unreines Waſſerſtoffgas in der Erde auf mannichfache Weiſe (nach dem Verf. auch durch partielle galvaniſche Actionen) erzeugt werden, iſt reiner Erfahrungsſatz, und eben ſo iſt nicht zu leugnen, daß atmoſphäriſche Luft zur Hervorbringung der erforderlichen Miſchung in die Erde dringe, wie ſchon theoretiſch aus ſtatiſtiſchen Geſetzen folgt, und noch außerdem durch die Erfahrung der engliſchen Bergleute unterſtützt wird, welche beym Erdbeben 1795 wahrnahmen, daß die Luft von Außen nach Art eines Sturmwindes in die Schachte des Bergwerks drang. Sollte dieſe Beobachtung wegen des großen Wechſels der Wetter in den Bergwerken minder beweiſend ſcheinen, ſo ſpricht direct Hamiltons Behauptung dafür, welcher in ſeiner Beſchreibung des Veſuv's ſagt: „I have seen a great cloud passing over the crater of Vesuvius, and which not only was attracted, but was sucked in and disappeared in a moment. Wollte man hiergegen einwenden, daß zwar die Erzeugung mephitiſcher Gasarten, namentlich des Waſſerſtoffgas unleugbares Factum ſey, dagegen aber die Erzeugung des erforderlichen Sauerſtoffgas oder der atmoſphäriſchen Luft aus keiner Beobachtung folge, und das Eindringen derſelben von Außen in Gegenden, welche keine ſolche Oeffnungen haben oder durch das deckende Meer geſchützt ſind, undenkbar ſey; ſo kann der Verf. immer antworten, daß man bey der weithin ſich erſtreckenden Verbindung unterirdiſcher Höhlen und Canäle über die eigentlichen Luftlöcher, welche in das Innere der Erde führen mögen, keine genaue Kenntniß haben könne. Eben ſo wenig iſt zu leugnen, daß eine in ſolchen Mengen und bey der Verdichtung in den muthmaßlichen Tiefen dieſer Operationen ſtattfindende Entzündung von Knallluft ſowohl das unterirdiſche Getöſe, als auch die nachfolgende Erſchütterung hervorzubringen vermöge, imgleichen daß auch andere Gasarten, durch chemiſche Operationen entwickelt, endlich einen Grad der Ausdehnung erhalten können, welcher die obere Decke zu erſchüttern und zu erheben hinreichend iſt, wofür namentlich die Schlammvulcane als beweiſend angeführt werden können. Endlich dürfte es nicht ſchwer werden, in den verſchiedenen Kräften der Natur diejenigen aufzufinden, welche die gebildete Knallluft zu entzünden

vermögen: wozu es auf allen Fall bloß der Electricität be- dürfte, falls man dieſer doch einmal eine Rolle bey dieſen großen Naturphänomenen einzuräumen geneigt wäre.

Bis ſoweit, und in directer Beziehung auf die Frage nach den nächſten Urſachen der Erdbeben ſteht die aufgeſtellte ſinnreiche Theorie unerſchütterlich feſt; auch iſt Rec. völlig über- zeugt, daß dieſe Erſcheinungen weniger eine Folge entbundener Kohlenſäure ſind, als vielmehr der entzündeten Knallluft und der durch Hitze expandirten Waſſerdämpfe. Sollten aber die Phänomene ſämtlich nach ihren nächſten und entferntern Ur- ſachen, insbeſondere mit Rückſicht auf den Zuſammenhang, worin ſie mit den anhaltend oder intermittirend brennenden und ruhenden Vulcanen ſtehen, erklärt werden, dann bleibt allerdings noch Vieles dunkel und räthſelhaft. Dann müſſen insbeſondere die vulcaniſchen Verbindungen in Erwägung ge- zogen werden, welche v. Humboldt namentlich zwiſchen den americaniſchen einzelnen Cratern durch ſehr überzeugende That- ſachen nachgewieſen hat, wonach unter andern z. B. die ganze Strecke zwiſchen den azoriſchen Inſeln und den kleinen Antil- len, in einer Breite vom 5ten bis 36ſten Grade als ein ein- ziges unter einander verbundenes vulcaniſches Syſtem angeſehen wird; dann muß ferner erörtert werden, wie es zugeht, das in eben dieſen und in den ſüdamericaniſchen Gegenden ein ge- wiſſer Wechſel zwiſchen den Exploſionen der Vulcane und den Erſchütterungen weit entfernter Länder ſtatt findet; warum Erd- beben und vulcaniſche Eruptionen zuweilen Monate, ja ſogar Jahre lang anhalten, und wiederum Jahre, Decennien, ja ſelbſt Jahrhunderte ausbleiben, ohne daß man deswegen gegen neue Ausbrüche vollkommen geſichert iſt. Hauptſächlich aus die- ſem Grunde ſtimmt Rec. mit dem Verf. darin nicht überein, wenn er geneigt iſt, den eigentlichen Sitz der Erdbeben nicht tief unter die Oberfläche der Erde zu ſetzen (S. 68), indem eine Menge erwieſener Thatſachen, namentlich, daß ein Granit- boden keineswegs gegen die Gefahr der Erſchütterung ſichert, und daß die Bebungen ſich auf ſo unermeßliche Fernen er- ſtrecken, unleugbar fordert, die Heerde der Vulcane tiefer an- zunehmen, als meiſtens geſchieht, wogegen die angeführte Thatſache, daß die engliſchen Bergleute 1795 das Getöſe zum

Theil über ſich, zum Theil unter ſich hörten, nicht füglich als genügender Gegenbeweis gelten kann, indem bekanntlich die Schlüſſe aus der Richtung des Schalles im höchſten Grade trügeriſch ſind. Dann endlich müſſen vor allen Dingen auch die warmen Quellen rückſichtlich ihres Urſprunges und ihrer verſchiedenen, aber ſtets gleichbleibenden Temperatur und Waſſermenge genauer erwogen und mit in die Erklärung der geſammten Phänomene gezogen werden. Wohl dürfte man von demjenigen, welcher alle dieſe Räthſel zu löſen vermöchte, ſagen: hic mihi erit magnus Apollo, und wer weiß, ob und wann alle dieſe und noch mehrere ähnliche Fragen beantwortet werden können, bis zu welcher Zeit inzwiſchen jedes nützliche Scherflein als Beytrag zu dem großen Ganzen mit Dank anzunehmen iſt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet auch der gewichtigſte Kenner dieſer Gegenſtände, v. Humboldt, die ganze Sache, und obgleich Rec. der Anſicht deſſelben, wonach er mit Davy, Wollaſton u. a. den Metalloiden eine thätige Rolle bey dieſen Operationen einzuräumen geneigt iſt, nicht beyſtimmen kann, ſo iſt er doch darin vollkommen einverſtanden, wenn er Bd. 3. S. 42 ſeiner Reiſen aus der großen Fülle ſeiner Beobachtungen folgert: „Wenn man die ſich in der Tiefe der Erde fortpflanzenden Detonationen gehört, wenn man die ungeheuern Wirkungen des Aufſtoßens des Bodens und die Wölbungen des Erdreichs geſehen hat, das aus ſeinen Spalten eine unermeßliche Menge Waſſer, Schlamm und Dünſte auswirft, ſo hält es ſchwer, nicht an das Daſeyn von Höhlungen und an Verbindungen zu glauben, welche zwiſchen dem oxydirten Theile des Erdballes und einem Theile deſſelben beſtehen, der an Metalloiden, an Schwefelkieſen und andern nicht oxydirten Subſtanzen noch Ueberfluß hat.“

Demosthenis Oratio pro Corona. In usum praelectionum recensuit Ern. Car. Frid. Wunderlich, prof. philosophiae in Academia Gottingensi. Editio altera emendatior. Gottingae e libraria Dieterichiana 1820. LXIV und 200 S. 8.

Dieſe Ausgabe iſt eigentlich ein bloßer durch Hrn. Prof. Diſſen in Göttingen beſorgter Abdruck der 1810 vom ſel. Wunderlich zum Gebrauch für ſeine Vorleſungen herausgegebenen Rede des Demoſthenes pro Corona (Demosthenis oratio pro Corona. — In usum praelectionum recensuit E. C. F. Wunderlich, professor etc. Gottingae 1810.). Daher iſt auch in der neuen Ausgabe die ganze Einrichtung, Format, Druck (mit Ausnahme der Decrete, welche in der neuen Ausgabe durch etwas kleinere Schrift unterſchieden ſind) und das ſchlechte Löſchpapier ganz daſſelbe geblieben. Da jedoch der Titel der neuen Ausgabe ſagt: editio altera emendatior, ſo wollen wir unſern Leſern angeben, worin dieſe Verbeſſerungen beſtehen, verbunden mit einigen kurzen Bemerkungen.

Vorerſt ſind die Addenda und Corrigenda, welche der erſten Ausgabe angehängt waren, in dieſer neuen Ausgabe gehörigen Ortes eingeſchaltet und benutzt, dabey ſind an vielen Orten, beſonders, wo der neue Hr. Herausgeber von Wunderlich abweichen zu müſſen glaubte, die Lesarten der Bekkerſchen Ausgabe kurz bemerkt; wie gleich im Anfange §. 2.: ἕτερον δ' ὅ φύσει πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπάρχει, wo Wunderlich in der Note beygeſetzt hatte: „ὅ; Reisk. ex emend. ἃ dedit." ſ. auch die Prolegg. p. XXIV der alten Ausgabe. In der neuen Ausgabe iſt hinzugefügt: „sed legendum ὅτι, quod recepit Bekkerus", was denn auch in den Text ſelber aufgenommen iſt. Gewiß wird durch die Aufnahme dieſes ὅτι der Satz um vieles leichter, ob aber die ältere, ſchwerere Lesart, die übrigens Wunderlich a. a. O. gut erklärt, darum zu tilgen ſey, möchte ſich noch bezweifeln laſſen. Eben ſo möchten wir §. 6., wo die Worte καθάπερ ἐν ἀρχῇ in der neuen Ausg. mit Klammern eingeſchloſſen und die Note beygefügt iſt: „verba seclusa omittuntur in Aug. prim. et secund.", lieber bey der früheren Wunderlichſchen Lesart

bleiben, wie auch §. 10., wo ἐστίν nach δίκαιον Wunderlich, unſers Bedünkens nach, mit Recht geſtrichen, weil ein Accusativ. absolutus ſtatt findet, es alſo (wenn es deſſen nöthig wäre) wenigſtens hätte heißen müſſen ὄν. Doch ſollen dieſe Bemerkungen, in denen Ref. ſeine von dem verdienſtvollen Hrn. Herausgeber verſchiedene Anſichten vorgetragen, keinesweges den Werth dieſer neuen Ausgabe, die ſo viele Bereicherungen gewonnen hat, ſchmälern. So iſt z. B. §. 12. die ſchon von Reiske nach der Aldina und dann auch von Becker aufgenommene beſſere Lesart τὴν πρὸς ἐμέ πως ἔχθραν (Vulgata: τὴν πρὸν ἐμὲ ἔχθραν), die Wunderlich noch nicht in den Text aufzunehmen gewagt, jetzt wieder hergeſtellt; §. 18. ἐτόλμα mit Reiske und Bekker aufgenommen, wozu Wunderlich ſelber in den Prolegg. pag. XVIII alt. Ausg. bereits gerathen; ebendaſelbſt aus den Handſchriften das beſſere ἠγανάκτησας; καὶ παρελθὼν etc. Als weitere Verbeſſerungen hinſichtlich des Textes bemerken wir ferner, daß §. 30. das unrichtige γεγενῆσθαι in γενέσθαι umgewandelt, §. 33. εἰς αὐτά von den Klammern befreyt, §. 36. die Stellung der Worte verbeſſert iſt (auf folgende Art: οὓς αὐτίκα μᾶλλον ἴσως ἁρμόσει λέγειν). Nur §. 37., wo Hr. Diſſen in den Worten καὶ οὐδὲ φωνὴν ἤκουον, das καί ausgemerzt hat, ſcheint uns die Wunderlichſche Lesart ſtärker und voller. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die Verbeſſerungen, welche dieſe zweyte Ausgabe erlitten und die der neue Hr. Herausgeber unter dem Text mit einer lobenswerthen Kürze angegeben, alle genau durchführen und betrachten wollten. Darum wollen wir hier nur die bedeutenderen angeben; als §. 42. §. 45. (ἐπειδὰν τὰς εὐθύνας δῷ in der dritten Perſon, nach Aeſchines p. 592) §. 50, wo ὅμως als ächt anerkannt, und die wohl allein richtige Lesart gegeben iſt. §. 53. §. 56. (hier ſchreibt Hr. Diſſen τοῦτο γράψαι ſtatt des fehlerhaften τοῦτο γράψαι λέγειν, und ἡ βουλὴ συναχθῇ nach den Handſchriften ſtatt der Vulgata ἡ β. συναχθῶσι, was aber darum wohl noch keine inepta lectio zu nennen wäre, wegen des Collectivbegriffs, den das Wort βουλή in ſich ſchließt.) §. 71, wo das Βοσπορίχῳ der Handſchriften ſtatt des Wunderlichſchen Βοσπόρῳ, welches überdem dort fehler-

haft mit kleinen Anfangsbuchſtaben gedruckt iſt, wieder aufgenommen. Dahingegen möchte ſich ebendaſelbſt die Wund. Lesart: τὼς στεφάνως, ὣς ἐστεφάνωται etc., wofür jetzt τ. στεφ., οἷς ἐστεφάνωται abgedruckt ſteht, durch die Analogie ähnlicher Redensarten vertheidigen laſſen. Vergl. nur Matthiae in der größern Griech. Gramm. §. 415. coll. 420. — Ferner §. 82. 87. 91. 94. 99. 100. 101. 113, wo wir mit der Note des Hrn. Herausgebers vollkommen einverſtanden ſind, welche zu den Worten des Demoſthenes: ἐπὶ τὴν Ἀττικὴν ἐπορεύετ' ἄνθρωπος bemerkt, „praestat ὁ ἄνθρωπος", da ὁ ἄνθρωπος beſſer die Art von Verachtung zu bezeichnen ſcheint, die doch hier ausgeſprochen werden ſoll; vergl. Heindorf zu Plato's Gorgias p. 247. und Plutarchs Alcibiades cap. 2, Themiſtocles cap. 16, Pericles 1 fin. 5 fin.; §. 114. 116. 119. 152. (oder 153 der neuen Ausg.) 161. (162.) 165. (166.) 170. (171.) 201. (202.) 228. (229.), wo die Wiederherſtellung des οὐδεὶς ἂν gewiß zu billigen iſt, §. 234. (235.) 240. (241.). Auch auf gelegentliche Verbeſſerungen anderer Gelehrten während der Zeit iſt in dieſer neuen Auflage Rückſicht genommen; vergl. p. 59. 67. Viele Stellen ſind gegen vermeintliche Emendationen Wunderlichs in Schutz genommen und die alte Lesart in ihnen wieder hergeſtellt, meiſtentheils mit vollem Recht, als §. 28. §. 43: ἐν Πυκνὶ (mit Recht in der neuen Ausgabe mit großem Anfangsbuchſtaben gedruckt) ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ; §. 72. 99. 122. 146. 149. (150.) 155. (156.) 161. (162.) 181. (182.) 218. (219.) 222. (223.). An einigen Orten werden auch neue Vorſchläge zu Verbeſſerungen gemacht, als §. 40. 71. 94. 124. Darum wünſchten wir, Hr. Diſſen hätte auch ſeine Meinung über die ſchwere, und ſo vielfach mit mehr oder minder Glück ſchon behandelte Stelle am Ende des Briefs von Philipp §. 127: τοῖς δὲ μὴ συναντήσασι — ἐπιζημίοις geäußert; er iſt ganz bey der Wunderlichſchen Lesart ohne alle weitere Bemerkung ſtehen geblieben; was freylich bey einer ſolchen Stelle am gerathenſten war. Daß ein neuer Paragraph (131) eingeſchaltet und dadurch die Eintheilung des Ganzen verändert worden, mißbilligen wir, weil auf dieſe Weiſe leicht Verwirrungen und Unordnungen im Citiren entſtehen. Die Druckfehler der erſten Ausgabe ſind, wie bemerkt, meiſtens

getilgt; p. 67 im 82ſten §. iſt τρηράρχων ſtatt τριηράρχων ſtehen geblieben, p. 12 ſteht βυύλομαι ſtatt βούλομαι, p. 65 ἐπανελθεῖν; ſtatt p. 153 ſteht p. 135.

Pindars fünfter Nemeischer Siegsgesang, übersetzt und erklärt von Carl Ferdinand Theodor Hepp. Zur Anzeige der Prüfungen im Johanneum am XI u. XII April etc. — herausgegeben von J. Gurlitt, Dr. Hamburg 1820. gedruckt bey J. A. Meiſsner. 36 S. in 4.

Dieſe Schrift, womit der Director des Johanneum in Hamburg zu den Prüfungen dieſer Anſtalt das Publikum einladet, hat zum Verfaſſer einen Zögling eben dieſer Anſtalt, einen Schüler des Hrn. Director Gurlitt, welcher übrigens an dieſer Arbeit nicht den mindeſten Antheil zu haben verſichert. Der Verf., von dem wir wünſchen wollen, daß er mit gleichem Eifer in der betretenen Bahn fortfahren möge, beginnt mit einer Einleitung, worin er den Inhalt dieſer Ode und ihre früheren Bearbeiter angiebt, auch die Behauptung des Scholiaſten, daß Pindar aus Geldgier ſich 3 Drachmen habe bezahlen laſſen, zu widerlegen ſucht. Niemand wird ſowohl hierin, als beſonders in dem folgenden Commentare den Eifer verkennen, womit der Verf. bemüht iſt, Alles zu ſammeln und Alles zuſammenzutragen, was über irgend einen der zu behandelnden Gegenſtände von Andern bemerkt und erinnert worden, aber Niemand wird auch läugnen können, daß in dieſem an und für ſich ſo lobenswerthen Beſtreben Manches unnöthigerweiſe gehäuft und nicht das gehörige Maaß überall beobachtet iſt; wie ſich denn der Verf. bey reiferen Jahren nach mehrjährigen Studien ſelber hievon am beſten überzeugen wird. S. 6 folgt nun die Ueberſetzung und zwar in Proſa, dann S. 8 die Erklärung, welche, ſowohl in kritiſcher, als auch in ſachlicher und grammatiſcher Hinſicht, auf eine meiſt befriedigende Weiſe ausgefallen iſt. Um dem Verf. unſere Theilnahme zu beweiſen und das Intereſſe, womit wir ſeine Schrift geleſen haben, möge es uns erlaubt ſeyn, über einige

Punkte unſere Bemerkungen mitzutheilen. Vers 9 ſcheint der Verf. die Vulgata νικῇ vertheidigen zu wollen, als 3te Perſon Präſentis, welches Tempus gerade hier recht paſſend ſey. Allein da es ſich noch fragen läßt, ob der Dorismus νικῇ als 3te Perſ. Präſent. Indicativi ſtatt νικᾷ auch auf Pindar anwendbar ſey, ſo wird man, da dies noch nicht erwieſen iſt, entweder νικᾷ, oder νίκα (als 3te Perſ. Indic. Imperf. mit vernachläſſigtem Augmente, wie auch Ahlwardt in ſeiner neuen Ausgabe des Pindarus (Leipzig bey Hahn 1820.) hat abdrucken laſſen) ſchreiben müſſen, wenn man nämlich durchaus die Boekhſche Lesart νίκη für ἐνίκη von der Form νίκημι verwerfen wollte, eine Lesart, die doch einen beſſeren Sinn giebt als das Präſens νικᾷ, und auch aus andern Pindariſchen Stellen von Boekh nachgewieſen iſt. Dagegen Vers 17 beiziehn wir vollkommen einverſtanden mit dem Verf. und mit Müller (Aeginet. p. 87) das ναυσικλυτὰν (richtiger mit Boekh verbunden, als getrennt ναυσὶ κλυτὰν geſchrieben) auf die ganze bedeutende Seemacht der Aegineten, und nicht blos auf die Handelsſchiffe der Aegineten, wie Herrmann Mythol. T. II. p. 444 will. Eben ſo richtig hat der Verf. Vers 28 die Worte Δαίμων ἀποινώσας erklärt: der rächende Dämon, die Gottheit, welche den Peleus und Telamon rächend wegen ihres Brudermordes verfolgt. Denn dieſer Δαίμων ἀποινώσας iſt gewiß kein anderer, als der, welcher ſonſt der Δαίμων ἀλάστωρ heißt, von dem Leopold zu Plutarchs Marius cap. 8. p. 24 gut gehandelt hat, der auch im 72ten Orphiſchen Hymnus vorkommt. ἔφορος δαίμων, ſagt das von Leopold angeführte Scholion des Euripides, Phoeniss. 1581 (1597) τῶν τὰ ἄλαστα πεποιηκότων καὶ τιμωρός, um nicht Mehreres anzuführen. Vergl. auch Wakefield zu Sophocles Trachin. 1237. In dieſelbe Klaſſe von Verſen gehören auch die δαίμονες προστροπαῖοι und παλαμναῖοι bey Pollux im Onomaſticon V. 26, 131. v. 48 bey ἁβρὸς, ἁβροχαίτης u. ſ. w. hätte der Verf. auch noch an Ἀβροκόμης erinnern können, von dem Hemſterhuis und Locella zum Xenophon Epheſius S. 122 gehandelt haben. Die Gründe, die den Verf. bewogen haben mögen, vs. 51 ſtatt der Vulgata πείσαισ' ἀκοίταν vorzuſchlagen: πεισαισα

(doch wenigſtens nach Pindariſch-Doriſchem Dialekt: πεί-σαισα) κοίτας, ſcheinen uns nicht genügend. Denn nicht ſo ſelten finden ſich ähnliche Tautologien, als hier ξυνᾶνα ἀκοίτην. Wir erinnern nur an das Homeriſche ὁδίτης ἄνθρωπος (Odyſſee V, 123) an die χῆραι γυναῖκες (Jliad. II, 289); vergl. Fischer ad Weller III, a. p. 292 und die dort angeführten. Auch iſt ξυνάων (Joniſch ξυνήων, Attiſch ξυνέων, eigentlich blos Particip von ξύνειμι, alſo ein Adjectiv, das ſein Subſtantiv ἀκοίτης bey ſich hat — vs. 61 bezieht man πατήρ wohl am einfachſten und ungezwungenſten darauf, daß Peleus, Sohn des Aeakus, und ſomit Enkel des Zeus war, wie auch der Scholiaſt ſagt: (ἢ ὅτι ὁ Πηλεὺς ἔκγονος ἦν Διός) und es iſt wohl nicht gerade nöthig, an den πατὴρ ἀνδρῶν (τε) θεῶν τε nach Jlias I, 544 zu denken, eben ſo wenig wie die Angabe, daß auch die Perſer den Allſchöpfer Mithras vorzugsweiſe Vater nannten. Den ſchwierigen vs. 77 sqq. hat der Verf. recht gut nach Hermann und Boekh erklärt. — Der Apollo οἰκιστής (vs. 82) iſt gewiß kein anderer, als der, welcher ſonſt wohl ἀρχηγέτης (oder bey den Doriſchen Stämmen ἀρχαγέτας) und πατρῷος heißt; ſ. Spanheim zum Callimachus Hymn. in Dian. 227. p. 281. So heißt bey L. Lydus de menss. p. 105 Vulcan: πατὴρ Ἀπόλλωνος, τοῦ Ἀθηναίων ἀρχηγέτου. Wenn daher Müller Aeginet. p. 150 ſagt, dieſer Apollo, der der Pythiſche, Delphiniſche und der Gründer heiße, könne als einer und derſelbe angeſehen werden („Pythium, Delphinium Conditoremque Apollinem unum posse praedicari atque eundem"), ſo müſſen wir dieſem Satz volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; zumal da Apolliniſcher Cultus das untrügliche Zeichen Doriſcher Stämme iſt, insbeſondere derer, die von Creta aus über Griechenland bis nach Delphi hin ſich verbreitet, wo ſie nach einigen Sagen das Orakel geſtiftet haben ſollen; ſ. Raoul. Rochette histoire de l'etabliss. d. colon. Grecques Tom. II. p. 149—152. Vergl. ebendaſ. p. 104. 170. 172 und Hüllmann Anfänge der Griech. Geſch. p. 69. — Angefügt ſind der Erklärung drey Excurſe, der erſte zu vs. 20 „über die Stellung der Alten beym Beten", wobey jedoch der Levezowſchen Abhandlung de

Juvenis adorantis signo ex aere antiquo, Berolini 1808. keine Erwähnung geſchieht; der 2te zu vs. 68 über Χρυσαλάκατος, der 3te über Νίκη vs. 76.

Die Ueberſetzung iſt einfach und gut; warum vs. 92 δίδου φωνάν gerade heißen ſoll: „erhebe jauchzend deine Stimme“, ſehen wir nicht ein; auch iſt es in den Noten richtig erklärt durch edere, emittere vocem. Als Probe mag die erſte Strophe hier eine Stelle finden: „Kein Bildhauer bin ich, nur müſſige (regungsloſe) Geſtalten ſchaffend, die nur auf der Baſis ruhen. Drum enteile Aegina mein Lied! auf jeglichem Laſtſchiffe oder Nachen, verkündend, daß Lampons Sproß, der kraftvolle Pytheas, ſiegend zu Nemea errungen des Pankrations Kranz“ u. ſ. w.

Nur das wünſchten wir noch, daß der Verf. bey ähnlichen Verſuchen in der Folge uns doch das Griechiſche mit Accenten geſchrieben liefern möge.

Geographie und Statiſtik des Großherzogthums Baden, nach den neueſten Beſtimmungen bis zum 1. März 1820. Herausgegeben von J. A. Demian. Nebſt einer Ueberſichtskarte der neuen Kreis- und Aemter-Eintheilung und einem Ortsregiſter von F. L. Hofmeiſter. Heidelberg, bey Groos. 1820. 255 S. in 8.

Die gute Grundanlage dieſes für Viele unentbehrlichen geographiſch-ſtatiſtiſchen Compendium, oder Inbegriffs von dem gegenwärtigen Local- und Staatsverwaltungs-Zuſtande des Landes iſt unverkennbar. Auch iſt zum Voraus eine paſſende Abtheilung der Gegenſtände angenommen, ſo daß die immer ſich anbietende Abänderungen ſchicklich eingerückt und nachgetragen werden können. Unläugbar und erfreulich iſts, wie vielfach dieſe ſtatiſtiſche Kenntniſſe durch ihre Oeffentlichkeit ſeit wenigen Jahren, wo das Bedürfniß die Staatskräfte genau zu kennen, politiſch und diplomatiſch ſehr gefühlt und die bisdahinige Mangelhaftigkeit als Folge der Verheimlichung mit Schaden beobachtet wurde, beträchtliche Verbeſſerungen gewonnen haben.

Die I. Abtheilung giebt einen Ueberblick der Landesbeſchaffenheit, der Einwohner nach Claſſen, der Producte, der

Handelsverhältniſſe, Unterrichtsanſtalten und der Staatsregierung nach Verfaſſung, Verwaltung, Verwaltungskoſten und militäriſcher Beſchützung. Die II. Abth. macht nach den acht Abſchnitten, von Reſidenz und 7 Creiſen, die darunter begriffene Aemter und Hauptamtsorte nebſt localen Merkwürdigkeiten und Nutzbarkeiten topographiſch und ſtatiſtiſch bekannt. Schon ſind die meiſten Beziehungen, nach denen der Aufmerkſame fragen wird, bey den bedeutenderen Orten kurz und befriedigend verzeichnet. Specielle Berichtigungen von Zeit zu Zeit der Verlagshandlung bemerklich zu machen, wäre ein Verdienſt, welches ſich überall die Ortsvorſteher um die Vaterlandskenntniß gerne erwerben ſollten. Nur durch ein ſolches patriotiſches Zuſammenwürken könnte bald etwas vollſtändig richtiges entſtehen und fortwährend erhalten werden, wonach der Bearbeiter mit ſchätzbarem Fleiße geſtrebt hat.

Das Land hat eine Länge von 61 Meilen, einen Gränzenumfang von ungefähr 340 Stunden, zwiſchen dem 27 Grad 32′ und 49 Grad 49′ nördlicher Breite. Als Rheingränze, von Hüningen an, ſind zu decken 92 Stunden. Der Flächeninhalt wird auf 272 bis 289 Quadratmeilen berechnet. Die Bevölkerung im J. 1818 umfaßte 1 Million 20 tauſend 696 Menſchen; vom weiblichen Geſchlechte 27,398 mehr als vom männlichen. Von dieſen Einwohnern haben ihren Beſitz auf 66, 34/100 □ Meilen der 8 Standesherrn — 195,051 Perſonen, auf 29 43/100 □ Meilen der 18 gräflichen Familien und der 81 vom Adel und von Corporationen — 119,766 Perſonen, ſo daß alſo durch die Mediatiſirung — 314,817 Unterthanen oder mehr als ⅓ des Ganzen, ihre Unterthanenverhältniſſe verändert haben. ⅔ der Geſammtzahl der Badiſchen Einwohner bekennt ſich zur katholichen, ⅓ zur proteſtantiſch-evangeliſchen Confeſſion. Von der letztern Zahl ſind ¼ von der reformirten Glaubensauslegung. Außerdem leben im Groſherzogthum 16,000 Juden, 1300 Mennoniten und in der Colonie Königsfeld, Bezirksamts Venningen, 150 Herrnhuter. Die Linientruppen betrugen im Sept. 1819. (S. 75) — 10,979 Mann. Das ſtändige Bundescontingent erfordert 10,000, die Reſerve 5000. Der Militär-Etat des ehemaligen Kurfürſtenthums Baden betrug (S. 73) 6150 Mann von allen Waffengattungen, wovon im J. 1805. an dem Kriege gegen Oeſterreich unter Napoleon Antheil nehmen mußten — 3,187. Den 10. May 1819 legte das Finanzminiſterium eine ſummariſche Ueberſicht den Ständen vor (S. 63—72), in welcher die Staatseinnahmen und Ausgaben auf das Etatsjahr 1819. berechnet waren auf 9,185,288 Gulden. Unter der Einnahmenſumme waren mitbegriffen als auf den Einnahmen haftende Laſten 878,990 fl. und als Ver-

waltungs- und Erhebungskoſten 113,257 fl. Der ganze Civil- und Militär-Penſionsſtand belief ſich (S. 71) auf 1,068,587 fl. Die Dotation der Amortiſationscaſſe wurde (S. 69) auf 1,640,195 fl. erhöht. Das geſammte Steuercapital des Großherzogthums iſt (S. 63) berechnet auf 776 bis nahe 777 Mill. Gulden. Außer dieſen Finanzberechnungen iſt S. 62 auch eine Berechnung der Thätigkeit bey der Juſtizpflege der höhern Gerichtshöfe begonnen. Würde es doch irgend möglich ſeyn, ebenſo wie die Leiſtungen, auch die dadurch entſtehenden Würkungen für den Staatszweck des allgemeinen Schutzes durch Recht und Waffen in berechnende Ueberſichten zu bringen.

Als öffentliche Unterrichtsanſtalten ſind S. 29—31 verzeichnet: Schullehrerſeminare, ein katholiſches zu Raſtatt, ein proteſtantiſches zu Carlsruhe; lateiniſche Schulen oder Pädagogien 10 Lycäen 4. Gymnaſien 5. Univerſitäten 2. Die Heidelberger zählte 1818 — 603, die Freyburger 337 Studierende. Ferner gehören zu den Unterrichtsanſtalten: die Ingenieurſchule zu Carlsruhe, verbunden mit dem bey Triangulirung des Landes und andern Staatsarbeiten beſchäftigten Ingenieurbüreau; die Militärſchule, auch die Thierarzney- forſtarchitektoniſche Zeichnungsſchulen und die Taubſtummenanſtalt zu Carlsruhe, die Handelsakademie zu Mannheim.

Die Bevölkerung der Stadt Heidelberg betrug, ohne die Studierenden und ohne Kohlhof und Schlierbach, 9,841, worunter 3,669 von katholiſchem, 3,105 von lutheriſchem, 2,885 von reformirtem Glaubensbekenntniß ſind, 180 vom jüdiſchen und 2 vom Mennonitiſchen. Häuſer ſind in der Stadt 637, in der Vorſtadt 369, am Schloßberg 81. Eine Haupthandlungsſtraße vom Ueberrhein her führt durch, theils über Mosbach nach Franken und Sachſen, theils über Sinsheim, nach Heilbronn und Schwaben. Die andere Haupthandlungsſtraße iſt die von der Bergſtraße, von Frankfurt, Darmſtadt her, über Bruchſal theils nach Würtemberg, theils nach Baſel und Strasburg ſich lenkend. Der Wohlſtand der Stadt beruht, durch ihre Gewerbsthätigkeit, auf der Univerſität und dieſen Tranſitoſtraßen, da der Landbau wenig Raum hat. Die Gemarkung der Stadt enthält nur 2492 Morgen Acker, 40 M. Wieſen, 700 M. Weinberge und Caſtaniengärten, 4536 M. Waldung.

Nöthig und bequem iſt das angehängte Ortsregiſter. Doch wäre, wegen der 1. Abtheilung, auch ein Sachregiſter nicht überflüſſig.

H. E. G. Paulus.

No. 72. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Die Geiſter der Natur. Von Dr. Rudolph Meyer. Conſtanz, bey Wallis. 1820. 258 S. in 8.

Durch lebendige Ueberblicke des vielerley Lebens in der Natur erhebt ſich der begeiſterte Verf. zu Empfindungen ewiger Geiſtigkeit S. 288: „Der Geiſt iſt ewig. Tod iſt nirgends. Ueberall nur Tauſch, und der Tauſch iſt Leben. Die Formen nur ſind ſichtbar, die Geiſter ſelbſt nie erblickt, unvertilgbar. Ich vermag die Kraft nicht wahrzunehmen, mit welcher der Magnet das Eiſen meiner Hand entreißt. Ich ſehe nichts von der Wärme, die belebend mich durchſtrömt, ahne nichts vom Funken, der dunkel im Stein verborgen liegt . . . dennoch ſind die Geiſter, durch welche ſchön und groß die Welt hervorgegangen. So des Menſchen Geiſt; auch Er ein Licht, das, ſichtbar nur in ſeiner Form, im (Wollen) Denken und im Sprechen nur erkennbar wird. Aber auf den Schlag ſpringt der Funke aus dem Stein. Er erliſcht, und dennoch lebt er ungeſehen fort. . . Die Pflanze welkt; was ſie erbaute, das verſchwindet meinem Auge. Doch, es ſucht ſich neue Arbeit. Selbſt die Hülle deines Geiſtes, geht ſie gleich durch Fäulniß dem Tode entgegen, wird zu neuem Leben nur umgewandelt. Iſt das Leben doch ein immerwährendes Erneuen, ein allmählig Werden durch Verweſen (= Anderswerden). Die hohe Seele aber ſollte . . einem Worte gleich, entgegen dem ganzen Streben der Natur, vergehn? Der hohe Denkgeiſt (der Wollende) iſt aus Erdkräften nicht gebildet, nur auf ſie gegründet. So kann er auch im Tode ſich nicht auflöſen. Im Menſchen iſt das Irdiſche vollendet, ein Himmliſches beginnt (beſteht) in ihm. Er iſt nicht das letzte Glied der Lebenskräfte. . . Aus Nichts wird ewig Nichts. Was iſt, das bleibt. . . Ewig lebt, wie die Natur, was

in mir wohnt (was ſie, als Ich, bewohnt). *Ewig hat es ſchon gelebt*... *Mein Daſeyn iſt der Vorzeit Lethe, iſt eines frühern Lebens Tod*... Was die Seele (bis in ihr innerſtes wollendes Weſen hinein) ſich erworben, iſt (als gebildete Kraft) ihr Eigenthum geworden und bleibt ewig Eigenthum. *Selbſt-Veredlung iſt Gewinn für jede Zukunft.*"

Eine Probe von Ueberzeugungen und von der Darſtellungsart des Verf. Nur in der Schrift ſelbſt kann man ihm folgen, wie er dieſes Geiſtigſte an alles Geiſtige der Natur anknüpft. Der lichte Gedanke, alles, was iſt, *als Kraft* zu betrachten, vereinigt, was unvereinbar ſchien, ſolange man Materie dem Geiſt mehr entgegenſetzte, als bey- und unterordnete. Die dynamiſche Betrachtung hebt wenigſtens den ſonſt wie unvermeidlich gefürchteten Gegenſatz. Kräfte, welche ſich ſelbſt bis zum vollſten Selbſtbewußtſeyn erſcheinen ſollen, ſind Geiſter; Kräfte, durch welche ſie ſich und einander erſcheinen können, pflegen wir Körper und Materie überhaupt zu nennen. Dynamiſch ſind ſie in einer aufſteigenden Stufenleiter zu vereinigen. Alle ſind Kräfte. Alles wird durch dieſe Anſicht in Eine Gattung und einander näher gebracht. Dennoch bleibt ein ſehr großer, ſpecifiſcher Unterſchied zwiſchen Kräften, welche, ſobald ſie durch das Entgegenwürken anderer Kräfte in den Zuſtand des Selbſtbewußtſeyns kommen, ſich als wollend-denkende Naturen, als *eigentlich geiſtige Kraftweſen* zeigen, und zwiſchen Kräften, denen man nichts von Bewußtſeyn zuzuſchreiben, deren Würklichkeit man alſo wohl unter das Genus: Kräfte, nicht aber unter die Species: Geiſtige Kräfte, Geiſter, aufzufaſſen Grund hat. Jene Species der materiellen Kräfte iſt uns nur als eine Verwürklichung ſolcher Kräfte bekannt, welche den geiſtigen Kraftweſen ihr Wollen und Denken in Effecten zurückgeben und gleichſam zur weiteren Betrachtung verhalten. Außerdem, daß von den materiellen Kräften jede ihre eigenthümliche, durch Wollen nicht veränderliche Natur und Würkungsart hat, und die Geſammtheit derſelben als eine durch allerley Wechſel nicht zu vernichtende Ordnung fortdauert zeigen ſie ſich in Beziehung auf die mit Bewußtſeyn denkend und wollende, alſo geiſtige, Kräfte als ſolche, welche dur-

das Wollen der geiſtigen zu entſprechenden Erſcheinungen beſtimmt werden, und alsdann den Bewußtſeyenden ihre Entſchlüſſe anſchaulich, fühlbar, objectiv zurückgeben und gleichſam zurückwerfen, ſo daß die Geiſteswesen nicht ohne fortwährendes Nachdenken darüber wegeilen können.

Iſt es demnach gleich auf der Einen Seite richtig und zugleich zweckmäßig, alles, was iſt, als Kraft zu betrachten und nicht mehr zu denken oder zu ſagen: der Geiſt oder der Stein hat eine Kraft, ſondern er iſt eine ſo und ſo ſeyende, würkende Kraft — ſo iſt denn doch nicht der große ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen denen im Bewußtſeyn als wollend und denkend erkennbaren Kraftweſen und denen nur in Bewegung und Ausdehnung erſcheinenden Kräften, denen wir Bewußtſeyn zuzuſchreiben keinen Grund, alſo keine verſtändige Befugniß haben, durchaus nicht zu vergeſſen. Auch dieſe dennoch Geiſter zu nennen, kann mehr nicht ſeyn, als eine Metapher. Und wie bedenklich ſind dergleichen Metaphern um der ſich ſogleich an den Ausdruck hängenden Begriffe und der Neigung willen, das Uneigentliche allzu eigentlich zu nehmen. Der Blitz würkt, kann man wohl ſagen, ſo ſchnell wie ein Geiſt, die magnetiſche Kraft ſo unſichtbar, ſo unerklärt, und alſo wunderſam, wie das Denken. Aber dann die electriſche, die magnetiſche Kraft recht eigentlich einen Geiſt zu nennen, iſt eine Transcendenz, ein Ueberſchritt, von einer durch Eigenthümlichkeit beſtimmten Art der Dinge in die andere ebenfalls ſpecifiſch beſtimmte und geſonderte Art. Den wunderſamen Erſcheinungen dieſer Kräfte aber ſogar eigene Geiſter gleichſam vorzuſetzen, wäre nicht eine Erklärung des Räthſels, ſondern nur ein weiteres Hinausſchieben der Erklärung, ein Hinausrücken der Hauptfrage, durch das man ſich ſelbſt unbemerklich macht, daß man nichts erklärt habe. Wenn man ſich dadurch geholfen zu haben meint, daß in und mit den materiellen Kräften eigene geheimnißvolle Geiſter würkend ſeyen, ſo hat man gerade das, was zu erklären ſchwer iſt, nicht erklärt, nämlich die Möglichkeit des Einwürkens der Geiſter ins Materielle.

Man behält ja dennoch, nur unvermerkt, die Qualität von Geiſtern und Materie, und giebt der Phantaſie nach, welche jene Geiſterchen — wie einſt die Bergmännchen und

Kobolte — ſo ganz im Unſichtbaren ihr Spiel treiben laſſen will. Dieſes Philoſophiren müßte ſich nur als ein Syſtem der Sylphen- und Gnomenlehre ausbilden.

H. E. G. Paulus.

Handbuch der deutſchen Proſa, in Beyſpielen von der früheſten bis zur jetzigen Zeit, von F. A. Piſchon. Erſter Theil, welcher die geſchichtliche Proſa enthält. Berlin, 1818. Realſchulbuchhandlung, XLVIII und 623 S. gr. 8.

Unter den neu-europäiſchen Völkern hat außer den Griechen keines in ſeiner Sprache eine Vorzeit, wie die Deutſchen; denn von Ulfila bis auf unſere Zeit ſind etwa 1450 Jahre verfloſſen, und vom 6ten Jahrh. an haben wir ununterbrochen ſchriftliche Denkmäler in unſerer Sprache, die ſeit dem 12ten Jahrh. in ſo ungemeiner Menge angewachſen, daß wir vielleicht auch hierin allen Europäern voranſtehen. Gegen eine ſo große Vorzeit war daher ein Streben ſehr ungerecht, das die alte Sprache und ihre Geſchichte zurückſetzte, und mit aufgeklärtem Dünkel ſeit der Mitte des vorigen Jahrh. vom goldenen Zeitalter der Sprache, Dichtung u. ſ. w. träumte und poſaunte, ohne daß man im Eifer zur Beſinnung kam, dieſe Verzückungen könnten veralten und neue an ihre Stelle treten. Dieſer unnatürliche Zuſtand war indeß zum Glück bald vorbey, und ſchon unter der ſtrengen Herrſchaft der ſchulmeiſteriſchen Grammatik ſchrieb doch der eine ſo, der andere anderſt, es kamen zu Anfang unſers Jahrh. viele Verſuche in Mundarten zu dichten und ſchreiben, und zum größten Aerger der Schulgrammatiker fand man Gefallen daran, es folgten Volkswörterbücher und mundartliche Sprachlehren, wie die von dem fleißigen Stalder, und zuletzt kommt gar Jacob Grimm mit der geſchichtlichen Sprachlehre, bringt da unerhörte Aufſchlüſſe über die Biegſamkeit der älteren Sprache und beweiſt faktiſch die Nichtigkeit der ſchulgelehrten Spracheley von Gottſche an bis zu ſeinem letzten Anhänger. Nun iſt ein entſcheidender Zeitpunkt für die Sprache eingetreten, den nur der läugn

der in ſeiner Weisheit ſich wieder von der Zeit übereilen läßt, und deſſen Ausgang jeder vorausſieht, der die Sprache etwas geſchichtlich verſteht. Dieſer Kampf der neuen und alten Sprache zog einen andern über neue und alte Proſa und Dichtung nach ſich, als nämlich Bodmer und Gottſched an einander geriethen. Da Frankreich in dieſen Dingen ein siècle d'or zu haben glaubte, ſo war zu erwarten, daß unſer unnachahmliches Deutſchland auch hierin nachahmen werde. Und ſo geſchah es. Dem allem war Bodmers Streben unbewußt entgegengeſetzt, der das ältere deutſche Schriftweſen wieder zu Ehren bringen wollte und dafür gute Vormänner an Opitz, Scherz, Wachter u. A. und trefflichere Nacharbeiter hatte. Joh. Müller war der Ueberzeugung, es ſey doch etwas hinter der älteren deutſchen Literatur, Herder nahm ſich der Volkslieder an, und ſeit 1800 haben ſich ſo viele tüchtige Arbeiter an die Sache gemacht, daß alles Gegenſtreben ohnmächtiger werden muß, und, wie nach großen Läuterungen, nur das übrig bleibt, was der Fortdauer werth iſt.

Zu dieſen tüchtigen Arbeitern gehört auch Piſchon, der das alte Schriftweſen, abweichend von den bisherigen Bemühungen, nicht in ſeinem dichteriſchen, ſondern im proſaiſchen Vortrage aufgefaßt. Alſo eine Beyſpielſammlung aus der Proſa, mit Einſicht und Liebe und weiſer Mäßigung angelegt. Großer Reichthum der Stücke bey guter Auswahl und Genauigkeit, eine hinreichende Einleitung über das Ganze, gehörige Nachweiſungen über jeden Schriftſteller und Nachhülfe zur Erleichterung des Verſtändniſſes ſind im Kurzen die Vorzüge dieſes erſten Bandes. Dem Sammler iſt ſchwer geworden, manches zu erhalten, die Limpurger Chronik konnte er nicht bekommen, viele ſeiner Leſer werden in gleichem Falle ſeyn und noch weniger Hülfsmittel haben; darum wird dem Buche ſeine Anerkennung nicht entgehen, weil der Willige darin manchen Schriftſteller reden hört, den er nur dem Namen nach oder gar nicht kannte, der Uebelwollende aber mit ſeinen Vorurtheilen und Abſprechereyen durch den unverkennbaren Reichthum unſerer Vorwelt lächerlich wird. Es iſt unnöthig das Regiſter der 61 Schriftſteller anzuführen, auch darüber will ich nicht rechten, was ſonſt noch hätte aufgenommen werden können.

aber bemerken, wie viel herrliche deutſche Zeitbücher noch hand-
ſchriftlich zerſtreut ſind. Mein Freund Batt beſitzt eine Hdſ.
über das Leben Franzen von Sickingen verfaßt von
deſſen Schwager dem Biſchof Philipp von Flörsheim
zu Speyer, das man den beſten Muſtern der deutſchen Proſa
wegen ſeiner großen Treuherzigkeit und herodotiſchen Naivetät
an die Seite ſtellen kann. Von andern Hdſſ. will ich gar
nicht reden, denn die Anzahl der alten proſaiſchen Werke
wächſt unter dem Nachforſchen, wie die Gedichte, ſo ſehr an,
daß die Umfaſſung des Ganzen für den Einzelnen faſt unmög-
lich ſcheint.

Bey der Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Proſa, die
P. in ſechs Zeiträume eintheilt (von Ulfila bis auf unſere
Zeit), wären die Grundſätze auch der lateiniſchen Chroniſten
über die Geſchichtſchreibung von Wichtigkeit geweſen. Ebenſo
merkwürdig iſt die Bildung der geſchichtlichen Proſa aus den
Reimchroniken, und Königshoven iſt als der erſte voll-
ſtändige deutſche Geſchichtſchreiber in Proſa anzuſehen, wäh-
rend die gleichzeitige Limpurger und ſogenannte Repgowiſche
Chroniken (handſchriftlich zu Strasburg) aus Proſa und Ver-
ſen zugleich beſtehen und ſomit den Uebergang von der Reim-
chronik zur proſaiſchen Geſchichtſchreibung bilden. Entfernter
liegen die Forſchungen über das Verhältniß der Reimchroniken
zu den Heldenliedern und dieſer zu den Evang. Harmonien,
vorzüglich der Otfridiſchen und Altſächſiſchen; aber es iſt nicht
zu läugnen, daß ſich die lateiniſche wie die deutſche Geſchicht-
ſchreibung unſerer Alten nach dieſen Grundlagen entwickelt hat.
Grimm hat ſchon auf die künſtliche Sprache des Saxo
Grammaticus aufmerkſam gemacht, weil ſie von der Beybe-
haltung des alten Stabreimes herrührt. Derſelbe Grund der
künſtlichen Schreibart iſt in den Briefen des h. Bonifacius
und ſeiner Zeitgenoſſen ſichtbar (ſ. Bonifacii epp. ed. Würdt-
wein, ep. 68. 69 13. 14. 16—23. 26—29. etc.). Be-
trachtet man den Gang der Geſchichtſchreibung beym Regino,
Hermann Contractus, Lambert von Aſchaffenburg, Otto von
Freiſingen u. A. Vergleicht man beſonders gegen einander ihre
Vorreden und Eingänge, ſo ſieht man, wie ſie die Geſchichte
immer als ein Ganzes betrachtet, und ſelbſt ihre Zeitgeſchichte

immer an die allgemeine angereihet, unſre Alten daher mehr zur Welt- als Specialgeſchichte geneigt waren. Dieſe Ganzheit ihrer Geſchichtbetrachtnng folgte aus dem Gedanken der göttlichen Weltregierung, und dieſer gab auch ihrer Schreibart eine ſtille Frömmigkeit, wodurch ſie langverfloſſene ſchlechte Handlungen doch oft zum Guten auslegten oder ohne Ahnung der Schlechtigkeit erzählten. Dieſe Züge trifft man auch in den deutſchen Geſchichtſchreibern an. Nicht Muſter der Kritik iſt doch ihre Schreibart aller Beachtung werth. Was durch ihre Einſeitigkeit und Mangel an Kritik zu Grunde gegangen, das iſt freylich unerſetzlich, indeſſen haben wir auch für ihre Vorzüge: Unbefangenheit, Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe keinen Maſsſtab. Dieſe Eigenſchaften treten in ihrer Sprache beſonders hervor und machen ſie vaterländiſch und geſchichtlich erfreulich und wichtig; darauf iſt auch Piſchons Beyſpielſammlung angelegt, nicht als Muſter der Kritik und Sprache, ſondern als Beweis der Entwickelung der deutſchen geſchichtlichen Schreibart. Der zweyte Band wird die Beyſpiele der abhandelnden Proſa enthalten, und der dritte, womit das Ganze geſchloſſen wird, die der redneriſchen. Vorzüglich wünſchenswerth iſt die Aufnahme ungedruckter Stücke, wenn man ſie irgend bekommen kann, denn nicht nur wird dadurch manches Würdige hervorgehoben und erhalten, ſondern auch der Eifer dafür mehr rege gemacht als durch Mittheilung des ſchon gedruckten, wenn es auch ſelten iſt. Und grade je weniger der philoſophiſche und redneriſche Vortrag unſerer Alten bekannt iſt, deſto bedeutender wird für dieſen Theil der Proſa die Auffindung unbekannter Quellen. Dazu kommt, daß die didaktiſche Proſa älter iſt als die geſchichtliche. Ich will die Abſchwörungsformel, die alten Katecheſen ꝛc. nicht einmal in Anſchlag bringen, ſo iſt doch der Sachſen- und Schwabenſpiegel und der Reichsabſchied Friderichs II. zu Mainz älter als Königshoven, und deutſche philoſophiſche Proſa ſchon ſeit Mitte des 14ten Jahrh. iſt mir handſchriftlich bekannt. Aus dieſen und ſo vielen andern Schriften läßt ſich manches Treffliche auswählen (z. B. Eyke's von Repgow Unterſuchung über den Urſprung der Leibeigenſchaft), was ſeinen Zweck ſicherlich nicht verfehlen wird.

F. J. Mone.

Anbau der neueſten Kirchengeſchichte. Durch Dr. Joh. Severin Vater, Prof. zu Halle, d. Akad. d. W. u. gel. Geſellſchaften zu Berlin, München, Philadelphia, Warſchau u. a. Mitglied. I. Bändchen. Berlin, bey Nicolai. 1820.

Der Herausgeber, deſſen unermüdete linguiſtiſche und hiſtoriſche Thätigkeit durch ſeine Wiederverſetzung in die Nähe der deutſchen Literatur neue Veranlaſſungen und Mittel erhalten wird, zu denen der Rec. ihm und ſeinen Fächern Glück wünſcht, dankt in der Dedication dem Fürſten Staatscanzler für die Erlaubniß, vermittelſt der auswärtigen Geſandtſchaften Mittheilungen über kirchenhiſtoriſche Gegenſtände zu empfangen. Früchte von dieſer eines Staatsregiments würdigen Beförderung der Wiſſenſchaft und beſonders der kirchlichen Statiſtik gibt Hr. Dr. V. in dieſer Sammlung; meiſt in der Urſprache.

I. Urkunden über die neueſte Einrichtung der römiſch-katholiſchen Kirche in KR. Pohlen. a) Kaiſerl. Kön. Verordnungen darüber. b) Darauf und auf die Eintheilung der Sprengel ſich beziehende päbſtl. Bullen und Schreiben. Die Polniſche katholiſche Geiſtlichkeit ſtellte der Kaiſer unter ſeine „Commiſſion der Religionsgebräuche und der Volksaufklärung.“ Sie iſt in allem, was ihr mit andern Landes-Einwohnern gemein iſt, den Gerichts-Adminiſtrations- und Policeybehörden untergeordnet. Biſchöfe und Capitel eines erledigten Biſchofſitzes können der Commiſſion Competenten, mit Anzeige ihrer Verdienſte, empfehlen. Die Commiſſion ſtellt dem Vicekönig 3 der Empfohlenen vor. Biſchöfe prüfen und entwerfen an die Commiſſion jährliche Prüfungsliſten der Candidaten für geiſtliche Stellen. Ohne Erlaubniß der Regierung kann keine päbſtliche Bulle bekannt gemacht werden. Die innere Policey der Orden ſteht unter den Biſchöfen. Von höhern Strafen gegen Geiſtliche muß das biſchöfl. Gericht jener Commiſſion Anzeige machen. Ohne Autoriſation der Commiſſion darf es ſich nicht verſammeln. Die Biſchöfe müſſen in ihren Sprengeln wohnen. Kein Kleriker darf 2 Beneficien haben. Alle Kirchenfonds ſtehen unter Aufſicht und zum Theil unter Leitung der Commiſſion. Geiſtliche Geſellſchaften dürfen ohne Erlaubniß der Regierung Verſchreibungen nicht annehmen. Ein

Bulle von 1817. IV. Jd. Mart. erhebt Warſchau zum Erzbisthum und Metropolitanſitz. S. 14—34 folgt die Eintheilung der übrigen Diöceſen. 1818. Prid. Cal. Julii. Unterzeichnet iſt wegen der Publication Isola officialis Deputatus Coad. A. Card. Prad. mit dem Ita est des Joſeph Battaglia, Notarius Apoſtolicus.

II. Scipio de Ricci, ehm. Biſchof von Piſtoja und Prato, Wiederruf. a) Nach Aurelii Thomasii ad Lucium Valerium Marinium de Scipionis Dericii Poenitentia, Epistola. Viennae, d. 12. Sept 1805. Nach der Schlacht bey Novi wurde R. zu Florenz von Feinden der unter Leopold gehaltenen Synode zu Piſtoja eingekerkert. Der Erzbiſchof Martini zu Florenz bewog ihn, drohend, zu der Erklärung: er nehme, ergeben den kirchlichen Satzungen, die Bulle: Auctorem Fidei, an. In den Worten: ergeben den kirchl. Satzungen, ſollte noch einige Reſtriction liegen. An P. Pius VII. ſchrieb R. nachher: Gewiſſe in dieſer Bulle verdammte Irrlehren verdamme auch Er (S. 42). Card. Conſalvi forderte gänzliche Anerkennung (S. 42). Die Schlacht von Marengo kam dazwiſchen. Dennoch, was auch die Königin von Etrurien wünſchte, geſchah, als Pius VII. von der Krönung zu Paris über Florenz zurückkehrte, durch Einreden des Erzbiſch. in partibus (von Philippi) Fruajas. R. unterſchrieb ſeine Reprobation der Irrthümer des Baius, Janſenius, Quesnell und der 85 Propoſitionen aus der (von R. ſelbſt gehaltenen) Synode von Piſtoja, in dem Sinn, wie ſie Pius VI. in der Bulla Auctorem Fidei verdammt habe (S. 51). b) P. Pius VII. Rede an die Cardinäle nach der Rückkehr von der Krönung Napoleons, über Salutares fructus von der ad Carissimum in Christo filium, Napoleonem, Imperialibus insignibus decorandum den 2. Nov. 1804. von Rom aus angetretenen Reiſe. — — Lugduni a Ven. Fratre Nostro, S. R. E. Cardinali, Feschio, illius Urbis Archiepiscopo excepti sumus, qui liberalitate, magnificentia impenso in nos studio omnique denique officiorum genere nos amplissime cumulavit ... Recta in Fontis Bellaquei Arcem contendimus, ubi potentissimi nostrûmque amantissimi

Principis adspectu complexibusque frui denique nobis datum fuit. „Qua voluptate, quo gaudio complexi sumus primo illo ejus Imperatoris occursu, cujus nomen fines terrarum ultimos pervasit et cujus opera Deus usus est, ut Catholica religio in Galliis publicam rursus in lucem emergeret“ . . . (p. 64) condicta die, quae fuit secunda Decembris eademque prima Adventus Dominici, . . sacro solemnique ritu Consecratio et Coronatio peracta est. Hierauf folgten familiares sermones mit dem Kayſer über allerley das Wohl der Kirche betreffende negotia. Einige Biſchöfe, de quorum in Catholicam unitatem reditu (hatten ſie dieſe unitas durch den Civil-Eyd verloren?) Zweifel waren, erklärten ſich, antequam Canonicam a nobis Institutionem obtinerent, als anhänglich an die Urtheile des Apoſtol. Stuhls über die ecclesiastica Galliae negotia (für oder gegen die 4 Artikel der gallican. Kirche?). Namentlich iſt Pius VII. über die Wiederherſtellung der Miſſions-Prieſter-Geſellſchaften, die neue Einkleidung der Puellarum Charitatis von Vincenz a Paula und die bey den Biſchofſitzen eröffnete Seminarien erfreut. Beſonders ſollte der Kayſer die ſogenannte Missiones exteras befördern, bis Sina. Wohl aber auch nähere?

III. Actenſtücke, die neueſten Einrichtungen des Kirchenweſens im Reiche beyder Sicilien betreffend. 1. Das Concordat zwiſchen Benedict XIV. und König Carl III. vom 8. Jun. 1741. italieniſch. 2. Das Concordat zwiſchen Pius VII. und Ferdinand I. Nonis Martii 1818. 3. Indult für den König, alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu benennen (S. 113—115). Warum ſollten nicht alle Regenten wenigſtens dieſes Indult erhalten, da ihr Nominationsrecht gewiß kirchenhiſtoriſch älter iſt, als das Recht, von Rom aus ſolche Indulte zu geben? 4. Päbſtliche Rede wegen des neuen Neapolitaniſchen Concordats. 5. Beſtätigung deſſelben. 6. Anweiſung an die Biſchöfe ꝛc. wegen Aenderung der Diöceſen. 7. Merkwürdige Kön. Verordnung, daß durch Art. 22. des neuen Concordats die Rechte des Tribunals der Monarchia Sicula, wie ſie in der Bulle Benedict XIII. ent-

halten, dennoch nicht aufgehoben ſeyen. (Um die Streitigkeiten zwiſchen weltlichem und geiſtlichem — oder vielmehr kirchlichem — Regiment in Neapel und Sicilien in guter Form aufzulöſen, wurde einſt der Regent ſelbſt und zwar ſchon Graf Roger, der Normann, zum Legatus perpetuus Sedis apostolicae ultra Pharum ernannt. Urban II. hatte dies beſtätigt, Clemens XI. für aufgehoben erklärt. 8. Jene Bulle Benedict XIII. 1728. Sie enthält Erweiterungen der Metropolitan-Jurisdiction, Beſchränkungen der Appellationen nach Rom.

IV. Von der kathol. Kirche in den Sardiniſchen Staaten. Unter der franzöſ. Regierung waren die 4, 1799 aufgehobenen, Profeſſuren zu Turin hergeſtellt worden a. für Dogmatik, b. theol. Moral, c. kanoniſches Recht, d. Schrifterklärung, aber ſo, daß die Lehrer auf 4 Grundſätze ſchwuren: 1. Daß Unfehlbarkeit des Pabſtes zu behaupten irrig wäre. 2. Daß der Pabſt Landesunterthanen ihrer Pflichten gegen den Landesregenten nicht entbinden dürfe. 3. Daß Beſetzung geiſtlicher Aemter in fremden Staaten nicht Sache des Pabſtes, ſondern Recht der Regenten ſey. 4. Daß der Pabſt nach dem Concil von Conſtanz Ausſprüchen der Concilien untergeordnet ſey. — Die Profeſſoren, welche hierauf angeſtellt waren, wurden 1814. removirt, alles auf den Stand von 1798. zurückgeſtellt. — S. 145. Neue Eintheilung der Diöceſen, durch die Bulle vom 17. July 1817. Der König unterhandelt, damit das Recht zu allen geiſtlichen Stellen zu nominiren, auch auf das hinzugekommene Genua ꝛc. ausgedehnt werde. (Wie wichtig wird hier die Frage: ob denn und wodurch der päbſtliche Stuhl dieſes Recht habe, welches an ſich den Gemeinden zukommt, dann auf Patrone und Capitel, als Stellvertreter der Gemeinden übergegangen iſt!)

V. Schickſal der Waldenſer, während der Revolution und ſeitdem. Die ſtatiſtiſche Beſchreibung des Paſtor Bert vom 10. Dec. 1815. iſt auch ſchon im Sophronizon II. Heft S. 200—211 geliefert. Hiezu hier S. 166 ein wenig erfreulicher Nachtrag von 1818. Die Verwendung des preußiſchen Geſandten, Grafen Waldburg-Truchſes, beſchleunigt (S. 170) die Ausübung eines den 18,000 Waldenſern günſtigeren Kön. Edicts, vom 8. März 1816., welches auch

ſchon S. 214 im Sophronizon II. Heft bekannt gemacht iſt. Auch Graf Bubna intereſſirte ſich für ſie. S. 176. ſ. ſchon auch im Sophronizon II. S. 212. Ebendaſelbſt ſind Auszüge aus dem Hirtenbrief des Biſchofs von Pignerol zur Converſion der Waldenſer. Hier iſt er ganz. Der preußiſche Geſandte verhütete weitere Zudränglichkeit gegen ſie. S. 182. Neu iſt hier S. 221 die Gegenantwort eines Waldenſiſchen Geiſtlichen. Der erſte Satz darin iſt: L'Ecriture ne dit point: hors de l'Eglise Romaine point de salut! mais: il n'y a point de salut en aucun autre qu'en Jesus Christ. Dergleichen kurze Sätze machen vieles klar. Z. B. S. 223: Il est prouvé par le fait et l'histoire des differentes innovations, dont les dates sont connues, que les Vaudois ne forment pas une nouvelle Eglise.

VI. Vorſtellung von dem Präſidenten des Berliner Cammergerichts, v. Schrötter, nachmal. Kanzler von Preußen (geſt. am Ende von 1819) gegen die Cabinetsordre vom 11. July 1792., betreffend die Mehrheit der Räthe, welche den Prediger Schulz zu Gielsdorf für einen chriſtlichen Prediger anzuerkennen und beyzubehalten votirt, und dadurch die Ausdehnung ſolcher Frage auf viele andere verhütet hatten. Präſident v. Schrötter war nicht von der Meinung der Mehrheit geweſen, vertrat aber ſie dennoch, als Männer, die nach ihrer Ueberzeugung richterlich geſprochen mit kräftigem Freymuth. Die Strafe ¼jähriger Beſoldungsentziehung mit Abgabe derſelben an das Irrenhaus — ceſſirte. v. Schrötter, als Diſſentient, ſchreibt: „Der Nachtheil, welchen dieſer Schlag der ganzen Juſtiz drohet, fordert mein Gewiſſen zum Sprechen auf. . . Beſonders das Cammergericht hat ſeit undenklichen Jahren eine allgemeine Achtung genoſſen . . daß ein ehrliebender Mann ſtolz darauf ſeyn konnte, ein Mitglied deſſelben zu ſeyn. . . Jetzt aber weiß ich nicht, wie ich den Schmerz überleben werde, wenn gerade unter meinem Präſidio dieſer Ruf, dieſe Achtung des Publicums für das Cammergericht . . wenigſtens verringert werden ſollte. . . Wenn der Richter erſt in Gefahr kommt, durch eine noch ſo gewiſſenhafte Meinung . . ſich Verdruß . . zuziehen zu können, ſobald ſie das Unglück hat, einem Miniſter oder ſonſt irgend einem

Manne von Bedeutung und Einfluß zu misfallen, o! dann wird an die Stelle der gewiſſenhaften Unpartheylichkeit, welche bisher in E. K. M. Gerichtshöfen geherrſcht, bald eine verderbliche Politik treffen, man wird nicht mehr blos auf Gott, Geſetz und Gewiſſen, ſondern auf Klugheit, eigenen Vortheil, eigene Erhaltung Rückſicht nehmen, gegen keinen Größern wird der Arme, der Verlaſſene, Gerechtigkeit erhalten, auf den Plätzen der biedern und gerechten Männer .. werden künftig feige und beſtechliche Miethlinge ſitzen, ſo wie es in allen Staaten der Fall iſt, wo die Gerichtshöfe unter Einfluß der Günſtlinge und der Großen ſtehen.“ .. So den 30. Juny 1792. jener Jubelgreis. Rec. ſieht jetzt, warum Dr. Vater bey deſſen Jubiläum zu ſeiner Zeit durch eine feyerliche Zuſchrift ſeine Verehrung öffentlich ausdrückte. Löblich iſts, daß jetzt dieſes Denkmal für den Mann der Gerechtigkeit zu Berlin ſelbſt gedruckt wurde.

VII. Kleine Nachrichten, griech. und nordamerikaniſche Kirchenlehrer betr. — — Den Wunſch zur Fortſetzung wollte Rec. gerade durch längeres Verweilen bey dem Inhalt nicht blos ausſprechen, ſondern erweiſen.

H. E. G. Paulus.

Ueberſicht der Kirchengeſchichte in Angaben von Namen und Jahrzahlen, zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen von J. G. Scheibel, Prof. der Theol. Zweite verb. und verm. Aufl. Breslau, bey Groß, Barth u. Comp. 1820.

Für Vorleſungen iſt es allerdings nützlich, wenn die Zuhörer wenigſtens voraus wiſſen können, wovon die Rede ſeyn werde, wenn ſie das Ganze in Sachabtheilungen geordnet vor ſich haben und überblicken, und wenn ſie durch Anzeige der Namen und Jahren gegen das Unrichtighören geſichert werden. Dieſe Vortheile erreicht unſtreitig der Verf., welcher ſich darüber auf den Beyfall ſeines Lehrers, des verehrenswürdigen Dr. Knapp, beruft, durch dieſe 1812. das erſtemal gedruckte kurze Skizzen, wenn ſie gleich meiſt nur eine Reihenfolge

von Namen mit den Jahrzahlen, aber für die Ordnung ſeiner Vorträge ausgewählt und zuſammengeſtellt, enthalten. Der Kenner ſieht wenigſtens oft, worauf er hindeute und hinarbeite. Der Zuhörer wird es durch den Vortrag ſelbſt erfahren und dieſen lichter, richtiger benutzen. Möchte alſo gleich, im Ganzen betrachtet, faſt für jeden andern Lehrer eine eigene Auswahl und Anordnung ſeinem Gedankengang angemeſſener ſeyn, ſo wird das Gegebene doch auch für Andere oft eine Aufgabe zum Nachdenken, warum der Verf. dieſes, jenes ſo geſtellt und gefaßt haben möge. Seinen Zuhörern wird es ohnehin ein nutzbarer Leitfaden, wiewohl Rec. eine etwas ausführlichere Grundlage in kurzen Sätzen, und beſonders mit ausgewählter Litteratur der Quellen und beſten Erklärer, für noch nützlicher halten möchte. Zu vergleichen ſind des Verf. „Bemerkungen über die Kirchengeſchichte. Breslau. 1811.“

Zum Theil eigene Anſichten giebt der Verf. durch die Vorrede. Seinem Grundſatz S. IV: „Nur geſchichtliche und *pſychologiſche* Forſchung ſind die Stützen wahrer religiöſer Ueberzeugung!“ ſtimmt bekanntlich Rec. beſonders auch, was das *pſychologiſche Forſchen* betrifft, von ganzem Herzen bey. Wie jede ſpecielle Sprachlehre nur von denen Köpfen mit umfaſſender Einſicht erforſcht werden kann, welche auch die allgemeine philoſophiſche Sprachenkunde zu faſſen vermögen, ebenſo iſt für alle Specialgeſchichte, ſo gewiß ſie im Einzelnen nur aus Zeugniſſen geſchöpft werden kann und ſoll, die pſychologiſche allgemeine Geſchichtforſchung das Licht, welches ſich über die abgegebenen Zeugniſſe verbreiten muß. Je mehr der Menſchenkenner ſich im Allgemeinen vergegenwärtigen kann, wie Menſchen unter gewiſſen Vorbereitungen und Umgebungen, unter gewiſſen äußern und innern Antrieben, Zwecken und Mitteln zu denken und zu wollen vermögen, deſto mehr wird er die durch Geſchichtzeugniſſe als Phänomena gegebenen Data verſtehen, das heißt, nach ihren Urſachen und Folgen möglich, wahrſcheinlich, wahr finden, ja oft aus den Lücken und Mißverſtändniſſen der Zeugniſſe die vollſtändigere Würklichkeit erſehen und ſich zuſammen denken können.

Nur in der Anwendung muß es noch große Abweichungen geben, je ſeltener die pſychologiſche Betrachtung der Geſchichte,

welche auch das Pragmatiſiren in ſich ſchließt, geübt worden iſt. In vielem Angedeuteten würde daher dem Verf. der Rec. nicht beyſtimmen können. Aber die allgemeineren Grundſätze, auf den Charakter der Völker, der Gegenden, der würkſamen Hauptperſonen zu achten, beſonders die Naturanlagen, Klima, Lebensweiſe, vorgefaßte Kenntniſſe ꝛc. als Hauptmomente der Cauſalität zu erforſchen u. dgl. m. werden immer klarer, und helfen das Einzelne zu berichtigen. Mag immer der Verf. in den 7 Geiſtesgaben Jeſ. 11, 2. 1 Kor. 12, 3. dem Rec. zuviel Beſtimmtes zu ſuchen ſcheinen, und zeigt ſich gleich in ſeinen pſychologiſchen Blicken über die Völker noch gar viel Einſeitiges, ſo werden doch weitere Betrachtungen wahrſcheinlich auch mehr allſeitiges Umfaſſen hervorbringen. Einiges zur Probe. „In Makedonien, ſagt S. VIII, waltete Thatkraft, Willen. Die Makedonier, wie heut die Ruſſen, wollten nie Republikaner ſeyn.“ Rec. denkt hinzu: . . weil in den ungebildet kriegeriſchen Makedoniern erſt nur rohe Kraft und Liſt vorherrſchend war, alſo auch mehr Willkühr, Begehren aus Leidenſchaft, als Wille, Wollen aus Gründen des Empfindens und Denkens, waltete. Der Verf. ſagt weiter: „In Griechenland waltete das Streben nach Intuition.“ Als Grundurſache der griechiſchen Entwicklung ſieht der Rec. die feiner reizbare Sinnlichkeit, welche in allem das Zuviel und Zuwenig ſchneller fühlte und unterſchied, und deswegen das der feineren Empfindung entſprechende zur Regel nahm. Selbſt die Rechtſchaffenheit, das δικαιον, iſt nicht in dem ernſten Imperativ, ſondern als das ſchickliche πρεπον, als das mit der Empfindung harmonirende, griechiſch. Der Verf. ſetzt hinzu, was Rec. ſehr wünſchen möchte, aber leider! in der ganzen geſchichtlichen Entwicklung der Deutſchen nicht finden kann: „In der neueren Zeit tritt an die Stelle Griechenlands Deutſchland.“ In einem meiſt nördlichen Binnenland mag Urtheilskraft vorherrſchen, aber ſchwerlich je die feinſinnliche und ſinnige Intuition. Man weiß, was man ſollte; aber nicht die Lebendigkeit des Gemüths, nur die Noth bringt zum Thun. — In Rom, fährt Hr. Sch. fort, waltete das Gefühl der ſtrengſten äußern Gerechtigkeit; daher nur Rom ein ſo vollendetes Jus haben

konnte und eigentlich nur Cäſar ganz deſpotiſch war, Willens-ſtolz." Auch in der ſogenannten Republik Rom erblickt der Rec. nirgends ein allgemeines Rechtsgefühl. Nur der Römer ſtellt ſich dem Römer gleich, und dadurch kam das alte Römerthum zu einem Recht des Bürgers gegen den Bürger. Gegen Nichtrömer war ihnen Uebermacht Recht. Alle Menſchenrechte ſind nichts gegen das Römerthums-Recht. Daher, als nach und nach einem Marius die Ariſtokratie, einem Sylla das Volk wie Nichtrömer war, endlich Cäſar beyde zugleich nicht mehr achtete, ward Uebermacht des Einzelnen zum Recht über Alle. Das römiſch-monarchiſche Staatsrecht aber ward alsdann nur aus der Frage: Was ſichert den eingedrungenen Gewalthaber? Denn Uſurpation war doch jenes römiſche Imperium vom Urſprung an; ſelbſt die beſten Imperatoren ließen in der Folge alles Gute nur von ihrer Perſönlichkeit abhängen, man hatte noch nicht den Gedanken, es zur Fortdauer auf Verfaſſungsgeſetze und auf die hiezu unentbehrliche Inſtitutionen zu gründen, ohne welche die Conſtitutionen nur Buchſtaben ſind; man wußte noch nicht, wie man den Wunſch wahr machen könne, daß — der gute Regent nicht ſterbe! Daher warf der einzige Commodus um, was ſeit Trajan gutes geworden war und das römiſch-byzantiniſche Staats- und Majeſtätsrecht mußte immer mehr nur darauf berechnet werden, daß der Gewalthaber wie ein Halbgott zu fürchten, ſelbſt in ſeinem Bildniß zu ſcheuen ſey. Das Lob der Gerechtigkeit wird jenen Geſetzen über den Staat und über die Kirche, welche römiſch genannt zu werden pflegen, nicht gerettet werden können, wenn man ſie im Einzelnen durchprüfen mag.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 73. Heidelberger 1820.
Jahrbücher der Litteratur.

Ueberſicht der Kirchengeſchichte in Angaben von Namen und Jahrzahlen, zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen von J. G. Scheibel, Prof. der Theol. Zweite verb. und verm. Aufl. Breslau, bey Groß, Barth u. Comp. 1820.

(Beſchluß der in No. 72. abgebrochenen Recenſion.)

Für die Kirchengeſchichte geht das Pſychologiſiren des Verf. noch mehr ins Einzelne, und, was das ſonderbarſte iſt, es ſcheint vornehmlich die erſten, durch Briefe der Apoſtel etwas bekannten, Chriſtengemeinden zum Typus zu nehmen. Er meint die (Pauliniſche) Römergemeinde auch ferner, den Charakterzügen nach, zu Rom zu finden, ſo daß von dort bona opera, auch die Bildung der Mathematik und Logik ausgiengen. Die Korinthier und Epheſier Gemeinde findet er in den germaniſchen Völkern, die Philipper- Theſſalonicher- Galater-Gemeinden in dem ſlaviſch-gothiſchen Stamme wieder. Korinth (das durch Handel üppige, kunſtprunkende?) ſieht er in den plattdeutſchen Völkern, Epheſus in den hochdeutſchen. Selbſt daß die griechiſche Kirche den Geiſt nicht vom Sohn ausgehend lehre (wozu doch nur die nähere Kenntniß der alten griechiſchen Symbole den Anlaß, der Widerſtreit gegen die Pabſtmacht aber den Reiz zur Fortſetzung gab), deutet Herr Sch. daraus, weil derſelbe (Geiſt) vom Sohne geſandt, nicht herrſchſüchtig wäre. Gal. III. IV. — — Siebenbürgen ſey noch Eines Charakters mit Phrygien, wo Coloſſä war. Aber Anlagen zu ſchwärmeriſchen Myſterien, wie dieſe im heydniſchen und chriſtlichen, oder montaniſtiſchen Phrygien Charakter waren, ſind doch aus dem zum Theil unitariſchen Siebenbürgen nicht bekannt!?

Und ſo möchte Vieles von dieſen detaillirten Anwendungen der Pſychologie nur eine Warnung ſeyn, daß der Geſchicht-

forſcher Vieles aus andern, als pſychologiſchen, Urſachen, oft aus ſehr vorübergehenden Zufällen oder Individualitäten zu erklären nicht vergeſſen ſolle. Es iſt gar zu leicht der Fall, daß, wer auf eine gewiſſe Anſicht beſonders aufmerkſam wurde, ſie faſt wie die alleinige behandelt. Wie leicht Vieles durcheinander und ins Entgegengeſetzte übergehe, deutet Hr. Sch. ſelbſt an, in den Worten: „Ward der ſo korinthiſche (?) Luther ſelbſt — Plautus war ſein Lieblingsſchriftſteller, Philologie ſein Talent — Erneuerer von Epheſus und gegen Korinths Religionsanſicht, ſo können wohl auch Galater zu Gal. VI, 16. kommen. Das Studium der Weltgeſchichte enthüllt tief Galatiſchen Sinn.“ So möchte denn wohl gar zu leicht alles aus allem werden können. Daß Luther ſehr Korinthiſch geweſen ſey, wird der Unpartheyiſche eben ſo wenig bejahen können, als dieſes, daß Philologie ſein Talent war. Das Korinthiſche der Chriſten, an welche der Apoſtel P. dorthin ſchrieb, war Neigung zu ſinnlichen Ausſchweifungen aller Art, Partheyſucht, Zankſucht, Geldſtolz. So korinthiſirte Luther nie! Philologie ſchätzte Luther, je mehr ſie ihm ſelbſt gemangelt hatte und er doch ihrer bedurfte. An ſich war er mehr ein dialektiſcher Kopf. Was entdeckte er? Das, was dem geſunden Verſtand und der religiöſen Sittlichkeit zuwider war. Ein Mann aber, deſſen Talent Philologie geweſen wäre, hätte ſeine Abendmahlstheorie nicht ſo feſthalten können. Was das Galatiſche betrifft, ſo lamentirt bekanntlich Paulus über ſeine Galatiſche Chriſten, daß ſie, ανοητοι, ſobald wieder das univerſelle pauliniſche aufgeben könnten, und Particularismus, judaiſirende Aeußerlichkeiten ſich, als zum Seligſeyn unentbehrlich, einſchwatzen ließen.

Rec. zeichnet zur Probe noch einige Bemerkungen des Verf. über neuere Zeit aus. S. 53. „— Seit 1760. griech. und arab. Sprachſtudium, von Holland her. Dogmatik mit Celſus und Socins Kritik. Kirchengeſchichte mit Julians, Socins und Voltaire's Anſichten. Verfall der Pſychologie und wahrheitliebenden Kritik. Moraliſche Reden und ſtoiſche und ſentimentale Gedichte —“ „Zugleich auch durch Storrs γενη γλωσσων (?) und Erneſti's

ερμηνεια γλωσσων unbefangene Exegeſe erhalten, mit tieferer Forſchung und größerer Schärfe, als vorher. Chriſtliche Dogmatik, immer reiner von Logik [wo Gott für ſey!!] und patriſtiſch-ſcholaſtiſcher Terminologie. Wahrheitliebende Kirchengeſchichte, mit mehr Kritik, aber zu wenig Pſychologie. Moral noch wenig frey von Einmiſchung philoſophiſcher Secten. Chriſtliche Predigten. Einzelne beſſere Lieder und Erhaltung früherer."

Den Schluß macht Herr Sch. S. 58 durch folgende Skizze:

„Leben. Deutſchland. Griechiſch-Joniſcher Stamm [?]. Sinnlichkeit mit Idealität, vorzüglicher Forſchungsgeiſt. — Durch des ſinnlichen Luthers chriſtliche Buße und Glauben: Joniſche Tiefe und Ernſt; Jahrh. 16. 17. Keuſchheit und Demuth. — Später wollüſtige Höfe, Herrſchſucht und Habſucht. Durch unchriſtliche Lehrer, Hinneigung zu galatiſchem und römiſchem Sinn in den Gemeinen. Profeſſoren ohne Buße. Univerſitätsleben. Läuterung durch Gerhard, Arndt, Scriver, Spener und deſſen Zöglinge. — Seit 1760. Ueberhandnehmen von Sinnlichkeit, Menſchen-Vergötterung 2 Theſſ. 2, 3. Tempel zur Ehre von Menſchen wie in Egypten. Vernunftſtolz, nach ihren (der Vernunft) verſchiedenen Arten. Theolog. Univerſitätsbildung. Korinthiſcher und ägyptiſcher Sinn. Läuterung und Erhaltung chriſtl. Lebens durch Fortdauer von Luthers Buße, durch Brüdergemeine und die Fortſetzung von Speners Lehre von μετανοια 2 Kor. 7. in Urlsbergers deutſch. Geſellſchaft. Chriſtliche Theologen."

So ſehr Rec. leider! am griechiſch-joniſchen Charakter Deutſchlands zweifeln muß, ſo gewiß iſt es ihm doch auch, daß das galatiſche und korinthiſche nicht übermäßig ſey. Auch wenn man nicht blos einzelne, meiſt erbettelte Denkmale für Menſchen, ſondern würklich Tempel (für Luther, Leibniz ꝛc.) errichtet hätte, ſo wären ſie doch nicht ägyptiſche, nicht für Antinouse geweſen. Uebrigens kann nichts erwünſchter ſeyn, als wenn Speneriſche μετανοια „Geſinnungsbeſſerung" Charakter wird. Das beſte iſt, daß doch das Daſeyn chriſtlicher Theologen in dieſer Schilderung den Schluß macht.

Der Verfaſſer ſcheint zwar dadurch nur auf einige katholiſche Geiſtliche zu zielen, welche, wie Boſt, Lindl ꝛc. als chriſtliche würken wollten. Es iſt aber überhaupt die ſicherſte Verbeſſerung jeder zuweit abgegangenen Dogmatik und Kirchenverfaſſung, auf das Reinchriſtliche und Urſprüngliche zurückzugehen. Nur iſt auch dazu ein richtiges Verſtehen des Rechtchriſtlichen nothwendig.

H. E. G. Paulus.

---

1. Examen d'un Pamphlet ayant pour titre: Essay sur les causes de la Revolution et des guerres civiles d'Haïti etc. Par Mr. Colombel, Secretaire particulier de S. Exc. le Président d'Haïti. Imprimé au Port au Prince. Novembr. 1819.

Schriften, in Haiti gedruckt, ſind eine immer noch wunderſame Zeit-Erſcheinung. Gerade wenn ſie, wie dieſe, local ſind, belehren ſie uns um ſo anſchaulicher über das dortige Treiben der Dinge. Ein ſonderbares Geſchick ließ die Menſchen auf dieſem Eyland von ungefähr 6000 Quadratmeilen, das meiſt Gebürge und nur etwa drittehalb Mill. Morgen brauchbaren Boden hat, Europa im Kleinen ſpielen. Seit 1791. machten ſich allmählich 600 tauſend Neger und Mulatten, bis dahin Sclaven, in Verbindung mit einem Theil ihrer ſchon bürgerlich frey gewordenen, etwa 30 tauſend afrikaniſcher Brüder, zu Meiſtern ihres Sclavenkerkers, durch Ueberwältigung von ungefähr 40 tauſend Weißen, die indeß durch den Schweiß von jenen auf etwa 2000 Zucker- und Coffee-Plantagen ungefähr für 150 Mill. Livres Producte ſich erzwungen hatten. Die Inſel war meiſt Franzöſiſch, der kleinere Spaniſche Antheil, ungefähr 1600 Quadratmeilen, wurde von Spanien 1795. an Frankreich überlaſſen. Nur willigten die Beſitzer ſelbſt in dieſe Abtretung nicht. Und ſo ward noch immer im Spaniſchen Theil eine Republik von freygewordenen Afrikaner-Sclaven, im Franzöſiſchen Theil dagegen eine Monokratie gleichen Urſprungs. Letztere betrachtet nicht nur, ſonder

ſchimpft jene als abtrünnige, aller Ordnung unfähige, auch für die Freyheit unreife und unwürdige. Die freyſtaatiſchen Neger aber, nach dem Beyſpiel von Nordamerica nur einen Präſidenten anerkennend, ſind auf ihr Gleichheitgefühl ſtolz und geben bey jeder Gelegenheit zu erkennen, daß ſie jene nicht beneiden, aber auch dieſelben, wenn nur ſie vor ihnen ſicher und ungeneckt wären, gerne in den „väterlichen und barmherzigen Armen de sa (soidisante) gracieuse Majesté Henry I." in ihrer möglichſten Beglückung laſſen wollten. Eben dieſer Zwiſpalt, wer, vermöge ihrer Verfaſſung, die glücklichſten ſeyen, iſt denn auch Veranlaſſung und Thema dieſer republikaniſchen Prüfung einer monokratiſchen Beſchuldigung, daß nur ſie, die Freyſtaatsbürger, die Friedensſtörer ſeyen. Ganz Haiti oder Sct Domingo will nichts als Ruhe und Friede haben. Jeder Theil aber ſpricht, ſchreibt und handelt gegen den andern ſo, wie wenn er ſelbſt nur wegen des Andern nicht zur Ruhe kommen könnte, ſo lange er denſelben nicht ſich unterworfen hätte.

Die Monokratie dieſer zweytheiligen Inſel lernt man vornehmlich kennen durch das auf dem Titel genannte Essai. Der Verf. deſſelben iſt — denn der farbige Hof zu Haiti hat bekanntlich Ducs, Comtes, Vicomtes u. ſ. w. — le Baron Vastey, Canzler und Mitglied des Geh. Staatsraths des während der Napoleoniſchen Zeit ſogenannten Kayſers, Chriſtoph, deſſen jetziger förmlicher Titel (Seite 48) iſt: Henry (nicht IV., ſondern) I. par la grâce de Dieu et la Loi constitutionelle de l'Etat, Roi d'Haiti, Souverain des Iles de la Tortue, Gonave et autres Iles adjacentes, Destructeur de la Tyrannie, Régénérateur et Bienfaiteur de la Nation Haïtienne, Créateur de ses Institutions morales, politiques et guerrieres, prémier Monarque couronné du Nouveau-Monde, Défenseur de la Foi, Fondateur de l'Ordre Royale et Militaire de Saint-Henry etc. etc. Der Gegentheil paraphraſirt dieſes alles S. 49 durch H. par . . le succès de quelques manoeuvres criminelles contre l'Etat, Tiran d'Haïti, Epouvantail des Iles . . Persifleur de la Foi und dergl. Dies beweist nun an ſich wenig, oder nichts. Hr.

Baron Vaſtey ſelbſt aber ſchildert ſeinen Mann (S. 27) zwar ganz als einen Dieu-donné, als un homme extraordinaire, un grand homme, ſogar als un bel homme, l'oeil vif, grand de taille, bien proportionné, le port majestueux, le regard pénétrant. Ci-devant Empéreur Christoph, jetzt Roi Henry le I. hat nach des Hrn. Barons Urtheil un discernement sain, un jugement solide, une mémoire prodigieuse, er kennt ihn als einen, que ses connaissances générales (den ſpeciellen entgegengeſetzt?) rendent un homme vraiment extraordinaire, .. beaucoup instruit par se longs voyages, par la fréquentation des gens eclairés. Er iſt, nach dem Hrn. Baron, ſogar grand admirateur de la verité, ennemi du mensonge, ennemi de la flatterie. Ja: ses principes sur l'honneur et la probité sont invariables. Doch zieht Hr. Vaſtey, ſelbſt als Chancelier et Membre du Conseil privé des großen Haitiſchen Monarchen nicht in Abrede, daß ſo, wie nun eben dieſes das Loos der großen Männer ſey, ſein Charakter Contraſte habe. Tel, que les grands hommes, son charactère a des contrastes. Ses manières et ses habitudes lui sont propres. Und nicht nur etwa ſo, daß Henry dort peu, mange vîte, consulte rarement les medecins, ſondern auch, was, beſonders in ſolchem Munde, etwas bedenklicher klingt: Henry est vif et impetueux. Die Prüfung bemerkt hiebey, daß wenn einige Tauſende von Haitiſchen Manen noch reden könnten, ſie wohl noch ein bischen mehr ſagen würden (S. 27).

Genug; der Hof dieſes K. Henry nennt ſich la Cour de Sans-Souci (S. 28) und nachdem Hr. Baron Vaſtey von allen Princes du Sang an dieſer Cour ſeine Portraits nach Etiquette der Zeiten Louis des 14. aufgeſtellt hat, ruft Er aus: Jamais on ne vit un plus bel accord des vertus ni une plus parfaite union de plus beaux exemples, de meilleurs parens, des enfans plus tendres, plus soumis, plus respectueux (S. 29). Man ſieht, wenn es einmal an Hof-Hiſtoriographen mangeln ſollte, wo für der Nothfall die allgenugſame Natur noch Exemplare aufbewahrt. Vaſtey ſchließt

ſeine Portraits mit der unübertrefflichen Stelle: Je m'arrête. Je crains d'être taxé de flatterie. Mais tous ceux, qui connaissent [es ſollte heißen: welche der . . Gnade gewürdigt ſind, zu kennen] la famille royale et qui ont le bonheur d'en approcher, me rendront justice et jugeront, que j'ai rendu un bien faible hommage à la verité.

Was den Herrn Baron Vaſtey ſelbſt betrifft, ſo behauptet S. 11 von ihm, daß er einſt ein thätiger Septembriſeur, und zu Nantes, in der Nähe der Vendee, als ein Liebling von Carrier, mit den ſchwimmenden Schaffots und den Mariages republicaines wohl bekannt geweſen ſey. Das Haitiſche Hofſchriftſteller-Lexicon hat bereits aus ſeiner Feder: Relation des glorieux événémens, qui ont porté leurs Majestés Royales sur le throne d'Haiti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roi Henry I. et de la reine M. L. Die Prüfung nennt ihn S. 7 ce scribe mercenaire, aux gages du plus farouche comme du plus sanguinaire des despotes.

Sein Essai geht im I. Kapitel zurück auf den Zuſtand von Sct Domingo vor der Revolution, vom Uebergang zur Befreyung vom Sclavenſtand und dann zur Unabhängigkeit. II. Kap. Deſſalines Regierung. III. Kap. Deſſen Sturz und wie die Einheit von Haiti zerriſſen worden ſey. Der Anhänglichkeit an republicaniſche Formen hat Hr. Vaſtey, ſogar in Haiti, ſchon die Sprache angenommen: „la cause légitime (S. 9) entgegenzuſetzen. Uebrigens ſpricht er auch viel von Ideologie über Geſetzgebung, Völkerrecht, Staatsrecht, was er idées mères zu nennen beliebt.

Hauptzweck des Essai iſt, in dem republicaniſchen Theil von Haiti, Argwohn gegen die Regierung zu erwecken. Schon der Präſident Petion, welchen dagegen die Prüfung den Washington von Haiti nennt, habe vor einigen Jahren einen Abgeordneten des Cabinets der Tuillerien angenommen, welchen Miniſter Malouet hingeſchickt. Dieſer, General Lavaiſſe, habe ganz frey in einem ſchönen Hauſe zu Port au Prince gelebt, Conferenzen im Palais National mit Petion gehabt, Briefe von dieſem empfangen. Petion habe ſeinen Neveu, Meronne', und

einen Mr. Garberge nach London geſchickt, um Haiti an Frankreich zu verkaufen. Dagegen werden Auszüge aus Petions Briefen (an Fontanges und Esmangert) und Proclamationen S. 33 gegeben, daß Haiti ſich unter ſeinen Trümmern lieber begraben, als die Unabhängigkeit aufgeben würde. Nur auf die Bedingung, daß es als libre et independant anerkannt ſey, wollte P. weiter mit S. M. T. C. in Verträge ſich einlaſſen. Er ſchrieb dem Abgeſandten, den er vernünftiger Weiſe höflich behandelte und alle Einrichtungen, auf welche er vertraute, ſelbſt ſehen ließ, dennoch: C'est au nom de la Nation, dont je suis le Chef et l'interprête, que je vous ai parlé. Je ne compromettrai jamais sa souveraineté, et ma responsabilité est, de me conformer au base du Pacte Social, qu'elle a établi. Le Peuple d'Haiti veut être libre et independant, Je le veux avec lui. Die Proclamation an das Haitiſche Freyſtaatvolk ſagte: Vous avez calculé votre force, et en laissant à vos Magistrats le soin d'expliquer vos plus chers interêts, vous avez attendu avec tranquillité . . Votre confiance ne sera jamais trompée. L'autorité repose sur votre volonté et votre volonté est d'être libres et Independens. Vous le serez, ou nous donnerons cet exemple terrible à l'Univers, de nous ensevelir sous les ruines de notre patrie plutot que de retourner a la servitude, même la plus modifiée. Was ſchon die Einheit der Sprache würkt!! Hätte man ſo leicht dieſe einſt ſo oft von Paris aus wörtlich gleich gehörte Gedankenreihen und Erhebungen in Domingo wiederhallend hören können, wenn nicht die gemeinſchaftliche Sprache die franzöſiſche geweſen wäre?

Beyläufig erfährt man S. 32, daß Petion auch beſchuldigt wird, Urheber des Todes mehrerer Chefs de la Republique geweſen zu ſeyn, welche — ſo geheimpoliceylich ſpricht der Republicaner Colombier? — ont disparu dans des tems orageux. Sie ſollen, ſagt er, von Ambition verblendet, Anarchiſten, Conſpirirende, Opfer ihres Hochverraths nach dem Geſetz geweſen ſeyn. Enouru la vindicte publique, s'étant mis hors de loi. Tombès sous le glaive in-

exorable de la Juſtice. Immerhin die gemeinſame Sprache! Ehrenvoller aber, als das Mauſolée, welches nach Decret vom 27. April 1818. dem Präſ. Alexander Petion als Begründer der Republik am Fuße des Freyheitbaums, wo ſein Leichnam ruht, verewigen ſoll, iſt S. 41 die Notiz: daß die Chambre des Répréſentans des Communs Urſache hatte, Petions Familie nach ſeinem Tode, weil ce vertueux Magiſtrat de la Republique en travaillant à l'oeuvre de la régénération d'Haiti, avait fait le ſacrifice de tout interêt perſonnel, einen anſtändigen Unterhalt aus dem öffentlichen Schatz zu decretiren. Ihres Urſprungs nie vergeſſend, vergeſſen ſie zugleich ihre eigene Eloge nicht: c'eſt de la grandeur haitienne, de fixer etc.

Nach S. 17 giebt es als politiſche Blätter einen Haitiſchen Columbus, nach S. 24 eine Abeille haitienne. Daß es ſchon ein eigenes Franzöſiſch dort zu geben anfängt, werden Kenner zum Theil aus einigen der obigen Stellen bemerkt haben. Sie ſtreiten ſich bereits über Styl und Ausdrücke. Citations wollen ſie haben (S. 15), wenn gleich Voltaire l'emploi de ce mot verdamme. Rec. wünſcht, daß die künftigen Haitiſchen Schriftſteller nur ſo wenig die Anwendung der Sache ſelbſt als das Wort verdammen; möge ſie vielmehr über alles, was Beweiſens bedarf, recht viele citations ſich nicht ausreden laſſen. Das ſchlimmſte iſt, daß es dort nach S. 18 auch ſchon Perſonen giebt, deren Namen man nur nennen dürfe, um einen horreur de l'eſpèce humaine zu erwecken, wie Gui de Darci, Lepage, Bruley, Drouin de Bercy, Comte de Bruges, Abbé Dilon. Dagegen werden Wilberforce, Clarkſon, Lafayette, Sismondi, Raynal, Ferand de Baudiere, Bénézet, Montègre, Milscent ein Creole, mit Pietät genannt, beſonders aber Biſchof Grégoire, welcher ſich allerdings auch um die Neger überhaupt durch ſeine Schrift:

De la Traite et de l'eſclavage des noirs et de Blancs par un Ami des Hommes de toutes les couleurs. (Paris 1815. 8.)

ſehr verdient gemacht hat. Zunächſt für die von Domingo iſt von dieſem immer thätigen Freund der Menſchen aller Farben, ein

2. Manuel de Pieté à l'usage des Hommes de Couleur et des Noirs. Par Mr. Grégoire, ancien évêque de Blois. Avec une gravure (touchante). Paris, bey Baudouin. July 1818. 103 S. in 8. Mit dem Motto: Tous les hommes sont pris de la même voue et de la même terre, dont Adam a été formé. Jeſus Sirac. 33, 10.

Die Vorrede dieſes Büchleins tröſtet die zu Sclaven gemachte dadurch, daß die Gottheit nach 2 Chron. 19, 7. Sir. 20, 24. Röm. 2, 11. Epheſ. 6, 9. Coloſſ. 3, 25. kein Anſehen der Perſon habe, vielmehr Menſchenbefreyung wolle, daß Pabſt Alexander III. an König Lupus von Valencia nach Historiae Anglic. Scriptores. (2 Vol. fol. Lond. 1652.) T. I. p. 580. ſchrieb: nach dem Rechte der Natur ſollten alle Menſchen liberi ſeyn, daß die Homélie du Citoyen Cardinal Chiaramonti aujourd'hui le Pape Pius VII. gehalten 1797. traduite de l'Italien, Paris 1818. die Vereinbarkeit des Chriſtenthums mit der republicaniſchen Freyheit ſo ſchön gezeigt habe, und daß Gregor der Große in Homilia 15. in evang. einen armen Mann, Servulus, ſehr pries, weil er, Leſens unerfahren, noch im Alter eine Bibel gekauft hatte und ſie ſich von Andern vorleſen ließ. Auch in Domingo hofft der Verf. bald Seminarien und junge Prieſter von allen Farben, einen clergé national.

Zuerſt folgen dann in dem Manuel paſſende Gedanken aus der Schrift, von Menſchenfreyheit und Freylaſſung, wie Jerem. 34, 8—22. Ανδραποδισται 1 Timoth. 1, 10. überſetzt der Verf. voleurs des esclaves. Alsdann p. 41— Considerations sur l'Afrique in Beziehung auf Religion und Kirchenverfaſſung. S. 65. Von Heiligen, beſonders aus Afrika und von ſolchen Frommen, die ſich für Milderung der Leiden ihrer Brüder hingaben, wie die Trinitarier für Freymachen der Gefangenen, Bartholomäo de las Casas, Biſch. v. Chiappa, die Jeſuiten Becira, Claver. — S. 67. Litanien an Heilige dieſer Art. S. 78. Gebete. S. 82. Nachrichten

von der h. Iphigenie aus Aethiopien, vom h. Elesbaan, einem dortigen König c. 523. von Martin Porras, dem Sohn einer Peruvianerin, von dem ſchwarzen Heiligen, Antonius von Caltagirona, geſt. 1549., von Benedict dem Mohren, geſt. 1589., welcher erſt 1806. von P. Pius VII. unter die Heiligen aufgenommen worden iſt. Sein Feſt iſt den 25. Jenner. Sein Leben, vermöge deſſen er beſonders zu Vera-Cruz und Puebla de los Angelos verehrt iſt, findet ſich in

Compendiose Ristretto delle Virtu a Miracoli dei quattro Sancti Francescani, S. Benedetto da Filadelfo etc. Firenze. 1817.

Er wird nämlich auch ſo, und de Santo Fratello, und Benoit de Palerme genannt. Er war dort gebohren als ſchwarzer Sclave, erwarb ſich durch Arbeit Freyheit und eigenen Unterhalt, verkaufte alles, gab's Armen, wurde Superior einer nach P. Pius IV. Urtheil allzu ſtrengen Fraternität, nachher Guardian im Franciſc. Kloſter Sct. Anna. Neben ſeiner Frömmigkeit werden Proben ſeiner rechtlichen Klugheit angeführt. Sein Cult wurde (S. 100) ſchon 1610. autoriſirt und kam aus Sicilien, wo er immer blieb, über Spanien nach America.

Sehr erfreulich iſts, daß auch die Hoffnung zu höhern Unterrichtsanſtalten bereits im republicaniſchen Theil von Haiti in Erfüllung geht. Nachrichten davon giebt uns ein ebenfalls dort gedruckter

3. Compte de l'Examen publique du Lycée National, rendu par Mr. Colombel, Membre de la Commission d'Instruction publique et Secretaire particulier de S. Exc. le Président d'Haïti. Porte au Prince, de l'Imprimerie du Gouvernement. Janvier. 1820. 29 S. in 8.

Die Prüfungen wurden öffentlich d. 16. Dec. 1819. an 16 de l'Independance von der „Commiſſion des öffentlichen Unterrichts“ gehalten. Der nunmehrige Präſident von Haiti, Jean Pierre Boyer, erſchien unter dem Zuruf: Vive la

Republique und mit militäriſcher Muſik, wo: où peut on
être mieux etc. geſpielt wurde. Eine Rede des Directors
Lapree beſchrieb, was bisher zu Vervollkommnung der Civi-
liſation gegen das mercantiliſch-egoiſtiſche Vorurtheil, qui re-
fuse aux africains et à leurs descendans toute aptitude
aux connaissances abstraites ſchon gethan worden iſt. Auch
nach Domingo kam (S. 4) Kenntniß der Freyheit und der
Mittel dazu, dadurch, daß Frankreich Truppen aus Domingo
in Georgien für die Nordamericaner gegen England gebrauchte.
Der Krieger ſpricht gerne von dem, was er erfahren hat, mit
erfechten half. Aber erſt 1816. (S. 6) konnte auf Staats-
koſten der Grund gelegt werden zu einer Nationalſchule
für Kinder umgekommener Vaterlandsvertheidiger. Für jetzt
wird gelehrt: Sittenlehre, Leſen, Schreiben, franzöſiſche, la-
teiniſche Sprache, Zahlenwiſſenſchaft (arithmetique raison-
née). Für einige wurde auch Bibelgeſchichte, Mythologie,
Globuslehre, Geſch. von America, von Aegypten, gelehrt.
Aller Anfang iſt ſchwer! Sehr dankbar wird gerühmt Tho-
mas Bosworth, welcher auf Präſ. Petions Bitte den Auf-
trag der british and foreign School-Society erfüllte, und
bis an ſeinen Tod die Lancaſteriſche Lehrart höchſt uneigen-
nützig in Haiti verbreitete. Der Redner ſpricht mit Begeiſte-
rung aus, wie gut die Lancaſteriſche Schulart gedeyhe, trotz
dem, daß Unwiſſenheit ſie verläumdet, Fanatismus ſie ver-
folgt habe. Er hatte eine gute Zahl von Lehrer und Lehrerin-
nen dieſer Art unter den Zuhörern. Er weiß ſie und die
Eltern dafür zu intereſſiren. Vos éleves y puiseront l'es-
prit de l'ordre, l'habitude du travail; vous leur épar-
guerez des torrens de larmes. Vous y trouverez vous
mêmes votre intérêt dans la simplicité du mécanisme,
la vitesse de l'enseignement, l'économie du tems et
de la depense . . . Louvet, Profeſſor des Lateiniſchen, com-
mentirte das Wort: Aurea pax artes, post tempora lon-
ga, reducit, unter andern in folgenden Anreden:

Jeunes Haitiens! espoir de la patrie,
puissies vous de la guerre ignorer la furie.
d'Apollon, de Minerve aimables nourrissons,

du Telemaque aimez les utiles leçons.
Loin de leur conseiller la guerre et la vengenace
il prêche aux souverains la Paix, la Tolérance,
et montre que la guerre, en tout tems, aux vainqueurs
n'a su, comme aux vaincus, causer que des malheurs.
Vos Pères ont jadis, dans le champ de Bellone,
conquis la Liberté ... Jamais, jamais personne
n'osera l'arracher de leurs vaillantes mains,
des mains de ces héros, dignes d'être Romains ...

Mit groſser Achtung wird immer (S. 22 u. f.) des verſtorbenen Präſidenten, Alexander Petion, gedacht. Auch der jetzige iſt Beförderer des Unterrichts. Man erbaut Schulen für beyde Geſchlechter, wo Mathematik und ſchöne Künſte und Kenntniſſe gelehrt werden ſollen. Der Präſident vertheilte ſelbſt zum Schluſs die Preiſe. Mit Recht waren die erſten — die Preiſe für gutes Betragen.

Mit dieſem Menſchwerden vormaliger Sclaven oder vergewaltigter Mitmenſchen ſtehen, auſser der ſchon angeführten Hauptſchrift des ebenſo orthodox⸗katholiſchen als religiöſen Menſchenfreundes, Biſch. Grégoire, noch mehrere zugleich uns mitgetheilte wichtige Erregungen der nicht auf bloſse Worte ſich beſchränkenden Humanität zuſammen, von welchen Rec. aber, da ſie ſchon um einige Jahre früher, in den erſten Tagen der allgemeinen Hoffnungen, erſchienen ſind, nur zur Vervollſtändigung der Litteratur kurze Notizen geben kann:

4. Adresse à Leurs Majestés Imperiales et Royales, et à Leurs Réprésentans au Congrès d'Aix — la Chapelle. 24 S. in 8.

Der Hauptgedanke S. 19 iſt: La seule marche à suivre, quand la traite des Negres aura été declarée une infraction à la loi générale des Nations .. sera donc celle-ci: que les Souverains reunis de l'Europe proclament, qu'a compter du premier Juin 1820. le marchant des esclaves sera assimilé au pirate ... Ferner:

5. Exposé des Faits relatifs à la Traite des Negres dans le Voisinage du Sénégal. 31 S. in 8.

Der Gouverneur von Gore'e und von Senegal, als im Januar 1817. die Colonie an Frankreich zurückgegeben wurde, publicirte die Ordonnanz ſeines Souverains gegen den Menſchen ſchändenden Handel. Er ſtieg aber zu Sct Louis, Albreda u. ſ. w.

6. Apperçu de l'état de la Traite des Nègres en Afrique au commencement de 1818. Extrait du douzième Rapport des Directeurs de l'Institution Africaine. à Londres. 1818. 43 S. in 8.

Seit eilf Jahren haben alle Europäiſche Mächte dieſen Menſchenhandel für unmenſchlich erklärt. Hier wird Rechenſchaft gegeben, wie nur einige ihn beſtimmt verboten, andere einen Termin beſtimmt, andere nur den Theil der Africaniſchen Küſte nördlich von der Linie davon ausgenommen haben. Manche der abſcheulichen Handelſchiffe ſind nun ſelbſt, wie Seeräuber, völlig bewaffnet. Nur unabläſſiges Betreiben hat den Anfang der Abolition, nur eben dieſes Nicht-Müdewerden wird das Ende bewürken. Es giebt, beſonders in America ſelbſt, gar zu viele, welche nur Handelsleute, nicht Chriſten, nicht Menſchen, ſeyn wollen. Durch den neueſten Tractat zwiſchen England und Spanien iſt letzteres Reich (S. 51) vermocht worden, wenigſtens nordwärts von der Linie den Sclavenhandel nicht mehr unter den Schutz ſeiner Flagge zu nehmen und vom May 1820 an, ihn ganz zu verbieten. (Was werden jetzt in Spanien und Portugall die Cortes thun, nicht blos verbietend, ſondern auch durch entſcheidende Mittel das Verbot bethätigend?) Portugieſen, Americaner benutzten indeß den Spaniſchen Schutzvorwand. Portugall und Braſilien nahmen gar noch keinen Termin zu Beendigung des Uebels an. Die franzöſ. Geſetzgebung aber ſetzte endlich 1818. im März Confiscationsſtrafe an Schiff und Ladung (S. 19) dagegen. — In der Engl. Colonie zu Sierra Leona iſt der öffentliche Schulunterricht vermehrt.

7. L'Europe chatie et l'Afrique vergée, où raisons pour regarder les calamités du siècle comme des punitions infligées par la Providence pour la traite des Negres. Londres 1818. 124 S. in 8.

Auch an die Souverains zu Aachen gerichtet: Daß die Befreyung von Europa nicht Wiederbelebung des Menſchenhandels aus Africa werden möchte, da ihn nun England nicht mehr allein auf der See hindern könne. Alle Mächte haben anerkannt, er ſey gegen natürliche Gerechtigkeit, Religion, Menſchlichkeit; und dennoch — nur von England aus wird ſeit der Abolitionsbill vom 25. März 1807. dagegen gewacht. Doch dauerte dort noch die Nachſicht bis zum 1. März 1808. (S. 58). Der dortige Handel wurde jährlich (S. 27) auf 37,000 ſolcher Unglücklichen gerechnet. Der Königin Eliſabeth war nach (S. 33) geſagt worden: dieſe Africaner ließen ſich gerne ihren Zuckerpflanzungen zuführen. 1784 im Oct. ſetzte Frankreichs Regierung ſogar einen Preis von 60 bis 100 Franks auf jeden nach den Inſeln unter dem Wind und Domingo eingeführten Neger (S. 85). 1787. 88. wurden — nur nach Domingo 60,340 eingeführt (S. 41). Jetzt iſt eben dieſes Eyland — Haiti. Spanien durch einen Befehl vom Febr. 1787. und von 1789. Hollands Generalſtaaten durch Befehl vom May 1788. erklärten die Einfuhr der Negers zum *Anbau* von Caraccas ꝛc., von Gyana ꝛc. für unentbehrlich. (Hätte man alsdann wenigſtens die eingeführte für frey erklärt, ihnen Land zum Bauen angewieſen!) Portugalls Sclavenhandel wird (S. 44) auf jährliche 74 tauſend geſchätzt. Wer aber hat jetzt in jenen Länderſtrecken die Waffen wider die vormaligen Herrn? — Nur die Nordamerican. Bundesſtaaten, Einen ausgenommen, ſind (S. 45) durch ihre Volksrepräſentation von dieſem Verbrechen und ſeiner natürlichen Strafe frey erhalten worden. In den Span. Cortes brachte 1811. Don Auguſtin d'Arguelles den 1. April die Abſchaffung der Tortur und des Menſchenhandels zugleich in Vortrag. Jene wurde bewilligt. Gegen dieſe aber gieng die Commiſſion der Cortes, nach vielen aus Havana ꝛc. gekommenen Reclamationen ſoweit, daß man das Kaufen und Verkaufen der Sclaven jenſeits des Meeres ſogar von der ſonſt allgemeinen,

ſtarken Abgabe, Alcavala, losſprach (S. 66). Napoleon hatte, ſobald er Domingo wieder zu gewinnen ſich ſicher hielt, ſchon den 19. May 1802. (S. 90) die franzöſ. Aufmunterungen für den Sclavenhandel aus der Zeit vor der Revolution durch eine Majorität im Tribunat erneuern laſſen. Darüber verlor er die neuerdings nach Domingo geſchickten Truppen. Dennoch wußte Malouet, welcher hier (S. 101) als ancien administrateur des Colonies der champion avoué de l'esclavage genannt wird, das, was er in ſeinen Memoiren oder Notes sur les Colonies 1802. für den Sclavenhandel unter Napoleon geſagt, auch noch als Miniſter der Colonien und der Marine nach der erſten Reſtauration Ludwigs des 18. geltend zu machen. Der Verf. bemerkt dann, daß d. 8. Febr. 1815. dem Sclavenhandel noch Friſt gegeben war, aber den 26. darauf Bonaparte von Elba nach Frankreich abſchiffte. Eben ſo ſucht der Verf. überall nachzuweiſen, daß, wer den Sclavenhandel förderte, bald darauf unglücklich oder, wie er es auslegt, von Gott dafür geſtraft wurde. Jener Zurückgekommene nahm jetzt zwar ſelbſt ſeine vorigen Aufmunterungen des Sclavenhandels zurück. Aber ſo trügeriſch, nach des Verf. Meinung, als er einſt gegen Touſſaint geweſen war. Dafür ſey er jetzt enchainé sur un rocher entre les deux Continens de l'Afrique et de l'Amerique, sur le grand chemin de la Traite des Nègres. . .

(Der Beſchluß folgt.)

No. 74. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

(Beſchluß der in No. 73. abgebrochenen Recenſion.)

Nach

8. Opinion de Mr Laisné de Villevêque, Deputé du Deptt. du Loiret, sur une pétition presenté à la Chambre dans la Séance du 15 febr. 1819. par Mr Regis, homme de couleur.

wurde damals noch Beſchwerde geführt gegen ein miniſterielles Arret, welches Heyrathen zwiſchen Weißen und Schwarzen verbot. Waren ſolche Unterſcheidungen wohl die Mittel, mit Domingo wieder in nähere Verbindung zu kommen?

Das Neueſte iſt:

9. Petition contre la Traite des Noirs, qui se fait au Sénégal; présentée à la Chambre des Deputés le 14 Juin 1820. par J. Morenas, Exmembre de la Commission d'exploration à cette Colonie. Paris. 1820. 14 S. in 8.

Troz den königlichen Ordonnanzen fand M. die „captiveries" am Senegal voll von Schwarzen in Ketten. Man nahm ſogar ein verdoppeltes Löſegeld nicht immer an. Negerfürſten werden von den Menſchenhändlern mit Munition unterſtüzt, um Orte anzugreifen, aus denen ſie dann die Gefangenen für Rum verkaufen. Der Verf. führt Namen und Data von den Handelſchiffen, und ſchauerliche einzelne Anekdoten an. Der franzöſ. Gouverneur am Senegal, welcher dieſes unter ſeinen Augen geſchehen läßt, heißt S. 12 Colonel Schmalz. Gegen das Geſez der Confiſcation helfen ſich die Händler leicht durch Aſſecuranzen durch. Die Engliſchen Geſeze ſprechen dem, welcher ein ſolches Schiff aufbringt, daſſelbe ſelbſt zu, nebſt einem Preis von 30 £ Sterl. für jeden befreyten Neger

und einer Strafe von 7 — 14 Jahren Gefängniß gegen jeden, welcher an dem Handel Theil nimmt. Nur ſolche ernſtliche Mittel können den grauſamſten Eigennutz überwältigen.

12. Dec. 1820.

H. E. G. Paulus.

N. S. Erſt ſeit dem 19. Dec. verbreiteten ſich die indeß ganz beſtätigten Nachrichten, daß die nur auf militäriſche Gewalt, nicht auf die öffentliche Ueberzeugung und auf das Gefühl von der Wohlthätigkeit ſeines Regierens gebaute Herrſchermacht des Königs Heinrich oder Chriſtoph von Domingo durch eben dieſe militäriſche Gewalt plötzlich ein Ende genommen habe. Wir theilen aber dennoch um ſo mehr die obige früher verfaßte Anzeigen den politiſchen und pädagogiſchen Zuſtand von dem theils beherrſchten, theils regierten Domingo betreffend, unverändert mit, weil ſie ſelbſt die indeß bekannt gewordenen Erfolge, als Würkungen des Unterſchieds zwiſchen einer mit den Staatsbürgern übereinſtimmenden Ordnung und Verfaſſung, und einer auf Gewalt und Glanz ſich ſtützenden Herrſchaft begreiflicher machen können. Die Erfolge zeigen, daß die oben bemerkten Klagen des bürgerlich regierten Theils der Domingo-Inſel gegen die Art von Hof des ſogenannten Sansſouci daſelbſt nicht ungegründet geweſen ſeyn müſſen, und daß der neugeſchaffene Glanz der Grafen von Limonade und Marmelade u. dgl. m. den Abgang des Weſentlichnothwendigen eines guten Regiments nicht decken konnte. Als der Premier-Conſul, einſt am Scheideweg ſtehend, den Verſuch wählte, durch Scheinglanz der Umgebungen und durch Uebermacht lieber imponiren, als durch Bürgertugenden regieren zu wollen, begann Er das gefährliche Steigen zum unausbleiblichen Fallen, wovon ihn ſelbſt das unerhörte Glück mit groſen Talenten vereinigt nicht retten konnte. Sogar vom Schickſal ſtark gewarnt, vermochte er dann auch bey dem zweyten Verſuch nicht, ſich ſelbſt zu überwinden und die Herrſchſucht dem Regieren über Menſchen und Bürger aufzuopfern; Er fiel deſto tiefer. Das Beyſpiel von Domingo zeigt, daß auch die Farbe der Menſchen hierin keinen Unterſchied macht und wenn man einmal

zu der Idee von Staat gelangt iſt, nur diejenigen in der Zufriedenheit zu erhalten ſind, welche ihr geſetzlich geordnetes Wohlbefinden in der Würklichkeit fühlen können.

P.

Beſchreibung der Alterthümer in Trier und deſſen Umgebungen, aus der galliſch-belgiſchen und römiſchen Periode in zwey Theilen von C. F. Quednow, Königl. Regierungs- und Bau-Rath und mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied; mit 28 Kupfertafeln und einer Vignette, den Römiſchen Badepallaſt zu Trier vorſtellend. Trier, gedruckt bey Wittwe Leiſtenſchneider und in Commiſſion bey Weber zu Bonn 1820. 8. 1. Theil (Alterthümer aus der galliſch-belgiſchen Periode) 54 S. 2. Theil (Alterthümer aus der römiſchen Periode). 176 S.

Dem regen Eifer für die Wiſſenſchaften, welcher in den Rhein- und Moſelgegenden ſeit der Preuſſiſchen Beſitznahme und ſeit Gründung der Univerſität zu Bonn erwacht iſt, haben wir wohl auch dieſe Schrift zu verdanken, welche uns eine mit guten Kupfertafeln bereicherte Beſchreibung der Alterthümer in und zunächſt um Trier liefert. Auch hier müſſen wir der Königl. Preußiſchen Regierung den wärmſten Dank zollen, die mit edler Liberalität die Koſten zur Ausgrabung dieſer zum Theil mit Schutt bedeckten Ueberreſte des Alterthums herſchoß. Es war zwar bereits unter der franzöſiſchen Regierung im Jahr 1815. ein Anfang zur Ausgrabung gemacht worden, allein die Kriegsereigniſſe verhinderten die Fortſetzung und die kaum begonnenen Ausgrabungen mußten alsbald wieder eingeſtellt werden. Freylich bedurfte es auch bey dieſen Ausgrabungen eines Mannes, wie Hr. Quednow iſt, um dieſelben zu leiten, Alles genau zu unterſuchen und das Gefundene in einer ſo genauen Beſchreibung, wie die vorliegende iſt, der gelehrten Welt mitzutheilen.

Es beginnt der 1ſte Theil dieſes, die bis jetzt bekannten und vom Schutte befreyten Alterthümer zu Trier beſchreibenden Werkes, nach einer Vorbemerkung des Hrn. Verf., mit einer kurzen Beſchreibung der jetzigen Stadt Trier in geographiſcher

und ſtatiſtiſcher Hinſicht (ſie zählt jetzt innerhalb der Mauern 9608 Einwohner, mit den nächſten Ortſchaften aber, die als Vorſtädte zu betrachten ſind, 13475), nebſt einem Ueberblick von der Geſchichte dieſer Stadt; beygefügt iſt ein gut gearbeiteter Plan von Hrn. Prof. Mare in Berlin. Darauf folgt (S. 11 ff.) die Beſchreibung der Moſelbrücke, ebenfalls mit einer Kupfertafel. Dieſes ehrwürdige Denkmahl grauer Vorzeit wird hier genau beſchrieben, die Beſchaffenheit der Steine, die Bauart, die Verhältniſſe und Maaße pünktlich angegeben. Es iſt dieſe Brücke 690 Fuß lang, 24 Fuß breit, ſie hat 8 überwölbte Oeffnungen und iſt ganz von Quaderſteinen aufgeführt; obgleich zwar die Bogen neueren Urſprungs ſind, ſo haben doch die Pfeiler, welche aus großen, ſchwarzblauen baſaltenen Lavaquadern, ohne Mörtel und Cement zuſammengefügt ſind, ein unbezweifelt hohes Alterthum. Herr Quednow ſetzt ihre Erbauung in die galliſch-belgiſche Periode; wie denn die Vergleichung aller römiſchen Ueberreſte zu Trier mit dieſen Pfeilern das Reſultat gebe, daß letztere in einer frühern, als der römiſchen Periode aufgeführt worden und ohne Zweifel alt-griechiſchen Urſprungs ſeyen (?): denn die alt-griechiſchen Bauwerke, wie die der Etrurier, zeichneten ſich durch Stärke, Einfalt und beſonders dadurch aus, daß die Quaderſteine ohne Cement ſo in einander gefügt wurden, daß das Ganze aus einer einzigen Maſſe zu beſtehen ſchien (S. 16). Ohne dieſe im Ganzen richtige Anſicht zu beſtreiten, möchte ſich doch wohl der alt-griechiſche Urſprung bezweifeln laſſen, und mit Recht Manches eingewendet werden können; eben ſo wie bey dem nächſt folgenden Denkmahl, der ſogenannten Porta nigra, wovon nebſt einer Abbildung mehrere genaue Umriſſe Taf. III — VII mitgetheilt ſind. Dieſes herrliche, zwar nicht ganz beendigte Werk, das nach mannichfachen Schickſalen erſt im Herbſt 1816 vom Schutte gänzlich befreyt wurde, verräth in allen ſeinen Theilen ein hohes Alterthum. Wir überlaſſen es dem Leſer, die äußerſt genaue, für den Architekten vorzüglich wichtige Beſchreibung bey dem Hrn. Verf. ſelber nachzuleſen, der mit gleicher Pünktlichkeit als Beſtimmtheit die Verhältniſſe des Ganzen, wie der einzelnen Theile zu einander unterſucht und beſchrieben, auch

die Säulen einen genauen Unterſuchung unterworfen hat. Durch Vergleichung der verſchiedenen Säulenordnungen mit den an dieſem Gebäude befindlichen Säulen glaubt Hr. Quednow ſich zu dem Schluß berechtigt, daß Letztere mehr doriſch als etruriſch ſeyen, und daß ſie aus einer Zeit herſtammten, wo der Uebergang aus dem alt=griechiſchen in den neu=griechiſchen Styl erfolgte u. ſ. w. (S. 51). So wirft er dann weiter die Frage auf, ob vielleicht Auswanderer aus Griechenland nach dem Peloponneſiſchen Kriege, vermiſcht mit frühern Bewohnern des Landes, hier eine Colonie angelegt und Werke dieſer Art aufgeführt hätten, und ob man demnach nicht annehmen könne, daß die Porta nigra und die Moſel=brücke etwa 200 Jahre vor Ch. G. gebauet worden? (S. 52) Wenn wir auch hierin mit dem Hrn. Verf. einverſtanden ſind, daß beyde Werke nicht der römiſchen Periode angehören, daß beyde Werke ſchon vor dem Einbruch der Römer in die Sitze der Trevirer vorhanden geweſen, ſo finden wir es doch immer noch ſehr bedenklich, gerade Griechen für ihre Erbauer zu halten. Soweit Ref. ſich erinnert, findet ſich weder bey griechiſchen, noch bey römiſchen Schriftſtellern irgend eine Spur, welche die Annahme eines ſolchen Zuges griechiſcher Stämme durch die ſüdlichen Theile von Deutſchland nach Gallien, und zwar nach dem Peloponneſiſchen Kriege, rechtfertigen könnte; im Gegentheil ſolche Züge in dieſer Zeit ſcheinen eher unwahrſcheinlich als wahrſcheinlich. Darum möchten wir in den Erbauern dieſer Werke eher Gallier oder Celten erkennen, welche, wie Mehreres deutlich zeigt, gewiß nicht ſo roh und unkultivirt waren, als man ſie wohl gar zu gerne oft anſehen möchte. Dazu kommt, daß Trier ein Hauptort der alten Gallier geweſen zu ſeyn ſcheint; ja nach deutſchen Sagen will dieſe Stadt als das alt=galliſche und deutſche Troja erſcheinen. Dort, im Trieriſchen, iſt die Heimath Hagen's von Troneck (ſ. Nibelungen Lied), der in andern Liedern Hagen von Troja = Hagano-Trojanus heißt (ſ. Waltharius von Aquitanien); daher auch die alte Sage, daß die entflohenen Franken nach langem Umherirren endlich bey Trier

ſich niedergelaſſen *). Dieſe und andere Umſtände, deren Ausführung der Raum dieſer Blätter nicht verſtattet, könnten dann für das hohe Alter, wie für die Bedeutſamkeit der Stadt Trier in germaniſch-galliſcher Vorzeit zeugen, und ſo vielleicht unſere oben gewagte Vermuthung: Gallier ſeyen die Erbauer jener großartigen Werke, in gewiſſem Grade rechtfertigen. Darauf beziehen wir auch die merkwürdigen Zeichen, welche ſich hier und dort an den Mauern des Erdgeſchoſſes der Porta nigra finden, und wovon Hr. Quednow S. 54 einige mitgetheilt. Denn obwohl dieſelben manche Aehnlichkeit mit Etruriſchen Schriftzeichen haben, ſo iſt doch wieder bey ihnen Vieles, was an alt-galliſche Schrift erinnern könnte. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß wir von Kennern der altgalliſchen Sprache hierüber ſichere Aufſchlüſſe erhalten könnten. Auch bey Landſtuhl im Königl. Baieriſchen Rheinkreiſe findet ſich eine bis jetzt, ſo viel wir wiſſen, noch nicht beſchriebene ara, welche Schriftzeichen enthält, die auf eine auffallende Weiſe mit den zu Trier gefundenen Aehnlichkeit haben.

Der 2te Theil enthält nun die Alterthümer, welche ſichtbarlich der römiſchen Periode angehören, und zwar zuerſt die Ueberreſte des Conſtantiniſchen Palaſtes mit einer Kupfertafel. Auch hier dieſelbe Genauigkeit und Beſtimmtheit in Angabe der Maße, der Verhältniſſe u. ſ. w., die wie ſchon oben zu rühmen Gelegenheit fanden. Es iſt nach der Unterſuchung des Hrn. Verf. dieſer Palaſt im Anfange oder in der Mitte des 3ten Jahrhundert nach Chr. G. aufgebaut worden. Er macht ferner dabey die gewiß richtige Bemerkung, daß wohl mehrere Bauwerke in der Gegend von Trier Conſtantin dem Großen, der ſich hier eine Zeitlang aufhielt, ihr Daſeyn verdanken mögen, in Trier ſelbſt aber das Meiſte älteren Urſprungs ſeyn dürfte, wenn gleich nicht bezweifelt werden könnte, daß unter Conſtantin [und, ſetzen wir hinzu, vielleicht auch ſpäter] manche Ausbeſſerungen, Zuſätze u. dgl. m. an den älteren Werken gemacht worden ſeyen. — Dann folgen: der

*) Ref. verweiſt der Kürze wegen auf die gehaltvolle Schrift des Hrn. Prof. und Dr. A. W. Göttling: Nibelungen und Gibellinen. Rudolſtadt 1816. S. 66—71.

Vertheidigungsthurm zu Trier (S. 13 ff.), das Amphitheater, das in den Hauptpunkten ganz ſo, wie die andern noch vorhandenen römiſchen Amphitheater eingerichtet geweſen zu ſeyn ſcheint, und das, wie Hr. Quednow vermuthet, bald nach Gründung einer römiſchen Colonie in Trier unter der Regierung des Auguſtus erbaut wurde (S. 42). Mehrere Kupfertafeln erläutern die lichtvolle Beſchreibung, auch wird eine dort eingemauerte römiſche Inſchrift mitgetheilt nebſt den Erläuterungen des Hrn. Prof. Heinrich zu Bonn. Es folgen, auf ähnliche Weiſe dargeſtellt, mit getreuen Abbildungen und Umriſſen begleitet, die Ueberreſte römiſcher Bäder und Straßen, und vor Allem das prächtige Denkmahl bey dem Dorfe Igel, ¾ Meilen von Trier, worüber „alle Schriftſteller einig ſind, daß es in ſeiner Art das prachtvollſte iſt, was uns die Römer dieſſeits der Alpen hinterlaſſen haben.“ Vier Kupfertafeln ſtellen dieſes Werk nach ſeinen vier Seiten dar. In der Erklärung (S. 99 -- 143) weicht Hr. Quednow zum Theil von andern Erklärern dieſes Kunſtwerkes ab, indem er es für ein Grabmahl, für ein Familiendenkmahl der Secundiner hält, einer angeſehenen römiſchen Familie, die vielleicht mit der Kaiſerlichen Familie ſelber verwandt war. Auch zeigen die Abbildungen an den vier Seiten dieſes Denkmahls großentheils die Verrichtungen und den Lebenslauf dieſer Familie, deren Glieder zum Theil angeſehene Aemter und Würden bekleideten. — Schöne Bildnerey und gute Formung der Buchſtaben in der Inſchrift zeichnen das Denkmahl der Diana zwiſchen Echternach und Bollendorf aus, wovon hier zum erſtenmale eine Abbildung erſcheint; ſ. Taf. XIII, ſo daß ſein Urſprung etwa in das erſte oder in den Anfang des 2ten Jahrhunderts fallen kann.

Den Beſchluß machen die beweglichen Alterthümer (Taf. XIV — XX) und zwar bronzene Figuren: eine Diana, ein Mars, ein auf dem Adler reitender mit Blitz und Scepter verſehener Juppiter, von ziemlich hohem Alter, etwas plumb und grob gearbeitet, ein Mercur und ein Herkules. Letztere, unſtreitig die merkwürdigſte Figur, verräth mehr als irgend eine der andern Figuren, hohes Alter, und möchte nach des Ref. Vermuthung eher für eine alt-galliſche oder germaniſche

Gottheit zu halten ſeyn; etwa wegen des Gürtels für einen Thor, oder, wozu Schild und Keule beſſer paſſen, für den galliſchen Kriegsgott Heſus. Unter den Bildhauerarbeiten auf Stein ſind einige ſehr ausgezeichnet, ſo wie auch unter den Vaſen, die hier beſchrieben und abgehandelt ſind. S. 175 giebt Nachweiſungen über die früher hier gefundenen Inſchriften, und theilt einige in der Abtey Maximin bey Trier neu aufgefundene mit, die aber wohl in die chriſtliche Zeit gehören.

Es ſoll Ref. freuen, wenn er durch dieſe Anzeige das Publicum auf dieſe gehaltvolle Schrift aufmerkſam gemacht und zugleich den verdienſtvollen Verf. aufgemuntert hat, die begonnenen Unterſuchungen mit gleichem Eifer weiter fortzuſetzen.

Allgemeine ökonomiſch-techniſche Flora oder Abbildungen und Beſchreibungen aller, in Bezug auf Oekonomie und Technologie merkwürdiger Gewächſe von Johann Karl Schmidt, Doctor der Medicin und Chirurgie und mehrerer naturforſchenden Geſellſchaften Mitgliede. I. Band. 1. Heft. Jena, bey Auguſt Schmid. 1820. 8.

Obgleich es an Bilderwerken nicht fehlt, welche die Pflanzen enthalten, die dem Oekonomen und Gewerbtreibenden wichtig ſind, ſo beſtehen doch, wie der Hr. Verf. ſagt, nur ſehr theure Werke der Art, oder die Abbildungen ſind in vielen einzelnen botaniſchen Kupferwerken zerſtreut; da nun durch dieſen Umſtand die Verbreitung der ſo nöthigen Kenntniß der Pflanzen unter den Oekonomen mehr oder weniger gehindert wird, ſo ſucht derſelbe dieſe Lücke durch gegenwärtiges Werk auszufüllen, indem daſſelbe eine neue, vollſtändige und dabey wohlfeile Sammlung richtiger Abbildungen und Beſchreibungen aller in Bezug auf Oekonomie und Technologie oder im gemeinen Leben merkwürdiger Pflanzen enthalten ſoll, wovon er ſich weitere Ausbreitung und leichtere Erlernung der Botanik verſpricht. — Das Werk ſoll zugleich als Handbuch der öko-

nomiſch-techniſchen Botanik betrachtet und gebraucht werden können.

So gut und löblich dieſe Abſicht auch iſt, ſo ſcheint uns doch die Ausführung oder vielmehr der in dieſem erſten Hefte gegebene Plan nicht ganz zweckmäßig zu ſeyn; es ſoll das Ganze in 4 Jahren oder noch früher beendet, jedes Jahr fünf Hefte geliefert und jedem Hefte 10 oder mehr Abbildungen beygegeben werden; demnach würde das vollſtändige Werk nur etwas über 200 Pflanzenabbildungen enthalten, eine Anzahl, die offenbar viel zu klein iſt, um den oben angezeigten Forderungen zu genügen; zumal da auch „im gemeinen Leben merkwürdige Pflanzen“ aufgenommen werden ſollen, wobey es übrigens nicht recht klar iſt, welche Gewächſe in dieſe Rubrik gezählt werden müſſen. — Daß die Pflanzen ohne alle Ordnung beſchrieben und abgebildet werden, iſt kaum zu billigen und ſtimmt keineswegs mit der Abſicht zuſammen, die Schrift auch als Handbuch der Botanik benutzen zu wollen, da in einem ſolchen die ſyſtematiſche Ordnung der abgehandelten Gegenſtände durchaus nicht entbehrt werden kann; dazu kommt noch, daß zuſammengehörende Pflanzen, wie z. B. die Getreidearten unnöthigerweiſe auseinandergeriſſen werden, welchem Uebelſtande durch ein lateiniſches und deutſches Regiſter, das deshalb am Ende der Schrift geliefert werden ſoll, nicht ganz abgeholfen wird; am allerwenigſten paſſend iſt es aber, daß die Charakteriſtik der Gattungen, wovon Arten beſchrieben ſind, bis ans Ende verſpart wird, ſelbſt wenn dies auch weiter keinen andern Nachtheil hätte, als daß man genöthigt iſt, vier Jahre auf die Mittheilung des Gattungscharakters zu warten für Arten, die jetzt ſchon im erſten Hefte beſchrieben ſind! — — Dieſes erſte Heft enthält nun 2 Arten Triticum, 2 Arten Alopecurus, 3 Arten Trifolium, ferner Reseda Luteola, Tormentilla erecta, Lepraria chlorina, Tuber cibarium, Climacium dendroides, Bryum ligulatum, dann einige Roſt- und Brandarten, ſo zwar, daß die Hälfte der abgebildeten Gewächſe Cryptogamen ſind.

Bey jeder Pflanze iſt der ſyſtematiſche Name und ihre Benennung in mehreren europäiſchen Sprachen angegeben;

dann der Wohnort, die Blüthezeit und Fruchtreife, ſo wie ſehr ſorgfältig abgefaßte Beſchreibungen; nicht minder ausführlich, deutlich und gut iſt die Angabe des Nutzens und Gebrauches. Lepraria chlorina wird zum Gelbfärben empfohlen, die Flechte möchte dazu brauchbar ſeyn, aber die Einſammlung beſchwerlich und koſtbar werden. — Zu der Angabe der Mittel gegen den Schmierbrand des Getreides (Uredo Sitophila) wäre noch Mehreres hinzuzuwünſchen. Rec. bemerkt hier nur, daß ſelbſt, wenn ſich im Dünger brandiges Weizenſtroh befindet, dadurch das Uebel fortgepflanzt werden kann, auch rechnet man zu den Urſachen der Verbreitung tiefes Pflügen bey der Saatfurche in eiſenſchüſſigem Boden; übrigens reinigt das Beizen mit einer Auflöſung von Kochſalz meiſtens die Saatkörner vom anhängenden Brande.

Die Urſache des Schadens, den der Roſt, ein Schmarotzerpilz (Puccinia graminis), an dem Getreide verurſacht, iſt wohl beſonders in dem Umſtande zu ſuchen, daß er die Oberhaut der Blätter verſtopft, die Ausdünſtung und Einſaugung hindert, und ſo eine Krankheit des Getreides verurſacht.

Die Abbildungen ſind recht fleißig, ſauber und treu ausgearbeitet.

Europa's medicinische Flora. Herausgegeben von Alois Sterler, Lehrer der Botanik in München, Ehrenmitglied der Königl. botan. Gesellschaft in Regensburg und der Gesellschaft correspond. Pharmaceuten, Ehrenmitglied und Secretair des pharmaceut. Vereins in Baiern, Mitglied des polytechn. Vereines für das Königreich Baiern, corresp. Mitgl. der Frankfurter Gesellsch. zur Beförderung nützl. Künste und ihrer Hülfswissenschaften, der Wetterauischen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, und der naturforschenden Gesellsch. in Marburg,

und

Johann Nepomuck Mayerhoffer, Maler und Lithograph in München. München 1820. Fol.

Beſchreibungen und Abbildungen officineller Pflanzen beſitzen wir nicht wenige, wenn daher jetzt ein ähnliches Werk

neu bearbeitet wird, ſo darf man wohl von demſelben mit Grund erwarten, daß es ſeine Vorgänger an Treue, Vollſtändigkeit, Brauchbarkeit oder Wohlfeilheit übertreffe, und ſo vor denſelben irgend einen bedeutenden Vorzug beſitze. Rec. hat blos das erſte Heft gegenwärtigen Werkes vor ſich, das nur 4 Pflanzen enthält, es wäre daher ein allgemeines Urtheil über daſſelbe zu voreilig, um ſo mehr, da der Hr. Verf. über den Umfang und den Plan ſeines Unternehmens ſich nicht gehörig erklärt, denn es bleibt zweifelhaft, ob alle in Europa's Officinen gebräuchliche Pflanzen, oder nur die in Europa wild wachſenden officinellen Gewächſe abgebildet und beſchrieben werden ſollen; blos im letzteren Falle wird der Hr. Verf. im Stande ſeyn, das Verſprechen zu halten, keine Copieen, ſondern Zeichnungen nach der Natur zu liefern.

Dieſes erſte Heft enthält die Abbildung (in Steindruck) von Imperatoria Ostruthium, Digitalis purpurea, Geum urbanum und Helleborus niger, woraus hervorgeht, daß keine ſyſtematiſche Ordnung befolgt wird, und blos eine willkührliche Auswahl ſtatt findet.

Bey den Beſchreibungen findet ſich folgendes:

1. Der lateiniſche ſyſtematiſche, deutſche und franzöſiſche Name.
2. Angabe der Klaſſe und Ordnung nach Linne's Syſtem, ſo wie der natürlichen Familie nach Juſſieu.
3. Der Charakter der Gattung und Art in lateiniſcher und deutſcher Sprache.
4. Synonymen, beſonders mehrere deutſche Benennungen.
5. Ausführliche Beſchreibung der Pflanze mit Angabe mehrerer Abbildungen, des Wohnorts, der Zeit des Blühens und der Saamenreife. — Endlich
6. Regeln zur Einſammlung, chemiſche Notizen, die Literatur der Pflanze u. ſ. w.

Rec. findet folgende Anmerkungen für nöthig. Bey dem Gattungscharakter der Imperatoria heißt es fructus basi marginatus, es ſollte aber heißen emarginatus, bey dem Charakter der Art wird foliolis dentatis durch gefranſet überſetzt, was nicht zu billigen iſt.

Bey der Literatur, wo blos Graumüller angeführt iſt, hätte bemerkt werden ſollen Historia plantarum quae in horto academico Lugduni Batavorum crescunt cum earum characteribus et medicinalibus virtutibus Londini 1731; es findet ſich in dieſem Buche S. 85 eine ſehr genaue Beſchreibung der Imperatoria mit der ſorgfältigen Angabe ihrer Kräfte. An der Abbildung iſt es zu tadeln, daß die Frucht nicht gezeichnet wurde, von welcher der Charakter der Gattung genommen iſt.

Der rothe Fingerhut wächſt niemals, wie es hier heißt, an angebauten Orten, vielleicht iſt es ein bloßer Druckfehler, und es ſoll heißen: an ungebauten Orten. Die Vorſichts-maasregeln beym Einſammlen, Trocknen und Aufbewahren dieſer ſo würkſamen Pflanze, hätten nach Withering, der dieſe Materie mit vieler Sorgfalt behandelt hat, angegeben werden können; der Hr. Verf. iſt hier offenbar zu kurz. Auch die Literatur iſt unvollſtändig; Rec. führt hier nur einiges an, welches fehlt:

Ferriar's Essay on the medical properties of *Digitalis purpurea*. Lond. 1799. 8.

Beobachtungen mehrerer engliſcher Aerzte über den Gebrauch des rothen Fingerhuts im phyſiſch-mediciniſchen Journale 1800 bis 1802.

A. J. G. Geyser de Digitalis purpureae usu. Kilon. 1804. 4.

W. Hamilton Observations on the preparations, utility and administration of the Digitalis purpurea. London 1807.

Fr. Fanzago Sulle virtu della Digitale. Padova 1810.

Aehnliche Bemerkungen und Zuſätze ließen ſich auch zu den Beſchreibungen der beyden andern genannten Pflanzen machen.

Allemanniſche Gedichte von J. P. Hebel. Fünfte, vollſtändige Originalausgabe mit drey Kupfer (n). Arau, bey H. R. Sauerländer. 1820.

Mit einem zweyten Titel:

Allemanniſche Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten (ohne das Virgiliſche Motto). 336 S. kl. 8.

So hätten dann die Verehrer der allemanniſchen Muſe die ſchon längſt ſehnlich erwartete fünfte Auflage der Hebelſchen Gedichte, die „zum Bedauern des Verfaſſers größtentheils durch den Uebergang an eine andre Verlagshandlung und noch andre Hinderniſſe“ verſpätet worden iſt.

Betrachten wir dieſe neue Ausgabe zuvörderſt ganz äußerlich, ſo unterſcheidet ſie ſich von der vierten zu ihrem Vortheil ſchon durch das kleinere Format, ähnlich dem der erſten, wodurch das Beyſichtragen erleichtert wird. Schlagen wir ſie auf, ſo vermiſſen wir zwar in ihr die Muſikblätter *), welche die frühern Ausgaben ſchmückten: dafür erhalten jedoch die Käufer des Prachtabdruckes einigen Erſatz durch die ganz artigen, von Zix gezeichneten, von dieſem und Simon geſtochenen Kupfer der dritten Ausgabe. Das erſte davon ſtellt die Scene im Schmelzofen vor, wie auf des Marggrafen Geſundheit getrunken wird; das andre die Spinnſtube im Carfunkel, und das dritte die Mutter am Chriſtabend. Eine recht niedliche Titelvignette von Hegi, den Zuſammenfluß der Wieſe und des Rheins vorſtellend, iſt auch dem geringern Abdrucke beygegeben. Der Druck iſt gefällig, das Papier des wohlfeilern Abdrucks aber des Inhaltes nicht würdig.

Was nun die ältern Gedichte betrifft, ſo ſind ſie aus der vierten Ausgabe ganz treu abgedruckt, ſelbſt mit allen Druckfehlern, ſo daß es einem auch jetzo wieder vorkommt, als

---

*) Hat vielleicht der Hr. Verf. die Abſicht, eine Sammlung der beſſern Compoſitionen ſeiner Lieder als ein beſondres Werkchen erſcheinen zu laſſen? — Dann möchten wir ihn aber bitten, doch ja die ſo wohl gelungenen Melodieen von Salvini, deren eine, (der Nachtwächter), wie Ref. weiß, ihn ſelbſt ſchon mehr als einmal angenehm gerührt hat, nicht wegzulaſſen.

wollten die Kindlein vom Feldberg und der Wieſe ihre natürliche Mundart manchmal verläugnen und mehr ſchriftgemäß reden. Manchmal aber ſind ganze Worte weggelaſſen; eine Nachläſſigkeit, die wir dem Verleger bey einem ſolchen Werk am allerwenigſten verzeihen können. Dieſer Umſtand macht auf den des Dialektes Kundigen einen äußerſt widerlichen Eindruck, indem jeder Fehler der Art gleichſam ein Stein iſt, der ihn im ſchnellen Weiterſchreiten hemmt; und dann erhält dadurch der mit der Mundart Unbekannte eine unrichtige Vorſtellung von derſelben. Beyden glauben wir einen nicht unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir auf die bey einer flüchtigen Durchſicht uns aufgefallenen hauptſächlichſten Druckfehler aufmerkſam machen, damit ſie vor der Lectüre verbeſſert werden können. Mit der vierten hat die fünfte Ausgabe folgende gemein: S. 13 Vers 2. gehört für g'hört. S. 19. V. 7. nomme f. numme. S. 20 V. 3. lutheriſche f. luthriſche und V. 4. net geſeit f. nit gſeit und vorgeſtellt f. vorgſtellt. S. 24 V. 4. z'ſemmegeſetzte f. — g'ſetzte. S. 29 V. 10 auf f. uf. S. 33 V. 1. ſei f. ſeig und V. 2. ſeiſch f. ſeigſch. S. 35 V. 6. gefallt f. gfallt. S. 36 V. 7. hat f. het. S. 51 V. 7. bewahr f. biwahr. S. 99 V. 4. Wunderwitz für Wundervitz. S. 108 V. 10. dir f. der. S. 112 dritti f. dritte. S. 128 V. 3. Gotteswille f. Gottswille. S. 133 im letzten Vs vorbey f. verbey. S. 139 V. 7. Ohnmacht f. Ohmacht. S. 146 V. 3. vor Drau für vor der Drau. S. 149 V. 6. weiß nit f. i weiß nit. ib. V. 10. nicht f. nit. S. 150 V. 7. Ein f. En. S. 151 V. 14. iſch f. iſchs. S. 162 V. 2. z'Licht f. z'Liecht, ein öfter wiederkehrender Fehler. S. 166 V. 9. Noth für Noth. S. 180 Vers 2. der letzten Strophe: Pfarrer ſcheints für Pfarer ſchints. S. 181 V. 1. chüle für chüele. S. 183 V. 2. wos f. was. S. 185 V. 5. Stoß f. Stroß. S. 204 V. 12. Bleche f. Belche. S. 210 V. 9. gefriert f. gfriert. S. 211 V. 6. Obedbrod f. Obebrod. S. 212 V. 2. ißich f. ißiſch. S. 216 V. 5. Augi f. Auge. — Neue Druckfehler ſind: S. 55 V. 3. hingt f. hinkt. S. 102 V. 4. helfet f. helſet.

S. 121 V. 9. d Berge l. de Berge. S. 125 V. 7. plaget f. ploget. S. 200 letzt. Vers Neiger f. Reiger. S. 202 V. 4. wittem f. mittem. S. 204. V. 8. wenn f. wenns. S. 210 V. 7. fehlt vor: kei Brod — het. — In den neuen Gedichten iſt zu verbeſſern S. 223 V. 9. ſtehn durch ſtöhn; einander d. enander. S. 238 V. 3. bekenne d. bikenne: ebenſo S. 239 V. 9. daſelbſt in der letzten Zeile betroge d. bitroge. S. 242 V. 7. vor Zit ſetze d'. V. 8. d' Morgenluft d. Morgeluft. S. 244 V. 1. dengele d. dengle; V. 7. verwandle das e in „. S. 251 V. 1. es goht d. 's goht; V. 9. ebenſo V. 10. früeh bis früeih. S. 257 V. 13. fragt l. frogt. S. 258 V. 7. Elſas l. Elſis. S. 259 V. 4. luten l. lüten. S. 167 V. 8. eimal l. eimol. S. 273 V. 3. Nachtmahl l. — mohl. S. 275 V. 2. und andere l. und am andere. S. 281 V. 1. Jungfere l. Jumpfere. S. 283 V. 4. auch l. au. S. 285 V. 2. Gwulch lies Gwülch. S. 287 V. 2. nach 's, ſetze iſch. S. 296 V. 6 vor der ſetze und S. 298 V. 1. mehr l. meh.

Mit dem angehängten Idiotikon ſind einige Veränderungen vorgenommen worden. Die Worterklärungen ſind nämlich nicht alle mehr ſo ausführlich, wie in der vierten Ausgabe, indem manche Beyſpiele aus dem Gothiſchen V. U., aus Schmids Idiotikon, Scherz's Gloſſar und Adelungs Wörterb. wieder weggelaſſen ſind. Dagegen iſt es im Weſentlichen doch bereichert worden, eine Folge der Vermehrung der Sammlung durch die neuhinzugekommenen Gedichte. So haben wir uns nur aus den 8 erſten Buchſtaben die Wörter Bugg, Dotſch, Eineweg, Frajufaſtechind, G'hurſt, Götti, Hamme, Hentſche, als neue angemerkt.

Und nun wenden wir uns zu den zwölf neuen, zum Theil „aus der Iris und dem alſatiſchen Taſchenbuch wieder geſammelten“ Liedern und Idyllen, womit der freundliche Dichter uns beſchenkt hat und welche zwiſchen die Spinne (jetzt das Spinnlein) und den Wegweiſer eingeſchaltet ſind. Sollten wir hier ſagen, welche von ihnen

wir für die gelungenſten halten: wir würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden. Gefällt uns das eine gut, ſo gefällt uns das andre immer beſſer, und ob wir, um einige der kleineren zu berühren, gleich mit dem erſten anfangen, überſchrieben: *Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweitzerboten an ſeinem Hochzeittage,* dieſem äuſerſt naiven Glückwunſche, worin der Dichter in ſchweitzeriſcher Mundart ſeine herzliche Freude darüber äußert, daß nun des Schweitzerboten ſchönſte Wünſche erfüllt ſind — „lieb und warm“ umarmt zu werden beym Abſchied wie bey der Heimkehr, und freudig wünſcht:

und wie's euch freut, ſo freuts üs au,
und gebich Gott de alli wil
der liebe neue Freude viel!

mit der angefügten ſüßen Verheißung:

Denk, wenns no einiſt gwintert het,
was ſtreckt ſi da im chline Bett
uns lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt ſi goldig Buebli a.
Er lengt e ſüße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Arau bring!“ —

(Der Beſchluß folgt.)

No. 75. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Allemanniſche Gedichte von J. P. Hebel. Fünfte, vollſtändige Originalausgabe mit drey Kupfer (n). Arau, bey H. R. Sauerländer. 1820.

(Beſchluß der in No. 74. abgebrochenen Anzeige.)

Ob wir weiter blättern und bey dem liebekranken Schwarzwälder im Breisgau verweilen, dem's zwar hier gar wohl gefällt, er mag nun den herzerfreuenden Marggräfler „z' Müllen an der Poſt" oder die augenlabende Gegend „z' Bürglen uf der Höh", oder die mancherley Luſtbarkeiten „z' Staufen uf em Märt", oder endlich den Reichthum und die „Jumpfere wie Milch und Blut z' Friburg in der Stadt" in Erwägung ziehen; dem jedoch dies Alles nicht genügt und nichts iſt gegen „Heriſchried im Wald", wo

Imme chleine Huus
wandelt i und us —
gelt de meinſch, i ſag der wer?
's iſch e Sie, es iſch kei Er
imme chleine Huus. —

oder ob wir die Ueberraſchung im Garten, ein Seitenſtück zu Hans und Verene, leſen und mit dem niedlichen Kätterli alle Morgen die Blumen begoſſen antreffen und, ungewiß, für weſſen Werk wir dies halten ſollen, es den „Jumpfere us em See" zuſchreiben — endlich aber Gewißheit gewinnen, indem wir den Liebhaber Fridli als Thäter entdecken, der nun liebetrunken das Geſtändniß thut:

Jo dine Blueme hani z' trinke ge
und wenn de wotſch, i ging für di durs Füür
und um mi Lebe wär mer di's nit z' thüür
und 's iſch mer, o gar ſölli wohl und weh u. ſ. w.

eine niedliche Scene mit dem ſo niedlichen Schluß:

> Und drüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d' Höh
> und luegt in d' Welt und ſeit: „Was muß i ſeh
> in aller Frueih?" — Der Fridi ſchlingt ſi Arm
> ums Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
> Druf het em's Kätterli e Schmützli ge —

„e Schmützli" — dieſes ſchönſte Jawort ſprachloſer Liebe — oder ob wir endlich den Spruch auf den Tod eines Zechers — launig und witzig wie der Schreinergeſell — vernehmen und des Verſtorbenen hohe Talente beklagen hören: „Er iſch e Himmelsg'lehrter gſi (als fleißiger Beſucher der Sternwirthshäuſer) — er iſch e freche Ritter gſi (als Zecher im Löwen und Bären) — e guete Chriſt, ſel iſch er gſi", denn er hat

> — — — untertags und z' Nacht
> zum Chrütz ſi ſtille Bußgang gmacht —
> Si Namen iſch in Stadt und Land
> bey große Here wohl bikannt;
> ſi allerliebſti Cumpanie
> ſin alliwil d' drei Künig gſi. —

überall erſcheint uns eben der alte, ſo ſchlichte und doch zugleich oft ſo erhabene allemanniſche Dichter wieder, mit all der Wahrheit, Lieblichkeit — Vollendung, die wir in den uns früher bekannten Kindern ſeines hohen Genie's bewundert haben; gleich wahr, lieblich — vollendet in den Feldhütern, in des neuen Jahres Morgengruß, im Geiſterbeſuch auf dem Feldberg, im Abendſtern, in Riedligers Tochter, im Gewitter, der Agatha, der Häfnet-Jungfrau durch die bald freudigen, bald traurigen, bald religiöſen, bald ſchaurigen Empfindungen, die er durch ſie auf eine ſo edle Weiſe in uns weckt, wie in den Marktweibern, im Jenner, in den Irrlichtern, im Morgenſtern, im Habermuß, in der Mutter am Chriſtabend, im Gedicht auf einem Grabe, im Carfunkel und Geſpenſt an der Canderer Straße.

Doch wir wollen unſere Leſer durch den ohnehin vergeblichen Verſuch, ihnen eine genügende Vorſtellung des neuen Zuwachſes der Hebelſchen Gedichte zu geben, nicht länger aufhalten. Mögen ſie das ihnen ſchon früher liebgewordne Kindlein, nun zu einem ſchon kräftigern Kind herangewachſen, ſelbſt betrachten, und ſich ſeines Wachthumes freuend es immer mehr liebgewinnen. — Der innigſte Dank für des verehrungswürdigen Sängers ſo freundliche Gabe mache den Schluß unſerer Anzeige.

R — r.

Mährchen-Bibliothek für Kinder. Aus Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt von Albert Ludwig Grimm. Frankfurt a. M. bey den Gebrüdern Wilmans. 1820. 1ter und 2ter Band, jeder Theil mit einem Kupfer. XVI, 328 u. 400 S. in 8.

Dieſe beyden Theile auch unter dem Titel:

Mährchen der Tauſend und Einen Nacht für Kinder von Albert Ludwig Grimm ꝛc.

Der Verf. der „Kindermährchen“ und von „Lina's Mährchenbuche“ eröffnet uns hier, nachdem das erſte Werkchen bereits eine zweyte Auflage gefunden, eine „Mährchen-Bibliothek,“ und zwar beginnt dieſelbe mit „Mährchen und Erzählungen aus Tauſend und Eine Nacht“ — wie wir den Titel lieber umgeändert ſähen — deren jeder Band fünf enthält; der erſte die Geſchichten: 1. des Kogia Haſſan Alhabbal; 2. von Ali Baba und den vierzig Räubern; 3. von dem Fiſcher und dem Genius; 4. von dem blinden Baba Abdalla; 5. von dem jungen Könige Zein Alaſman und dem Könige der Geiſter; — der zweyte die Geſchichte: 1. von dem redenden Vogel, dem ſingenden Baume und der goldgelben Quelle; 2. die ſieben Reiſen Sindbads des Seemanns; 3. die von den drey Aepfeln; 4. von den Oliven; 5. von dem verwandelten Sidi Numan. Voran gehet, ſtatt der Vorrede,

eine Art von Allegorie von „dem herrlichen Wundergarten des Morgenlandes, an dem nur Eines von vielen getadelt wurde, daß er nicht gefahrlos für Kinder war, beſonders wegen einer ſchönen, aber mit giftigem Hauche betäubenden Blume; daher denn ein einfacher Meiſter in der Gartenkunſt, unmuthig, daß die Kinder um dieſer einzigen Blume willen die ganze Blumenluſt dieſes Gartens entbehren ſollten, hinging und die Wunderblume ausgrub und andere an ihre Stelle pflanzte, auch ſonſt durch Umzäunungen von dornigen Roſen oder angebrachte Geländer die Gefahr von den Kindern abwendete; worauf er denn den Garten öffnete und die Kinder herein rief.“

Dieſes Vorwort gehet unmittelbar die Erzählungen aus „Tauſend und Eine Nacht“ an; wir hätten aber gewünſcht, es möchte dem Verf. gefallen haben, uns in dem Eingange dieſes Werkes überhaupt den Plan darzulegen, den er ſich mit demſelben geſetzt hat, wie weit er dieſe Mährchenbibliothek auszudehnen und was für Mährchen er aus dem großen Vorrathe „aller Völker und Zeiten“ auszuwählen gedenkt.

Die allegoriſche Vorrede ſelbſt führt uns auf die Frage: wie fern dieſe Dichtungen aus „Tauſend und Eine Nacht“ durch ſich ſelbſt zu einer Lectüre für Kinder geeignet ſind, oder durch welche Art der Bearbeitung ſie dazu fähig werden, und was in dieſer Hinſicht der Verf. geleiſtet hat?

Was das Erſte anbetrifft, ſo gehören wir nicht unter diejenigen, welche dem Verf. den Einwurf (S. XIV) machen werden: „Was ſollen meine Kinder in dem Narrengarten? da wächſt ja nicht einmal ein vernünftiger Salatſtock oder ein Obſtbaum? das nützt ja alles nicht ꝛc.“ Wir ſind der Meinung, daß dem kindlichen Sinne von frühe an nicht minder das Ergötzliche, als das Lehrreiche darzubiethen und ihm die erfreulichſte Unterhaltung nicht zu entziehen ſeye, wodurch es in dem regen Spiele ſeiner Phantaſie ſich in ein Land der Wunder und Träume verſetzt fühlt. Und hier biethen denn die Geſchichten aus „Tauſend und Eine Nacht“ wahrhaft eine Welt wunderbarer Erfindung dar, wie dieſe nur die ſchöpferiſche Kraft orientaliſcher Dichtung hervorzuzaubern vermochte. Nur freylich zu der ſtolzen giftigen Blume, — um das Bild des Verf. beyzubehalten — die hier und da in dem Garten

ſich zeigt, iſt das Kind nicht hinzuführen. Wir verſtehen darunter den Hauch einer feurigen Liebe, der hier und da durch dieſe Dichtungen weht, und jene morgenländiſche Unbefangenheit, womit geſchlechtliche Verhältniſſe enthüllet werden. Wir glauben aber, daß der Garten minder zu verändern, als vielmehr das Kind nur dahin zu führen ſeye, wo die Blume nicht ihre betäubenden Gerüche aushaucht. Und da iſt denn unſere Anſicht: in die Mährchen-Bibliothek nur diejenigen Erzählungen und Mährchen aufzunehmen, die gar keiner oder nur geringer Veränderungen bedürfen, diejenigen aber ganz zu beſeitigen, die nicht aufgenommen werden könnten, ohne daß zuvor das Ganze der Dichtung in weſentlichen Theilen umgeſtaltet worden wäre.

Wir haben, um zu unterſuchen, was der Verf. in dieſer Hinſicht geleiſtet hat, die Mühe nicht geſcheut, die hier enthaltenen Geſchichten genau mit der franzöſiſchen Ueberſetzung des arabiſchen Originales (Les Mille et Une nuit, Contes Arabes; traduits en Français par Galland; Tom. XV.) zu vergleichen und gefunden, daß der Verf. ſelbſt im Ganzen dieſer Anſicht gefolgt: und bis auf einen einzigen Fall, wo er davon abgewichen, wenig Wünſchenswerthes in der Bearbeitung übrig gelaſſen hat.

Denn ohne weſentliche Veränderung konnten aufgenommen werden die beyden Geſchichten des Kogia Haſſan Alhabbal und von dem blinden Baba Abdalla, zwey eben ſo unterhaltende, als lehrreiche Erzählungen in echt orientaliſchem Style; — die von Ali Baba und den vierzig Räubern, wo mit Recht einige Abſchweifungen des Originales wegblieben; — die Erzählung der ſieben Reiſen Sindbads, des Seemannes, wo ſich eine ganze Welt von Wundern, ſeltſamen Gebilden und Tod drohenden Abentheuern aufthut, zwiſchen welchen der vielgewandte Seemann ungefährdet durchgeht und mit jeder neuen Rettung neue Schätze gewinnt. Sehr zu billigen iſt es, daß die Scene des Originals nicht wiedergegeben wurde, wo Sindbad, in die Todtenhöhle hinabgeſenkt, die nach ihm hinuntergelaſſenen noch Lebenden tödtet, um ſelbſt ihrer Nahrungsmittel ſich zu bemächtigen; — endlich die Geſchichte von den Oliven, wo bloß in dem

Anfange der Erſcheinung des prophetiſchen Greiſes mehr ausgeſchmückt wurde.

Nur eine geringe Veränderung haben erlitten: die Geſchichte von dem jungen Könige Zein Alasman und dem Könige der Geiſter, wo bloß die von dem Könige der Genien geſetzte Bedingung, ihm eine Jungfrau zu bringen, Tom. X, p. 149. une fille, qui n'aura jamais connu d'homme ni souhaité d'en connoître. Il faut de plus — que tu sois si bien maître de toi que tu ne formes même aucun desir de la posséder en la conduisant ici — ſo verändert zu werden brauchte: Bd. 1. S. 309. „Sie darf aber nicht eitel ſeyn auf ihre Schönheit und noch nie eine Unwahrheit geredet haben ꝛc.“ Ueberhaupt ſind alle dieſe Vorgänge, wie die Jungfrau dem Könige der Geiſter zugeführt wird, bis ſie zuletzt dem Jünglinge in die Arme ſinkt, gar zart und ſittig durchgeführt. Nur dem Fuhrmanne hätten nicht auch die Entenfüße beygegeben werden ſollen; es genügte an dem Schiffer, Tom. X, p. 143. dont la tête ressembloit à celle d'un éléphant et son corps avoit la forme de celui d'un tygre. — Sodann gehört hierher die Geſchichte von dem redenden Vogel, dem ſingenden Baume und der goldgelben Quelle, wie ſie viel bezeichnender heißt, als im Franzöſiſchen: Les deux soeurs jalouses de leur cadette. Tom. XV, p. 156. Es iſt dieſe Geſchichte eine der ſchönſten und der in der Bearbeitung gelungenſten. Wir weiſen nur hin auf die Art, wie die Wahl der Geburtshelferinnen beſeitigt wird und die Königin ihre Schwangerſchaft und Niederkunft andeutet; Th. II. S. 15. „Ich habe heute Nacht einen gar erfreulichen Traum gehabt; Mir träumte, ein Engel ſey an mein Bett getreten und habe mir ein gar ſchönes Kindlein in meinen Arm gelegt ꝛc.“ — Ferner auf die Scenen, wo die beyden Brüder in Steine verwandelt und dann wieder von der Schweſter erlöſt werden, S. 62. 63; und auf die Stelle, wo es ſtatt der franzöſiſchen Worte Tom. XV, p. 271: Sire, votre Majesté peut-elle être dans un étonnement si grand d'une farce de perles qu'elle voit de ses yeux, elle qui a cru si facilement que la sultane son épouse étoit accouchée d'un

chien etc. heißt: Th. 4. S. 130. „Thränen werden zu Perlen, wenn ſie von der Unſchuld geweint werden. Das ſind die Thränen deiner Gemahlin, die du unſchuldig beſtrafteſt ꝛc.“ — Außerdem rechnen wir hierhier die Erzählung von den drey Aepfeln, wo die Worte des Sclaven: Tom. IV, p. 16. C'est un présent, que m'a fait mon amoureuse, ſo gewendet werden, als ob der Sclave nur bey der Frau geweſen, ſie mit Neuigkeiten zu unterhalten.

Zwar nicht ohne bedeutende Veränderung, aber immerhin noch aufgenommen konnte werden die Geſchichte vom Fiſcher Genius. Mehr als anderswo zeigt ſich hier die giftige Blume in der Erzählung von dem Prinzen der ſchwarzen Inſeln, der, lange von ſeiner Gemahlin hintergangen, endlich ihre Untreue entdeckt, ihr in der Nacht nachſchleicht und mit einem Schwertſtreiche den Liebhaber tödtlich verwundet. Auch hier hätte der Verf. uns ohne Zweifel etwas Erfreuliches, das kindliche Gemüth Anſprechendes an die Stelle dieſer Erzählung ſetzen können, hätte er ſich nicht in dem baroken Gebilde des Froſchkönigs gefallen, der von Geſtalt ein ungeheuerer Froſch, größer und dicker als ein Mann, mit dem grünen Stocke aufrecht einher ſchreitet, mit gurgelnder Stimme die abgebrochene wunderliche Sprache redet, und zuletzt verwundet in dem Muſchelbette mit den Meerlinſen liegt, „in die ſich der Sultan verwühlt.“ Wir betrachten dieſe Compoſition als den mißlungenſten der Zuſätze; dagegen aus gutem Grunde die eingeſchaltete Erzählung von dem Arzte Duban und dem ausſätzigen Könige ausgelaſſen wurde. Auch das iſt zu loben, daß an die Stelle der dunkeln Antwort der Fiſche im Originale Tom. I, p. 142: Oui, oui, si vous comptez, nous comptons; si vous payez vos dettes, nous payons les nôtres etc. die Verſe:

„Wir unterlaſſens alle nicht:
den Mahomed die weißen ehren,
die blauen ſich zu Chriſto kehren ꝛc.“

ſo wie ſpäter einige andere Verſe aufgenommen ſind.

Gar nicht wünſchten wir aber in dieſer Mährchen-Bibliothek für Kinder der Geſchichte von dem verwandelten

Sidi Numan zu begegnen. Es zeigt ſich hier zwar minder jene erwähnte, aber eine andere, Modergerüche aushauchende Blume, deren Düfte nicht minder von der Jugend ferne zu halten ſind. Wir meinen damit das gräßliche Bild des Gulen, von dem es Th. 4. S. 377 heißt: „der Gule hatte indeſſen mit unglaublicher Geſchwindigkeit das Grab aufgeſcharrt und brachte nun den Leichnam heraus. Er nickte Aminen freundlich zu und riß mit ſeinen Nägeln ein Stück Fleiſch nach dem andern von dem Leichname los und verzehrte es mit ſichtbarem Wohlbehagen. Er gab auch Aminen davon, und dieſe verſchlang es mit großer Gierigkeit &c.“ Auch die andere Erfindung des ſchwarzen Roſſes, in das die Zauberin und Tiſchgenoſſin des Gulen umgewandelt worden, und das ihr Gatte nun mit den Spornen blutig verwundet, iſt allzu abſtoßend und unzart. Wir möchten ſolche Bilder, beſonders wie das erſte, nicht in der Jugend erwecken, auf die ſie etwa nur ihrer glücklichen Unerfahrenheit wegen den entſetzlichen Eindruck nicht hervorbringen, weil ihnen eine verweſende Leiche mit ihren Dünſten in der Wirklichkeit noch nicht begegnet iſt. Wir haben aber auch anderwärts den Grund, warum Dichter ſo große Scenen nicht von uns ferne hielten, darin zu erkennen geglaubt, daß ſie ſelbſt nicht in aller Lebendigkeit ſolche Bilder ſich vorgemahlt haben, um voraus das Entſetzen oder den Ekel zu fühlen, den ſie damit in der Seele eines lebendig fühlenden Leſers erwecken.

Aus dem bisher Bemerkten aber ergibt ſich ſchon zur Genüge, wie wir hier nichts weniger, als eine bloße Ueberſetzung des Franzöſiſchen empfangen haben; vielmehr erinnert dieſe Bearbeitung von ferne nicht an eine Ueberſetzung. Die Erzählungen leſen ſich durchaus wie freye Dichtungen, die bald an das Original ſich anſchmiegen, dann wieder in ungezwungener Wendung, hier in raſcherm Gange, mit Beſeitigung ſo mancher abſchweifenden Reflexionen, dort in Beymiſchung von manchen feinen, witzigen oder gemüthloſen Zügen, ſich davon entfernen. Die Sprache iſt edel, rein, einfach, anſprechend, alles ausgeſchieden, was dem lautern Kindesſinne gefährlich werden könnte. Nur wünſchen wir, daß nicht auch ſo Manches hinzugekommen wäre, was hier und da in allzu reicher

Ausſchmückung einzelner Scenen in einer den Kindern, Juden oder einem beſtimmten Individuum, das dem Verf. vorſchweben mochte, nachgebildeter Sprache, oder in einzelnen allzu ſehr aus dem gewöhnlichen Leben genommenen Redensarten dem Adel oder der großen Einfachheit der Erzählungen Eintrag thun, oder an einigen Orten deren eigenthümliche Farbe etwas verwiſchen könnte. Denn den Charakter orientaliſcher Dichtungen ſollen und müſſen doch dieſe Geſchichten auch in der Bearbeitung behaupten, und es kann nicht die Abſicht ſeyn, ſie in deutſche Kindermährchen umzuwandeln. — Den Titel der Sammlung wünſchten wir in den einer „Mährchen-Bibliothek für die Jugend (ſtatt für Kinder) umgeändert, da dieſe Erzählungen minder für das erſte, zartere Alter, das wir gewöhnlich unter Kindern verſtehen, als für die mehr ſchon heranreifende Jugend, etwa von dem eilften oder zwölften Jahre an, ſich eignen, für die wir gar eine angenehmere, ergötzlichere Unterhaltung nicht kennen, als dieſe Sammlung. Aber auch jeder Erwachſene, der noch den jugendlich lebendigen Sinn für die Wunder und Gebilde einer phantaſtiſchen Welt in ſich bewahret, wird nicht ohne große Befriedigung von der Lectüre dieſer Mährchen-Bibliothek ſich abwenden.

Eine ſchöne äußere Ausſchmückung ſind die zwey den beyden Bänden beygefügten Kupfer, ſo wie überhaupt das Aeußere des Buches ſo iſt, wie es ſich von der Verlagsbuchhandlung erwarten läßt.

H — i.

Oratio de Ludis litterariis regundis . . . qua nunc edita solemnia annua sacrorum emendatorum in Lyceo Wittenbergensi d. 1. M. Nov. a. MDCCCXX . . indicit Frid. Traugott Fridemann, Lycei Rector. Wittenb. bey Zimmerman. 1820. 44 S. 8.

Der verdienſtvolle Generalſuperintendent Nitſch hatte als Ephorus die Freude, im Oct. 1820. ſeinen Sohn als Subrector durch dieſe Rede des zugleich eintretenden Rectors eingeführt zu ſehen. Der Verf. rühmt gründlich und in guter

Latinität das, wozu er berufen iſt und wozu er ſich mit den feyerlichen Schlußworten verbindet: me neque honorem neque auctoritatem neque commodum neque rem ullam esse appetiturum, quae non cum salute et dignitate scholae nostrae conjuncta sit . . . Schön iſts, daß ein jährliches Reformationsfeſt, und gerade in einer ſolchen Schule, gefeyert wird. Denn was wären die Schulen, wenn nicht die Reformation und beſonders Luthers Eifer für Philologie, weil nur durch Sprachkenntniſſe ſich Sachkenntniſſe univerſell ausbilden, ſie aus dem Wortkram des Scholaſticiſmus herausgehoben hätte? Auch Rec. hat deswegen zu ſeiner Gedächtnißrede beym Secularfeſt der Reformation mit Luſt, S. 108. 112., aus Luthers Briefen die Zeugniſſe für ſeine Bemühungen, gute Philologen herbeyzuziehen, geſammelt. Zweckmäßig hat Hr. Fr. ſeine Rede in vielen untergeſetzten Anmerkungen, wie mit Sternen aus der Vorzeit, geſchmückt. Wir heben aus einer derſelben Kraftworte Luthers über Sprachenſtudium, und ein Paar unvergeßliche Stellen von Ruhnken und Wyttenbach hervor, welche unſerer Zeit, was ſo nöthig iſt, zurufen, daß nur Wahrheitliebe zur Wiſſenſchaft führe, und die Wiſſenſchaft wieder die Wahrhaftigkeit des ganzen Gemüths (das, was auch Jeſus die αληθεια nennt, welche den Menſchen frey mache) erhöhe und ſtärke.

Luther in serm. de Scholis condendis ad Senat. totius German. T. I. p. 382. ed. Lomml. „Ja wie leid iſt mirs itzt, daß ich nicht mehr Poeten und Hiſtorien geleſen habe, und mich auch dieſelben niemand gelehrt hat. Hab dafür müſſen leſen des Teufels Dr . . ., die Philoſophos und Sophiſten, mit großer Koſt, Arbeit und Schaden, daß ich gnug habe dran auszufegen.“ — Id. ibid. p. 370. „Die Künſte und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen ſind, wollen wir verachten: nnd der ausländiſchen Waaren, die uns weder noth noch nüz ſind, dazu uns ſchinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht gerathen. Heiſſen das nicht billig deutſche Narren und Beſtien? — Ja, wenn kein anderer Nuz an den Sprachen wäre, ſolt doch uns das billig erfreuen und anzünden, daß es ſo eine edle, feine Gabe Gottes

iſt, damit uns Deutſchen Gott izt ſo reichlich, faſt über alle Länder, heimſucht und begnadet. Man ſieht nicht viel, daß der Teufel dieſelben hätte laſſen durch die hohen Schulen und Klöſter aufkommen; ja ſie haben allzeit aufs höchſte dawider getobt. Denn der Teufel roch den Braten wohl; wo die Sprachen hervorkämen, würde ſein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zuſtopfen. Weil er nu nicht hat mögen wehren, daß ſie hervorkämen, denkt er doch, ſie nu alſo ſchmal zu halten, daß ſie von ihnen ſelbſt wieder ſollen vergehen und fallen. Es iſt ihm nicht ein lieber Gaſt damit ins Haus kommen, darum will er ihn auch alſo ſpeiſen, daß er nicht lange ſolle bleiben. Dieſen böſen Tück des Teufels ſehen unſer gar wenig, liebe Herren. — Darum, liebe Deutſchen, laßt uns hie die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod, und feſt drob halten, daß es uns nicht wieder entrückt werde, und der Teufel nicht ſeinen Muthwillen büße." — Vehementer etiam errant, qui assidua horum scriptorum tractatione mores humanos negligi putant. Rhunkenius in or. de Doct. Umbrat. p. 34. ed. Lugd. Bat. ita: „Verus, si quis unquam, Criticus Io. Fred. Gronovius, cuius aurea verba" (in Ep. ad N. Heins. Syllog. Epist. T. III. p. 3.) „hic recitare non alienum fuerit": „Ego a prima aetate in lectione veterum id potissimum habui, ut mei mores emendarentur, non ut apices et puncta librorum. Si interim frequenter legendo eo profecimus, ut genium capere scriptoris ipsumque sua mente et stylo donare possem, in lucro deputavi." „Ad huius viri normam, quicunque Critici dici haberique volunt, studia sua dirigant, repudiatis stolidis Pseudocriticorum institutis, quibus haec ars in eum contemtum adducta est, ut eleganti ingenio viri, aliud studiorum genus professi, eius cognitionem sibi indecoram et turpem ducant. Citat tamen Critica innocentiae suae testes, Is. Causobonum, I. Fr. Gronovium, N. Heinsium, I. G. Graevium, alios, quos non minus vitae elegantia et amabilis morum humanitas, quam criticae fa-

cultatis commendatio nobilitavit." — Wyttenbach
in Vita Ruhnk. p. 242. ed. Lugd. Bat. „Ita se pro-
fecto res habet, ut vere doctus et litteratus, nisi
vir bonus, nemo esse possit. Omnis litterarum
materia, verum, bonum, pulchrum, elegans, venu-
stum, decorum, honestum, quidquid eius est, ex eo-
dem fluunt naturae fonte, et communi vinculo conti-
nentur; ut, qui eorum unum negligat, in reliquis per-
fectus existere nullo modo queat. Porro, in tota
rerum natura nil est pulcrius, nil amabilius
virtute; nec quidquam vere pulcrum sine
virtute. Igitur Criticus, veri pulcrique iudex,
sublimium in scriptoribus antiquis sensuum interpres,
quomodo existat is, qui ad honesti sensum
frigeat, nec virtutis amore incalescat?
Qui virtutis nomen inane ducit, qui prudentiam
voluptatis et utilitatis, non veritatis officiique
inventricem laudat, fortitudinem, temperantiam,
iustitiam ad scholae umbram abiicit, nec vitae
rectrices constituit, ecquod sibi tandem relinquit
argumentum, in quo ingenium ad altitudinem extol-
lat et ad verae pulcritudinis iudicium exerceat?"

Der Verf. beruſt ſich außerdem auf Arndt in den Frag-
menten über Menſchenbildung, 2 Th. S. 141. und eine dem
Rec. nicht bekanntgewordene Rede von Dinter: Gründliches
Studium der alten Claſſiker, ein kräftiges Gegengift
gegen die Schwärmerey der Zeit. Gegen die reli-
giöſe Empfindſamkeit und Sentimentalität, woran jetzt beſon-
ders manche Jünglinge frühzeitig kränkeln, giebt es allerdings
überhaupt kein gewiſſeres Heilmittel, als ein bündiges Studie-
ren, oder als den fleißigen Entſchluß, erſt mit den Alten
zu denken, ehe man über die Quellen ihres religiöſen Empfin-
dens und Denkens aburtheilen zu können ſich einbildet.

H. E. G. Paulus.

Treue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse, wie auch solcher, welche mit ihnen verwechselt werden können, von D. Frid. Gottlob Hayne (Professor an der Universität zu Berlin, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften etc.). VI Bde und VIIten Bandes I — IVte Lieferung. Berlin (auf Kosten des Verfs.) 1808 — 1818.

Die uns vor Kurzem zugekommenen, ſo eben erwähnten vier letzten Lieferungen des 7ten Bandes dieſes Wer's erinnern uns, daß von demſelben in unſern Jahrbüchern noch keine Nachricht gegeben worden iſt. Wir beeilen uns daher, dieſe nachzuholen, indem wir unſere Leſer mit der Einrichtung deſſelben, ſeinem Werthe und dem, was es leiſtet, bekannt machen.

Das Werk erſcheint in Lieferungen. Deren ſind bis jetzt 52 gegeben. Acht Lieferungen machen einen Band aus. Zu jeder einzelnen Lieferung gehören ſechs Quartblätter Text und eben ſo viele illuminirte Kupfertafeln. Dafür iſt der Pränumerationspreis 1 Rthlr. Cour., zu welchem Preiſe es der Herr Verf. aber auch noch immer abläßt.

Die Einrichtung des Textes, auf ſchönem weißen und ſtarken Papierr, mit eben ſo viel wohl berechneter Oekonomie, als zureichender Eleganz gedruckt, iſt ſo, daß ein jedes Blatt ſeine eigene, durch den Band fortlaufende, mit den Kupfertafeln correſpondirende Nummer hat. Es folgt darauf der ſyſtematiſche Name der abgebildeten Pflanze (welcher auch unter der Abbildung ſteht), ſodann Claſſe and Ordnung des Linne'ſchen Syſtems, in welche jene rangirt; hierauf wieder der Gattungsname mit der Diagnoſe; dann der vollſtändige generiſch-ſpecifiſche mit der Differenz, deutſch und lateiniſch; nun eine ſehr zweckmäßig gewählte Synonymie; die deutſchen Provinzialnamen; Vaterland und Standort; Blüthezeit; Dauer; hierauf die genauere Beſchreibung von der Wurzel bis zum Saamen in abgebrochenen Zeilen; dann die Unterſcheidungsmerkmale derjenigen, welche Verwechſelungen unterliegen, ſowohl der jungen Pflanze, als einzelner Theile, wo dieſes nöthig iſt; endlich die mediciniſche Geſchichte; oft allerley nütz-

liche Anmerkungen, Andeutungen auf noch zu verſuchende Benutzung u. ſ. w., zuletzt die Erklärung der Kupfertafel.

Was nun zunächſt die Abbildungen betrifft, ſo finden wir ſie von unübertreffbarer Wahrheit und Genauigkeit. Den Stich beſorgte anfänglich P. Haas, hernach Guimpel. Die Illumination iſt, in unſerem Exemplare, friſch, und wenn gleich nicht glänzend, doch treu den Gegenſtänden angemeſſen und der Natur entſprechend. Beſonders lobenswürdig ſind auch die ſorgfältigen Analyſen der feinern Blüthen- und Fruchttheile.

Ohne irgend eine Ordnung zu beobachten in ſyſtematiſcher Zuſammenſtellung über dergleichen, iſt der Verf. doch ſtets darauf bedacht, verwandte Arten, z. B. die Rubusarten, Fragarien, Meliloten, Linden, Helleborinen, Veilchen ꝛc. möglichſt, ſo wie die leicht miteinander zu verwechſelnden Arten immer, zuſammenzuſtellen und ſeltenere mit gemeinern abwechſeln zu laſſen. Wenn das jetzt ungefähr bis zur Hälfte gediehene Werk vollendet ſeyn wird, kann ſich Jeder leicht, nach Zweck und Bedürfniß, das Einzelne ordnen und das Getrennte vereinen, z. B. die ſämmtlichen Arten der verſchiedenen Sippen, die Sippen der natürlichen Familien u. ſ. w. zuſammenbringen. In den letztern Heften hat der Verf. dieſes ſelbſt zu thun begonnen. Sie enthalten bloß Umbellaten, und es werden die noch fehlenden nun erſt vollſtändig in den folgenden geliefert; ſodann ſollen die Cinchoreen folgen, wobey Hr. Profeſſor Hayne das durch Humboldt u. A. bereicherte Willdenow'ſche Herbarium benutzen wird. Daß derſelbe überhaupt alle Hülfsmittel, die ſeine günſtige Lage ihm darbiethet, wohl zu verwenden verſtehe, ſeinem Werke die möglichſte Vollſtändigkeit und Vollkommenheit zu geben; daß dabey die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, auf die er ſelbſt ſo thätig einwirkt, nicht unbeachtet bleiben; daß das Neue, ſoweit es ſich bewährt, überall angeführt ſeyn werde, läßt ſich erwarten, und wird man uns aufs Wort glauben. Mit welcher Vorſicht aber der Herr Verf. dabey zu Werke gehe, beweiſt unter andern, daß er z. B. die Dolden, ungeachtet der neueſten Bearbeitung derſelben von zwey berühmten Botanikern, doch noch nach Linne' abzuhandeln, für rathſam erachtete, indem,

wie auch er wahrſcheinlich dafür hält, es bey dieſen neueſten Beſtimmungen, bey dieſer Bildung der Sippen unmöglich verbleiben kann. Doch nimmt er mit weniger Ausnahme die Hoffmann'ſche Terminologie an, ſie indeſſen im Deutſchen gleichſam erſt neu ſchaffend. — Außerdem geht der Verf. auch ſonſt überall darauf aus, die Terminologie immer mehr zu vervollkommnen, insbeſondere angemeſſenere deutſche Ausdrücke aufzuſtellen. So wenig wir unſererſeits gegen das Letztere etwas einzuwenden haben; ſo ſehr wir ſelbſt auch überzeugt ſind, daß die ſtets zunehmende Maſſe des Einzelnen und Neuen auch neue Kunſtausdrücke und genauere Bezeichnung der unterſcheidenden Merkmale heiſche: ſo wenig können wir doch auch die Vermehrung der Terminologie mit einer ſo ungeheuren Menge neuer Kunſtausdrücke für dieſelben oder doch analogen Theile und Zuſtände in den verſchiedenen Sippen und Sippſchaften für nothwendig, und noch weniger der Wiſſenſchaft zuträglich halten. Die Terminologie war ſchon immer die Klage und die Pein der Lernenden. Was wird erſt das Schickſal dieſer in den nächſten Decennien ſeyn, wenn es damit ſo fortgeht! Selbſt der Geübtere wird nicht mehr fortkommen können, ohne ein Synonymen-Lexicon der Kunſtausdrücke beſtändig zur Hand zu haben, und vor lauter Gedächtnißkram Niemand mehr Botanik ſtudiren können. Dieſe ſelbſt müßte ſich im Unweſentlichen und Einzelnen zerſplittern, bliebe nicht glücklicherweiſe eine gegenſeitige Tendenz wach und rege, die zum Großartigen, Umfaſſenden und Ganzen in der Wiſſenſchaft ſtrebt, wofür die Neigung in unſern Tagen erwacht, ſich immer mehr äußert und ausbreitet, um die uns auch wahrlich ſehr Noth iſt.

Ohne mit dem würdigen Verf. ſonſt noch über dies und jenes zu rechten, den Prüfſtein der Kritik an Einzelnes, an manches Neue — z. B. ſein Trifolium Petitpierreanum und Kochianum, an denen wir die angegebenen Unterſcheidungskennzeichen nicht wiederfinden, und die ſich, wenigſtens in der Cultur, zum Theil anders, als ſie hier dargeſtellt und beſchrieben ſind, verhalten — zu legen, wozu ein anderer Ort

ſchicklicher ſeyn wird, begnügen wir uns hier, auf das im Ganzen ſo vortreffliche und verhältnißmäßig ſpottwohlfeile Werk, welches mehrere andere ähnliche, weit koſtbarere, überflüſſig macht, die Aufmerkſamkeit derjenigen, welche daſſelbe noch nicht kannten, hingelenkt zu haben. Beſonders müſſen wir wünſchen, daß es in keiner Apotheke fehlen möge, indem es zu eigner Belehrung, wie zum Unterrichte der Lehrlinge ſo vortheilhaft, und mehr, wie irgend ein anderes der Art, benutzt werden kann. — Dürften wir uns noch einen individuellen Wunſch erlauben — den aber gewiß mehrere mit uns theilen — ſo wäre es der, daß es dem Herrn Verfaſſer gefallen möchte, mehr der ſeltenern, neuen, noch nicht oder nur in unzugänglichen Prachtwerken dargeſtellten Pflanzenbilder hintereinander her folgen zu laſſen; und auch eine Auswahl ſolcher und anderer mehr, dem einzelnen Bedürfniß entſprechenden zu geſtatten und zu veranſtalten.

. . . th.

Jahrbücher der Litteratur.

Monographia Generis Aconiti Iconibus omnium Specierum coloratis illustrata Latine et Germanice elaborata Auctore Henrico Theophilo Ludovico Reichenbach, Philos. Medic. et Chirurg. Doct. Med. in Litterar. Vnivers. Lips. Profess. Musei zoologici atque Mineralogic. Reg. Sax. Inspector et Acad. Medico-Chirurg. Dresd. Prof. Hist. Natur. Design. etc. Vol. I. Lipsiae MDCCCXX. Fol.

Nur wenige Pflanzengattungen ſind ſo natürlich und in ſich abgeſchloſſen, als die Gattung Aconitum, aber auch nur wenige zeigen ſo viele Schwierigkeiten, wenn es die Unterſcheidung der Arten gilt; je natürlicher eine Pflanzenfamilie iſt, deſto ſchwieriger iſt die Beſtimmung ihrer Gattungen, je abgerundeter eine Pflanzengattung, deſto unmerklicher der Abſtand zwiſchen den verwandten Arten. — Schon lange bedienen wir uns des Aconitum als eines höchſt wirkſamen Medikaments, aber bis auf den heutigen Tag weiß noch Niemand mit Gewißheit anzugeben, welche Art die officinelle iſt oder ſeyn ſoll, und unter demſelben Namen haben verſchiedene Autoren völlig verſchiedene Arten beſchrieben, wodurch die Synonymie ungemein vermehrt und verwirrt wurde.

Bey dieſem Zuſtand der Dinge muß man es dem Herrn Verf. wahrhaft Dank wiſſen, daß er es unternahm, in dieſes Chaos Ordnung zu bringen, um ſo mehr, da er dies mit einem ſolchen Fleiße, mit einer ſolchen Genauigkeit und Umſicht that, daß man ſeine Monographie in manchem Betrachte als Muſter für andere fernerhin zu bearbeitende ohne Scheu aufſtellen darf. Bewundern muß man, wie er als junger Mann ſo viele, ſo bedeutende und wichtige Hülfsmittel ſich zu verſchaffen, ja faſt die meiſten und berühmteſten der jetzt lebenden Botaniker für ſein Unternehmen zu gewinnen wuſte, und ſo von allen Seiten unterſtützt wurde.

Das vorliegende Doppelheft iſt nach Vorrede und Einleitung folgendermaßen abgetheilt: I. Geſchichte der Gattung Aconitum. Hier iſt die Rede von dem Urſprung des Namens Aconitum, von der Kenntniß der Aconiten in älteren und mittleren Zeiten, ſo wie über die Aconiten der Neueren. II. Allgemeine Naturgeſchichte der Aconiten. Eine höchſt ſorgfältige und genaue Beſchreibung aller Organe dieſer Gewächſe, nebſt manchen phyſiologiſchen Bemerkungen. III. Ueber die wiſſenſchaftliche Behandlung der Gattung. Der Hr. Verf. verwirft nicht ohne Grund die bisher gebräuchlichen Abtheilungsmethoden nach der Farbe der Blumen, der Zahl der Fruchtknoten, der Beſchaffenheit der Blätter u. ſ. w. Er ſieht aber beſonders auf folgende Umſtände: nämlich ob die Blumenkrone ſtehen bleibt oder abfällt, ob die Nectarien zurückgelegt ſind, aufrecht oder ſchief ſtehen, ob ſie abgeſtutzt, kurzhakig, kopfförmig, aufgeblaſen u. ſ. w. ſind, auf die mehr oder minder tiefe Spalte der Lippe, die Pubescenz oder Nacktheit der Staubfäden u. ſ. w. Seine Abtheilung iſt nachſtehende: 1. Anthoroideen. 2. Calliparien. 3. Napelloideen. 4. Corythaeolen. 5. Toxicoideen. 6. Euchylodeen. 7. Cammaroideen. 8. Lycoctonoideen. In dieſer Abtheilung befinden ſich auch ſehr ſcharfſinnige Unterſuchungen nicht nur über die Verwandtſchaft der Aconiten mit andern Gattungen, ſondern überhaupt über die der zahlreichen Gattungen unter ſich, welche die Familie der Ranunculaceen ausmachen. Auffallend war es dem Rec., daß der Gattung Caltha die Nectarien abgeſprochen werden, und ſie deshalb auch in dem Schema eine eigene Stelle einnimmt, da ſie doch deutlich Nectardrüſen zwiſchen den Fruchtknoten hat, die ſelbſt ſchon von einigen deutſchen Floriſten in den Gattungskarakter aufgenommen worden ſind.

Intereſſante Bemerkungen theilt der Hr. Verf. ferner mit über Monſtroſitäten, die ſich bey einigen Aconiten fanden. Sehr ſchön iſt das, was über Unterſcheidung der Pflanzenart geſagt wird, wenn gleich nichts von der Verwandlung oder dem Uebergange der Arten ineinander (wovon in den neueſten Zeiten hie und da geträumt wird) vorkommt. Rec. iſt vollkommen mit dem Hrn. Verf. einverſtanden, wenn er die Cul-

Digitized by Google

tur im Garten als Prüfung der Artkennzeichen verwirft, indem gerade das Verpflanzen in ein anderes Klima, in einen anderen Boden eine Haupturſache von Veränderungen nothwendig werden muß, wie dies auch die Erfahrung täglich lehrt; nur ſorgfältige und lange Beobachtung vieler Gewächſe derſelben Art an ihrem urſprünglichen Standorte von ihrem Keimen an bis zum natürlichen Tode kann ſichere und richtige Reſultate liefern, während dem die Beobachtungen in Gärten nur zu oft ſich widerſprechen, worüber man ſich indeſſen nicht wundern darf.

Der Hr. Verf. glaubt, daß 80 beſtimmte Arten Aconitum jetzt angenommen werden können, wovon in dieſem erſten Hefte ſieben aus der Section der Anthoroideen abgebildet und beſchrieben ſind. Eine Menge Synonyme oder Citaten finden ſich bey jeder Art aufgezeichnet, darunter die beſten und zuverläſſigſten Autoren durch ein Sternchen ausgezeichnet ſind; überdem enthält noch eine eigene Abtheilung die zweifelhaften Synonyme und bey einigen Arten noch eine dritte, die falſchen oder auszuſchließenden; endlich ſind auch noch Schriften angegeben, in welchen in mediciniſcher Hinſicht von der fraglichen Aconit-Art gehandelt wird (welches Verzeichniß bey Ac. Anthora leicht hätte bedeutend vermehrt werden können). Darauf folgt die Erklärung der gelieferten Abbildung, dann die eigene Definition nebſt der ausführlichen und genauen Beſchreibung aller Theile der Pflanze mit Angabe der vorkommenden Abarten; weiter der Standort, das Vaterland, die Blüthezeit u. ſ. w. Die Beſchreibung der Kräfte und Wirkungen verſpart der Hr. Verf. auf eine bald herauszugebende mediciniſche Geſchichte der Gattung Aconitum.

Die auf dieſe Weiſe beſchriebenen Arten ſind namentlich folgende: 1. Aconitum Anthora Linn. mit einer Varietät aus den Pyrenäen (Anthora grandiflorum). 2. Aconitum Jacquini R., eine mit der vorigen verwandte Art und von Einigen unter deren Namen beſchrieben. 3. Aconitum de Candollii R., eine ſibiriſche Pflanze, die Gmelin gleichfalls unter dem Namen A. Anthora beſchrieb. 4. Aconitum Anthoroideum de C. 5. Aconitum Eulophum R., eine liguriſche Pflanze, die Seringe als Aconit. Anthora ausgab. Auch ſoll ſie, nach Dr. Reyder, auf dem Belgenberg

bey Baſel vorkommen, aber Gmelin, der in der Flora Badensis auch die Pflanzen der Gegend um Baſel beſchreibt, gedenkt ihrer nicht; der Hr. Verf. bemerkt, er habe erfahren, der Belgenberg ſey einigen Baſeler Botanikern unbekannt; vielleicht iſt dies der hohe Belchen im Badenſchen Treiſam und Wieſenkreiſe, deſſen Gmelin ſo oft in der Flora Badensis gedenkt und der eben nicht ſehr weit von Baſel entfernt liegt, wo er daher wohl bekannt ſeyn könnte. — 6. Aconitum nemorosum Marsch. a Bieberst. In der Flora taurico Caucasica iſt ſie unter dem Namen A. Anthora beſchrieben. 7. Aconitum Pallasii R. eine ſibiriſche Art, die auch auf dem Caucaſus vorkommt.

Die Abbildungen ſind ausgemahlt und ungemein ſchön und deutlich ausgearbeitet; vom Hrn. Verf. gezeichnet und von Schröter geſtochen. Auf einer beſondern Platte ſind genaue Zergliederungen der Blume und Frucht von Aconiten zur Erklärung der Verwandtſchaften, der gebrauchten beſchreibenden Ausdrücke und des inneren Baues, auf derſelben Platte ſtehen auch Abbildungen einiger Monſtroſitäten.

Nicht minder vortheilhaft zeichnet ſich die Schrift in typographiſcher Hinſicht aus.

Rec. iſt überzeugt, daß man allgemein dem Talente und ausdauernden Fleiße des Hrn. Verf. wird Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und daß dieſe Schrift von jedem Botaniker mit Vergnügen geleſen und benutzt werden wird. — Nur ein Umſtand, der das Werk vertheuert und ſomit ſeine Verbreitung hindert, muß Jedermann ſogleich auffallen, nämlich der doppelte Text in lateiniſcher und deutſcher Sprache. Dies iſt um ſo mehr zu rügen, da ganz neuerlich einige ſehr geſchätzte Botaniker ihre Werke eben ſo abdrucken zu laſſen gedroht haben; indeſſen darf man hoffen, daß dieſe Drohung wird unerfüllt bleiben und den Freunden des Gewächsreiches die unverdiente Strafe wird erlaſſen werden. — Die Gründe, warum der doppelte Text als überflüſſig betrachtet werden kann, ſind leicht einzuſehen. Entweder verſteht Jemand das Lateiniſche oder er verſteht es nicht; im erſten Falle (der wohl am meiſten bey denen vorkommen möchte, die ſich einzelne Monographien anſchaffen) wird das Deutſche leicht entbehrt werden

Digitized by Google

können; im andern Falle iſt nicht abzuſehen, was diejenigen mit dem lateiniſchen Texte anfangen ſollen, die ihn nicht verſtehen. Will man aber dennoch ein Werk in zwey Sprachen drucken laſſen, ſo mag das geſchehen, doch verkaufe man es einzeln, damit Jeder ſich diejenige Ausgabe anſchaffen könne, die er für ſich am zweckmäßigſten hält, wobey es, wie ſich von ſelbſt verſteht, unbenommen iſt, wenn man Luſt hat, beyde Editionen, die lateiniſche und deutſche zu kaufen. — Rec. iſt überzeugt, daß Vielen eine ſolche Aenderung, die nothwendig mit einer Minderung des Preiſes verknüpft iſt, angenehm ſeyn würde.

Ueber den Obſtbau im Freyen oder Anweiſung, wie im nördlichen Deutſchlande die Obſtbaumzucht auf dem Lande, an Chauſſeen und Heerſtraßen, in Gehöften und Dörfern, auf öffentlichen Plätzen, Aengern und Weiden betrieben, wie Obſtbäume leicht und wohlfeil erzogen werden, und wie das Obſt ſelbſt zum größeſten Vortheil benutzt werden könne. Ein Verſuch Luſt und Neigung für dieſen Theil der ländlichen Oekonomie zu erwecken von Friedrich Röver, Prediger zu Calvörde. Halberſtadt 1820. 168 S. 8.

Die löbliche Abſicht des Hrn. Verf. geht dahin: zu dem im nördlichen Deutſchland vernachläſſigten Anbaue mehrere Obſtarten aufzumuntern, den Nutzen und die Möglichkeit desſelben zu zeigen, auch Mittel und Wege nachzuweiſen, wie dies am bequemſten und beſten geſchehen könne. Zu dieſem Ende gibt er im erſten Abſchnitte dieſer Schrift Vorſchläge zur Vermehrung der Obſtbaumzucht auf dem Lande, die ſich auf die eigene Localität und Gebräuche im nördlichen Deutſchland gründen; ganz vorzüglich wird der Anbau der Zwetſchenbäume empfohlen, weil es an letzteren im nördlichen Deutſchland ungemein fehle (!); dies mag an geſchützten Orten hinter Mauern u. ſ. w. wohl angehen; aber ſobald die Lage nur etwas zu frey iſt, möchten nur zu oft Mißjahre eintreffen; ſelbſt in der Rheinpfalz gerathen die Zwetſchen auch bey geſchützter Lage nicht immer, ja bey manchen Gemeinden iſt es ſogar den

Landleuten unterſagt, an die Chauſſeen Zwetſchenbäume zu ſetzen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß ſie ungemein oft nur wenige und ſchlechte Früchte tragen. Daß den Landſtraßen durch das Beſetzen mit Bäumen kein Schaden geſchieht, beweist das Beyſpiel vieler Gegenden am Oberrheine, wo die Landſtraßen mit Bäumen beſetzt und dabey ſo gut unterhalten ſind, als dies nur irgendwo im nördlichen Deutſchlande ſeyn kann; mit Recht iſt man jetzt allgemein von der thörichten Sitte abgekommen, die Wege mit italieniſchen Pappeln zu beſetzen, die weder Frucht noch dem Wanderer vielen Schatten geben; vor einiger Zeit war das Anpflanzen mit den genannten Pappeln ſo häufig, daß ein berühmter franzöſ. Schriftſteller ſagt, es habe die Pappeltollheit (Peuplomanie) geherrſcht. — Weil die zur Baumzucht nothwendigen Kenntniſſe den meiſten Landleuten fehleu, ſo ſchlägt der Hr. Verf. vor, die Landſchullehrer in den Seminarien darüber belehren zu laſſen; Rec. zweifelt an dem Gelingen dieſes Vorſchlags, indem das Vorurtheil ſich dagegen ſetzt und die Bauern in landwirthſchaftlichen Dingen nicht gewohnt ſind, Rath bey dem Schullehrer einzuholen; die Regierung laſſe von gut unterrichteten Leuten Baumſchulen anlegen und ſorge dafür, daß der Landmann aus denſelben die für ihn paſſenden Bäume um billigen Preis erhalten kann.

Die muthwillige Beſchädigung der Obſtbäume im Freyen iſt allerdings eine Sache, die häufig vorkommt, und zu deren Verhütung der Hr. Verf. mancherley Vorſchläge thut; das Beſte, was man gegen ſolchen Unfug vornehmen kann, iſt wohl die Einführung der in dieſer Hinſicht in mehreren Gegenden geltenden Polizeygeſetze. Werden nämlich Obſtbäume im Freyen beſchädigt oder verdorben, ſo iſt die Gemeinde, in deren Gebiet dies geſchah, gehalten, den Schaden vollſtändig zu erſetzen oder neue Bäume anzuſchaffen; jeder Bauer muß ſeinen Theil dazu beytragen, ſie ſind daher ſämtlich aufmerkſam den Thäter zu entdecken, der das Bezahlte wieder zu erſtatten hat, und dabey noch empfindlich geſtraft wird. Dieſe Maasregel iſt weit zweckmäßiger, als die an manchen Orten angedrohte Zuchthausſtrafe.

Der zweyte Abſchnitt handelt von der Erziehung der Kernſtämme; hier ſtimmen aber die Anſichten des Herrn Verf. durchaus nicht mit den Erfahrungen überein, die man in den ſüdlichen Gegenden gemacht hat; der Hr. Verf. verwirſt das Aufziehen aus wilden Stämmen, und gerade dieſe werden am ſtärkſten, dauerhafteſten, kommen in jedem Boden fort und gedeihen auch in ſehr ungünſtigen Lagen; ſie tragen, nachdem ſie veredelt worden ſind, die beſten und zahlreichſten Früchte.

Im dritten und vierten Abſchnitte iſt die Rede von der Anlegung einer Baumſchule und der Veredlung der jungen Baumſtämme in derſelben, dem Oculiren, Copuliren und Pfropfen nach der bekannten Chriſtſchen Anleitung. — Statt des gewöhnlichen Oculirmeſſers bedienen ſich jetzt mehrere Gärtner in der Pfalz eines Scalpels, das ganz ſo beſchaffen iſt, wie ſie die Chirurgen zu mehreren Operationen gebrauchen; ſie verſichern einſtimmig, daß dieſes Inſtrument weit bequemer und zweckmäßiger ſey als die Oculirmeſſer. Ueber die verſchiedenen Veredlungsarten ſelbſt könnten noch manche Bemerkungen beygefügt werden, die Rec. der Kürze wegen übergeht.

Der fünfte Abſchnitt ſpricht von der Erziehung wilder nützlicher Obſtſorten, die nicht veredelt werden, der ſechste von dem Boden, in welchem die jungen Bäume aus der Baumſchule verſetzt werden. Der Raum von 30 bis 40 Fuß, der bey Baumreihen einen von dem andern trennen ſoll, ſcheint etwas groß, wenigſtens ſtehen ſie an der Bergſtraße bey weitem näher und gedeihen vortrefflich. In dem ſiebenten und achten Abſchnitte iſt die Rede von dem Setzen der jungen Bäume und dem ferneren Warten derſelben. — Man muß ſich wundern, daß der Hr. Verf. nichts von der Vertilgung der Raupen ſagt, die die Obſtbäume oft ganz kahl abfreſſen und großen Schaden anrichten. An manchen Orten im Badenſchen beſteht eine Polizeyvorſchrift, welche alljährlich in Erinnerung gebracht wird, und den Eigenthümern von Obſtbäumen anbefiehlt, in beſtimmten Zeiträumen während des Frühjahres die Raupenneſter zu vertilgen; wird dies von nachläſſigen Leuten unterlaſſen, ſo beordert das Feldgericht Perſonen, die auf Rechnung der Eigenthümer dies Geſchäft verrichten.

Im neunten Abſchnitte wird von einigen Krankheiten der jungen Bäume geſprochen und den Mitteln, ſie zu heilen; hier möchten einige Verbeſſerungen anzubringen ſeyn. Der Hr. Verf. irrt, wenn er Krebs und Brand für einerley hält, der erſte entſteht aus Verhärtung der Rinde, wobey die Säfte ſcharf werden, aus den Rindenriſſen hervorquellen, auch nach innen freſſen und den Splint, ja endlich das Holz zerſtören; den Krebs erkennt man an den ſchwarzen Flecken, die ſich in der Rinde und im Holze zeigen und meiſtens von der Unfruchtbarkeit des Erdreichs abzuleiten ſind. Von den Ohrwürmern, Holzweſpen und Bohrwürmern, die bisweilen beſonders Kirſchenbäumen gefährlich werden, hätte etwas geſagt werden können, ſo wie auch von der Waſſerſucht der Bäume u. ſ. w.

Im zehnten Abſchnitte werden die beſten Obſtſorten aufgezählt, welche zur Baumzucht im Freyen taugen, deren Auswahl ſehr zweckmäßig iſt. Im eilften wird die Anwendung und der Nutzen des gewonnenen Obſtes gezeigt; im zwölften endlich von dem Anbaue und Nutzen der Wallnußbäume geſprochen. Die Schrift beſchließt ein Anhang über die Verbeſſerung der Befriedigungen der Obſtgärten auf dem Lande.

L. P. Hahn's, ehemal. herzogl. Zweibrückenſchen Kammer-Secretärs, Unterricht im Mahlen der Brodfrüchte. Für Polizeibeamte, Gewerbsmänner und Hauswirthe. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. München 1820. gedruckt und zu haben bei Joſeph Zängl, bürgerl. Stadtbuchdrucker. 200 S. kl. 8.

Des verſtorbenen herzogl. Zweybrückenſchen Rentkammer-Secretärs L. P. Hahn Mühlenpractica, oder Unterricht im Mahlen der Brodfrüchte, für Polizeybeamte, Gewerbsleute und Hauswirthe. Zweybrücken, gedruckt und zu haben in der Hofbuchhandlung 1799. 8., iſt nach des Rec. Kenntniß und Beurtheilung das vorzüglichſte und gründlichſte Werk über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand des gemeinen Weſens, denſelben von der wirthſchaftlichen Seite betrachtet. Durch Dienſtverhältniſſe, edlen, höhere Gemeinnützigkeit beabſichtenden Sinn,

und rühmliche Charakterfeſtigkeit, iſt es dem einer ehrenvollen Erwähnung ſehr würdigen Verf. vor anderen gelungen, die tiefe Dunkelheit und Ungewißheit, in welche das Müller- und Mahlweſen mehr oder weniger eingehüllt iſt, etwas zu zerſtreuen, in manche der kaum zählbaren, in den Mühlen vorfindlichen dunkeln Seitengänge (wie der Verf. ſich einmal ausdrückt), einiges Licht zu bringen. Rec. erinnert ſich wohl, wie ſehr er hinſichtlich ſeiner eigenen Kenntniſſe in dieſem Zweige weder durch Malouins Müllerkunſt (Schauplatz der Künſte und Handwerke 8. Band), noch durch andere Schriften zur gewünſchten Klarheit gelangen konnte, die ihm endlich die glückliche Bekanntſchaft mit Hahn's Werk auf das befriedigendſte gewährte.

Es ſcheint daſſelbe nicht nach Verdienſt bekannt geworden zu ſeyn, vermuthlich weil es in einer vom Mittelpunkte des deutſchen Buchhandels zu ſehr entfernten Gegend, und zwar noch überdies wahrſcheinlich im Selbſtverlage erſchienen war. Rec. iſt nur die günſtige Beurtheilung deſſelben von Beckmann in deſſen phyſikaliſch-ökonomiſcher Bibliothek 16. 480 bekannt, und auch Erſch im allgemeinen Repertorium der Literatur von 1791 — 95 führt eine andere nicht an. In Roſenthals Literatur der Technologie von 1795 iſt deſſelben gar nicht gedacht. Krünitz hat es in der Literatur über den Artikel Mehl (Encyklopädie B. 87. S. 458) zwar angeführt, aber wie aus dem Inhalte ſelbſt zu erſehen, nicht benutzt, daher zu vermuthen iſt, daß ihm das Werk nur dem Titel nach bekannt geweſen ſey. — Hätte Freyherr von Völderndorf, Verfaſſer der „Geſchichte der in den Jahren 1790 und 91 zum Behuf einer Brod-Raitung in der Stadt Bayreuth vorgenommenen Prob-Wägen, Mahlen und Backen des Getreides ꝛc. Bayreuth 1792“, das Glück gehabt, mit dem gerade damals erſchienenen Werke unſeres Verf. ſogleich bekannt geworden zu ſeyn, um wie vieles worde nicht dieſer thätige und wohlmeinende, aber von den erforderlichen Kenntniſſen in dieſem Zweige, die er erſt im Amte nach und nach erwerben mußte, zu ſehr entblößte (Beamte leichter gearbeitet, wie ſehr ſich nicht um ſo mehr in den Stand geſetzt geſehen haben, den abſichtlichen Bemühungen des Bäckerhandwerkes in Bay-

reuth, ihn nicht zur klaren Einſicht gelangen zu laſſen, ihn vielmehr zu täuſchen, und ſogar zu verunglimpfen, mit der Evidenz der Wahrheit zu begegnen.

Allerdings hätte die Splitterrichterey Gelegenheit zu einiger Rüge über Hahns Werk in Beziehung auf Eigenheiten der Schreibart des Verf. hernehmen können. Allein bey einem praktiſchen Schriftſteller würde dies um ſo ungeeigneter geweſen ſeyn, da Provinzial-Ausdrücke in der Sphäre ſolcher Schriftſtellerey, bey welcher vorzugsweiſe alles auf die Sache, weniger aber auf die Form ankömmt, ſich ſchlechterdings nicht vermeiden laſſen, und der Verf. übrigens nicht nur den reinſten achtungswürdigſten Willen überall verräth, ſondern auch hinlänglich belegt, daß er gebildet und unterrichtet, oder das geweſen ſey, was man in Deutſchland einen ſtudirten Mann nennt, ein ſolcher nämlich, der nach erhaltener Gymnaſialbildung auch die übliche Univerſitätslaufbahn zurückgelegt hatte.

Wenn nun die vielleicht ſchwache Zweybrücker Auflage in der That vergriffen ſeyn ſollte, wie dieſes in einer kurzen Vorrede des neuen Herausgebers (deſſen am Ende derſelben angegebener Name um ſo weniger Intereſſe für das Publicum hat, da er literariſch unbekannt iſt, auch möglicherweiſe erdichtet ſeyn könnte) ausdrücklich verſichert wird, ſo war das Werk gewiß einer neuen, und auch in Hinſicht manches Neueren einer verbeſſerten und vermehrten Auflage vorzugsweiſe würdig, und den größten Dank würde der Herausgeber mit allem Rechte in Anſpruch nehmen dürfen, wenn er dieſe Aufgabe gehörig gelöſet hätte.

Allein dies iſt nun leider nach des Rec. Ueberzeugung und Urtheil der Fall nicht. Der Herausgeber iſt mit ſeinem Verf. zu willkührlich verfahren, ſo daß ſeiner Auflage, ſtatt verbeſſert und vermehrt, eher das Prädicat verſtümmelt gebühren könnte. Den intereſſanten Vorbericht des Verf., welcher acht Seiten einnimmt, hat der Herausgeber ganz wegzulaſſen für gut gefunden, eben ſo ein Nachwort am Schluſſe, das gewiß jeder Leſer der alten Auflage gern geleſen hat. Wie wenig die neue Auflage eine vermehrte genannt zu werden verdiene, beweiſt ſchon der Umſtand, daß die Zweybrücker Auflage 260 Seiten in Median-Octav, die jetzige aber im kleinſten Octav

Format nur 200 S. ſtark iſt. Dieſe ſehr beträchtliche Minderung hat der Herausgeber durch feſte Zuſammenziehung des Textes bewirkt, und vermuthlich iſt es dieſes, was er in ſeiner kurzen Vorrede mit dem Ausdrucke bezeichnen will: er habe dem Werk eine gefälligere Form gegeben. Allein dieſes Verdienſt iſt nicht dankenswerth, weder aus dem Geſichtspunkte des Verf., noch aus jenem des Publicums, der Herausgeber iſt der Originalität ſeines Verfaſſers zu nahe getreten, hat manche gemüthliche Aeußerung deſſelben weggelaſſen, hat der Vollſtändigkeit, auch öfter der Deutlichkeit und der Richtigkeit geſchadet; nur vielleicht ein oder zweymal mag es ihm gelungen ſeyn in einige, zwar immer leicht verſtändliche, aber nachläſſig ſtyliſirte Stellen des Verfaſſers mehrere Deutlichkeit zu bringen. Von Seiten des ſolche Schriften leſenden und kaufenden Publicums würde wohl jeder gern einige Bogen mehr um den Preis bezahlt haben, unbeſchnitten zu erhalten, was der Verf. gegeben hat. Indem der Herausgeber die Zweybrücker Malter in Baieriſchen Schäffeln auszudrücken bemühet war, hat er die Abſicht kund gethan, ſeiner Auflage vorzüglich für Baiern Brauchbarkeit zu geben. Allein es heißt nicht viel, Zweybrücker Malter in Baieriſche Schäffel beyläufig, wie gewöhnlich beygeſetzt iſt, zu verwandeln; ein genaues Verhältniß des Zweybrücker Malter zum Baieriſchen Schäffel war dem Herausgeber nicht bekannt, denn das Mannheimer Malter, mit dem er das Baier. Schäffelmaas vergleichet, iſt nicht das Zweybrücker. Wollte er aber ſeine Auflage für Baiern vorzüglich brauchbar machen, ſo hätte er unter andern, neben mehreren vom Baieriſchen Mühlenweſen überhaupt, die Baieriſchen Provinzial-Ausdrücke für die Mehlſorten der verſchiedenen Züge von den verſchiedenen Getreidearten einſchalten, und nicht blos die Zweybrücker desfallſigen Provinzialbenennungen, die in Baiern weder üblich, noch bekannt ſind, beybehalten ſollen. Nicht einmal die oberdeutſche Benennung der Spelz (Triticum spelta) hat er der letzteren, welche im ſüdweſtlichen Deutſchland üblich iſt, an die Seite geſetzt, obgleich erſtere, nämlich Veeſen, auch Fäſen, nur wenige Stunden von München, am Ammerſee, bereits ihren Anfang nimmt, und ſich von da über den Lech nach Schwaben ver-

breitet. Eine kleine vom Verf. ſelbſt veranlaßte Verwirrung, die auch Beckmann nicht verſtändlich gefunden hat, iſt von unſerm Herausgeber gleichfalls ganz unerklärt gelaſſen worden, obgleich einem mit der erforderlicheu Sachkenntniß verſehenen Bewohner des ſüdlichen Deutſchlandes die Erklärung nicht ſehr ſchwer hätte fallen ſollen. Herr Hahn unterſcheidet nämlich bey den Getreidearten zwiſchen Spelz und Dinkel; das über letzteres Getreide angeführte läßt aber dem Kenner keinen Zweifel übrr die Bedeutung Dinkel bey Hrn. Hahn übrig; er verſteht nämlich offenbar darunter das Einkorn, Triticum monococcum, das im Würtenbergiſchen und in den Rheingegenden in magern Feldern öfter gebauet wird; indeſſen Spelz, Veeſen und Dinkel ſynonyme Benennungen für dieſelbe Getreideart, Triticum spelta, bekanntlich ſind, von welchen letztere im Königreiche Baiern gleichfalls häufig gebraucht wird, und ſich von den Donaugegenden um Dillingen, Lauingen, Günzburg ꝛc. durch Franken und einen Theil von Schwaben ausdehnt. Unſer Herausgeber giebt ſogar an, was Hrn. Hahns fälſchlich genannter Dinkel im Baier. Schäffel wiegen ſoll; es iſt aber offenbar, daß der Herausgeber unter Spelz und Dinkel verſchiedene Gewichtsbeſtimmungen derſelben Getreideart aufgenommen hat, da hinſichtlich Hrn. Hahns Dinkel, d. h. hinſichtlich des Einkorns, vermuthlich noch nie Gewichtsproben in Baiern angeſtellt worden ſind. Ueberhaupt hat Herausgeber ſeine Gewichtsangaben über die Getreide nach Baieriſchem Schäffel mindeſtens nicht aus der Baier. Müller- und Vermahlungs Inſtruction vom 11. Jul. 1770 genommen, die er nirgends nennt, daher die Vermuthung zu entſchuldigen iſt, daß ihm dieſe frühzeitig ſehr vortreffliche und merkwürdige Baieriſche geſetzliche Vorſchrift, die aber allzu ſehr außer Gebrauch gekommen zu ſeyn ſcheint, und mit der vielleicht hauptſächlich nur noch die Preußiſche Anordnung öffentlicher Getreid- und Mehlwagen (da es zu viel verlangt ſcheint, daß in jeder Mühle ſich eine große Wage befinden ſoll, gegen ſolche Privatbeſtimmungen auch immer noch Einwendungen gemacht werden könnten) hätte in Verbindung gebracht werden dürfen, gar nicht bekannt ſey. Der Anmerkungen des Herausgebers ſind wenige, und ſie ſind unbedeutend. Es

geht aus dem Ganzen hervor, daß der Herausgeber die Veranlaſſung des von ihm unternommenen Geſchäftes nicht nach Gebühr benützt habe, um ſich allgemein und lokal in das Mühlenweſen gehörig einzuſtudieren, daß er ſich dieſes Geſchäft zu leicht gemacht habe; es iſt zu bedauern, daß Hahn's Werk nicht in beſſere Hände gefallen iſt, und Jedem, dem der Zufall die Zweybrücker Auflage zuführen ſollte, der vorzugsweiſe Ankauf dieſer zu rathen.

L. W. M.

Deutſches Leſebuch. Zweiter Band. (Auch mit dem Titel:) Der Knaben Luſtwald, 1r Theil, mit 8 Bildern und einem ſinnbildlichen Umſchlage. Nürnberg, bei Riegel und Wießner. 1821. XIV und 390 S. in gr. Duodez.

Wenn es edel und wohlthätig iſt, etwas Gutes nicht untergehen zu laſſen, ſondern ihm einen dauernden Beſtand zu geben, ſo iſt gewiß das Beſtreben, den eigenthümlichen Geiſt und Sinn eines Volkes aufrecht zu halten und fortzupflanzen, alles Lobes werth. Wenn ein Geſchlecht um das andere von der Gemüthsart ſeiner Vorfahren verliert, und der nachwachſenden Jugend von dem Geiſte ihrer Väter nichts mehr eingeprägt wird, ſo ändert ſich der Charakter des Volkes theilsweis oder gänzlich, und ſolch ein Volk hat dann nichts mehr, was es über den Verluſt ſeiner ſelbſt tröſten oder ihn erſetzen könnte. Die Bildung einer ganzen Volksjugend iſt alſo etwas Wichtiges und Folgenreiches, wobey uns aber die vielen und breiten Worte über Volksbildung und Nationalerziehung, die wir in unſern Tagen ſo oft gehört haben, eben ſo wenig helfen, als die flachen Kinderſchriften, die wenn ſie auf die Nachwelt kämen, nur die Kränklichkeit ihres Zeitalters beweiſen würden. Es liegt doch die geſchichtliche Wahrheit vor Augen, daß die Erziehung unſers Volkes im Alterthum in Erlernung und Aufbehaltung der Sage beſtanden ſey. Durch die lebendige Ueberlieferung der Sage, die nach Tacitus ſchon in der älteſten Zeit vorhanden war, und ſtill und unſcheinbar

durch das ganze Mittelalter fortgedauert und beym gemeinen Volke noch heut zu Tage angetroffen wird, wurde den Deutſchen unſtreitig eine geiſtige Richtung gegeben, die wo nicht ganz, doch mehr als alles Andere den Charakter des Volkes beſtimmt hat, und wodurch die Sage als ein großes und heiliges Nationalgut erſcheint. Hieraus geht für einen Schriftſteller der Kinderwelt die Pflicht hervor, getreu bey dieſem Geiſte und der Geſchichte der Volksbildung ſtehen zu bleiben, und nicht mit eitler Wiſſerey das Volk und ſeine Geſchichte meiſtern zu wollen. Es thut einem die Erfahrung weh, wie weit die mittleren Stände in Deutſchland von jener ſtillen heimiſchen Erziehung ihrer Väter abgekommen, und wie es durch ſeine üblen Folgen bedauernswerth ſey, wenn man ſelbſt keine Kindheit gehabt. Dann ſind Erſcheinungen, wie die, ſo wir täglich ſehen, recht wohl zu begreifen, daß man ohne alle Einſicht und Liebe den Kindern das heilige Gut der Sage, dieſe belebende Speiſe, dieſe allnährende Muttermilch entzieht, und ſie mit dem überzuckerten Brey ausländiſcher Fabeleyen vollfüttert, gleich als wenn man ihren Geiſt durch Krankheit zu der traurigen Kenntniß bringen wollte, was Geſundheit ſey.

Dieſe Grundſätze ſind auch dem Herausgeber vorgeſchwebt, aber er hat ſie bey ſeiner Sammlung nicht durchaus beobachtet; und doch iſt ſchon bey halber Befolgung derſelben ſein Buch ſeh vortheilhaft von den gewöhnlichen Kinderſchriften verſchieden, über die es durch ſeine Volksmäßigkeit weit erhaben iſt. Denn man findet darin weder ſchläfrige Sittenlehre, noch flache Erd- und Himmelskunde u. dgl., ſondern allerley Erzählungen, Fabeln, Gleichniſſe, Sagen, Legenden, Mährchen, Lieder, Räthſel und Sprüchwörter, die alle entweder unmittelbar aus dem Volke aufgegriffen oder in ſeinem Geiſte verfaßt ſind und ihre gute Lehre in ſich enthalten, ohne daß man mit dem Finger darauf zu deuten braucht. Allein nicht alles, was volksmäßig iſt, hätte ſchon darum aufgenommen werden ſollen, ſondern nur das Urſprüngliche, das muſterlos in ſich ſelbſt lebt und ſich um Nebenrückſichten nicht bekümmert. Hiernach hätten alſo noch mehr Sagen und Mährchen aus den Grimmiſchen Sammlungen Aufnahme verdient, und Lieder, No. 98–100, wie gut ſie auch ſind, wegbleiben müſſen, weil ſie ſich

auf die neueſten Ereigniſſe beziehen, die mit der Sage gar nichts gemein haben, und in kein Kinderbuch gehören, wie volksmäßig ſie auch dargeſtellt ſeyen. So iſt es auch mit Hölty's ſchönem Idyll auf Kleiſts Tod No. 102., es iſt auch nicht für Kinder. Dagegen ſind die Uhlandiſchen Lieder mit Einſicht aufgenommen, denn ſie verweilen im Kreiſe der alten Sage, zeichnen ſich vor vielen neuern dadurch vortheilhaft aus, und verdienen der Wegweiſer zu ſeyn, der die Kinder in den großen Garten des Heldenbuchs einführt.

Zu der Sage gehört auch das Volkslied, der Spruch, das Sprüchwort und Räthſel. Von erſteren finden ſich, außer einigen Stückeu aus dem Wunderhorn, ſehr wenig Beyſpiele in dieſer Sammlung. Und doch iſt das Volkslied eine ſo reiche Welt, und weil es meiſt mundartlich abgefaßt iſt, ſo hätten ſich ſolche Proben wohl beſſer in die mundartliche Zugabe geeignet, die dieſem Bande angehängt iſt, als Lieder neuerer Zeit. Vorzüglich aus den Kuhländiſchen Volksliedern, die Meinert herausgegeben, hätten ſich treffliche Stücke auswählen laſſen. Die mundartlichen Beyſpiele, die der Herausgeber jedem Bande beygeben wird, finde ich ſehr zweckmäßig, theils um bey den Kindern Achtung für die Mundarten und ihre Lieblichkeit zu erwecken, theils die Erlernung der alten Sprache vorzubereiten und zu erleichtern.

Neben der Sage verdienen auch andere Leſeſtücke, die recht im Volkston geſchrieben ſind, ihren Platz im Kinderbuch. Aber hier muß man Nachahmung von Originalität wohl unterſcheiden, und jene ganz ausſchließen. Ich hatte mehr Beyſpiele aus Hebels Schatzkäſtlein erwartet, vielleicht aber erſcheinen ſie in den folgenden Bänden; denn dieſe Erzählungen ſind aus innerlichem Behagen und aus ungelernter Laune hervorgegangen.

Das ganze Leſebuch wird nach der Vorrede 3 Abtheilungen für das verſchiedene Alter und Geſchlecht der Kinder, und im Ganzen 7 Bändchen umfaſſen. Das Aeußere, beſonders die Bilder ſind ſehr niedlich und im alten Styl, was auch wieder ſehr zur Volksmäßigkeit beyträgt. So iſt der innere Werth würdig durch äußeren Schmuck begleitet.

F. J. Mone.

Kurzgefaßte Beſchreibung der K. K. Hofbibliothek in Wien, von Gottlieb von Leon, k. k. Cuſtos. Wien, bei Armbruſter. 1820. 50 S. in 8.

Kaiſer Max I., edlen und großen Andenkens, iſt der Stifter dieſer Bibliothek, welche jetzt nach L.s Angabe an Büchern enthält 300,000 Bände, an Kupferſtichen 800 Bde, worunter 217 Bände Porträts, und im Ganzen 300 000 einzelne Blätter; Miniaturgemälde 26 Bände. Die Zahl der Inkunabeln und Handſchriften iſt nicht angegeben. So kaiſerlich ward dieſer Bücherſchatz vermehrt, und noch werden jährlich 15,000 Gulden, zuweilen das Doppelte dieſer Summe darauf verwendet. Der Vorſtand dieſer Anſtalt beſteht aus 1 Präfekten, 4 Kuſtoden, 4 Scriptoren, 2 Adjunkten und 3 Amtsdienern. Unter dieſem Perſonale ſind mehrere der gelehrten Welt rühmlich bekannte Männer, wie der Präfekt J. M. Grav in Tenczin Oſſolinski, ein gelehrter und hochherziger Pole, der durch den Edelmuth, womit er die Univerſität Lemberg bedacht hat, ſich ewiges Verdienſt erworben, und der erſte Kuſtos, Adam von Bartſch, deſſen peintre-graveur ſchon längſt ſeine verdiente Anerkennung gefunden.

Eine gelehrte Schrift iſt dieſe Beſchreibung nicht, ſondern nur ein kurzer Ueberblick und Unterricht für Fremde, welche dieſe Bibliothek beſuchen.

M.

No. 77. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Gedichte von Franz Horn. Berlin, 1820. Bey Ernſt Heinrich Georg Chriſtiani.

Franz Horn, der hier befreundeten Gemüthern eine kritiſch gewählte Sammlung ſeiner kleinen, ſeit 1800 in verſchiedenen Schriften und Blättern zerſtreut erſchienenen Gedichte vorlegt, verdiente wohl, daß, was bisher nur ſtückweis geſchah, über ſeine ſämmtlichen poetiſchen Produktionen einmal etwas Gründliches und Erſchöpfendes geſagt, daß ihm unter Deutſchlands Dichtern der Platz angewieſen würde, der ihm rechtmäßig zukömmt. Dies könnte nun allerdings ſogleich geſchehen, und es würde geſchehen, wenn ſich Ref. nicht eine beſſere Gelegenheit bey der nächſt zu unternehmenden Beurtheilung der „Umriſſe zur ſchönen Litteratur u. ſ. w." darböte. Daher abſtrahirt er jetzt von allem andern, einzig und allein das ins Auge faſſend, was ihm in den Wintertagen als erheiternder Frühlingsglanz entgegen geleuchtet und ſeinem Leben erfriſchender Reiz geworden iſt — vorliegende Gedichte.

Sie beſtehen aus Epigrammen, Sprüchen, Sonetten, lyriſchen und elegiſchen Anklängen, zwar nicht ſtreng von einander geſondert, aber doch nach einer gewiſſen innern Ordnung zuſammengeſtellt.

Die Epigramme, meiſt im Sinne der griechiſchen Anthologie genommen — denn eigentliche Spitz- oder Stachelgedichte finden ſich nur wenige darunter — machen den größern Theil der Sammlung aus, und ſind das, was ſie ſeyn ſollten, friſch und treu aus dem Leben gegriffen, tief, wahr und innig, mit beſeelter Kürze und Anſchaulichkeit dargeſtellt, lyriſch und elegiſch, komiſch, ſatyriſch und didaktiſch, wie es eben der Gegenſtand, die poetiſche Stimmung erforderte. Verhehlen

läßt es ſich indeſſen nicht, daß einem hin und wieder auch — wie bey den Sprüchen — eins begegnet, das weder die eine, noch die andere genannter Eigenſchaften beſitzt, das, wenn nicht ganz unwahr und unklar, doch nur halb wahr, nur halb klar, das ſchwach, erkünſtelt und ohne natürliche Denkkraft erſcheint. Doch, wie geſagt, trifft dieſer Tadel nur wenige, die dem Dichter vielleicht in dieſer oder jener Hinſicht, wegen irgend einer, uns unbekannten, individuellen Beziehung lieb geworden ſeyn mögen und auf dieſe Weiſe ſeinen ſonſt ſcharfen, kritiſchen Blick täuſchen, beſtechen konnte.

Von den Sprüchen muß recht viel Liebes und Gutes geſagt werden: denn ſie ſind der glänzendſte Theil der ganzen Sammlung, das Erzeugniß einer großen, wahrhaft poetiſchen Lebensanſicht, eines deutſchen, frommen, tieffühlenden Herzens, das überall in der Natur und im Menſchengeſchick die Hand der Vorſehung liebevoll walten ſieht; ja man darf ſie, ohne zu übertreiben, goldene Aepfel in ſilbernen Schaalen, Tröſter und Erquicker in der Noth, Freudenvermehrer nennen. Einige davon mögen zum Vergleiche mit den übrigen, zum Genuſſe derſelben einladen:

Sey der Tag auch noch ſo ſchwül:
Kämpfe, ringe.
Kommt der Abend ſtill und kühl:
Lächle, ſinge.

Wie magſt du dich doch um die Erde kränken?
Nichts kannſt du verdienen, der Himmel muß ſchenken;
Denn Schmerzen und Freuden und Lächeln und Thränen
Bedeutet doch alles nur Himmelsſehnen;
Und wer in der Liebe die Heimath gefunden,
Der hat auf der Erde den Himmel gefunden!

Nicht der ſchöne, ſüdliche Geiſt, ſondern vielmehr ein trüber, nordiſcher weht in den meiſten der Horn'ſchen Sonette. Sie gleichen einer Landſchaft, worauf Nebel liegt; die Sonne darüber bricht wohl von Zeit zu Zeit ſiegend hindurch mit ihren Strahlen, hin und wieder ein klares, fröhliches Bild zeigend; aber bald wird ſie von neuem in Nebel gehüllt; die Formen verfließen in einander, und des Herzens bemächtigt ſich ein

ängſtliches, trübes Gefühl. Dies gilt beſonders von den „Kämpfe und Leiden eines jungen Dichters“ überſchriebenen Sonetten. Doch leuchten zwey: „Der Verlaſſene“ und „Beym Tode des zweyten Kindes“ unter ihnen empor, durch Klarheit und Innigkeit, durch vollendete Form und leichte Bewegung ſo ausgezeichnet, daß man ſie den beſten Gedichten dieſer Art an die Seite ſtellen kann, daß man ſie für Göthe'ſche halten möchte; vorzüglich das erſtere, das ſo lautet:

Ich liebte ſie mit innigem Gefühle,
Ich lebte nur in ihres Auges Blick,
In ihr allein fand ich mein ganzes Glück,
Das ſchwere Leben wurde mir zum Spiele.

Nun war die Jugend mir ſo wonnig kühle,
Denn Ruhe ſtralt und Schönheit ſie zurück,
Ich kannte kein nothwendiges Geſchick,
Mein ganzer Ernſt war, wie ich ihr gefiele.

Da ſah das Schickſal uns mit finſterm Spotte,
Entführte mir die liebliche Geſtalt:
Nun iſt das Leben wieder matt und kalt.

Ich war ſo ſelig, träumte mich zum Gotte —
Warum, o Schickſal, trennteſt du die Treuen?
Wie ſoll ich auf der Welt mich nun noch freuen?

Lyriſche und elegiſche Klänge, nicht blos Anklänge beſchließen die bunt wechſelnde Reihe dieſer Gedichte auf eine ſchöne, würdige Weiſe. Jeder, der Muſterung hält, wird viel Anſprechendes finden. Vornemlich zart gehalten, innig und voll gläubig heitern Vertrauens ſind die „An R.“ überſchriebenen Gedichte; man fühlt es wohl, ſie gelten das theuerſte Leben, darum ſind ſie auch ſo liebevoll und herzlich; ſie ſind unvergängliche Blüthen des Dichters, in heiligen Stunden gebrochen; haben die Leiden mindern, die Freuden vermehren helfen. Wer ſollte die drey von S. 151 — 156 hinter einander folgenden wohl ohne Rührung, ohne dem theuern Paare herzlich befreundet zu werden, leſen? Wer an dem herrlichen Troſtworte „Beym Antritt des Jahres 1818“

gleichgültig vorübergehen? So bringt auch das Lied „Zuverſicht“ ſanften Sinn, Troſt und Muth in unſere Bruſt — und wie noch manches andere Gedicht könnte einzeln hervorgehoben und geprieſen werden; aber warum und wozu? Wird den Theilnehmenden nicht ſchon das Wenige zum vollen Genuſſe einladen, und werden diejenigen, denen kein empfängliches Herz für Poeſie im Buſen ſchlägt, ſich wohl nach ſolchen Gaben wenden, wenn man noch ſo viel zu ihrem Preiſe ſagte?

Darum laſſet uns lieber zuletzt noch ein Bild von unſerm Dichter entwerfen, ob auch nur in flüchtigen, ſo doch in wahren, lebendigen Zügen. Da ſehen wir ihn denn in früher Zeit, Klage ohne Troſt in dem Herzen; ſehen wir ihn in ein enges, von Nebeln ſchwer bedecktes Thal geſchloſſen, wo ihm nur manchmal das friſche Leben in ſeiner Klarheit erſcheint, bald aber die harte Finſterniß wieder über ihm zuſammenbricht: ſo daß er trotz aller angewandten Kraft den Weg bergauf, wenn er ihn auch einmal gefunden, in Kurzem wieder verloren hat. Dem edeln Kampfe folgt jedoch ſtets der entſcheidende Sieg. So auch hier. Wie unſer Dichter nun nicht muthlos wird, ſondern immer kräftig vorwärts ſtrebt, beginnt der Nebel allmählig zu weichen; die Klarheit des Himmels umleuchtet ihn; entſchleyert liegen Welt und Leben vor dem erſtaunten Auge in Frühlingsfriſche. Wo hin und wieder noch ein Nebelwölkchen zu ſuchen iſt, muß auch dieſes vor der erſcheinenden Liebe ſich in Duft auflöſen. Von treuer Hand geleitet, gehet der Weg raſch weiter. Ob es donnere und blitze: was kümmert das ihn? Im Herzen die ewige Jugend, die ewige Kunſt und die ewige Liebe weiß er am häuslichen Altare ſeine Welt ſich zu geſtalten, und ſchaffet und liebt und verwandelt die eben auch nicht ausbleibenden Leiden flugs in Freude: denn von dem Himmel hernieder iſt eine Göttin, die Religion zu ihm gekommen, und hat ihm weislich gelöſt die Räthſel der Zeit und Glauben gebracht und Hoffnung zu der vorhandenen Liebe. Da ſproſſet es um ihn von Blüthen aller Art! Hier hat er euch einen Kranz davon geboten: ſo kommt zur Schau und genießt mit dankbarem Herzen!

Bemerkungen über die Engliſche Pferdezucht mit Beziehung ihrer Grundſätze auf die Veredelung des Pferdegeſchlechts im übrigen Europa und beſonders in Deutſchland von Röttger Grafen von Veltheim, Erbherrn auf Harbke ꝛc. Braunſchweig, bey Vieweg. 1820. 224 S. 8.

Dieſe Schrift gibt eine Ueberſicht des Zuſtandes der Europäiſchen Pferdezucht und ihrer Geſchichte, wie ſie das bücherreiche Deutſchland noch nicht beſitzt; und der ebenſo geiſtreiche und gelehrte, als beſcheidene und freiſinnige Verfaſſer leiſtet mehr als er verheißt. Er hat ſeine Arbeit auf tiefem feſten Grunde mit Leichtigkeit und Geſchmack ausgeführt und das ſchwerfällige Baugerüſt um ſie völlig weggeräumt, ſo daß nur der Kenner zu beurtheilen vermag, durch welche mühſame Vorrichtung das Werk ſo gefällig und natürlich geworden, als habe es ſich, wie man ſagt, von ſelbſt gemacht und könne es nicht anders ſeyn. Das Hauptſtück der Schrift iſt früher in England als in Deutſchland gedruckt *), auch urſprünglich nicht in deutſcher, ſondern in engliſcher Sprache verfaßt. Der Graf nämlich hatte bey ſeiner Anweſenheit in England dem wiſſenſchaftlich gebildeten Pferdekenner John Lawrence, deſſen Geſchichte der dortigen Reinzucht **), oder der unvermiſchten Fortpflanzung des edeln morgenländiſchen Pferdes (ſ. g. Vollblutpferdes) in beyderley Geſchlecht auch bey uns verbreitet iſt, verſprochen, ihm ſeine Beobachtungen und Urtheile über die engliſche Pferdezucht nebſt vergleichenden Andeutungen über deren Zuſtand in den übrigen Ländern, die er ſah, mitzutheilen. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath hat er ſein Verſprechen erfüllt, und dieſe ſeine Arbeit iſt in oben genannter Zeitſchrift abgedruckt. Die erſte Beobachtung des Verf. betrifft die Suffolker Ackerpferde. (Suffolk puncheo). Sie vereinigen Stärke und Dauer mit dem erfoderlichen Grade von Schnelligkeit für ein Arbeitspferd, und mit ihnen ſind höchſtens die Ackerpferde in einem Theile der Normandie, in Jütland und Meklenburg zu vergleichen.

---

*) In den drey letzten Heften des Sparting Magazine's von 1819.
**) History of the race - horse.

Unter den Vollblutpferden, welche Gr. Veltheim zu New-markt und ſonſt ſah, ſpricht er zuerſt von Weatherby's Ru-bens, „der nach ſeiner Ueberzeugung alle Vollkommenheiten, die man vernünftiger Weiſe von einem Reitpferd auch ganz ohne Rückſicht auf das Wettrennen, wünſchen kann, in einem von ihm bis dahin noch nicht geſehenen Grade vereinigt; und ein Beyſpiel gibt, wie durch Europäiſche Cultur das orienta-liſche Pferd zu unſerm Zwecke vervollkommnet werden kann, ohne darum ſeiner urſprünglichen edeln, auf ein vollkommnes Ebenmaaß aller Theile gegründeten Form und der dadurch her-vorgebrachten Leichtigkeit und Elaſticität ſeiner Bewegungen im mindeſten Abbruch zu thun. — Er bemerkte bey den Voll-blutpferden einen weit auffallenderen Unterſchied in Größe und Stärke zwiſchen den Hengſten und Stuten, als er ihn bey irgend einem andern Pferdeſchlage fand. Es blieb ihm zwei-felhaft, ob jener Unterſchied den morgenländiſchen Pferde-ſtämmen eigen, oder Folge der engliſchen Behandlung ſey; dagegen fand er in der außerordentlich kräftigen Nahrung den Grund, daß die kaum zweyjährigen in der Vorübung zum Rennen (in training) begriffenen Pferde ſchon zum Theil völlig ausgewachſen waren. Er meint, durch dieſe treibhaus-artige Erziehung werde wohl aus den Pferden am frühesten Geldnutzen erlangt, ihr Organismus aber weſentlich geſtört und geſchwächt, ſo daß ſie die Geſundheit und Ausdauer bey an-haltenden Anſtrengungen, nicht wie bey naturgemäßerer Aus-bildung haben können. Er ſah auch in der That unter dieſen jungen Pferden wenige, welche noch ganz frey von Knochen-fehlern waren; und erklärte ſich nun das Misgeſchick ſolcher Pferde auf dem feſten Lande, wo ſie mehrere Jahre kränkeln und von dreyen kaum Eins allmählig an Futter und Clima ſich gewöhnt und ein dauerhaftes Dienſtpferd wird. Er unter-ſucht hierauf: ob und in wie fern das Vollblutpferd in Eng-land Geſtalt und innere Eigenſchaften verändert habe: und erklärt die verminderte, edle Haltung, Gewandheit und Bieg-ſamkeit aus der Einſeitigkeit der engliſchen Pferdezucht, welche nur möglichſte Geſchwindigkeit bezweckt. Dann beſchreibt er die ausgezeichnetſten Pferde: Sorcerer, Smolensko, Selim, Bourbon, Malcolm, Election, Dimsdale u. ſ. w. und macht

die deutſchen Käufer von Mutterſtuten beſonders auf das Geſtüt des Grafen Egremont zu Potworth aufmerkſam, wo die Mutterſtuten mit wenigen Ausnahmen frey von erblichen Knochenfehlern ſind, zu dem hochbeinigen Modeſchlage größtentheils nicht gehören, und eine ſehr gute Geſundheit zu haben ſcheinen. Die dortigen Weiden hält er für die vortrefflichſten, welche er ſah; und entwickelt bey dieſer Gelegenheit den Schaden, welchen allzu gebirgige Weiden auf Gang und Haltung der Füllen z. B. zu Lipizza bey Trieſt und zu Harzburg im Braunſchweigſchen haben.

Der zweyte Brief handelt zuerſt von der Pferdezucht in Spanien, welche noch vor 100 Jahren die berühmteſte, und in den ſ. g. Genetten eine Reinzucht morgenländiſchen Stammes war (das Geſtüt des Chalifen Abdorrhaman I. zu Cordova hat ſich bis 1805 erhalten. Memoires sur les chevaux espagnols par Moussy.). Aber ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurden die Klagen über die Ausartung der ſpaniſchen Pferde allgemein, und 1787 fand der Fr. Stallmeiſter Volney dort kein einziges Pferd der Verſendungskoſten werth. Die Gründe dieſer Entartung waren in der Verordnung zu ſuchen, nach welcher die Reiteroberſten ſich die beſten zweyjährigen Hengſtfüllen zu einem feſtgeſetzten Preiſe ausſuchen durften, in der Verwendung der beſten Stuten zur Maulthierzucht, in der Unwiſſenheit der Verwaltungsbehörden, welche in der Abſicht die Pferdezucht zu verbeſſern, die letzten Ueberbleibſel des edeln Stammes, namentlich in den Geſtüten von Cordova und Aranjuez durch Vermiſchung mit Neapolitaniſchen, Normanniſchen und ſogar Däniſchen Pferden vertilgten, mit Ausnahme vielleicht des Geſtüts des Grafen von Altamira zu Baéna. Ja, nach 1818 berichtete der Miniſter, daß die Spaniſche Pferdezucht durch Einführung niederländiſcher und däniſcher Pferde verbeſſert werden müſſe!!

Spanien iſt nach der Meinung des Verf. für die Zucht großer Reit- und Wagenpferde nicht geeignet, ſondern für einen Mittelſchlag, der wegen ſeiner vorzüglichen Güte ein bedeutender Gegenſtand der Ausfuhr werden würde, indeß bey der Beſchaffenheit des Landes die ſchwere Arbeit den Ochſen und Maulthieren überlaſſen werden könnte. Der jetzige Zu-

ſtand der franzöſiſchen Pferdezucht iſt nach den Bemerkungen des Gr. V. zwar nicht der beſte, aber was dafür in der neueſten Zeit geſchieht, verdient Beyfall. Der Staat hat nur drey Hauptgeſtüte: in Pin (Normandie), Pompadour (Limouſin), Roziere bey Nancy. Zu ihrer Vervollkommung wird erfordert, daß zu Pompadour und Pin weit mehr edle Mutterſtuten, als bisher gehalten, und daß die edelſten morgenländiſchen Hengſte nach Limouſin gebracht werden, wo Wetter und Weiden vorzugsweiſe die Zucht eines höchſt edeln und kräftigen Reitſchlags begünſtigen.

In der Einleitung der Schrift iſt die Hauptunterſuchung auf die Verbeſſerung der deutſchen Pferdezucht gerichtet, welche der engliſchen nicht nachſtehen würde, wenn Deutſchland einen ſolchen langdauernden Frieden, wie England gehabt hätte. Es muß dieſem darin nachzuahmen ſuchen, daß es für jeden Wirthſchaftszweck die angemeſſenſte Pferdeart aufzieht und mehrere Geſtüte für die morgenländiſche Reinzucht anlegt. Solche beſtehen ſchon zu Neuſtadt an der Doſſe, zu Trakehnen in Lithauen, zu Koptſchan an der ungriſchen Grenze, und zu Scharnhauſen bey Stuttgart. Es müſſen aber auch ſchwere Hengſte als Landbeſchäler zur Vervollkommnung der Arbeitspferde gehalten werden, wozu man z. B. engliſche oder flandriſche ſchwarze Karrenpferde kommen laſſen könnte. Auch würde nützlich ſeyn, wenn man einige ſchwere Zuchtſtuten auf die Wirthſchaftsämter vertheilte. Zur Erhaltung eines größeren und ſtärkeren Reitſchlags als von arabiſchen Pferden fällt, wird die Einfuhr Nubiſcher empfohlen, und die leichteſte Anſchaffungsweiſe derſelben nachgewieſen.

Als Grundſatz der Pferdezucht iſt durchgeführt, daß die natürlichen Anlagen des Pferdes für die verſchiedenen Wirthſchaftszwecke vollkommen entwickelt und ausgebildet werden ſollen, und daß die Pferdezucht alſo die doppelte Aufgabe zu löſen habe, die Pferde zur Veredelung von dort zu nehmen, wo ſie dazu durch die Gunſt der Natur am geeignetſten ſind, dann aber durch die ſorgfältigſte Wartung und Pflege dieſe Veredelung zu erhalten und in einen daurenden Erbgang zu bringen. Da der Verf. nicht in der Schrift, ſondern erſt in ihrem Anfange der abweichenden Meinungen des Profeſſors

Schwab zu München erwähnt, ſo werden dieſe Meinungen ihm wohl nicht früher bekannt geweſen ſeyn. Um von dem Angeführten ſo kurz als möglich zu reden, ſo ſoll ſich das vollkommenſte Pferd von ſelbſt machen, in der Wildniß und zur Zeit ſoll das dem Urbilde noch ähnlichſte Pferd in der Wüſte Cobi von Hochaſien zu ſuchen ſeyn. Graf Veltheim ſcheint nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er von dem Pferdeurbilde aus der Wüſte Cobi nicht eher ſprechen will, als bis er von irgend Jemanden wenigſtens eine treue Abbildung deſſelben geſehen habe. Das vollkommenſte Pferd übrigens der alten und neuern Zeit fand und findet ſich im Zelt des Beduinen der arabiſchen Wüſte, und verdankt ſeine Schönheit, Geſchwindigkeit und Gewandheit vorzüglich der Sorgfalt, womit es gleich einem Kinde des Hauſes gehegt und gepflegt wird. Es hat auch dieſe Eigenſchaften durch die Verſetzung nach Europa nicht verloren, ſofern die eine zum Nachtheil der andern nach einem vorherrſchenden Wirthſchaftszweck nicht zu ſehr ausgebildet wird. Eine hundertjährige Erfahrung in England widerſpricht ſeiner Entartung, und der Nothwendigkeit ihrer Verhütung durch neue Sendlinge aus Arabien. Mit dieſer Erfahrung iſt eine gleichartige aus Deutſchland in Betreff der Merinos übereinſtimmend, die ohne die mindeſte Anfriſchung nicht bloß eben ſo feine, ſondern noch feinere Wolle, als in ihrem Stammlande geben.

Wir ſchließen dieſe Anzeige dieſer für den Pferdekenner wichtigen Schrift mit der Bemerkung, daß ſelbſt unkundige Leſer dieſelbe mit Intereſſe durchgehen werden.

Beyträge zur Geſchichte und Kenntniß meteoriſcher Stein- und Metall-Maſſen, und der Erſcheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. Von Dr. Carl von Schreibers, der öſterreichiſchen Erblande Ritter und Landſtande in Nieder-Oeſterreich, k. k. Rathe und Director der Hof-Naturalien-Cabinette u. ſ. w. Wien 1820. VIII u. 92 S. Fol. Mit Titelvignette, 8 lithographiſchen Tafeln, einem Abdrucke der Elbogener Eiſenmaſſe und einem Situationsplane der Gegend von Stannern in Kupfer.

Das Publicum erhält hier den früher von Chladni verſprochenen Beytrag zu deſſen Werke über Feuermeteore, welches in dieſer Zeitſchrift No. 39. mit gebührendem Lobe angezeigt iſt, und, ſoviel Rec. aus einer öffentlichen Ankündigung erfahren hat, als eine Zugabe zu demſelben. Hiermit iſt dieſer Zweig der Naturforſchung, vorzüglich in Hinſicht auf die für eine jede Erklärung eben ſo ſchwieriger als auffallender Phänomene erforderlichen Thatſachen, mit einer großen Vollſtändigkeit bearbeitet, wenn gleich der höchſt beſcheidene Verf. der vorliegenden Beyträge ſelbſt bemerkt, daß noch immer viel zu unterſuchen und näher zu erforſchen übrig bleibt, ehe man das Ganze, auch bloß in Beziehung auf das Factiſche, für völlig erſchöpft anſehen darf. Es iſt dieſes ſehr beſtimmt in der Vorrede ausgeſprochen, und zugleich geſagt, wie gern der Verf. noch weit mehr mitzutheilen wünſchte, wenn nur ſeine anderweitigen vielen Geſchäfte ihm dieſes erlaubt, und die Rückſichten auf einen dadurch nothwendig entſtehenden zu hohen Preis ihn nicht davon abgehalten hätten. Rec. will gern zugeſtehen, daß der gelehrte Verf. bey ſeinen zahlreichen Hülfsmitteln allerdings noch ausführlichere Beyträge zu liefern im Stande geweſen wäre, indem das kaiſerliche Naturalien-Cabinet allein 27 Stein- und 9 Metall-Maſſen enthält, und er noch außerdem mehrere andere Sammlungen oder einzelne Stücke aus denſelben zu ſehen Gelegenheit hatte, auch wird das Publicum herzlich bedauern, daß ſein früheres Vorhaben, eine eigene umfangende Arbeit über dieſen Gegenſtand zu liefern durch eine Reihe, zum Theil unangenehmer, Zeitumſtäude verhindert wurde; allein dennoch iſt das hier Mitgetheilte nicht bloß als ein ſchätzbarer Beytrag mit großem Danke anzunehmen, ſon-

dern es iſt auch im Allgemeinen weit mehr dadurch geleiſtet, als man nach dieſen Aeußerungen zu erwarten berechtigt wäre, insbeſondere wenn man berückſichtigt, daß Chladni bey der Abfaſſung ſeines ſchätzbaren Werkes durch den Verf. dieſer ergänzenden Beyträge auf vielfache Weiſe unterſtützt wurde. Wäre die vorliegende Schrift weniger reichhaltig, ſo würde Rec. gern den Hauptinhalt derſelben kurz darlegen; allein bey den ſehr vollſtändigen, ſpeciellen und wegen einer höchſt pünktlichen Genauigkeit faſt ermüdenden Beſchreibungen des allgemeinen Charakters und vielfacher Eigenthümlichkeiten der wichtigſten Meteormaſſen mag eine allgemeine Angabe dieſes für das genaue Studium des Gegenſtandes höchſt ſchätzbaren Inhaltes, nebſt einigen kurzen Bemerkungen über einzelne wichtige Punkte, welche vorzüglich für die Erklärung des räthſelhaften Urſprungs dieſer Maſſen bedeutend ſind, hier genügen.

Nach der Reihenfolge der ſehr ſauberen Abbildungen in Steindruck und mit ſteter Hinweiſung auf dieſelben, enthält der Text eine genaue Beſchreibung der vorzüglichſten Meteorolithen, und zwar zuerſt der Agramer Eiſenmaſſe. Sie unterſcheidet ſich weſentlich von der bekannten ſibiriſchen durch ein weniger zackiges Gefüge und durch Mangel an einliegendem Olivin, gehört aber nach andern entſcheidenden Kennzeichen unleugbar zu dieſer Claſſe von Körpern, indem die Aggregatform der verſchiedenen Meteorſteine größere Unterſchiede im äußern Habitus darbietet, die ſich indeß alle durch vorhandene Zwiſchenglieder als zuſammengehörend nachweiſen laſſen, als zwiſchen dieſem und dem ſibiriſchen Meteoreiſen ſtatt finden, wofür die Uebergänge vielleicht künftig noch aufgefunden werden. Auf der zweyten Tafel ſind Meteorſteine von Tabor, l'Aigle, Eichſtädt und Siena zuſammengeſtellt. Bey der Beſchreibung wird ſogleich auf den merkwürdigen Umſtand aufmerkſam gemacht, daß alle Meteorſteine eine zwar nicht überall auf gleiche Weiſe hervorſtechende, aber doch unverkennbar übereinſtimmende Geſtalt haben, nämlich die einer etwas verſchobenen und ungleich vierſeitigen, abgeſtumpften, niederen Pyramide, welche auch dann noch kenntlich iſt, wenn ſie übrigens ſowohl rückſichtlich ihres Aggregats- und Cohäſions-Zuſtandes, als auch in dem qualitativen und quantitativen

Verhältniſſe der nächſten und weſentlichſten Beſtand- und Gemeng-Theile bedeutend von einander abweichen. S. 10. Im Verfolge der Unterſuchung werden noch viele Beweiſe zur Beſtätigung dieſes Satzes beygebracht, welcher nach den vorliegenden Thatſachen auf der einen Seite nicht bezweifelt werden kann, auf der andern aber von größter Wichtigkeit iſt, indem er offenbar auf ein allgemeines Geſetz der Bildung hinweiſet. Die dritte Tafel enthält eine Abbildung des 5 ℔. 19 Lt. ſchweren Steines von Liſſa, des einzigen von den vieren am 3ten Sept. 1808 dort gefallenen, welcher ganz erhalten iſt. Hierbey bringt der Verf. zuerſt die gleichfalls ſehr auffallende Erſcheinung zur Sprache, daß die Rinde an dem nämlichen Exemplare eine dreyfache kenntliche Verſchiedenheit zeigt, indem ſie an einer Seite ſchwarz und glänzend, an einer andern weniger ſchwarz und glänzend, mit einem ins Kupferrothe ſpielenden Schimmer, an einer dritten kleinen Fläche nur wenig, und ſo, daß es kaum beſchrieben werden kann, von den beyden genannten abweicht. Das Auffallende dieſer Erſcheinung wird noch dadurch vermehrt, daß andere Exemplare dieſes nämlichen Steinfalles, theils eine noch ſchwärzere, theils eine viel mattere und hellere Rinde haben, und auch außerdem im Innern keineswegs ganz gleichartig ſind, ſondern eine Verſchiedenheit zeigen, welche als Folge eines ungleichen Aggregats- und Cohäſions-Zuſtandes und ſelbſt des quantitativen Verhältniſſes der Gemengtheile zu betrachten iſt. Eben dieſes findet bey den Steinen von Stannern und l'Aigle ſtatt, und es ergiebt ſich hieraus, wie wichtig es ſey, viele Exemplare von ein und dem nämlichen Orte zu vergleichen, um zu dergleichen ſehr bedeutenden Reſultaten zu gelangen. Sehr richtig bemerkt der Verf. bey der Beſchreibung eines ſchönen Exemplares des bekannten Steinfalles von Stannern auf der vierten Tafel, wie nützlich es ſeyn würde, wenn die Regierungen dahin ſähen, daß durch Austauſch an verſchiedenen Orten, namentlich bey wiſſenſchaftlichen Anſtalten möglichſt vollſtändige Producte dieſer Art geſammelt und theils für vergleichende Unterſuchung, theils zur Sicherheit der Erhaltung für Mit- und Nach-Welt aufbewahrt würden.

Auf der fünften und ſechsten Tafel werden im Ganzen eilf verſchiedene Exemplare von dem Steinfalle bey Stannern in der Abſicht zuſammengeſtellt, um die Eigenthümlichkeiten und das Auszeichnende der Rinde genauer zu erörtern. Wenn es gleich unmöglich iſt, hier einen Auszug der eben ſo genauen als belehrenden Beſchreibungen mitzutheilen; ſo will Rec. doch nicht unbemerkt laſſen, daß S. 34 an einem Exemplare die Bildung eines zwar unvollkommenen, aber dennoch kenntlichen Rinden-Ueberzugs über eine im Fallen abgeſprengte Fläche nachgewieſen iſt. Hieraus ergiebt ſich evident, daß der, die Rinde bildende Proceß nicht plötzlich, namentlich nicht durch einen electriſchen Schlag geſchehen kann, ſondern in das geſammte räthſelhafte Phänomen des Fallens mit verflochten iſt, und daher an der abgeſprengten Fläche nicht in voller Stärke mehr ſtatt finden konnte. Dennoch iſt der Verf. S. 39 geneigt, unter den beyden Hypotheſen, welche über den Bildungs-Proceß der Rinde aufgeſtellt ſind, lieber der durch Hrn. v. Scherer angegebenen beyzutreten, wonach „die Rinde in einem „Nu, und gleichſam mit Blitzesſchnelle, und zwar im Mo„mente der Vereinzelung, Individualiſirung der Steine über „alle zugleich, und über deren ganzen Umfang auf einmal, „nur mit verſchiedener Intenſität der wirkenden Potenz, dem„nach mit einigen Modificationen, gebildet wird, und jene „Potenz in der Electricität zu ſuchen ſeyn möchte,“ als der von Chladni vertheidigten, wonach die Rinde hauptſächlich dem Schwefel ihren Urſprung verdankt, und von Außen über die Oberfläche der Steine bey ihrem Falle und ihrer Erhitzung in der Luft gleichſam hingegoſſen ſeyn ſoll. Im Ganzen findet er indeß ſo viele triftige Gegengründe gegen die Zuläſſigkeit der erſteren Hypotheſe, daß er mit den beyden genannten, und gewiß mit bey weitem der Mehrzahl aller conſequent denkenden Phyſiker ſich dahin erklärt: „Die Rinde der Meteor„ſteine ſey das Product eines Proceſſes, das mit keinem „Producte der uns bekannten natürlichen und künſtlichen „Schmelz-Proceſſe (wenn jener Rinde bildende ja in die „Reihe ſolcher zu ſtellen ſeyn ſollte) einige Aehnlichkeit habe, „weshalb wir uns auch zur Zeit keinen richtigen Begriff von „ihrer Bildung machen können.“ Gegen die Chladniſche Hy-

potheſe ſcheint dem Verf. vorzüglich die Strengflüſſigkeit der Rinde (bey 6° — 9° W), ſofern dieſes gegen die Anweſenheit des Schwefels ſtreitet, deſſen Daſeyn in der Rinde auch übrigens durch kein Anzeichen angegeben wird, ihre Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der Steine ſelbſt, ihre Gleichförmigkeit, hauptſächlich der Dicke, an allen Seiten der Steine, ihre allmählige Ausbildung und der unverkennbare Uebergang in die Maſſe der Steine, endlich aber das Eindringen derſelben in das Innere der Maſſen nach Art von Gängen; zu ſtreiten, welches Letztere zwar noch problematiſch iſt, auf allen Fall aber nicht aus einem Einkneten ſchon gebildeter Rinden-Subſtanz erklärt werden könnte. Daß die Annahme der Electricität als des Rinde bildenden Agens den eigentlichen Proceß der Bildung ſelbſt gar nicht erklärt, und überhaupt gar kein Grund vorhanden iſt, zu dieſer Potenz hierbey ſeine Zuflucht zu nehmen, noch viel weniger aber abzuſehen iſt, auf welche mit den bekannten Eigenſchaften derſelben übereinſtimmende Weiſe ſie hierbey wirkſam ſeye, und endlich wie dieſelbe, nach vollendeter Rinde, den Bildungs-Proceß auf der abgeſprengten Fläche erneuert haben ſollte, fällt bey ruhiger Prüfung von ſelbſt in die Augen. Zugleich aber wird die Chladniſche Hypotheſe durch die triftigen Gründe des Verf. genügend widerlegt; denn wenn man auch annehmen wollte, wie jener eifrige Forſcher zu thun ſcheint, daß der aus dem Innern durch große Hitze verflüchtigte Schwefel nicht etwa ſelbſt einen Theil der gebildeten Rinde ausmache, ſondern nur das Schmelzen und Färben der Oberfläche bedingt habe, ſo kann man doch auf allen Fall nicht umhin, die Rinde für einen integrirenden, aus der eigenthümlichen Maſſe jedes einzelnen Steines entſtandenen Theil des Ganzen zu halten. Mit Chladni's Anſichten ſtimmt übrigens unſer Verf. in einem andern hierher gehörigen weſentlichen Punkte gleichfalls nicht überein, indem er alle Gründe, welche für einen Zuſtand großer Hitze und dadurch entſtandener Schmelzung angeführt zu werden pflegen, zu widerlegen ſucht. Namentlich heißt es S. 7: „Der Umſtand, daß laut Urkunde die Augenzeugen beyde (Agramer) Maſſen, jede in „Geſtalt einer feurigen, verwickelten Kette wollen herabfallen „geſehen haben, möchte wohl einer optiſchen Täuſchung, einem

„Lichtphänomene zugeſchrieben werden dürfen; und jener, daß „die Erde; worein ſie fielen, rauchte, und wie ausgebrannt „und grünlich ausſah, könnte, wenn ja alles wörtlich und als „wahr und richtig bezeichnet angenommen werden ſoll, wohl „mit mehr Grund einer zur Zeit unbekannten Einwirkung der „Maſſen auf dieſelbe zugeſchrieben werden, als gerade ihrer „Hitze, die doch nur die der Erde beygemengten animaliſchen „und vegetabiliſchen Theile verbrennen und rauchen machen „konnte, indeß nicht einmal eines bemerkten Geruches erwähnt „wird.“ Rec. hält es in dieſem, wie in allen andern Fällen für bedenklich, gehegter Meinungen wegen im Uebrigen ſo genaue urkundliche Nachrichten geradehin zu verwerfen, und zur Erklärung unbeſtreitbarer Beobachtungen zu unbekannten Kräften und Einwirkungen ſeine Zuflucht zu nehmen. Hitze und Fallkraft ſind zunächſt die einzigen bey dieſen Phänomenen rückſichtlich der Veränderungen des Bodens, auf welchen ſie geſchleudert werden, als wirkſam denkbare Mittel, und hinſichtlich der erſteren geht das einſtimmige Zeugniß aller Beobachter dahin, daß die herabgefallenen Maſſen ſchon in unermeßlichen Höhen leuchtend, mithin höchſt wahrſcheinlich glühend waren. Wie ſich hiermit die in geringerer Hitze ſtattfindende Zerſetzbarkeit des in den Maſſen anweſenden Schwefeleiſens verträgt, kann unmöglich ausgemittelt werden, da der Zuſtand des Glühens in Regionen und bey einer Geſchwindigkeit der Bewegung ſtattfindet, deren Einfluß wir in unſern Laboratorien nachzumachen durchaus unvermögend ſind. Ob aber die Maſſen in dieſem Zuſtande des Glühens, oder gar des Geſchmolzen-Seyns auf der Erde ankommen, oder vielmehr eben beym Zerplatzen ſchon bedeutend abgekühlt werden, das iſt eine ganz andere Frage. Die Agramer Maſſen konnten daher immer noch ſo heiß ankommen, daß ſie den Boden verſengten und rauchen machten, wie die Augenzeugen berichten, ohne ſo weich zu ſeyn, daß ſie ihre Form änderten; und woher die grüne Färbung der ausgebrannten Erde kam, worauf ſie fielen, bleibt wegen mangelnder Thatſachen ein unauflösliches Räthſel. Von dieſer Ueberzeugung kann Rec. auch durch den S. 84 erwähnten ſchätzbaren Verſuch nicht abweichen, wonach ein Stück weißes Roheiſen zugleich mit einem kleinen Plättchen von der

Elbogener Maſſe einer Hitze von 130° W. ausgeſetzt wurde, wobey jenes ſchmolz, dieſes aber nicht einmal an den Kanten eine Schmelzung erlitt, das eingeſprengte Schwefeleiſen aber völlig zerſtört wurde. Darin wird aber jeder dem, auf unbeſtreitbare Thatſachen fußenden Verf. beypflichten müſſen, wenn es S. 21 mit einer kleinen Abänderung heißt: „Die den „Steinen (von Stannern) anklebende Erde läſt ſich ſelbſt da, „wo ſie am feſteſten an- und eingedrückt zu ſeyn ſcheint, doch „ziemlich leicht und ohne Verletzung der zarteſten Adern und „Runzeln, mit einer ſcharfen Bürſte wegbürſten, und mit „einem naſſen Schwamme vollends rein wegwaſchen, ſo daß „keine Spur in irgend einer Beziehung von ihrem früheren „Daſeyn zurückbleibt. Ein Umſtand, der wohl, mit manchen „andern Beobachtungen, ſehr gegen die Annahme des flüſſigen „oder weichen Zuſtandes der Rinde im Momente des Auffal„lens der Steine ſtreitet.“

In wiefern der Verf. nicht bloß eine todte, rein naturgeſchichtliche Beſchreibung einer großen Zahl Meteorſteine zu geben bezwecke, ſondern dieſelbe durch ſyſtematiſche Ordnung und durch Aufklärung beſtimmter höchſt wichtiger Fragen zu beleben ſuche, beweiſet außer dem Früheren insbeſondere auch die ſiebente Tafel. Auf derſelben ſind vorzüglich intereſſante Exemplare der Steine von Stannern, Sales, Siena, Charſonville, Timochin und Benares mit friſchen Bruchflächen neben einander geſtellt, um die innere Beſchaffenheit, die weſentlichſten Gemengtheile, den Aggregats-Zuſtand derſelben, vorzüglich aber den mehr oder weniger kugelichen, in der übrigen Steinmaſſe porphyrartig erſcheinenden erdigen Gemengtheil in den verſchiedenen Graden ſeiner Ausbildung von einer kaum erkennbaren Ausſcheidung, bis zur vollendeten Darſtellung als olivinartige Subſtanz im ſibiriſchen Meteoreiſen zu verſinnlichen.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 78. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Beyträge zur Geſchichte und Kenntniß meteoriſcher Stein- und Metall-Maſſen, und der Erſcheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. Von Dr. Carl von Schreibers.

(Beſchluß der in No. 77. abgebrochenen Recenſion.)

Nach dem gewiß gültigen und auf Autopſie gegründeten Zeugniſſe des Verfaſſers ſind alle bekannten Meteorſteine gemengte Maſſen, in denen, mit Ausnahme der von Alais, Erxleben, Chaſſigny, zum Theil von Chantomiay und beziehungsweiſe auch der von Stannern, viererley Gemengtheile ſelbſt mit unbewaffnetem Auge deutlich unterſchieden werden können. Zwey derſelben ſind erdiger, zwey aber metalliſcher Natur. Aus der genauen Beſchreibung des erſten ergiebt ſich, daß dieſer, von mattem, mageren, rauhen und ſandſteinartigen Anſehen, meiſtens licht oder dunkel aſchgrau, ſelten ins Weiße oder Gelbe, meiſtens ins Bläuliche ſpielend, und von vorwaltender Menge in den meiſten Meteorſteinen vorhanden, übereinſtimmend mit den Reſultaten der Analyſe dem Olivin ähnlich iſt, wofür ihn auch ſchon Hausmann und Stromeyer erkannt haben. Der zweyte, von der oben genannten Grundmaſſe oft nur wenig verſchiedene, meiſtens mit derſelben innig verwebte, dem ausgebildeteten Olivin noch näherkommende Gemengtheil hat in der Regel ein glatteres und dichteres Anſehen, mehr Glanz, ſpielt am häufigſten ins Lauch- und Oliven-, bis ins Schwärzlich-Grüne, beträgt etwa ein bis zwey Zehntheile der Geſamtmaſſe, und iſt mit derſelben oft innig verbunden, oft in kleinen Partikelchen eingeſprengt, zuweilen aber in getrennten Kugeln in derſelben eingeſchloſſen, ſo daß er hierin eine Aehnlichkeit in der Bildung mit dem kugelichten Baſalte, dem Thon- und Klingſtein-Porphyre zeigt. Alle Meteorſteine, worin dieſer Beſtandtheil häufiger, oder nur deutlicher ausge-

ſprochen, oder in einem vollkommneren Zuſtande vorhanden iſt (z. B. die von Eichſtädt, Tabor, Benares, Eggenfeld), geben bey der Analyſe eine größere Menge Talkerde, nämlich von 17 — 23 Hunderttheilen. Als vorzüglich merkwürdig wird ferner vom Verf. S. 45 die Beobachtung ausgezeichnet, daß dieſer Gemengtheil ſich einestheils nie oder höchſt ſelten in den nämlichen Steinen ganz gleichartig, vielmehr oft in allen den verſchiedenen angegebenen Modificationen, zuweilen erdig und der Grundmaſſe faſt völlig gleich, zuweilen aber, nach dem Zeugniſſe des Grafen Bournon und Klaproth's ſelbſt durchſcheinend, ja ſogar als durchſichtige Körner von gelblicher und grünlich gelber Farbe und faſt vollkommenen Glasglanze, zeigt; anderntheils aber durch ſeine Anweſenheit in allen, übrigens noch ſo ſehr nach Zeit, Ort und ſonſtigen Eigenſchaften verſchiedenen meteoriſchen Maſſen, die Gleichartigkeit aller und einen ähnlichen Urſprung derſelben beurkundet.

Von den beyden metalliſchen Gemengtheilen erſcheint der eine auf friſchen Bruchflächen mehr oder minder kenntlich in Geſtalt einzelner hervorragender Körner oder Zacken, welche zum Theil von der erdigen Maſſe bedeckt und innig mit derſelben verwachſen ſind, von mehr oder weniger licht eiſen- oder ſtahl-grauer Farbe, und ſchwachem metalliſchem Glanze. Geritzt geben dieſe letzteren Geſchmeidigkeit zu erkennen, und zeigen einen ſtark glänzenden, lichteren, ins ſilberweiße ziehenden Strich. Einzelne herausgeriſſene Theile laſſen ſich auf einem Ambos fletſchen, wirken ſtark auf den Magnet, und zeigen durch alles dieſes, wie auch durch die Analyſe, daß ſie aus Nickelhaltigem gediegenen Eiſen beſtehen, welches aber ſpecifiſch leichter iſt, als eigentliches Meteoreiſen, und als das gewöhnliche Stabeiſen, nämlich nach der Beſtimmung des Verf. nur 6,00 bis 6,60. Wird die friſche Bruchfläche eines Steines polirt, welches zur genauen Unterſcheidung der Gemengtheile ſehr vortheilhaft iſt, aber mit ſehr wenigem Schleif- und Polir-Mittel, auch möglichſt trocken und mit der Vorſicht geſchehen muß, daß alles ſogleich ſorgfältig weggewaſchen und der Stein wieder getrocknet wird; ſo tritt das Gediegeneiſen noch ſichtbarer durch ſeinen metalliſchen Glanz hervor. Die Geſamtmenge beträgt von 0,80 bis 0,02 und noch weniger,

worüber die Analyſen keine genügende Auskunft geben, und kann dieſes nur dann geſchehen, wenn vor der Zerlegung der Geſamtmaſſe dieſer Antheil aus dem feinen Pulver mit einer Magnetnadel ausgezogen wird, ein Verfahren, welches der Verf. den Chemikern mit Recht dringend empfiehlt.

Der zweyte metalliſche Gemengtheil, welcher mit ſehr ſeltenen Ausnahmen (z. B. bey den Steinen von Chaſſigny, worin Vauquelin bey der Analyſe auch keinen Schwefel fand) in allen Meteorſteinen, jedoch in weit geringerer Menge, als das Gediegeneiſen vorhanden iſt, und zwar ſo viel weniger, je reichhaltiger jenes angetroffen wird, findet ſich ſelten in größeren Maſſen, zeigt einen metalliſchen Glanz, eine zink-graue, oft zinn- und ſilberweiße, meiſtens ins Speis- oder Meſſing-Gelbe ſpielende Farbe, iſt ſpröde, läßt ſich zu einem feinen Pulver zerſtampfen, und kann nach den äußern Kennzeichen, ſo wie nach dem Reſultate der Analyſe für nichts anders als Schwefeleiſen im minimo, oder Magnetkies gehalten werden, indem die Verſchiedenheit der Farbe vielleicht aus einer Beymiſchung fremdartiger Beſtandtheile, als Nickel, Chrom, Mangan, Silicium u. ſ. w. erklärlich iſt.

Außer dieſen Beſtandtheilen, welche ſchlechthin zum Weſen der Meteorſteine gehören, macht der Verf. S. 52 noch auf einen fünften aufmerkſam, welcher wahrſcheinlich bey allen, aber nur auf geſchliffenen Flächen mit dem Mikroſkop, leichter noch in der gröblich pülveriſirten Maſſe dem bewaffneten Auge in Geſtalt äußerſt zarter, unförmlicher, ungleich zerſtreuter, von der Maſſe feſt eingeſchloſſener Punkte oder Körner von matter, ſchwärzlich brauner oder ſchwarzer Farbe erſcheint. Die Körner ſind leicht zu einem gleichförmigen Pulver zerreiblich, und werden mehr oder minder lebhaft vom Magnete angezogen. Für Rindeſubſtanz, nach Chladni's Meinung, können dieſe Theilchen nicht gehalten werden; leichter aber, wenigſtens die dunkleren und glänzenderen, für gleichartig mit der olivinartigen Subſtanz, oder mit derjenigen, woraus die Adern und Gänge gebildet ſind. Indem ſie aber vorzüglich in den Steinen von Chaſſigny vorkommen, ſo führt der bedeutende Gehalt dieſer letzteren an Chrom, welcher 2 p. C. beträgt, auf die Vermuthung, daß ſie aus Chrom beſtehen, welches nach

Stromeyer aber ſtets als Oxyd und in Verbindung mit Eiſen, alſo als wahres Chromeiſen vorkommt.

Endlich verſäumt der Verf. bey ſeiner höchſt genauen Beſchreibung nicht, noch auf zwey eben ſo auffallende, als merkwürdige Beſchaffenheiten der Steinmaſſe dieſer räthſelhaften Naturproducte aufmerkſam zu machen. Die erſte iſt das Hervortreten von Adern, welche faſt in allen Steinen ſich zeigen, nach allen Richtungen, bald geradlinig, bald bogenförmig, kürzer oder länger, zuweilen ganz durch, vom Rande oder der innern Maſſe auslaufen, und von mikroſkopiſch kleiner bis zu einer drey Linien dicken Mächtigkeit mit zahlreichen Veräſtelungen vorkommen. Selten gehen ſie bis an die Oberfläche, und ſtehen überhaupt mit dieſer in keiner Verbindung, indem manche nur wenig, andere bis auf einige Zolle Mächtigkeit eindringend, alle meiſtens nur auf das Innere der Maſſe beſchränkt ſcheinen. Die Maſſe, welche dieſe Adern und Gänge bildet, iſt im Weſentlichen von der übrigen Steinmaſſe nicht verſchieden, indem ſie vielmehr eine in jeder Beziehung ganz ununterbrochene Fortſetzung von dieſer ausmacht, und durch gar nichts, was etwa einem Sahlbande gliche, geſchieden iſt. Bloß durch die Farbe, welche ſchwärzlich, oft beynahe ſchwarz, gewöhnlich aber graulich- oder blaulich-ſchwarz, blaulich ſchiefergrau, nie pech- oder kohlen-ſchwarz, am wenigſten braun iſt, wie die Rindenſubſtanz, unterſcheidet ſie ſich ſcharf und beſtimmt. Bemerkenswerth iſt noch, daß dieſe Adern und Gänge am häufigſten und ausgezeichnetſten in ſolchen Steinen vorkommen, welche ſich durch eine beträchtliche Dichtheit, Feſtigkeit und Innigkeit des Cohäſions- und Aggregat-Zuſtandes auszeichnen, und gerade in ſolchen, worin der olivinartige Gemengtheil nur ſehr wenig, oder unvollkommen hervorſtechend enthalten iſt. Für Rindenſubſtanz, nach der Anſicht von Vauquelin und Chladni dieſe Adern und Gänge zu halten, iſt der Verf. aus triftigen Gründen nicht geneigt; vielmehr hält er dieſen Beſtandtheil für identiſch mit der eigentlichen Meteorſteinmaſſe, zumal mit dem mehr olivinartigen Antheile derſelben, und ſcheinen ihm dieſelben gleichzeitig mit dieſen Beſtandtheilen gebildet und ausgeſchieden zu werden. Im genaueſten Zuſammenhange hiermit ſteht die zweyte eigenthümliche Be-

ſchaffenheit der in den Meteorſteinen vereinigten Maſſen, welche nicht minder häufig, und auf allen Fall bey allen denen ſich zeigt, in welchen ſich die eben bezeichneten Adern vorfinden. Nach S. 57 beſteht dieſe in dem Vorkommen mehr oder minder dicker, meiſtens mikroſkopiſch feiner, einem bloßen Anfluge ähnlicher Lagen einer dichteren, ſcheinbar fremdartigen Maſſe, welche in Geſtalt unregelmäßiger, nicht ſcharf begrenzter Flecken oder Streifen auf der Bruchfläche erſcheinen, dieſelbe bisweilen ganz bedecken, und nach Art der Adern und Gänge die Maſſe der Steine in verſchiedenen, nicht ſelten ſich durchkreuzenden Richtungen durchſetzen. Sind dieſe Lagen oder Streifen ſehr dünn, ſo ziehen ſie ſich über die natürlichen Unebenheiten der Bruchfläche hin, und haben ein ſtreifiges, ſelbſt dem ſchiefrigen nahekommendes Anſehn; bey größerer Dicke dagegen ſind ſie ebener, zeigen eine Anlage zu blätterigen Ablöſungen, und bilden in beyden Fällen mehr oder minder vollkommene Abſonderungsflächen, in denen der Stein leichter zu ſpalten ſcheint. Die Farbe dieſer Lagen iſt ſchwärzlich, ins Schiefergraue übergehend, zuweilen dem Graphit ähnlich metalliſch glänzend, welches von äußerſt zarten, gleichſam als Anflug aufliegenden Blättchen Gediegeneiſen herrührt, weswegen ſich an ſolchen Stellen auch Roſtflecken zeigen. Nach genaueſter Prüfung hält der Verf. die beyden zuletzt genannten Beſtandtheile für identiſch, und glaubt, daß ihrem Entſtehen und dem Hervortreten des olivinartigen Gemengtheils ein und derſelbe Bildungs- und Ausſcheidungs-Proceß zum Grunde liege, der nur durch das, obgleich nur wenig abweichende quantitative Verhältniß der entferntern Beſtandtheile der Steinmaſſe im Ganzen, oder etwa durch veränderte Nebenumſtände abgeändert werden, und ſonach dieſe verſchiedenen Modificationen veranlaſſen mag.

Die achte und neunte Tafel, nebſt der allerliebſten Titel-Vignette bezweckt die Verſinnlichung des merkwürdigen kryſtalliniſchen Gefüges der vorzüglichſten Gediegeneiſen-Maſſen, deren meteoriſcher Urſprung theils factiſch erwieſen, theils höchſt wahrſcheinlich iſt. Bekanntlich machte der Herr Director v. Widmannſtätten ſchon 1808 die ſchöne Entdeckung, daß das kryſtalliniſche Gefüge des Agramer Meteoreiſens durch Aetzen einer geſchliffenen Fläche mit Salpeterſäure ſehr deutlich

erhaben hervortrat, und der Anblick einer ſolchen geätzten Fläche konnte leicht den glücklichen Gedanken herbeyführen, dieſelbe unmittelbar als Form, oder natürlichen Stereotyp zu benutzen, und vermittelſt aufgetragener Druckerſchwärze abzudrucken. Das gute Gelingen der erſten Verſuche veranlaßte den Verf. in Verbindung mit dem Hrn. Director v. Widmannſtätten 1813 eine große Fläche der Elbogener Eiſenmaſſe gleichfalls zu ätzen, und für eine künftige wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſes Gegenſtandes aufzubewahren. Obgleich Rec. alles dieſes ſchon früher theils aus Zeitſchriften, theils aus mündlicher Unterhaltung mit Hrn. Chladni wußte; ſo hat ihn doch der Anblick des wirklichen Abdrucks auf der neunten Tafel wahrhaft überraſcht, indem ihm bisher nur kleine Bruchſtücke meteoriſcher Maſſen zu Geſicht kamen, hier aber gewiſſermaßen ein Facsimile der Schichtungen des großen Steines in einer Figur von 8 par. Zoll in größter Höhe und faſt 7 Zoll in größter Breite vor Augen liegt, welches noch obendrein als techniſches Product ganz eigener Art neben mehrfachen ähnlichen eigends merkwürdig und intereſſant iſt. Von nicht minderer Wichtigkeit ſind aber die vielen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, welche die Erläuterung dieſer Abdrücke begleiten, und wovon wir Einiges von vorzüglicher Wichtigkeit auszuheben uns erlauben.

Die Aetzung ſelbſt geſchieht ſehr leicht durch Salpeterſäure auf polirten Flächen, und wird ſo viel tiefer, je ſtärker die Säure iſt oder je länger ihre Einwirkung dauert; doch iſt es beſſer, verdünnte anzuwenden und den Aufguß öfter zu erneuern. Indem die Erzeugung der durch das Aetzen entſtehenden regelmäßigen Figuren anſcheinend nicht von einem eigenthümlichen Miſchungsverhältniſſe der Beſtandtheile, ſondern nur von ihrem Aggregat-Zuſtande abhängt; ſo iſt es ſehr merkwürdig, daß dieſelben bey allen factiſch oder durch die triftigſten Gründe erwieſenen, und auch bey hinlänglich großen Stücken der in Aerolithen eingeſprengten, Eiſenmaſſen hervorgebracht werden kann, dagegen bey allen mehr problematiſchen, welche auch keinen Nickel enthalten, als denen von Achen, Mailand, Cilly, Kamsdorf, Florac u. ſ. w. ausbleibt. Aber nicht minder auffallend iſt es, daß ſie weder bey einem Stücke der Capſchen, noch der peruvianiſchen Eiſenmaſſen hervorge-

bracht werden konnten, ſo viele Gründe übrigens deren meteoriſchen Urſprung beweiſen. Die Regelmäßigkeit der Streifen auf dem vorliegenden Abdrucke der geätzten Platte des Elbogener Eiſens iſt höchſt auffallend, nicht minder aber nach Rec. Anſicht der Umſtand, daß ſie von denjenigen auf der Agramer Eiſenmaſſe wenigſtens etwas, von denjenigen auf der Eiſenmaſſe von Lenarto aber merklich, ſelbſt rückſichtlich der Winkel, welche ſie mit einander bilden, noch mehr aber auf dem mexicaniſchen Gediegeneiſen abweichen, bey welchem letzteren der Verf. geneigt iſt, dieſes als Folge einer mechaniſchen Gewalt, etwa beym Lostrennen von einem größeren Stücke, oder eines nachherigen Hämmerns anzuſehen. Ohne gerade eine genügende Erklärung dieſes Unterſchiedes und überhaupt des ganzen Phänomens geben zu wollen, meint der Verf. annehmen zu dürfen, daß das Gefüge der Elbogener Maſſe den höchſten Grad von Ausſcheidung und regelmäßiger Abſonderung der einzelnen, mehr oder weniger verſchiedenartig ſcheinenden Theile beurkunde, womit ſicher ein jeder ſchon beym bloßen Anblicke der ſehr inſtructiven Zeichnungen übereinſtimmen wird. Hieraus folgt zugleich, daß zwar minder wahrſcheinlich die Capſche Maſſe, welche nach den neueſten Verſuchen des Hrn. v. Widmanſtätten durch das Behandeln mit Salpeterſäure nur Flammen erhielt, mit mehrerem Grunde aber die Peruaniſche, auf welcher doch eine Spur von Streifen ſichtbar wurde, bey den übrigen Kennzeichen, namentlich dem Gehalte an Nickel allerdings wohl den meteoriſchen beygezählt werden können. Inzwiſchen beſtätigte eine ſpätere chemiſche Unterſuchung durch Hrn. Moſer die urſprünglich gehegten und auch geäußerten Vermuthungen des Verf., indem die durch lange fortgeſetzte Aetzung mit Salpeterſäure ausgeſchiedenen Zwiſchentheile nur 4,18 p. C. Nickel gaben, die Lamellen dagegen 9,85 p. C. wovon das arithmetiſche Mittel mit 7,20, als dem Geſamtgehalte beyder zuſammen, ſehr genau übereinſtimmt, und da von dem Gerippe doch immer auch ein nicht unbedeutender Theil mit aufgelöſet ſeyn mußte, von ſonſtigen Subſtanzen, namentlich Kohle, Silicium, Chrom und Kobalt aber keine Spur anzutreffen war, ſo erklärt ſich das auffallende Gefüge dieſemnach bloß aus dem ſehr ungleichen, oder den, die Er-

Digitized by Google

habenheiten bildenden Lamellen ausſchließlich eigenem Gehalte an Nickel. Schwefeleiſen wurde gleichfalls, namentlich auch wenigſtens ein vollſtändiger Würfel in der Auflöſung gefunden, welches inzwiſchen, auffallend genug, bey der Analyſe ein Verhältniß von 6,30 : 4 10 des Schwefels gegen Eiſen, alſo ein geringeres als das minimum des terreſtriſchen Schwefeleiſens gab, woraus hervorgeht, daß man auf allen Fall bey den Beſtimmungen des Quantitativen hierbey nicht nach ſtöchiometriſchen Grundſätzen verfahren kann; wobey Rec. noch die Frage aufwerfen möchte, wie es zugehen mag, daß hierbey das ſonſt ſo allgemeine Geſetz der conſtanten Miſchungs-Verhältniſſe keine Anwendung findet.

Die ſchon erwähnte Titel-Vignette enthält die Kupferſtiche eines aus der Elbogener Maſſe geſchnittenen, bloß durch Feilen dargeſtellten Siegelringes, mit einer geätzten, und dadurch zum Abdrucken geeigneten Platte, worin ein Pfeil und ein Stern als Symbole gravirt ſind, und zweyer Würfel von derſelben Maſſe, welche gefeilt und polirt, demnächſt aber auf allen Seiten bis zu verſchiedener Tiefe geätzt wurden, um die Wirkung dieſer Behandlung in ihren verſchiedenen Abſtufungen genauer darzuſtellen.

Eine auf der zehnten Tafel hinzugefügte genaue topographiſche Darſtellung der Gegend von und um Stannern, worauf die einzelnen Orte der Steinfälle ſpeciell bezeichnet ſind, dient nicht bloß dazu, dieſen hierdurch merkwürdig gewordenen Diſtrict zu verſinnlichen, ſondern auch das ganze Phänomen näher zu detailliren, wobey zugleich die Zeit und Art der Aufnahme, als auch die Nebenumſtände beym Auffinden der einzelnen Exemplare jenes Steinfalles zur genaueren Conſtatirung des Ganzen angegeben ſind. Als Hauptreſultate ergeben ſich hieraus, daß das Niederfallen dieſer Steine die Folge einer ſehr complicirten, durch Fall- und Wurfkraft bedingten Bewegung iſt, indem ſie gedrängter im Mittelpunkte der ganzen, eine ziemlich excentriſche Ellipſe bildenden Fläche, und übrigens auf eine ſolche Weiſe zerſtreut liegen, daß dadurch die einzelnen Zerplatzungen, übereinſtimmend mit den wiederholten, mitunter auf 16 bis 14 Meilen in einer die Fenſter erſchütternden Stärke hörbaren Detonationen, genau angegeben werden. Der

ganze Flächenraum des Falles iſt ſo, daß die äußerſten Punkte desſelben von einem wahrſcheinlichen Mittelpunkte an gerechnet, auf 1000 bis 1600 Wiener Klafter (973 bis 1557,5 Toiſen) abſtehen, und der ganze Flächeninhalt nahe an 5 bis 6 Mill. Quadratklafter einnimmt. Als etwas Eigenthümliches (der anſcheinend gänzlichen Windſtille an jenem Tage vielleicht Beyzumeſſendes) wird erwähnt, daß der Raum, bis wohin der Schall der Detonationen gehört wurde, gleichfalls eine ähnliche Ellipſe, deren Axen jenen des Fallraumes parallel anzunehmen ſind, bildete, und ſogar auch die Fläche des begleitenden, mit der Erſcheinung ohne Zweifel zuſammenhängenden Dampfes dieſer Figur entſprach. Wenn man nun das ganze Gewicht aller Steine zu 150 ℔. annimmt, deren Inhalt daher keinen Cubikfuß, und in Dampfgeſtalt unter gewöhnlichem Drucke (wobey der Verf. übrigens die ausnehmend geringe Dichtigkeit ſolcher Art Dämpfe nicht berückſichtigt) etwa 6000 Cub. Schuh betragen mochte, ſo „möchte man ſich wohl beſtimmt finden, „von der Idee, dieſe Gewalt bloß als eine mechaniſche zu „betrachten, abzugehen, und dieſelbe vielmehr als die Wirkung „eines uns ganz fremden, großen chemiſchen Proceſſes anzuſehen, deſſen Reſultat vielleicht die Bildung der nächſten „Beſtandtheile, in welchen ſich uns die meteoriſchen Maſſen, „wenn ſie einmal zur Erde gekommen ſind, zu erkennen geben, „aus den uns zur Zeit noch unbekannten Urſtoffen (Chladni's „Urmaterie) ſeyn dürfte, und wobey die Exploſion und Zertrümmerung der Maſſe nur Nebenwirkung wäre.“ Die ganze Länge des von dem Meteor während der Exploſion und dem ſucceſſiven Niederfallen durchlaufenen Raumes ergiebt ſich aus dem Plane auf 5000 — 6000 Klafter, mit dem Nebenumſtande, daß zuerſt die größten und ſchwerſten, hiernächſt die kleinſten Steine niederfielen, und aus der, wenn gleich nach Schätzung ohne Zweifel viel zu groß angegebenen Dauer der einander folgenden Detonationen zu 6 bis 8 Minuten geht evident hervor, daß die Geſchwindigkeit der Bewegung auf allen Fall nicht ſtark geweſen ſeyn kann. Uebrigens zieht der Verf. aus der großen Ausdehnung der Fläche, worüber dieſe Steine und andere z. B. bey l'Aigle ausgebreitet lagen, mit Rückſicht auf die bekannten Fallgeſetze der Körper die Folge,

alle dieſe Thatſachen theils die große Höhe dieſer Meteore, ls die höchſt mannichfaltig und vielſeitig wirkenden Wurf te unwiderleglich darthun.

Rec. bereuet es keineswegs, durch das Intereſſe dieſer altreichen Schrift, über welche die Kritik im eigentlichen nne mit wenigen Worten ausgeſprochen werden konnte, ver et, eine weit ausführliche Anzeige mitgetheilt zu haben, als prünglich in ſeinem Plane lag, und zweifele nicht, daß rdur vorzüglich auch denen ein angenehmer Dienſt er eſen ſeyn wird, in deren Händen ſich dieſelbe nicht befindet.

---

interlaſſene Schriften von Auguſt Freſeniu?. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouque. Erſter Band. Thomas Aniello. ankfurt am Main 1818. Auf Koſten der Mutter und Geſchwiſter des Verfaſſers.

Auch unter dem beſondern Titel:

:homas Aniello Trauerſpiel in fünf Aufzügen u. ſ. w. 250 S. in 8.

Vorliegendes Trauerſpiel iſt das Werk eines durch weiter nicht als eine Sammlung zarter und lieblicher lyriſcher Gedichte in der Litteratur bekannt gewordenen Jünglings, der es 21 Jahr alt auf der Univerſität zu Heidelberg dichtete und 2 Jahre ſpäter ſtarb, ohne die letzte Hand an ſein Werk legen zu können. Möchte aber auch der Verf. durch die letzte Feile dem Werke noch Schönheiten, vorzüglich in Rückſicht des Ausdrucks, zugeſetzt haben, wir haben an dem Gegebenen ein ſchon in vieler Hinſicht trefflich zu nennendes Stück, vorzüglich von Seiten der Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, welcher in dem 1647 zu Neapel vorgefallenen Aufſtand, von dem gewöhnlich ſogenannten Maſaniello geleitet, beſteht. Wenn man bedenkt, wie Aufſtände und Verſchwörungen der pathetiſchen Uebertreibung und den leidenſchaftlichen bombaſtiſchen Phraſenwüthereyen ausgeſetzt ſind, ſo gebührt dem Verf. großes Lob, der dies durchaus vermieden hat, was ſelbſt Schiller im Fiesko nicht vermied. Dieſe Gegenſtände der Poeſie gleichen gewiſſer-

Digitized by Google

maßen den Märtyrerſtücken in der Mahlerey, die gewöhnlich zu anatomiſchen Studien, oder alles Gefühl beleidigenden Schinderſtücken werden, weil da die Mahler rechte Gelegenheit finden, ſtarke Verzerrungen mit grellen Zügen anzubringen, und darüber die himmliſche Verklärung, die aus dem irrdiſchen Leiden hervorbrechen ſollte, aus dem Auge verlieren. Daß die Dichtkunſt die wirkliche Geſchichte nicht verkleinern dürfe, wäre manchem Dichter zur Aufmerkſamkeit zu empfehlen, da ſich wirklich hiſtoriſche Stücke vorfinden, wo der brauſende Strom der Weltgeſchichte verlaſſen iſt, um in einem durch ſein Austreten entſtandenen Entenpfuhl zu plätſchern. Genau zu folgen braucht man der Geſchichte nicht, wenn ſie nur, wie hier wirklich geſchehen, zu höheren Zwecken angeordnet wird. Aniello erſcheint hier anders, als in der Geſchichte; doch wir wollen, damit jedermann ſelbſt über die Behandlung der Geſchichte urtheilen könne, eine Ueberſicht des Stücks geben.

Im erſten Aufzug kommt Arcos, ſpaniſcher Vicekönig von Neapel, mit ſeiner menſchenfreundlichen Gemahlin Roſalie und empfiehlt ihr Stolz gegen den neapolitaniſchen Pack und Troß, bis ihn ſein Secretair Coppola, ſein getreuer Helfershelfer, abruft. Nun erſcheint auf der Straße ein vom allgemeinen Elend feiſt gemäſteter Zollbedienter, der einen Obſthändler anhält, um nach unverzollten Dingen zu ſuchen, worüber ſie ſich zanken, bis mehrere Zollbediente kommen, und er zuletzt den Obſthändler mit einem Stelet in das Bein wirft. Advocat Vitale tritt hinzu mit gezogenem Degen, giebt ſich für des Oberzollintendanten Vetter aus, und die Zöllner weichen vor ihm mit Bücklingen. Vitale übergiebt den Obſthändler einem feigherzigen Schneider zum Nachhauſeführen, während er ſelbſt nach einem Wundarzt geht. Aniello der Fiſcher tritt auf, und fragt, nachdem er die Geſchichte vernommen: „Wo ſind ſie denn, die Blutigel? Antw. auf den Markt. Aniello. Aha! das iſt ja die Badſtube Neapels, wo der Volks-Leibarzt „Vicekönig“ die Blut- und Markſauger an alle Glieder ſetzt.“ Der Schneider geht durch, als er einen Zöllner zu ſehen glaubt, und Aniello führt den Obſthändler nach Haus. Vitale, ſein Bruder Savino, Carmelitermönch und Wundarzt, der zum Obſthändler voran-

geht. Beyde Brüder unterhalten ſich über des Prinzen und Wüſtlings Joſeph Caraffa Frevel, der den Erzbiſchof getreten und dafür im Caſtell ſitzt, denn

Das Hochgericht? das iſt für Hohe nicht.

Zimmer Herzogs Matalone's, eines Zwillingbruders jenes Caraffa; der Herzog unterhält ſich mit Amitrano, einem ehemaligen und künftigen Banditen, ſeinem Vertrauten, über die Mittel, König von Neapel zu werden. Amitrano übernimmt einen Feuerwerker des Admiralſchiffs zu beſtechen, dieſes in die Luft zu ſprengen, weil der Verluſt des darauf befindlichen Geldes Arcos um ſeinen Poſten, und einen ſchwachen Dümmling an denſelben bringen würde. Aniello vor ſeinem Hauſe, wo ein Brunnen mit Karls V. Statue iſt, unterhält ſich mit ſeinem Weibe Maria und ſeinem Töchterchen Bianka, als ein durch Elend wahnſinnig Gewordener erſcheint. Mit der ſchmerzlichen Betrachtung Aniellos darüber, ſchließt der erſte Aufzug. Der zweyte zeigt den Markt mit einem neuen Zolledikt am Rathhaus, weil das durch die unterdeſſen erfolgte Sprengung des Admiralſchiffs verlorne Geld wieder herbeygeſchafft werden ſoll. Dem Volk, welches entſetzt iſt, daß das Blut des heil. Januarius nicht an dieſem Tag gefloſſen, ſagt Aniello, auf das Edikt zeigend:

Hier iſt der böſe Bannſpruch, welcher uns
Das heil'ge Blut heut in Erſtarrung hielt.

Das Volk weiß ſeinem Jammer keinen andern Rath, als Aniello beyzuſtimmen, der mit Greiſen und Kindern Arcos bitten will um Aufhebung des Edikts, dies geſchieht und Hohn ſtatt Gewährung iſt der Erfolg, jedoch ſegnet der Erzbiſchof in Arcos Begleitung, Aniello, was ihn dem Volk ehrwürdiger macht. Amitrano, Herzog Matalone's Vertrauter, von Banditen gefangen, ſoll geſtehen, wo Matalone ſey, weil deſſen Bruder Caraffa ihn für den Schiffbrand liefern ſoll, um als dann deſſen Herzogthum zu erhalten. Die Banditen werden dagegen von Amitrano gewonnen, Matalone die Königskrone zu verſchaffen. Vitale erſucht ſeinen Bruder von ihrem geizigen Oheim, dem alten Procurator Genuino, Geld zu leihen, um den am Feſt der heil. Jungfrau herumziehenden Alorben, deren Anführer Aniello durch's Loos geworden, Waffen zu kaufen,

weil ſie ſehen, daß Waffen allein Neapel noch retten können. Der von Vitale angeſtiftete Obſthändler erſcheint in Lumpen verkleidet mit Obſt auf dem Markt, ſonſt kein Verkäufer, ſobald er Händel mit den Zollbedienten angefangen hat, geſellen ſich Alorben und Volk dazu, und jagen die Zöllner ins Rathhaus. Nauclerio will das Volk aus dem Fenſten beſänftigen, ſeine Worte ſind aber kraftlos, Aniello ſagt:

Machts Fenſter zu; — hier iſt ſchon voller Rath.

Er reißt das Edikt ab, ermahnt das Volk, das Joch abzuſchütteln, und ſie gehen das Zollhaus zu verbrennen. Dritter Aufzug. Hauptleute und Volk wollen Beſignano zum Anführer wählen, dieſer entſchuldigt ſich mit Unpäßlichkeit, Aniello kommt mit dem Degen in der Hand nebſt Alorben und Vitale hinzu, welcher dann Aniello vorſchlägt, dem ſie nun den Eid ſchwören, ſechs Tage treu zu ſeyn, ihr altes Recht zu erfechten. Aniello ſchwört ihnen alsdann und ahnt ſeinen baldigen Tod. Philipp von Spanien ſoll König bleiben, und zu Aniellos Beyſtand werden Galani und der alte Procurator Genuino gewählt. Arcos prahlt, wie er Aniello züchtigen wolle, der Erzbiſchof ermahnt ihn zum Guten, der Secretär Coppola aber fertigt ihn ab, indeß Biſignano kommt und den Aufſtand ſchildert. Ein Officier meldet die Bewältigung der Hauptwache, ein Unterofficier den Verluſt des Fort Lorenzo, wo Aniello der erſte war, und Arcos verſpricht dem Erzbiſchof, der fort will, das Volk beſänftigen, Widerruf des Zolledikts. Caraffa kommt mit der Hiobspoſt, Arcos Caſtell ſey umzingelt, er ſey nur hineingelaſſen, um zu melden, morgen ſolle es zerſtört werden, im Falle die Urkunde Karls V. nicht ausgeliefert werde. Coppola geht eine falſche zu ſchreiben, die das Volk hinhalten ſoll, bis Entſatz kommt. Die Zöllnerpalläſte werden niedergebrannt, ohne Plünderung, und Aniello läßt ſogar einen erſchießen, der ein Schnupftuch geſtohlen. Caraffa flüchtet vor dem Volk ins Haus des Weins und der Lüſte, wohin Matalone kommt mit Banditen und ihn, ſeinen Zwillingsbruder ſammt ſeiner Hure erſticht. Auf dem Rathhauſe ſind Aniello, Vitale, Genuino; Matalone kommt und wird, nachdem ſie ihn über ſeinen Königsplan ausgeforſcht, ins Gefängniß geführt. Vierter Aufzug. Der Matalone bewachende Hauptmann war Bandit, und läßt ſich handeln, ihn zu befreyen, und Matalone gedenkt ſich wenigſtens zu rächen, wenn er nicht König werden kann. Der Geizhals Genuino, ehe er zu Arcos fährt, die rechte Urkunde zu holen, weil die falſche gleich erkannt worden, giebt ſeinem Neffen, dem Carmelitermönch, Erbauungsbücher zurück und bittet ſich andere aus. Aniello erfährt von dem Verſuch, Matalone zu befreyen, und überträgt die Wache einem andern,

Erzbiſchof wird demüthig von ihm empfangen, und ſein
ich um Einſtellung des Brennens gewährt. Zu derſelben
langt ein aufgefangener Brief vom General des Entſatzes
und Aniello ordnet nun einen Ueberfall deſſelben an. Zur
des Abmarſches bieten 500 Banditen ihre Dienſte, Aniello
t ſie zu Fuß vor ihm erſcheinen, und als er ſie anredet,
ßen 7 auf ſeine Bruſt, aber ein am Halſe hängendes
ttergottesbild ſchützt ihn, worauf die Banditen erſchlagen
: gefangen werden, und der Abmarſch ſtatt findet. Arcos
Coppola ſuchen nun Genuino zu beſtechen, und als er
imt, forſcht ihn Arcos aus, findet ihn für Geld zu allem
ig, und wird mit ihm einig, Aniello zu vergiften mit ei
n Pulver, das ihn erſt wahnſinnig macht. Der Ueberfall
; Entſatzes gelingt unterdeß, aber des ſieggekrönten Aniello
rtet zu Hauſe trauriger Lohn. Banditen vergifteten die
unnen, und wiewohl es zeitig entdeckt wird, ſo ſterben doch
iellos Weib und Kind daran, und ſeine Klage ſchließt den
erten Aufzug. Den fünften eröffnet Genuino, auf Aniello
artend, ihm die Urkunde zu geben, er kommt, verſpricht ihm
000 Skudi für ſeinen Dienſt und wird

— aufs Wohl der neuen beſſern Zeit
— aufs Wohl der neuen beſſern Zeit
— aufs Wohl der neuen beſſern Zeit

Aufs Wohl des Volks und aller braven Männer

rgiftet. Das Volk bietet Aniello die Krone an, er ſchlägt ſie
as; der Erzbiſchof, Zeuge dieſes Auftritts, geht zu Arcos,
en die Niederlage des Entſatzes zur Verſtellung zwingt, um
m die gute Wendung des Aufſtandes ans Herz zu legen, und
ls Vitale mit der Urkunde zur Beſtätigung und dem verbre
jeriſchen Matalone nach Spanien abſegeln will, erſcheint
lrcos, iſt ganz freundlich und giebt ihm ſelbſt noch ein Em
fehlungsſchreiben mit, dann dringt er Aniello eine goldne
Kette auf, indeſſen das Gift ſeine Wirkung beginnt. Der
Erzbiſchof nimmt den Kranken in ſeinem Wagen mit nach
Haus. Genuino empfängt den Henkerſold, ſein Neffe der
Mönch findet ihn im Golde wühlend, aber auch alſo bald vom
Tode befallen und erhält das Geſtändniß ſeines Verbrechens.
Alle Ehre, die nun Aniello angethan wird, kann ihn nicht
mehr erquicken, denn ſein Wahnſinn tobt gewaltig, zuletzt
ſehen wir ihn bey des Erzbiſchofs Pallaſt in Ketten, einen
Arzt um ihn beſchäftigt. Noch einmal bricht er fürchterlich
los, und nachdem er ausgetobt, ſinkt alles Irrdiſche von ihm,
und ſeine Seele ſieht den Himmel offen und ſchwebt hinauf,
ſeiner Heimath als ſchönſten die vom König beſtätigte Urkunde
leſend, die Vitale zurückbringt.

Wie ſchön aber auch das Ganze nun dargeſtellt ſey, ſo
vermiſſen wir doch, was bey jedem ächten Kunſtwerk nothwen

dig iſt, eine Seele des Stücks, welche alle Bewegungen deſ ſelben frey lenke, und auf welche alle ſich beziehen. So viele Perſonen auch darin auftreten, und ſoviel auch darin gehan delt wird, ſo fehlt es doch eigentlich an dramatiſcher lebendiger Handlung, und gewiſſermaßen an höherer Einheit derſelben. Es ſcheint, als habe die Maſſe des Gegenſtandes auf den Dichter gedrückt, und die Sonnenroſſe der Poeſie ſeyen mit ihm durchgegangen, wiewohl nicht bis zu Phaethons Sturze. Was die Charaktere angeht, ſo läßt ſich wenig davon ſagen, da es faſt nur erſte flüchtige Zeichnungen ohne ſonderliche Tiefe und Wahrheit ſind, und ſie tragen zumal nichts an ſich von jenen feinen Zügen, wodurch ſie ſich gleich von einander unter ſcheiden, worin Homer ſo meiſterhaft iſt. Am beſten iſt Ge nuino gezeichnet, Arcos ſollte mehr ſpaniſche Grandezza und Steifheit haben, ſtatt der etwas gar niedrigen Redensarten, ſo würde dies gegen die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Neapolitaner, die freilich auch fehlt, und gegen die Einfach heit des Aniello wohlthätig abſtechen, weil dadurch der Auf ſtand des Volks noch mehr bedingt würde. Daß Aniello nicht gleich anfangs ſtark auftritt, iſt gut, denn nun erſcheint die That mehr als Nothwendigkeit, und Aniello mehr als reines abſichtloſes Werkzeug in der Hand des Herrn. Aniello's Wahn ſinn am Ende bringt ein höchſt ſchauerliches Gefühl hervor, als ob alles Schöne in ſeiner höchſten Blüthe untergehen müſſe, aber ſeine Verklärung zuletzt verſöhnt wieder das Gefühl, er hatte das Höchſte auf Erden erreicht, in Demuth ſich ſelbſt verläugnet, und für die Menſchheit, ſo weit ſeine Kraft reichte, ſich hingegeben, und nun erſcheint jener Wahnſinn als ein Los ringen der Seele aus der Endlichkeit. Wenn ein hiſtoriſches Stück nicht ein ſolches iſt, wo ein Theil der wirklichen Ge ſchichte behandelt wird, ſondern wo der Geiſt der Welthiſtorie die Seele bildet, und das Seyn und die Bedingung der Men ſchen entwickelt und enthüllt, ſo iſt vorliegendes Stück durch aus nicht hiſtoriſch, und ſo ſehr auch Schakespeare Vorbild geweſen, ſo iſt er, der größte hiſtoriſche Dichter, in nichts als oberflächlichem Sprachnachahmen zu verſpüren. Die Sprache Schakespeare's muß ſehr behutſam zum Vorbilde gewählt wer den, denn ſeine Sprache war theils in ſeinem Zeitalter und ſeiner Lage bedingt, theils ſind ſeine Perſonen auf einem ſol chen humoriſtiſchen Standpunkt, daß ſie ihnen natürlich iſt, mithin nothwendig. Die Anwendung davon wollen wir zur Seite laſſen und bemerken, daß manche ſchöne Stelle rück ſichtlich des Witzes bey unſerm Dichter ſich vorfindet. Matt und ganz verfehlt ſind die Aufzug I. Sc. 5 — 12 ſtehenden Späße. Statt das Verfehlte noch einmal nachzuſchreiben,

wollen wir einige Proben beſſerer Stellen geben. Aniello über die Zolledikte:

Es ekelt mich euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Wolfsbohn herab. — Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

An einer andern Stelle der Oberſtallmeiſter:

So iſt es recht, daß Volk iſt nur ein Pferd,
Dem man kein Fett darf an das Futter thun.

Zuletzt ſtehe noch eine Phraſe, die Matalone ſagt:

— der ſteife Stolz
Des hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand, — derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück auf Händ' und Füß' (sic?)
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadelichen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen. —

Wir glauben, daß es Niemand entgehen kann, wer dieſen dramatiſchen Verſuch aufmerkſam durchlieſt, was der Verf. hätte leiſten können, wenn ein früher Tod ihn der Litteratur nicht entzogen hätte.

C. S.

Heidelberg,

Engelmannſche Buchdruckerey.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VI.

Chronik der Univerſität Heidelberg.

In der Nacht vom 1ſten auf den 2ten July d. J. ſtarb an einer unheilbaren Leberkrankheit der hieſige ordentliche Profeſſor der Staatswirthſchaft Dr. Heinrich Eſchenmayer in einem Alter von 57 Jahren.

In der Leipziger Literatur-Zeitung 25. April St. 101. 1820 ſteht eine Recenſion meiner Schrift, betitelt:

ΣΧΟΛΙΑ ΕΙΣ ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΝ ΚΑΙ ΔΥΟ ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΛΟΓΟΥΣ ΤΟΝ ΜΕΝ ΚΑΤ' ΑΝΔΡΟΤΙΩΝΟΣ ΤΟΝ ΔΕ ΚΑΤ' ΑΡΙΣΤΟΚΡΑΤΟΥΣ ΚΑΙ ΤΗΝ ΑΥΤΟΥ ΓΝΩΜΗΝ ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΑΝΗΓΥΡΙΚΟΥ ΙΣΟΚΡΑΤΟΥΣ γέγραφε ΙΩΑΝΝΗΣ ΑΥΓΟΥΣΤΟΣ ΓΟΔΟΦΡΗΔΟΣ ΡΟΣΤ (ΡΟΣΤ) Ἐν ΒΟΥΔΩΡΙΔΙ (Heidelbergae) ΦΙΛΟΤΙΜΩ ΔΑΠΑΝΗ ΟΣΒΑΛΔ (OSBALD) ΒΙΒΛΙΟΠΩΛΟΥ ͵αωκ'.

Hier wird λέλεχε als unrichtig verworfen. Daß ich auch εἴλοχε ſagen konnte, war mir von der Schule her aus der Welleriſchen Grammatik S. 9. nach der 2ten von Joh. Fr. Fiſcher beſorgten Ausgabe bekannt. Ich wählte dieſes, weil ich glaubte, ein Mann, der griechiſch ſchreiben könnte, bewieſe es durch den Styl. Das Perfectum λέλεχε zu gebrauchen glaubte ich mich durch das in Welleriſchen Grammatik S. 132. in der von Fiſcher beſorgten 2ten Ausgabe Geſagte berechtigt, indem die von dieſem Perfecto abgeleiteten Tempora vorkommen. Daher ich dieſes in der Halliſchen Grammatik

angeführte Perfectum zu gebrauchen kein Bedenken getra-
S. 95. angeführte Perfectum zu gebrauchen kein Bedenken getra-
gen habe.
Als Beyſpiele, daß ich den Artikel gar nicht zu gebrauchen ver-
ſtände, werden angeführt: ἐν ἐκείνῃ δέλτῳ, τῇ βιβλιοθήκῃ ἀκαδημικῇ
ἱεροκήρυκος τῆς ἐκκλησίας τὰ ἱερὰ ὑπὸ Λοῦθερ δεδιδαγμένα σεβομένης.
Bey ἐκείνῃ δέλτῳ habe ich den Artikel weggelaſſen, weil, wie jeder
Schüler weiß, die Alten, wenn ſie ein Pronomen demonstrativum
ſetzen, ihn häufig weglaſſen, z. E. οὗτος ἐκεῖνος Ἁρμονίδης ἐστί, wel-
ches Beyſpiel Scapulae Lexicon unter ἐκεῖνος hat. Matthiä große
griechiſche Grammatik §. 264. S. 370. Daß ich nicht geſagt habe τῇ
βιβλιοθήκῃ τῇ ἀκαδημικῇ, kommt daher, weil wie Matthäi in ſeiner
großen griechiſchen Grammatik S. 383. ſagt, der Artikel in ſolchem
Falle geſetzt werden, aber auch wegbleiben kann. Freylich hätte ich
auch ſagen könuen: τῇ ἀκαδημικῇ βιβλιοθήκῃ, τῆς τὰ ὑπὸ Λοῦθερ
δεδιδαγμένα ἱερὰ σεβομένης ἐκκλησίας. Daß aber die Alten ſich nicht
allezeit an die gewöhnliche Ordnung banden, zeigt auch Eurip. Bacch.
649. ex editione Barnesii Lipsiae sumtu Suikerti τοὺς γὰρ λόγους
εἰςφέρεις καινοὺς ἀεί. Eurip. Cycl. 173. τὸν ὀφθαλμὸν μέσον. Aristot.
Analyt. Posterior. I. 25. §. 3. τῷ δὲ Γ. ὑπάρχον παντὶ τὸ B. In
Anſehung der Participien hat es Κοραῆς (Coray) nachgeahmt in Σημειώσ.
εἰς Αἰλιανοῦ Ποικίλην Ἱστορίαν B. Z. κ. θ'. zu κρονκωτοῦ παρὰ τὴν
κρόνην πλείονα οὖσαν. Weil vom Artikel die Rede iſt, ſo ſey es mir vergönnt,
eine Stelle aus der mir nebſt andern Büchern aus der Heidelberger Uni-
verſitätsbibliothek gefälligſt geliehenen Schrift herzuſetzen, die betitelt
iſt: Ἀνωνύμου σύνοψις περί συλλογισμῶν und ſich in dem Buche be-
findet, das folgenden Titel führt: Ἰωάννου Γραμματικοῦ Φιλοπόνου
εἰς τὰ πρότερα ἀναλυτικὰ τοῦ Ἀριστοτέλους ὑπόμνημα. Μαγεντίνου
σχόλια εἰς τὰ αὐτά. Σύνοψις περὶ τῶν συλλογισμῶν. Joan. Gramm.
Philoponi Commentaria in priora Analytica Aristotelis. Ma-
gentini Commentaria in eadem. Libellus de syllogismis. Ve-
netiis 1536. Hier ſteht ſie p. r. 42. εἰ δὲ συμβῇ ἀπροσδιορίστους
εἶναι τὰς προτάσεις τουτέστι μὴ ἔχειν πᾶς ἢ τὶς ἢ οὐδεὶς ἢ οὐ
πᾶς, εἰ μὲν ἄρθρον ἔχει, ἰσοδυναμεῖ τῇ καθόλου προτάσει. οἷον ὁ
πιστεύων ζήσεται. εἰ δὲ ἄρθρον οὐκ ἔχει, ἰσοδυναμεῖ τῇ κα-
θόλου προτάσει· οἷον ἀπόστολός εἰμι ἐθνῶν. οὐκ ἔχουσα γὰρ
τὸ ἄρθρον ἰσοδυναμεῖ τῇ λεγούσῃ τὶς ἀπόστολός εἰμι ἐθνῶν.
Weiter heißt es: „An Gewandtheit und Eleganz des
Styls iſt noch weniger zu denken, vielmehr muß gleich
die erſte verſchrobene unverſtändliche Periode jeden
— zurückſchrecken.“ Hier hat der Recenſent ſo wenig als anders-
wo ſeine Gewandtheit und ſeinr Eleganzen gezeigt, er hat nicht gezeigt,

worin das Verſchrobene liegt. Daß ihm die Periode unverſtändlich geweſen, glaube ich. Aber ich ſchrieb nicht für Leute, die kein Griechiſch verſtehen. Daß ich die mit griechiſchen Buchſtaben geſchriebenen deutſchen Eigennamen noch mit lateiniſchen Lettern, um Mißverſtändniſſe zu verhüten, habe drucken laſſen, wird wohl jeder Vernünftige billigen.

Ferner ſagt Recenſent: „die Titel und Städtenamen ſind oft auf eine für Recenſent ganz uubegreifliche Weiſe ausgedrückt, z. E. Professor καθηγετής“. Profeſſor habe ich ausgedrückt: καθηγητὴς κατ' ἐπάγγελμα. Daß ich κατ' ἐπάγγελμα nicht zwiſchen den Artikel uud καθηγητὴς geſtellt habe, glaube ich damit, daß ich ὢν ſupplire, entſchuldigen zu können. In Beziehung der Städtenamen, die ganz griechiſch gebildet ſind, habe ich mich auf Bayers Lexicon verlaſſen, von dem ich geglaubt, daß es treulich die recipirten Namen angäbe.

„Auf 8 andern Seiten ſind einige unbedeutende Anmerkungen zu Thucydides und gelegentliche grammatiſche Erinnerungen vorgebracht. Wie weniges mit dieſen zu bedeuten hat, kann man, wäre es nicht nach dem Style des Vrf. ſchon von ſelbſt zu erwarten, daraus abnehmen, daß er ſchreibt: ὥστε μὴ τοῦτο πλεονάκις εὑρίσκεται ἢ ὥσε οὔ und darauf Beyſpiele anführt, wo auf ὥστε der Indicativ folgt und es gar nicht anders heißen kann als ὥσε οὔ, ſo daß die Zahl der Beyſpiele ohne alle Mühe um einige Dutzend ſich vermehren ließe“. Hätte der Recenſent mit Ariſtoteles und ſeinen Auslegern Bekanntſchaft gemacht, beſonders mit dem Werke περὶ ἀκροάσεως φυσικῆς, ſo würde er die Zahl, um die ſich die Beyſpiele vermehren ließen, weit größer angegeben haben.

Der Rec. fährt fort: über οὐ nach εἰ ſind einige Stellen angebracht, aber es iſt nicht geſagt, warum es in ihnen οὐ heißen muß“. Auch hier hätte der Rec. ſagen können, daß ſich die Beyſpiele vermehren ließen, z. E. ὥστ', εἰ μὲν κατὰ το σχῆμα καὶ τὴν μορφὴν οὐ λέγεται τὸ γεγονὸς, ἐν ᾧ ἔστι τὸ σχῆμα, κατὰ δὲ τὰ πάθη καὶ τὰς ἀλλοιώσεις λέγετ'αι, φανερὸν, ὅτι etc. 'Αριστοτ. 'ακροασ. φυσ. L. VII. c. 3. εἴπερ γὰρ οὐδὲ τοῖς κακῶς δεδρακόσι Aristot. rhet. II. c. 23. εἰ δὲ οὐ τυγχάνει τοῦ κατ' ἀξίαν, ἀνῄρηται πρόνοια. Joan. Philop. in der angeführten Ausgabe S. 11. r. εἰ οὐκ ἀνάγκη παντὶ ἀνθρώπῳ τὸ λευκὸν ὑπάρχειν, ἐνδέχεται μὴ παντὶ ὑπάρχειν. Ebendaſelbſt S. 15. r. Dieſe und die in meiner Schrift

befindlichen Stellen anzuführen, wurde ich durch die Buttmanniſche Grammatik bewogen, wo ſo wie in dem Viger ed. Hermann mir von der Sache mit vielem Scharfſinn geſprochen zu ſeyn ſchien. Ich gerieth durch mehrere der angeführten Stellen auf den Gedanken, daß die Alten ſich nicht immer genau an die aufgeſtellten Regeln hielten.

Folgende von jedem Anfänger zu bemerkende aber vom Recenſent nicht gerügte Fehler ſtehen in meiner Schrift durch meine Schuld, indem ich die Correctur ſelbſt beſorgt habe. S. 3. muß εὔκολια ohne ι subscriptum ſtehen, S. 7. fehlt das ι subscriptum unter ἀποζῆν, S. 9. muß στρατοπέδῳ ebenfalls ein ι subscriptum haben; S. 16. muß τῆς ohne ι subscriptum geſchrieben ſeyn, εἰ muß ohne Ton ſeyn, ὤν hingegen mit dem acutus inversus.

Kenner der griechiſchen Sprache mögen beurtheilen, ob Recenſent nach den Kenntniſſen, die er gezeigt, es verdient, daß ich in Zukunft, was er auch gegen mich ſchreibe, darauf Rückſicht nehme.

Heidelberg den 17. May 1820.

Johann August Gottfried Roſt.

Buchhändler - Anzeigen.

In der Verlagshandlung der Heidelb. Jahrb. iſt neu erſchienen:

Abegg, D. J. F. Oratio de Joanne Baptista, 4. 4 gr. od. 15 kr.

Baehr, J. C. F. de Apolline Patricio et Minerva Primigenia Atheniensium. 4. 8 gr. oder 30 kr.

Conradi, Dr. J. W. H. Einrichtung der Mediciniſchen Klinik im academ. Hosp. zu Heidelberg nebſt einigen Bemerkungen über die darin behandelten Krankheiten. Mit der Abbildung u. d. Grundriß des Hoſpitals in Steindr. gr. 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Roßhirt, Dr. C. F. Beyträge zum römiſchen Rechte und zum römiſch deutſchen Criminalrechte. 1s Heft. Mit 3 Kpfrtfln. 8. geh. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch unter dem Titel:

— — Beytrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beſchreibung und Ankündigung. Mit 3 Kpfrtfln.

Kaestner, D. C. W. G. Grundriſs der Experimental-Physik. 1r Band. Zweite verm. u. verb. Aufl. Mit 1 Kpfrt. gr. 8. beide Bde 4 thl. 16 gr. oder 8 fl. 24 kr. (der 2te Bd. folgt zu Mich.)

Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmkanal ins Blut gelangen, über die Verrichtung

der Milz und die geheimen Harnwege; von Fr. Tiedemann und Leop. Gmelin, Prof. in Heidelb. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Neue Verlagsbücher, welche in der Oſtermeſſe 1820 bey Friedr. Chriſt. Wilh. Vogel in Leipzig erſchienen, und für beigeſetzte Preiſe in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben ſind.

Actenſammlung über die Entlaſſung des Prof. Dr. de Wette vom theologiſchen Lehramte zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm ſelbſt herausgegeben. gr. 8. geh. 6 Groſchen.

Auswahl deutſcher Geſellſchaftslieder nach bekannten Melodieen, 8. 8 gr.

Bardesanes Gnosticus Syrorum primus hymnologus. Commentatio historico-theologica, quam scripsit Aug. Hahn.
Charta impress. — 16 gr.
— script. — 20 gr.
— membran 1 thl. 4 gr.

Bröders, Chr. Gottl. praktiſche Grammatik der lateiniſchen Sprache, cum lectionibus latinis. 14te vermehrte und verb. Originalausgabe. Mit Königl. Sächſ. Baierſch. und Würtemb. Privilegien. gr. 8. 16 gr.

— — lectiones latinae etc. Editio decima quarta. Cum Privilegiis Reg. Sax. Bavar. et Würtemb. 8 Maj. 4 gr.

— — kleine lateiniſche Grammatik, mit leichten Lectionen für die Anfänger. 17te vermehrte und verbeſſerte Originalauflage. Mit Königl. Sächſ. Baierſch. u. Würtemb. Privilegien. gr. 8. 8 gr.

— — Ch. G. Wörterbuch zu ſeiner kleinen lat. Grammatik für Anfänger. 14te vermehrte und verb. Originalausgabe. Mit Königl. Sächſ., Baierſch. und Würtemb. Privilegien. gr. 8. 6 gr.

Frotſcher, M. K. H. kritiſche und erklärende Bemerkungen über einige Stellen aus Cicero's Rede für den Archias, und etwas über die Conſtruction des Sageworts Memini. gr. 8. 8 gr.

Geſenius, D. W. der Prophet Jeſaia, überſetzt und mit einem vollſtändigen philolog. kritiſch. und hiſtor. Commentar begleitet. 3 Theile. gr. 8.

Der erſte Theil, welcher die Ueberſetzung enthält, 18 gr. der 2te und 3te Theil enthalten den Commentar, und erſcheinen zur Mich. Meſſe.

Haenle, G. F. Lehrbuch der Apothekerkunſt, mit zweckmäßiger

Benutzung der neueſten Entdeckungen und Berichtigungen zu
vollſtändigem Selbſtunterricht für angehende Aerzte, Apotheker
und Materialiſten. Erſter Band, enthaltend: Pharmaceutiſche
Naturkunde. gr. 8. (wird in vier Wochen fertig.)

Lindners, F. W. muſikaliſcher Jugendfreund, oder inſtructive
Sammlung von Geſängen für die Jugend. 2tes Heft. 3te verb.
Auflage. 4. 1 thlr. 8 gr.

Pompeji Commentum artis Donati et ejusdem in Donati
de barbarismis et metaplasmis commentariolus. Utrum-
que nunc primum edid. et brevibus notis instruxit. Fried.
Lindemann. 8 maj. (wird zu Johannis fertig.)

ΜΑΞΙΜΟΥ ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ ΠΕΡΙ ΚΑΤΑΡΧΩΝ. Recensuit et
cum annotationibus criticis edidit. E. Gerhardius. 8 maj.

Charta	impress.	— 7 gr.
—	script.	— 9 gr.
—	membran.	— 12 gr.

Müller, A. von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grund-
lage der geſammten Staatswiſſenſchaften und der Staatswirth-
ſchaft insbeſondere. gr. 8. 9 gr.

Reichenbachii, H. Th. L. Monographia generis Aconiti,
omnium specierum iconibus coloratis illustrata. Mit lat.
und deutſch. Text. Fasc. Ius et IIus. Fol. maj. 6 thlr.

Salzmann, Chr. Gotth. moraliſches Elementarbuch 2r Theil.
Neue verb. Aufl. 8. 16 gr.

Schneider, Prof. J. Gottl. Saxo. Handwörterbuch der griechi-
ſchen Sprache. Nach der 3ten vermehrten Ausgabe ſeines gro-
ßen kritiſchen Wörterbuches der griechiſchen Sprache, mit be-
ſondrer Berückſichtigung des Homeriſchen und Heſiodiſchen
Sprachgebrauchs u. ſ. w. nebſt genauer Angabe der Sylben-
längen. Für Schulen ausgearbeitet von Dr. Franz **Paſſow**.

2 Theile.	Lexiconformat.	5 thlr. 12 gr.
Daſſelbe weiß Druckp.	großes Format	6 —
— Schreibp.	— —	7 — 12 gr.

Des 1ſten Bandes 2te Abtheilung wird in einigen Wochen been-
digt, und an die reſp. Herren Subſcribenten unverzüglich verſandt
werden, bis dahin noch bey 25 Exempl. der Parthie-Preiß à 3 thlr.
18 gr. Sächſ. für das vollſtändige Exempl. Statt findet.

Der Druck des zweiten Bandes wird unverweilt beginnen und ſo
ſchnell beendigt werden, als es die vielſeitigen Berufsgeſchäfte, und

die gediegene ſorgfältige Arbeit des Herrn Herausgebers nur immer geſtatten wollen.

Schraders, G. L. Handbuch für Söhne und Töchter, zum Gebrauch bey und nach ihrer Confirmation und Abendmahlsfeyer, nebſt kurzen Lebensregeln und Gebeten. 2te verbeſſerte Ausgabe. 8. broch. 9 gr.

Staeudlins, Dr. C. F. und Dr. H. G. Tzſchirners, Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte, 4ten Bandes 3tes Stück, gr. 8. 20 gr.

Trommsdorfs, Dr. J. B. neues Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker u. ſ. w. 3ten Bandes 2tes Stück. 8. 2 thlr.

— — 4ten Bandes 1ſtes Stück, 8. 1 thlr. 8 gr.

— — phyſikaliſch-chemiſche Unterſuchung der Mineralwaſſer des Kaiſer-Franzbades bey Eger in Böhmen. Angeſtellt an den Quellen, im Auguſt 1819. 8. 6 gr. (Aus dem neuen Journal der Pharmacie 4ten Bandes 1tes Stück beſonders abgedruckt.)

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Heß, Ph. C., zweiten Profeſſors an der hohen Landesſchule in Hanau, Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Griechiſche, für Anfänger zur Einübung der Formenlehre, 8.

Dieſes Werkchen, in welchem die Formenlehre gründlich durchgenommen iſt, und von deſſen Brauchbarkeit und zweckmäßigen Bearbeitung man ſich leicht überzeugen wird, verdient allen Lehranſtalten um ſo mehr empfohlen zu werden, da mit demſelben ein ſehr fühlbar gewordenes Bedürfniß abgeholfen, und für den Schulunterricht in der griechiſchen Sprache ein zweckmäßigeres Uebungsbuch zu griechiſchen Exercitien für Anfänger geliefert wird als die ſeither bekannten Werke dieſer Art darbieten. Es bildet daſſelbe den 1ſten Band des nun aus drey Bänden beſtehenden Uebungsbuches zum Ueberſetzen in das Griechiſche, von Heß und Bömel, und koſtet in allen Buchhannlungen 12 gr. ſächſ. oder 54 kr. rhein.

Der vom Herrn Profeſſor Bömel ausgearbeitete 2te Band deſſelben Uebungsbuchs für höhere Claſſen, wovon bereits die 2te Auflage erſchienen, koſtet 16 gr. oder 1 fl. 12 kr., und der 3te Band, die ebenfalls vom Herrn Profeſſor Bömel ausgearbeitete

griechiſche Synonyk enthaltend, als zum Ganzen gehöriges un-
entbehrliches deutſch griechiſches und grammatikaliſches Wörterbuch,
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Alle dr y Bände zuſammen werden an Lehranſtalten in Parthien
zu 25 Exemplareu, ſtatt des Ladenpreiſes à 2 thlr. 12 gr. pr. Exempl'
für 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr. abgegeben.

Vom Herrn Profeſſor Heß iſt bey mir noch erſchienen:
Observationes criticae in Plutarchi vitam Timoleontis. Prae-
fixa est epistola ad vivum celeberrimum Fridericum Creu-
zerum. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Anzeige für Prediger.

Von des Herrn Ober=Conſiſtorlalrath Bail's Archiv für die
Paſtoral-Wiſſenſchaft theoretiſchen und prakti-
ſchen Inhalts iſt nunmehr auch der zweyte Theil erſchienen,
deſſen Reichhaltigkeit des Inhalts den erſten Theil noch übertrifft,
welcher vor Kurzem erſt in den Schuderoffſchen Jahrbüchern vor-
theilhaft angezeigt wurde. Ein Alphabet und 4½ Bogen in gr. 8.
Preis 1 thl. 8 gr.

Es enthält dieſer 2te Theil Abhandlungen und Briefe
von Bail, Bobertag, Gründler, Köhler und Worbs. Predigten
von Ancillon, a. d. Franz. überſ. von Gründler, ferner von Bineck,
Liebich, Michaelis, Schreiber, Wehmer u. a. m. Caſualreden
von Hoffmann, Liebich, Michaelis, Wehmer und Worbs. Litur-
giſche Beiträge von Michaelis, Müller und Worbs. Kateche-
tik. Acht Unterredungen über die bibliſche und Religionsgeſchichte.
Miſcellen von Bail, Gabler, Gubalke, Plank und Tzſchirner,
Anzeige der wichtigſten theologiſchen Schriften aus
der neueſten Zeit.

Zu dem 3ten Theil dieſes Archivs haben mehrere als Schriftſteller
rühmlichſt bekannte Geiſtliche Beiträge verſprochen.

Anzeige für Gymnaſien und Schulen.

M. Tullii Ciceronis de Oratore ad Quintum fra-
trem libri tres. Recensuit, illustravit, alio-
rum suasque animadversiones adjecit Dr. O.
M. Müller. 8. maj. Preis auf Schreibpapier 4 thl. auf
weißes Druckpapier 3 thl. 8 gr.

Sowohl im Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur als auch in dem literäriſchen Wochenblatte iſt dieſe Ausgabe der gediegenſten Schrift des Cicero nicht allein den ſtudierenden Jünglingen der oberſten Claſſen, ſondern auch Schulmännern und Philologen empfohlen worden. Es wird unter andern dort geſagt:

„Schon vor einigen Jahren hat der Herausgeber in verſchiedenen
„kleinen Schriften kritiſche und erklärende Bemerkungen über dieſe treff-
„lichen Bücher mitgetheilt, um ſo mehr konnte man nach einer ſo lan-
„gen Vorbereitung eine vorzügliche Ausgabe derſelben erwarten, und
„dieſe Erwartung findet man auch nicht getäuſcht. Außer der Dresdner
„Handſchrift hat Herr Inſpector Müller vorzüglich mehrere alte Aus-
„gaben ſchon ehemals verglichen und auch am Schluſſe die Collation
„einer alten merkwürdigen Ausgabe, wahrſcheinlich vom Jahre 1470,
„vollſtändig mitgetheilt.“ Ferner: „In Anſehung der Recenſion des
„Textes, die allerdings als eine neue angeſehen werden kann, hat ſich
„der Verf. zwiſchen zu großer Bedenklichkeit einiger und der Aen-
„derungsluſt anderer neuer Herausgeber gehalten; er hat daher öfters
„die alten verdrängten Leſearten wieder hergeſtellt, und auch ſeine Ver-
„beſſerungsvorſchläge oft in die Noten verwieſen, wohl aber nach Hand-
„ſchriften und alten Ausgaben den Text berichtiget, auch muthmaßliche
„Aenderungen, wenn ſie ihm wahrſcheinlich waren, in denſelben auf-
„genommen. Der Verf. hat aber auch auf die Erklärung vielen Fleiß
„verwandt und, was zum Verſtändniß der Sachen und Lehren, zur
„Kenntniß der erwähnten Perſonen, zur genauern Einſicht in die Spra-
„che und den Sprachgebrauch erforderlich war, beigebracht. Er hat
„dabei öfters den Ariſtoteles, Quinctilian, Nonius Marcellus, Lactan-
„tius verglichen; er hat nicht nur die Commentarien oder Anmerkun-
„gen der vorigen Herausgeber, ſondern auch die in andern Schriften
„vorkommenden Bemerkungen über einzelne Stellen benutzt, übrigens
„auf die Beſtimmung der Ausgabe für Schüler der erſten Claſſen
„immer Rückſicht genommen und daher auch die erforderliche Kürze
„beobachtet, alſo kein Regiſter über die Noten, ſondern nur eines
„über die Eigennamen, die in dieſen Büchern vorkommen, beigefügt.“

In dem literär. Wochenblatte heißt es:

„Auch nach der Bearbeitung eines Pearce, Erneſti, Harles und
„Schütz wird dieſe neue Ausgabe der gediegenſten Schrift des Cicero
„den Freunden der alten Literatur willkommen ſeyn, da ſie in frucht-
„barer mit Vollſtändigkeit gepaarter Kürze enthält, was zur Erklä-
„rung der Worte des Sprachgebrauchs und der Sache dient, und zu-
„gleich an vielen Stellen Lesart und Interpunktion berichtigt. Sie

„iſt zwar zunächſt für ſtudirende Jünglinge der oberſten Claſſen be-„ſtimmt, ſucht durch kritiſche Bemerkungen das Selbſtdenken zu we-„cken und das Urtheil zu ſchärfen, doch wird ſie auch ſehr vielen Schul-„männern und Philologen nützlich ſeyn, indem der Herausgeber die „Bemerkungen anderer Sprachforſcher mit kluger Auswahl anführt, „die rhetoriſchen Schriften des Ariſtoteles und Quintilian, den Nonius „Marcellus, auch den Lactantius und neuere Schriften zur Erklärung „anwendet. Verglichen iſt der jüngere Dresdner Codex, benutzt eine „Menge alter Ausgaben, darunter auch die auf der Leipziger Univer-„ſitäts-Bibliothek von Erneſti ſo wichtig befundene sine loco et „anno deren Lesarten am Ende aufgeführt ſind. Beigefügt iſt ein „Index nominum propriorum von Thienemann.“

Kaulfuß, Dr. J. S. Warum iſt die deutſche Sprache und Litteratur als Hülfsmittel zur Fortbildung der franzöſiſchen vorzuziehen? gr. 8. 6 gr.

Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im Jahre 1816. ſowohl in polniſcher als in deutſcher Sprache, und wurden die deutſchen Exemplare ſehr bald vergriffen, welche auch gar nicht im Buchhandel gekommen ſind. Dieſer neuen Ausgabe iſt als Vorwort ein Auszug aus der in der Warſchauer Literatur-Zeitung enthaltenen pohlniſchen Recenſion in das deutſche überſetzt, beigefügt worden, und wird das Intereſſe an dieſer leſenswerthen Schrift noch dadurch erhöhet, daß der Herr Verfaſſer den Muth hatte, zuerſt in pohlniſcher Sprache das Studium der deutſchen Literatur vor der franzöſiſchen zu empfehlen.

Nachricht für Schulinſpektoren, Lehrer und Schulamts-candidaten.

Lange, Fr., die allgemeine Stadtſchule. Für angehende Lehrer, Schulamtscandidaten und Seminariſten, ſo wie für Eltern und Freunde des Schulweſens. 8. 22 gr.

Dieſes Werkchen wird allen denen, für welche es nach dem Titel beſtimmt iſt, ſehr willkommen ſeyn. Der Verfaſſer ſpricht in dieſer Schrift über die Behandlung der Lehrgegenſtände, ſowohl in den Knaben- als in den Mädchen-Schulen, über das Innere der Schule überhaupt, über die Wichtigkeit des Lehramtes, über die Verhältniſſe der Lehrer unter ſich und zu den Eltern der Schuljugend, und giebt beherzigenswerthe Winke für ſolche junge Männer,

welche ſich dem Schulfache widmen, wie ſolches das nachſtehende Inhaltsverzeichniß näher nachweiſet. Es wird dieſes Buch auch beſonders Eltern in den Stand ſetzen, vortheilhaft auf den Unterricht ihrer Kinder mit einzuwirken und bei dem häuslichen Unterrichte ſie belehren, welche Lehrweiſe bei jedem Unterrichtsfache die richtige ſey. Es verdient daher auch gewiß in den Händen vieler Eltern zu ſeyn.

Inhaltsverzeichniß.

Abſchnitt I. 1. Einige Worte über die Wichtigkeit der allgemeinen Stadtſchule und über das Verhältniß derſelben zu Gymnaſien. 2. Grundidee, von der jede Jugendbildung ausgehen müßte. 3. Gegenſtände des Unterrichts in einer allgemeinen Stadtſchule. 4. Behandlung der Lehrgegenſtände. 5. Lectionsplan durch 5 Claſſen, nebſt einem kurzen Verzeichniß der wichtigſten Schulbücher.

Abſchnitt II. 1. Die Wichtigkeit der allgemeinen Mädchen- oder Töchter-Schule mit Gründen belegt. 2. Wie ſich dieſe von der Knaben-Schule unterſcheiden müſſe, Trennung der Knaben von den Mädchen, und warum? 3. Unterrichtsgegenſtände für das weibliche Geſchlecht. 4. Behandlung der Unterrichtsgegenſtände. 5. Lectionsplan durch 3 Claſſen.

Abſchnitt III. 1. Schulgeſetze. 2. Vom Beſtrafen und Belohnen der Schuljugend. 3. Oeffentliche Schulprüfung. 4. Schulferien. 5. Schulconferenzen.

Abſchnitt IV. 1. Schuldeputation. 2. Verhältniß zwiſchen Lehrern und Eltern der Schuljugend, und wie die häusliche Erziehung in die Schule eingreifen müſſe. 3. Das Verhältniß der Lehrer unter einander.

Abſchnitt V. 1. Ueber die Wichtigkeit des Lehramtes. 2. Die äußeren Verhältniſſe der Lehrer. 3. Winke für Schulamtscandidaten oder ſolche junge Männer, welche ſich dem Schulfache widmen.

Abſchnitt VI. 1. Ueber die Erziehung und den Unterricht des weiblichen Geſchlechts aus der niedern Volksklaſſe. Große Verwahrloſung dieſes Geſchlechts und die hieraus entſpringenden üblen Folgen, rückſichtlich der weiblichen Dienſtbothen. 2. Vorſchlag, dieſem Uebel durch die Errichtung einer beſondern Anſtalt zur Bildung dieſes Geſchlechts für ihren künftigen Beruf entgegen zu arbeiten. Die Einrichtung einer ſolchen Anſtalt in einer jeden Stadt durch leichte und einfache Mittel. 3. Ueber die Errichtung der Lehrer-Wittwen Caſſen.

Schlüßlich iſt noch zu erinnern, daß überall in dieſer leſens- und beherzigenswerthen Schrift, wo es heißen ſoll: das Forſchen (Ein-

bringen) in die Natur, aus Verſehen des Setzers in der Natur geſetzt worden iſt, welches alſo zu berichtigen ſeyn würde.

Anzeige für Lehrer der Forſtwiſſenſchaft, Forſtbeamte und junge Männer, welche ſich dem Forſtweſen widmen.

Pfeil, W., über forſtwiſſenſchaftliche Bildung und Unterricht. 8 broch. 21 gr.

Dieſe Schrift iſt beſtimmt, darauf aufmerkſam zu machen, auf welche Abwege man bei dem forſtlichen Unterrichte gerieth, und rügt rückſichtlos das Zweckloſe der gelehrten Verbildung unſerer jungen unpraktiſchen Forſtwirthe. Der Lehrer findet darin entwickelt, was, in welcher Art und in welchem Umfange er es zweckmäßig lehren ſoll, der Lernende eben ſo was ihm zu wiſſen nöthig iſt und wie er es erlernen kann, ſo daß eben ſo wenig etwas zu ſeiner vollkommenen Ausbildung fehlt, als er mit Sachen belaſtet wird, die ihm als Forſtmann unnütz ſind. Vorzüglich ſoll ſie auch einen Leitfaden für ſolche Forſtmänner abgeben, bei welchen ſich junge Männer aufhalten, um die Forſtwiſſenſchaft zu erlernen, um deren Studien zu ordnen, und zweckmäßig darauf hinzuleiten, worauf es ankommt.

Nächſtens ſoll von dieſem Verfaſſer auch eine vollſtändige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Privat-Forſten erſcheinen, und es läßt ſich, nach dem, was der Herr Forſtmeiſter Pfeil bereits in dieſer Sache geleiſtet hat, mit Recht erwarten, daß dieſes Werk ein willkommenes Handbuch für Forſtmänner, Guthsbeſitzer, Oekonomiebeamte, Magiſtrate u. Privat-Forſtbediente ſeyn wird.

Anzeige für Freunde der Obſtbaumzucht.

Schreiber's, J. C., kurze und gründliche Anweiſung zum Beſchneiden der Fruchtbäume. Mit 1 Kupfer. 8. broch. 9 gr.

Alle Gartenliebhaber und insbeſondere die Freunde der Obſtbaumzucht, welche ſich näher über das ſo wichtige Beſchneiden der Fruchtbäume unterrichten wollen, finden in dieſer Schrift eine kurze aber deutliche und gründliche Anweiſung zum zweckmäßigen Beſchneiden, Auszeigen oder Abkneipen der jungen Triebe, zum Anheften oder dem Sommerbande und zum Erſetzen der Fruchtreiſer zu gehöriger Zeit ſowohl beim Kern- als bei dem Stein-Obſte, und insbeſondere

der Behandlung des Pfirſich=Baumes, welcher die mehrſte Aufmerkſamkeit erfordert; weshalb dieſes von einem erfahrnen Gärtner verfaßte Büchlein alle Empfehlung verdient.

Nachſtehende Schriften

des Criminalrathes und Prof. Dr. J. Chr. F. Meiſter, welche zum Theil noch gar nicht in den Buchhandel gekommen ſind, habe ich von dem Herrn Verf. an mich gekauft, ſo wie früher deſſen Lehrbuch des Naturrechtes, (gr. 8. 2 thlr. 8 gr.)

Anleituug zur verſtändigen Anſicht jeder Hieroglyphen=, jeder ſymboliſchen Wortſprache. gr. 8. broch. 3 gr.

Commentatio ad legem VII. pro D. de legatis et fideicommissis III. 4. 6 gr.

De Antonini Caracalla vero civitatis per orbem Romanum propagatore. 4. 6 gr.

Specimen posterius, de eis, quae apud Vivianum relata etc. 4. 3 gr.

Juriſtiſche und phyſiologiſche Erörternng der Lehre von den Mißgeburten, gr. 8. 3 gr.

Ueber Entſagungen eines Verſchuldeten auf Erbſchaften. gr. 8. 12 gr.

Varronis atque Ulpiani in recensendis rebus mancipi etc. 8. 4 gr.

Binnen Kurzem werden folgende Bücher in meinem Verlage erſcheinen:

Bail, J. S., Archiv für die Paſtoralwiſſenſchaft theoretiſchen und praktiſchen Inhalts. 3r Thl. gr. 8.

Lange, Fr., Erdbeſchreibung. Ein geographiſches Lehrbuch für Knaben= und Mädchenſchulen in 2 Abtheilungen. gr. 8.

Platonis Phaedon. Accedit varietas lectionis et brevis adnotatio, cura I. D. Körner. 8.

Schmidt, J. W., Lehrbuch der ſpeciellen Bierbrauerei, oder: die Bierbaauerei in ihrem ganzen Umfange nach den neueſteu Entdeckungen, Erfahrungen u. Erfindungen durchaus praktiſch bearbeitet. gr. 8.

Deſſelben Handbuch der mechaniſchen Technologie für Fabriken, Künſte, Handwerke und techniſche Gewerbe in alphabet. Ordnung theoretiſch und praktiſch bearbeitet. 3r Thl. gr. 8.

Deſſen phiſikaliſch=chemiſch=techniſches Quodlibet, in belehrenden und

beluſtigenden Aufgaben und Auflöſungen. Ein Taſchenbuch auf das Jahr 1821. 8.

Seydel, F. S., Nachrichten über Feſtungen und Feſtungskriege. 3r Thl. gr. 8.

Züllichau den 1. July 1820.

Darnmannſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Pindarus Werke, Urſchrift, Ueberſetzung in den pindariſchen Versmaßen und Erläuterungen von Friedrich Thierſch. 2 Theile gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1820. Preis 5 thlr. 12 gr.

Die unterzeichneie Verlagshandlung kündigt hiermit die Vollendung eines Werks an, in welchem der erhabenſte und ſchwierigſte lyriſche Dichter der Griechen zum erſtenmale vollſtändig, ſelbſt die Bruchſtücke nicht ausgenommen, in ſeinen urſprünglichen Versmaßen deutſch überſetzt worden iſt. Außer der Ueberſetzung ſelbſt, die bei der möglichſten Treue ſich beſtrebt, die Schranken des in der deutſchen Sprache Zuläſſigen nicht zu überſchreiten, übrigens aber das Urbild ſo unverfälſcht als möglich wieder zu geben, enthalten die beiden Bände, den griechiſchen Text, mit Benutzung der neueſten Bearbeitungen und nach des Verfaſſers eigenen Anſichten angeordnet, die vollſtändige Anzeige alles deſſen, was im Texte und von wem es geändert worden, erläuternde Anmerkungen zu der Ueberſetzung, eine ausführliche Einleitung über griechiſche Muſik und Rythmik in Bezug auf Pindarus, über Beſtimmung und Veranlaſſung der pindariſchen Geſänge, ihre Darſtellung durch den Chor und die Einrichtung deſſelben, über ihre Stoffe und die Behandlung derſelben, endlich über ihr Verhältniß zur Tragödie, beſonders zu der lyriſchen der Dorer, wobei eine Unterſuchung über den Urſprung der dramatiſchen Poeſie in Attika und zu Sikyon und über die Verbindung beider Gattungen zur attiſchen Tragödie eingeſchaltet wird. Den Beſchluß macht die Beſtimmung der chronologiſchen Folge, in welcher die Gedichte des Pindarus nach einander entſtanden ſind. Die Verlagshandlung glaubt ihrerſeits nichts verſäumt zu haben, um einem Werke, deſſen Erſcheinung nicht nur dem Philologen und Alterthumsforſcher, ſondern auch jedem Freunde ächter und wahrer Poeſie angenehm ſeyn dürfte, den erwünſchten Eingang zu verſchaffen.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und an alle ſolide Buchhandlungen verſandt worden:

Der Nibelungen Lied, zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Urſchrift mit Vergleichung aller übrigen Handſchriften herausgegeben von Friedr. Heinr. van der Hagen. 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. 1820. 500 Seiten. Weiß Druckpapier 1 thlr. 18 gr. Velinpapier und kartonnirt 2 thlr. 18 gr.

Daſſelbe, große Ausgabe. 1r Band. Mit den Lesarten aller Handſchriften unter dem Text, und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geſchichte, herausgegeben von Friedr. Heinr. van der Hagen. gr. 8. 1820. 710 Seiten. Weiß Druckp. und kartonnirt. 3 thlr. 16 gr. Velinp. und kartonnirt 4 thlr. 20 gr.

Zugleich machen wir auf eine, das Nibelungen Lied erläuternde, und hiezu gehörige Schrift von neuem aufmerkſam:

Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, von Fried. Heinr. van der Hagen. 8. 1819. geh. 1 thlr. 4 gr.

Buchhandlung Joſeph Max und Comp.
in Breslau.

Steffens über Univerſitäten.

In allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands iſt folgende höchſt wichtige Schrift zu haben:

Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten von Henrich Steffens. gr. 8. 1820. Verlag von Joſeph Max in Breslau. geh. 10 gr.

In der Dieterich'ſchen Buchhandlung in Göttingen iſt erſchienen:

De Fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi commentationes quatuor; auctore A. H. L. Heeren; in consessibus Regiae Soc. Scient. Götting. praelectae, jam vero editionibus Plutarchi Reiskii et Huttenii appendicis loco accommodatae. 1820. 8vo. 13 Bogen. 18 gr.

Auf mehrfaches Verlangen hat der Verfaſſer den Abdruck dieſer vier Societätsabhandlungen, durch welche die hiſtoriſche Kritik der

Biographien Plutarchs zuerſt begründet iſt, in dem Format der Ausgaben von Reiske und Hutten beſorgt; ſo daß ſie jetzt als Anhang zu demſelben betrachtet werden können; womit ihren Beſitzern, ſo wie überhaupt den Freunden der Kritik der alten Geſchichte, ein angenehmer Dienſt geleiſtet ſeyn wird. Die Abhandlungen ſind zugleich von dem Verfaſſer revidirt; und mit den nöthigen Indices verſehen.

In der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung zu Hildburghauſen iſt ſo eben erſchienen:

Βατραχομυομαχια ὁμηρικη. Für Anfänger mit Zurechtweisungen und einem Wortregister versehen vom Professor Dr. Klein. 8. 4 gr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Vertraute Briefe über Bücher und Welt. Von Fried. Köppen. 8. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1820. 2 thlr.

Der bekannte Verfaſſer hat in dieſen Briefen vielerley Gegenſtände berührt, welche unſerer Zeit nahe liegen, z. B. die chriſtliche und unchriſtliche Philoſophie, in Bezug auf die neuern theologiſchen und philoſophiſchen Parteyen, den Myſticismus, Pietismus, Separatismus, Spanien und ſeine Inquiſition, das Mittelalter, die Behandlung der Moralphiloſophie, Friedrich Heinrich Jacobi's Leben und Charakter, die Geſchichtſchreibung und deren Styl bei andern Völkern und bei den Deutſchen. Weil die Briefe urſprünglich an einen Freund gerichtet wurden, erklärt der Verf. dem Leſer in dem Vorbericht, ſey manches Einſeitige, aber auch Friſche darin geblieben, ſeyen Sachen und Menſchen mit Namen genannt, gehe Lob und Tadel gerade heraus, was er ſelber liebe, und das Publikum vielleicht mit ihm. Auch ſey überhaupt die Einſeitigkeit, Raſchheit, Offenheit vertrauter Mittheilung ſo ſchlimm nicht, und könnte das eigene Urtheil des Leſers anfriſchen; was man aber liebe, ſolle man loben. Wir empfehlen daher dieſes Werk gebildeten und denkenden Leſern.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VII.

Buchhändler-Anzeigen.

An die verſchiedenen, von den ſcharfſinnigſten Gelehrten gemachten Verſuche, die ehrwürdigen Denkmäler der althebräiſchen Dichtkunſt in unſere Sprache überzutragen und die morgenländiſche Weiſe ganz in ihrem Lichte darzuſtellen, reihen ſich die geiſtvollen, mit dem allgemeinſten Beyfall aufgenommenen Arbeiten des Herrn Superintendenten Dr. und Prof. Juſti in Marburg, welche bey mir unter folgenden Titeln erſchienen ſind:

Joel neu überſetzt und erläutert von Dr. K. W. Juſti. 8. 12 gr.

Amos . . . . . Dr. K. W. Juſti. 8. 18 gr.

Micha . . . . . Dr. K. W. Juſti. 8. 12 gr.

Nahum . . . . . Dr. K. W. Juſti. 8. 1820. 10 gr.

Habakuk . . . . . Dr. K. W. Juſti. 8. 1820.

Joels bilderreiche Sprache, das feurige, patriotiſche Weſen des Amos, Micha's drohende und klagende Weisheitsreden in begeiſterten Geſängen, die die trefflichſte Wahrheit und Sittlichkeit mitten in einem erſchlafften Zeitalter athmen, Nahums hochherziger Geiſt und Dichtercharakter, und Habakuks herrliche, in das goldne Zeitalter der hebräiſchen Dichtkunſt gehörende Sprache werden jeden unwillkührlich ergreifen und inſonderheit junge Theologen für das Studium der altteſtamentlichen Bücher gewinnen. Dem geſchmackvollen

und gelehrten Herrn Bearbeiter aber gebührt um ſo mehr Dank, als gerade in dieſem Geiſte nur ſehr wenig ältere Uebertragungen, gleichgelungene wohl gar keine, exiſtiren.

Eben ſo dringend zu empfehlen ſind die ſchönen Ergießungen des hebräiſchen Dichtergeiſtes, welche Herr Dr. Juſti aus den verſchiedenen einzelnen altteſtamentlichen Schriften ſorgfältig ausgehoben hat, und welche unter dem Titel:

Nationalgeſänge der Hebräer, neu überſetzt und erläutert von Dr. K. W. Juſti. 3 Theile. 8. 3 thlr. 2 gr.

ebenfalls in meinem Verlage herauskamen. Dieſe in glühender Herzensſprache, hohem Fluge der Phantaſie und Fülle poetiſcher Malerey ausgezeichneten ſianitiſchen Geſänge ſind treu und mit Dichterkraft in unſerer Sprache wiedergegeben worden. Die Anmerkungen in ſämmtlichen oben aufgeführten Büchern enthalten alles, was zur richtigen Erklärung derſelben nöthig ſchien.

Leipzig, im Auguſt 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt iſt ſo eben erſchienen:

Blätter für höhere Wahrheit. Aus ältern und neuern Handſchriften und ſeltenen Büchern. Mit beſonderer Rückſicht auf Magnetismus. Herausgegeben von Johann Friedrich v. Meyer. Zweyte Sammlung; nebſt einer Abbildung in Steindruck. Preis geh. 3 fl.

Auf die vielfach geſchehene Nachfrage kann endlich die Erſcheinung dieſer zweyten Sammlung angezeigt werden. Es gilt von ihr, was von der erſten geſagt worden; es iſt auch hier ein großer Reichthum geiſtlicher und philoſophiſcher Anſichten unter anmuthiger Form und mit Mannigfaltigkeit der Gegenſtände entwickelt. Für die Kritik der ſo oft mißverſtandenen Myſtik, für Naturwiſſenſchaft und Magnetismus finden ſich bedeutende Beyträge, Aufſchlüſſe und Andeutungen. Die eingeſtreuten poetiſchen Blumen ſind höherer Natur, und den edelſten Zwecken der Menſchheit entſprechend. Die metriſche Ueberſetzung Orphiſcher Hymnen iſt fortgeſetzt. Wenn einiges Wunderbare des Inhalts ans Unglaubliche zu grenzen ſcheint, ſo zeigt ſich überall die Unpartheilichkeit des Herausgebers, der bey der Vielſeitigkeit ſeiner Aufgabe und ihrer Behandlung, immer zugleich an ſeinen Ort zu ſtellen weiß, was für das wichtigſte Bedürfniß des Menſchen unweſentlich iſt, und was als Schwärmerey gefährlich werden kann. Nach dem Bey-

fall, welchen ſchon die erſte Sammlung gefunden hat, iſt zu hoffen, daß gegenwärtige nicht die letzte bleiben werde.

In der Jägerſchen Buchhandlung in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Abhandlung über den Mark und Blutſchwamm, oder Fungus medullaris und haematodes. Eine gekrönte Preisſchrift von J. C. Maunnoir, Prof. zu Genf ꝛc. aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Dieſe wichtige Abhandlung über eine Krankheit, welche neuerdings die Aufmerkſamkeit der Aerzte und Wundärzte im höchſten Grade auf ſich zog, hat die Erwartung der medicinischen Geſellſchaft zu Bordeaux gänzlich befriedigt, und dem verdienſtvollen Verfaſſer den ausgeſetzten Preis erworben. Sie enthält eine ſehr lichtvolle Unterſcheidung des Mark- und Blutſchwamms. Die Urſachen, welche dieſe fürchterlichen Krankheiten hervorbringen und die ihnen folgenden Zufälle, ſind darin mit vieler Klarheit, Methode und Beſtimmtheit dargeſtellt. Die freymüthig und einfach erzählten Beobachtungen zeigen einen Praktiker, der vieles geſehen und mit großem Erfolge Nutzen daraus gezogen hat.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen um beigeſetzten Preis zu haben.

Dr. Radlof, J. G., ausführliche Schreibungslehre der teutſchen Sprache für Denkende, vornehmlich für Schriftſteller, Lehrer und Beamte; durchaus neu bearbeitet. Nebſt zwey Schrifttafeln. gr. 8. Preis 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Die richtige Schreibung der teutſchen Sprache iſt immer noch ſo vielen Zweifeln unterworfen, daß es wohl zu den verdienſtlichſten Unternehmungen gehört, dieſelbe durch neue, durchgedachte und auf ein vielſeitiges Forſchen geſtützte Regeln näher zu beſtimmen, und Allen, denen es um ein gründliches Studium unſerer Mutterſprache zu thun iſt, wird in dieſer Hinſicht die Erſcheinung des hier angekündigten Werks um ſo erfreulicher ſeyn, da in demſelben dieſe ſchwierige Aufgabe mit eben ſo viel Scharfſinn als Sachkenntniß gelöſt iſt. Unſtreitig ſteht dieſes Werk wohl als eins der gediegenſten in der Reihe der bekannten geiſtreichen Arbeiten des Verfaſſers da, von denen in meinem Verlage noch erſchienen iſt:

Die Sprachen der Germanen in ihren ſämmtli-
chen Mundarten dargeſtellt und erläutert; gr. 8.
Preis 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Zugleich empfehle ich allen Sprachforſchern noch das ebenfalls in
meinem Verlage herausgekommene ſehr intereſſante und gehaltreiche
Werk des Herrn E. G. von Arndt:

Ueber den Urſprung und die verſchiedenartige
Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen.
Nach Anleitung des ruſſiſchen allgemein vergleichenden Wör-
terbuchs. Herausgegeben von Dr. J. L. Klüber, gr. 8.
Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 thlr.

Anzeige für Leihbibliotheken und Freunde einer angenehmen Lecture.

Der gebildeten Leſewelt zeige ich mit Bezugnahme auf meine des-
fallſige Bekanntmachung vom Januar d. J. hierdurch an, daß man
fortwährend Fr. Rochlitz ſämmtliche Schriften für den er-
mäßigten Preis, nemlich 18 thlr. ſtatt 28 thlr. 5 gr. durch alle Buch-
handlungen beziehen kann. Es wird denen Freunden einer ſittlichange-
nehmen Unterhaltung willkommen ſeyn, zur Completirung der ganzen
Sammlung auf die einzelnen Werke dieſes mit Recht ſo beliebten
Schriftſtellers für einen ermäßigten Preis erhalten zu können, nemlich:

Charaktere intreſſanter Menſchen, in moraliſchen
Erzählungen dargeſtellt. 4 Thle. ſtatt 6 Thlr. für
4 thlr. 12 gr.

Denkmale glücklicher Stunden, 2 Thle mit Kpfrn. ſtatt
4 thlr. 8 gr. für 3 thlr. 6 gr.

Erinnerungen in Erzählungen, 4 Thle. ſtatt 4 thlr. 16 gr.
für 3 thlr. 12 gr.

Neue Erzählungen, 2 Thle. ſtatt 3 thlr. 12 gr. für 2 thlr. 16 gr.

Glycine, 2 Thle. mit Kupfern, ſtatt 3 thlr. 8 gr. für 2 thlr. 12 gr.

Kleine Romane und Erzählungen, 3 Thle. ſtatt 4 thlr. 12 gr.
für 3 thlr. 8 gr.

Schauſpiele, ſtatt 1 thlr. 21 gr. für 1 thlr.

Wenn jedoch der Termin bald abgelaufen ſeyn wird, während
welchem die Ermäßigung der Preiße ſtatt findet, ſo wolle man etwanige
Beſtellungen bald an die zunächſt gelegenen Buchhandlungen ge-
langen laſſen.

Züllichau am 1. Juli 1820.

Darnmannſche Buchhandlung.

So eben hat die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Wurzer, Dr. F., Handbuch der populären Chemie zum Gebrauche bey Vorleſungen und zur Selbſtbelehrung beſtimmt. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1820. 1 thlr. 12 gr.

Auch die 2te Auflage dieſes allgemein geſchätzten Compendiums einer in dieſen Tagen mit vollem Rechte ſo ſehr beliebten Wiſſenſchaft vergriff ſich in wenigen Jahren. Der gelehrte Verfaſſer verſäumte nichts, dieſe 3te völlig neue Umarbeitung mit allen den bis in die letzten Tage gemachten neuen Entdeckungen zu bereichern und ſomit zur größt-möglichſten Vollſtändigkeit zu erheben. Sein Verdienſt iſt dadurch am beſten gewürdigt worden, daß ein berühmter Chemiker beide frühere Ausgaben ins Franzöſiſche überſetzte und ein Nachdruck der 2ten Auflage in Wien erſchien, der hoffentlich durch gegenwärtige neue Bearbeitung ganz verdrängt werden wird, da ihm alle in der Chemie ſeit 1814 gemachten Vorſchritte gänzlich ermangeln. Die lichtvolle, in möglichſter Gedrängtheit gegebene Darſtellung wird niemand, auch beym Selbſt-unterricht nicht, vermiſſen. Der Verleger hat durch den verminderten Preis (die 2te Auflage koſtete 2 thlr.) nach Kräften gemeinnützig zu werden, ſich beſtrebt.

Leipzig im Auguſt 1820.

Joh. Ambr. Barth.

In der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung zu Hildburghauſen iſt erſchienen:

Homers Hymnus an Demeter, mit einer neuen teutſchen metriſchen Ueberſetzung zur Seite des griechiſchen Textes und ausführlichen, über den Zweck, den Gehalt und das Verhältniß dieſes Hymnus zu den Eleuſiniſchen Miſterien ſich verbreitenden Wort- und Sacherklärungen, von Dr. F. K. L. **Sikler,** 4. 1820. 1 thlr. 6 gr.

Jul. Graf von Soden, Natalie und Deſaide. 8. 1820. 1 thlr. 6 gr.

Dr. F. K. L. Sikler, **Auflöſung der Hieroglyphen oder der ſogenannten Sternbilder in dem Thierkreiſe von Tantyra.** Mit einer Abbildung des Thierkreiſes nach dem großen Werke der Franzoſen. 4. 1820. 6 gr.

Ankündigung.

Es iſt nun im Verlage des Endsunterzeichneten die fünfte ver-
beſſerte Original-Ausgabe von den

Stunden der Andacht in acht Bänden

erſchienen, und in allen Buchhandlungen auf weißem Papier zu 8 fl. 15 kr. oder 5 thlr. 12 gr., und auf ordinairem Papier zu 5 fl. 30 kr. oder 3 thlr. 16 gr. zu haben. Die vier erſten Bände ſind davon eben verſendet worden, und die vier letztern werden unfehlbar in der nächſten Herbſtmeſſe nachfolgen. Auch dieſe neue Ausgabe iſt nochmals durchgeſehen worden, und man wird ſich überzeugen, daß durchaus nichts Anſtößiges in Glaubenslehren darin erſcheint, und daß nur der Geiſt des reinen und wahren Chriſtenthums darin waltet, dem alle Bekenner deſſelben, ohne Unterſchied der Konfeſſion, huldigen und immerdar huldigen werden. Die in ſo kurzem Zeitraum erfolgten fünf Auflagen ſind der ſprechendſte Beweis für den entſchiedenen Werth dieſer Andachtsbücher, die man geleſen haben muß, um ſie völlig zu ſchätzen und ganz lieb zu gewinnen.

Im gleichen Verlage iſt eben auch die fünfte vollſtändige Original-
Ausgabe von den beliebten

Allemanniſchen Gedichten von J. P. Hebel

erſchienen, welche auf Velinpapier mit vier Kupfern 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr., auf weißem Papier 3 fl. oder 2 thlr., und auf ordinairem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr. koſten. Es iſt dieſe Ausgabe um ein Drittheil vermehrt, mit Kupfern geziert, auf weißem Papier gedruckt und dennoch im Preiſe möglichſt billig angeſetzt worden. Ueber den klaſſiſchen Werth dieſer Gedichte herrſcht längſt nur eine Stimme, und es wäre überflüſſig, auch nur ein Wort zu ihrer weitern Empfehlung beizufügen.

Noch hat eine

Neue praktiſche franzöſiſche Grammatik von C. Hirzel

bei mir eben die Preſſe verlaſſen, über deren vorzügliche Brauchbarkeit bereits Sachkundige entſchieden haben, und die ſich zugleich durch den äußerſt wohlfeilen Preis von 54 kr. oder 14 gr. noch beſonders empfiehlt. Ich biete mit Vergnügen denjenigen Herren Lehrern, welche für deren Einführung geneigt ſind, ein Exemplar zum eigenen Gebrauch unentgeltlich an.

Aarau, den 15. Juli 1820.

H. R. Sauerländer.

Tacitus Germanien, überſetzt von Guſtav **Sprengel**, mit dem lateiniſchen Text und Erläuterungen von Kurt **Sprengel**. Mit einer Karte. Zweite verb. Auflage. Halle 1819, bei Schimmelpfennig. Preis 16 gr.

Die erſte Auflage dieſes Buchs, welche vor zwei Jahren erſchien, wurde mit einem Beifall aufgenommen, der, des bald darauf erfolgten Wiener Nachdrucks ungeachtet, jetzt eine zweite Auflage nöthig machte. Faſt alle kritiſchen Blätter Deutſchlands haben über die Vorzüglichkeit und Brauchbarkeit ſchon bei der erſten Ausgabe deſſelben, ehrenvoll entſchieden. Die Hinweiſungen durch ſcharfſinnige Kritik bedeutender Männer, haben die Verfaſſer fleißig benutzt und gewürdigt, auch die beigefügten Erläuterungen ſo vermehrt, daß dieſes Buch faſt in einer ganz neuen Geſtalt erſcheint; worüber in der gehaltreichen Vorrede deſſelben, das Nähere zu leſen iſt.

Erklärung des Würtembergiſchen Verlags-Vereins, die Herausgabe der alten Claſſiker, nach den beſten, aus dem Buchhandel verſchwundenen, hauptſächlich holländiſchen Editionen, betreffend.

In unſerem im December 1818 ausgegebenen Prospectus kündigten wir den Entſchluß an, die trefflichen, im vorigen Jahrhundert von holländiſchen und engliſchen Gelehrten beſorgten Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, welche entweder ganz aus dem Buchhandel verſchwunden, oder nur ſelten noch und zu unmäßigen Preißen zu haben ſind, in einem ſchönen correcten Abdruck wieder zu geben, und den Anmerkungen jener Editoren neue, theils kritiſche, theils andere Bemerkungen beyzufügen, und dieſe Ausgaben auf ſolche Weiſe bis in die neueſten Leiſtungen und Entdeckungen herabzuführen. Nach dieſem Plane iſt denn auch bereits vollendet:

1.) Cornelii Nepotis quae exstant cum selectis superiorum Interpretum suisque animadversionibus edidit Augustinus van Staveren. Editio nova auctior curante Gulielmo Henrico Bardili, AA. LL. M. Eccl. Uracensis Diacono. Accedunt Cornelii Nepotis Fragmenta Guelpherbytana cum Jac. Frid. Heusingeri Defensionibus omniumque vocabulorum ac rerum Index Bosianus multo quam antea plenior et emendatior.

2 Tomi (1383 Seiten) maj. 8. 1820. Druckpapier 8 fl. 6 kr. oder 4 thlr. 12 gr. Schreibpapier 12 fl. 12 kr. oder 6 thlr. 20 gr.

Indeſſen hat uns, theils eigene Ueberlegung, theils der Rath ſachkundiger Männer überzeugt, daß auf dieſem Wege das Unternehmen allzu langſam vorwärts ſchreiten, und der ſo oft von den ausgezeichnetſten Philologen ausgeſprochene Wunſch, jene alten Editionen wieder in Vieler Händen zu ſehen, ſpät erfüllt werden würde. Es haben daher die mit uns zu dieſem Zweck vereinigten Gelehrten unſern Vorſchlag angenommen und ſich entſchloſſen vor der Hand jene alten holländiſchen Ausgaben rein und ohne Zuſatz abdrucken zu laſſen, und was ſie den Anmerkungen der Editoren nach dem früheren Plane gleich an Ort und Stelle beigegeben haben würden, für Supplementbände aufzuſparen, welche erſt nach dem Abdrucke der alten Ausgabe eines Claſſikers erſcheinen ſollen. Nach dieſem Plane iſt denn auch bereits erſchienen:

2.) T. Livii Patavini Historiarum ab nrbe condita Libri, qui supersunt, omnes, cum notis integris Laur. Vallae, M. Ant. Sabellici, Beati Rhenani, Sigism. Gelenii, Henr. Loriti Glareani, Gar. Sigonii, Fulvii Ursini, Franc. Sanctii, J. Fr. Gronovii, Tan. Fabri, Henr. Valesii, Jac. Perizonii, Jac. Gronovii; excerptis Petr. Nannii, Justi Lipsii, Fr. Modii, Jani Gruteri; nec non ineditis Jani Gebhardi, Car. And. Dukeri, et aliorum: curante Arn. Drakenborch, qui et suas adnotationes adjecit. Accedunt Supplementa deperditorum T. Livii librorum a Jo. Freinshemio concinnata. Tom. I. Pars I. (451 Seiten) maj. 8. 1820. Druckpapier 2 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 8 gr. Schreibpapier 3 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 21 gr.

Der Beſorger dieſes Abdrucks hat dabei (ſ. die Vorrede) nur

a) die Verbeſſerungen und Zuſätze, welche Drakenborch ſelbſt im ſiebenten Bande nachtrug, gleich in ihre Stellen eingeſchaltet;

b) die Varianten des Codex florentinus, welche Drakenborch erſt von Lib. 3. cap. 32. an in Händen hatte, und daher die früheren hinter dem zweiten Tomus beſonders aufführte, an ihrem Orte eingerückt;

c) waren wir ſo glücklich, das eigene Handexemplar Drakenborchs, in welchem derſelbe nicht wenige, zum Theil wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen eigenhändig beiſchrieb, zur Benützung zu erhalten. Der neue Herausgeber hat dieſe handſchriftlichen Anmerkungen Drakenborchs in Parentheſen gleich in ihren Stellen mitgetheilt, und ſie betragen, die unter den Erratis im ſiebenten Bande nicht angegebenen Druckfehler mitgerechnet,

für das erſte Buch allein 289 Nummern. Dieſer neue Abdruck des Drakenborchſchen Livius, an welchem mit der größten Thätigkeit und Genauigkeit gearbeitet wird, iſt in kurzer Zeit vollſtändig zu haben. Nebenbei iſt gegenwärtig Julius Cäſar von Oudendorp und eine kleine Abhandlung über Maaß und Gewicht als zum Gebrauch dieſer Claſſiker vom Herrn Profeſſor Wurm dahier unter der Preſſe; dann folgen die Ciceroniſchen Reden und Officien von Grävius, Virgilius von Burmann, Antoninus von Gatacker u. ſ. f.

Ein beſonderer Fleiß wird auch auf dee Indices eines jeden Schriftſtellers verwendet werden, damit einſt ein vollkommener General-Index aller Claſſiker daraus entſtehen möge.

Auch ſelbſt die alten Mathematiker ſollen in dieſe Sammlung aufgenommen werden, und es wird nächſtens Euclid griechiſch und lateiniſch durch Herrn Profeſſor Camerer dahier bearbeitet, unter die Preſſe kommen. Hiebei wird außer der Hervagiſchen Ausgabe die Oxforder von David Gregorii, ſo wie die Pariſer von F. Peyrard benutzt werden. Der Herausgeber wird alles, was ihm zweckmäßig ſcheint, aus den Commentarien des Proklus, Clavius, Savilius, Robert Simſon und anderer, auch neuerer vaterländiſcher Mathematiker, beſonders auch aus Herrn Profeſſor Pfleiderers in Tübingen Diſſertationen über das zweite, fünfte und ſechſte Buch der Elemente hinzufügen.

Ueber den bisherigen langſamen Gang unſers nun begonnenen Geſchäftes werden wir Entſchuldigung finden, wenn man bedenkt, welche beträchtliche Vorbereitungen zu einem ſo bedeutenden Unternehmen erfordert werden, um den großen Hoffnungen, die man billig bei Schätzen hat, die kein uns bekanntes Volk bis jetzt zu überwiegen vermochte, zu entſprechen, es mußte eine neue Druckerei mit auserleſenen Schriften errichtet, mit Papierfabriken über ſchönes, ſolides Papier auf mehreee Jahre Accorde geſchloſſen, die vorzüglichſten, oft ſeltenen Ausgaben der alten Claſſiker mit vieler Mühe, oft nach mehreren Verſuchen, aus aller Welt herbeigeſchafft, Diſſertationen, Programme u. ſ. f. aufgeſucht, zum Theil Codices verglichen werden u. ſ. w.

Die nun gelieferten Proben mit dem Cornelius Nepos und Livius werden das gelehrte Publikum von der Vortreſſlichkeit dieſer Ausgaben und von der Vortreſſlichkeit dieſer Ausgaben und von der Solidität dieſes Unternehmens überzeugen. Wenn wir bedenken, daß Griechen und Römer die einzigen Völker in der uns bekannten Weltgeſchichte ſind, die wir als die würdigſten zur Nachahmung und Nachbildung anerkennen, ſey es in Wiſſenſchaften und Künſten, in Ein-

richtungen des geſelligen Lebens, überhaupt in allem, was wir Cultur der Menſchheit nennen: ſo dürfen wir hoffen, daß dieſes verdienſtliche, mit ſo großer Aufopferung und Anſtrengung begonnene Unternehmen — die Welt unterſtützen werde.

Der Subſcriptions-Termin iſt für den Cornelius Nepos noch vier Monate, für den Livius noch ſechs Monate offen.

Die ſtrengſte Correktheit, ſchönes Papier und wohlfeiler Preis, ſind die Geſetze, welche ſich der Verlagsverein auferlegt und unverbrüchlich befolgen wird.

Das Alphabet im größten Median-Octav wurde nach unſerer erſten Ankündigung im Subſcriptionspreis zu 2 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 8 gr. ſächſ.; auf Schreibpapier 3 fl. 36 kr. oder 2 thlr. ſächſ. (mathematiſche Autoren ausgenommen) angekündiget; nun aber iſt der Ladenpreis um $\frac{1}{4}$ höher.

Niemand iſt gebunden, die ganze Sammlung zu nehmen, ſondern es iſt jeder Autor einzeln zu haben.

Freunde der alten Literatur, welche zur Beförderung des Unternehmens ſich der Mühe der Pränumeranten-Sammlung unterziehen, erhalten auf acht Exemplare ein neuntes gratis oder den Geldbetrag davon, wenn ſie ſich directe an den Verlagsverein wenden und den Betrag entweder baar oder in Wechſeln auf Frankfurt am Main, Leipzig oder Stuttgart einſenden.

Vor jeder Verſendung werden alle Werke genau collationirt, damit jede Nachlieferung von Defekten unterbleibt.

Beſtellungen von Privaten nehmen wir ſelbſt an, man kann ſich aber auch an jede Buchhandlung wenden, und dieſe entweder an uns, oder unſere Haupt-Commiſſionaire

Die Herrmann'ſche Buchhandlung in Frankfurt am Main.

Herrn C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Stuttgart, im Mai 1820.

Würtembergiſcher Verlags-Verein für die alten Claſſiker.

Die Preiſe ſind im Conventions-24 Guldenfuß ausgeſetzt. Neun Gulden dieſer Währung (zu 60 Kreuzern) betragen 5 thlr. ſächſ. oder 1 fl. 48 kr. — 1 thlr., $4\frac{1}{2}$ kr. — 1 gr.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. B. von Sind's ſicher und geſchwind heilender Pferdearzt, oder gründlicher Unterricht über die Erkenntniß, Urſachen und Heilung der Krankheiten der Pferde. Völlig umgearbeitet von Carl Wilhelm Ammon, und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von Seyfert v. Tennecker. 8te vermehrte und verbeſſerte Aufl. gr. 8. 1820.

Auch unter dem Titel:

Handbuch für angehende Pferdeärzte, auch für Oekonomen und Pferdeliebhaber nützlich zu gebrauchen. Von K. W. Ammon. Mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von S. v. Tennecker. gr. 8. 1820.

Dieſe achte Auflage des längſt als ſehr brauchbar anerkannten Sind'ſchen Pferdearztes iſt nicht allein von dem letzten Herausgeber deſſelben, Herrn Geſtütmeiſter Ammon, auf das ſorgfältigſte revidirt und mit einer Menge neuer Erfahrungen vermehrt, ſondern auch durch die ganz neu hinzugekommenen Zuſätze und Anmerkungen des Herrn Seyfert von Tennecker dergeſtalt bereichert worden, daß dieſes Werk nun wohl unſtreitig zu den gründlichſten und belehrendſten Büchern zu zählen iſt, die über dieſen Gegenſtand erſchienen ſind. Die große Menge der neu hinzugekommenen Bemerkungen haben den Inhalt im Vergleich zur vorigen Auflage faſt um das Doppelte vermehrt; demungeachtet iſt durch einen möglichſt ökonomiſchen Druck dafür geſorgt worden, den bisherigen ſehr billigen Preis von 1 thlr. 4 gr. oder 2 fl. beibehalten zu können, um die Gemeinnützigkeit des Werks deſto mehr zu befördern; es iſt daher in jeder Hinſicht allen Thierärzten, Pferdeliebhabern und Oeconomen als ein unentbehrliches und ſehr wohlfeiles Handbuch zu empfehlen.

In meinem Verlag erſcheint Ende September:

Chriſtus, der Weg zu dem Vater. Auch ein Büchlein zur Unterweiſung chriſtlicher Confirmanten von dem Verfaſſer von Wahl und Führung.

Die Abſicht des Verfaſſers bei dieſem Büchlein iſt: Ein Syſtem des rein Chriſtlichen Lebens nach der heiligen Schrift aufzuſtellen. Chriſtus iſt der mächtige Träger, auf dem das Ganze ruht, von dem es ausgeht, und mit dem es endet.

Der Preiß eines Exemplars wird nicht 3 gr. überſteigen, und erſuche ich die Freunde des Verfaſſers, ihre Beſtellungen entweder unmittelbar bei mir, oder in den ihnen zunächſt gelegenen Buchhandlungen zu machen.

Leipzig im Juli 1820.

H. A. Köchly.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Oſtermeſſe 1820 in der Weidmanniſchen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden ſind.

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio etc. Vol. VIlum. 8 maj.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit, digessit, auxit C. G. Dindorfius. Vol. Vum, Commentarios in Acharnenses et Vespas continens. 8 maj. Charta scriptoria. 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

* — — Idem liber, charta belg. opt. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio, Thuringo. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 1 thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 1 thlr. 16 gr. od. 3 fl.

Benedicti, Traug. Fred., Observationes in septem Sophoclis Tragoedias. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— — Idem liber, charta script. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 2 thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

Eichhorn's, Joh. Gottfr., Einleitung ins Neue Teſtament. 1r Theil. Neue umgearbeitete Auflage. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

— — kritiſche Schriften, 5r Theil. gr. 8. 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Erasmi, Desid., Roterdami, Ecclesiastes sive de ratione concionandi libri IV. Ad fidem editt. princ. recensuit, divisionem capitum instituit, indices rerum ac verborum copiosissimos adjecit Dr. F. A. Klein. 8 maj. Charta impress. 2 thlr. 18 gr. et 3 thlr. od. 4 fl. 57 kr. et 5 fl. 24 kr.

— — Ieem liber, charta script. gall. 4 thlr. od. 7 fl. 12 kr.

Hesychii, Milesii, Opuscula duo quae supersunt, I. de hominibus doctrina et eruditione claris. II. de originibus vrbis Constantinopoleos et Cardinalis Bessarionis epistola de edncandis filiis. Joannis Palaeologi lingua graeca scripta. Graece et Latine. Recognovit, notis Hadr. Junii, Henr. Stephani, Joa. Meursii, Petri Lambecii, Gisb. Cuperi; F. J. Bastii aliorumque et suis illustravit Joa. Conr. Orellius. Cum indicibus necess. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

— — Idem liber, charta script. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 2 thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Phrynichi Eclogae nominum et verborum Atticorum. Cum notis P. J. Nunnesii, D. Höschelii, J. Scaligeri et Corn. de Pauw partim integris partim contractis edidit, explicuit Christ. Aug. Lobeck. Accedunt fragmentum Herodiani et notae, praefationes Nunnesii et Pauwii et Parerga de vocabulorum terminatione et compositione, de aoristis verborum authypotactorum etc. 8 maj. Charta impress. 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 4 thlr. 8 gr. oder 7 fl. 48 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

Platonis, quae exstant Opera. Accedunt Platonis quae feruntur Scripta. Ad opt. librorum fidem recensuit, in linguam latinam convertit, annotationibus explanavit indicesque rer. ac verborum accuratiss. adiecit Fridericus Astius. Tom. IIus. continens Theaetetum, Sophistam et Politicum. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 18 gr. et 2 thlr. od. 3 fl. 9 kr. et 3 fl. 36 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 3 thlr. 16 gr. oder 6 fl. 36 kr.

Pölitz, K. H. L., die Sprache der Teutſchen, philoſophiſch und geſchichtlich für akademiſche Vorträge und für dan Selbſtunterricht dargeſtellt. gr. 8. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier. 1 thlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Prisciani, Caesariensis Grammatici, Opera. Ad vetustiss. Codicum, hunc primum collatorum, fidem recensuit, emaculavit, lect. varietatem notavit et indices

locupletiss. adjecit Augustus Krehl. Vol. IIum et ult. 8. maj. Charta impress. 2 thlr. 18 gr. od. 4 fl. 57 kr.

Prisciani, Idem liber, charta script. 3 thlr. 6 gr. oder 5 fl. 51 kr.

Schleusneri, Joh. Frid., novus Thesaurus philologico-criticus sive Lexicon in LXX et reliquos interpretes graecos ac scriptores apocryphos Veteris Testamenti. Post Bielium et alios viros doctos congessit et edidit. Pars I et II. *A — E.* 8 maj. Charta impress. 4 thlr. 12 gr. et 5 thlr. od. 8 fl. 6 kr. et 9 fl.

— — Idem liber, charta script. gall. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

* — — Idem liber, charta membranacea. 7 thlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr.

Vega, Georg Freih. von, logarithmisch-trigonometrisches Handbuch, anstatt der kleinen Vlackischen, Wolfischen und anderen dergleichen, meistens sehr fehlerhaften Tafeln, für die Mathematikbeflissenen eingerichtet. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Auf Druckpapier 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 1 thlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Etiam sub titulo:

Vega, Georgii lib. Bar. de, Manuale logarithmico-trigonometricum in matheseos studiosorum commodo editum etc. 8 maj.

Ankündigung.

Geſchichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugieſen im Orient, vom Jahr 1415 bis 1539, nach Anleitung der Asia des João de Barros.

Unter dieſem Titel wünſche ich eine kurzgefaßte Ueberſetzung eines Werks herauszugeben, welches die glänzende Periode der Entdeckungen und des Waffenglücks der Portugieſen im weſtlichen und öſtlichen Afrika und in Aſien ganz umfaßt, und welches wegen ſeines klaſſiſchen Gehalts nicht nur für den Geſchichtforſcher einen hohen Werth hat, ſondern auch dem Nichtgelehrten eine eben ſo angenehme, als belehrende Unterhaltung verſpricht.

Um die Ausgabe meines Werks zu befördern, wähle ich den Weg der Subſcription. Es wird in fünf Octavbänden in Median-

format erſcheinen, und im Druck 5½ bis 6 Alphabet betragen. Die Subſcribenten erhalten das broſchirte Exemplar auf weißem Median-Druckpapier zu 5 thlr., und auf Schreibpapier zu 7 thlr. in grober Conventionsmünze. Wer für 10 Exemplare unterſchreibt, erhält das 11te frei. Für Deutſchland bleibt die Subſcription bis zum Ende des Octobers, und für das Ausland bis zum Ende des Decembers dieſes Jahrs offen. Sobald die Koſten des Papiers und des Drucks durch dieſelbe gedeckt ſind, wird mit dem Druck angefangen, und bis zur Vollendung unabläßig fortgefahren werden; indem das ganze Manuſcript bereits fertig liegt.

Bei Ablieferung des 1ſten Bandes zahlen die Subſcribenten ein Drittel, bei Ablieferung des 3ten Bandes das zweite, und bei Ablieferung des 4ten Bandes das letzte Drittel des Betrags.

Nach geſchloſſener Subſcription wird der Ladenpreis für das Exemplar auf Druckpapier 7½ thlr., und auf Schreibpapier 10½ thlr. ſeyn.

Den Druck hat die rühmlich bekannte Viewegſche Officin in Braunſchweig übernommen. Alle Buchhandlungen Deutſchlands ſind erſucht, Supſcriptionen anzunehmen und ſich an die Schulbuchhandlung in Braunſchweig zu wenden.

Lüneburg, den 15. Juli 1820.

D. W. Soltau.

J. Frank, Buchhändler in Brüſſel,

zeigt hiermit ergebenſt an, daß der erſte Jahrgang des ſeit Juli 1819 hier erſcheinenden naturwiſſenſchaftlichen Journals:

Annales generales des Sciences physiques par Bovi de St. Vincent. de l'institut de France. Drapiez de plusieurs académies et van Mons, membre de l'institut des Pays-Bas, Professeur de Phisique et de Chemie à l'université de Louvain etc. etc.

mit deſſen alleinigem Debit obige Buchhandlung beauftragt iſt, mit Juli dieſes Jahrs vollendet, und ſchon mit Anfang Auguſt das erſte Heft des zweiten Jahrgangs verſendet worden iſt.

Dieſes Werk, welches Männer zu Verfaſſern hat, die ſich ſchon früher durch wiſſenſchaftliche Productionen einen gegründeten Ruf in Europa erworben, erſcheint mit der größten Pünktlichkeit in monatlichen Heften von 8 bis 9 Druckbogen in 8. mit 4 Kupfertafeln, welche nach Erfordern der Umſtände colorirt ſind.

Die reſp. Herren Abonenten des erſten Jahrgangs haben ſich auch überzeugen wollen, welchen Werth die Verfaſſer darauf ſetzen, ihre Erwartung noch zu übertreffen, indem beim vorigen Jahrgang ſtatt verſprochenen 96 Druckbogen 101, wovon 7 — 8 in kleinem Text, und ſtatt 48 Kupfertafeln, 71 geliefert wurden.

Unter den ausgezeichneten Naturforſchern, welche dieſe Sammlung des erſten Jahrgangs mit ſchätzbaren Beiträgen bereichert haben, bemerkt man mit Vergnügen Bridel, Cuvier Chaptal, Döbereiner Geoffroy de St. Hilaire, Gradeloop, de Hemptienne, Lisfranc Leon Dufrier, Marcet de Serre Moreau de Jonnes Percy, Curt Sprengel, Wurzer etc. etc.

Dieſes Werk, welches zunächſt den naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen der Verfaſſer nach die Beſtimmung hat, jene der vorzüglichſten Gelehrten, ſowohl in= als auſſerhalb Europa aufzunehmen, iſt dieſem Zweck ſchon dadurch näher gekommen, indem die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, um den Verfaſſern einen Beweis der Achtung für ihre Verdienſte zu geben, beſtimmt hat, daß die Protokolle ihrer jedesmaligen Sitzungen dem Herrn Doctor Flourens einem der Mitarbeiter der Annalen, mitgetheilt worden: ein Beweis der Schäzung, deſſen ſich kein bisher in Frankreich herausgekommenes wiſſenſchaftl. Journal rühmen kann. Auch hat die franzöſiſche Regierung die Annalen in Schutz genommen, und deren Eingang Abgabenfrei verſtattet.

Ferner haben ſich die unter ſo vielen Rückſichten, und beſonders der als Naturforſcher im ſpaniſchen Amerika berühmte Herr Zea Barmadez und Herr Roffinesque, Profeſſor der Univerſität zu Lexington in Nordamerika den Verfaſſern als Correſpondenten in jenen reichen Weltgegenden erboten, und ſchon hat einer dieſer achtbaren Gelehrten Sendungen gemacht, wovon in den nächſten Heften wird berichtet werden. Der erſte Band dieſer Annalen wurde dem Freihern Alex. v. Humbold, der zweite dem Herrn v. Siwinder, der dritte dem Herrn General Carnot, der vierte dem Herrn Banks, und der fünfte (II. Jahrg. 1. 2. 3.) dem Herrn Zea Bermudez gewidmet.

Die Verfaſſer werden deswegen ihre Sorgfalt und ihren Eifer verdoppeln, ſowohl hinſichtlich der Vervollkommnung des Textes, und auch der Schönheit der Kupfer und Reinheit des Colorits. Ihr Forſchen ſoll das unermeßliche Gebiet der Naturwiſſenſchaft umfaſſen, und Chemie, Phyſik, Botanik, Mineralogie, Zoologie, Oricthologie, Entomologie, Technologie, Ackerbau und allgemeine Oeconomie, werden mit gleicher Gründlichkeit abgehandelt werden.

Der Abonnementspreis iſt fur den Jahrgang 15 thlr.

Herr J. A. Barth in Leipzig und die Herrmannſche Buchhandlung in Frkfrt. nehmen hierauf Beſtellungen an.

Ferner:

Esprit, Origine et Progrés des Institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe par Mr. le Chevalier J. D. Meyer, membre de l'institut des Pays-Bas, des Academies des Sciences de Bruxelles et de Göttingue, 3 Vol. in Fol.
La Haye 1819. 5 thlr.

Dieſes ſchätzbare Werk iſt ſchon von den berühmteſten Rechtsgelehrten in Europa ſo vortheilhaft gewürdigt worden, um keine weitere Anpreiſung zu bedürfen, und iſt bloß noch hinzuzufügen, daß der 4te Theil enthaltend: Institutions judiciaires des Pays-Bas unter der Preſſe iſt, und baldigſt verſandt wird.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VIII.

Chronik der Univerſität Heidelberg.

Am 20ſten September hatte unſere Univerſität das Glück, ihren allverehrteſten Landesherrn und gnädigſten Beſchützer, Sr. Königl. Hoheit, Ludwig, Großherzog von Baden u. ſ. w. zum erſtenmale hier zu ſehen, und Allerhöchſtdemſelben auch ihrerſeits neben den übrigen Behörden und Einwohnern der Stadt im frohen Gefühle eines ſo ſehr erwünſchten Ereigniſſes ihre Huldigungen darzubringen. Einfach und ſchmucklos, aber aus der Fülle treuer Ergebenheit, begrüßte dieſe alte Lehranſtalt den erhabenen Sohn ihres hochgeprieſenen Wiederherſtellers gleich nach Höchſtſeiner Ankunft mit einer Inſchrift, welche transparent an der Weſtſeite des reichlich illuminirten Univerſitätsgebäudes mit folgenden Worten zu leſen war:

LUDOVICO
Caroli. Friderici. Genitoris. Aemulatori
Patriae. legum. civium. Sospitatori
Literarum. artium. tutori
Hanc. musarum. primum. adeunti. sedem
Ruperto. Carola
grata. felix.

Am folgenden Morgen hatte die academiſche Corporation die Gnade perſönlich ihre tiefſte Devotion zu bezeugen, und Sr. Königl. Hoheit geruheten allergnädigſt zu befehlen, daß die academiſchen Lehrer einzeln durch den zeitigen Prorector vorgeſtellt werden ſollten, wobei Allerhöchſtdieſelben der Kürze der Zeit ungeachtet Sich mit mehreren derſelben ſehr herablaſſend zu unterhalten die Gnade hatten. Bald darnach wurden einige Inſtitute der Univerſität, vorzüglich die erſt kürzlich neu eingerichteten, ſo weit es die beſchränkte Zeit verſtattete, in allerhöchſten Augenſchein genommen, als namentlich die Sammlun-

gen für die Anatomie, Phyſik, Technologie, Chemie, Botanik u. ſ. w. Diejenigen, welchen die Gnade geworden, hierbei gegenwärtig zu ſeyn, mußten an dem erhabenen Beſchützer dieſer Lehranſtalt eben ſo ſehr die kenntnißreiche Beurtheilung der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, als die herablaſſende Unterhaltung bewundern. Ueberhaupt iſt den ſämmtlichen academiſchen Lehrern durch die huldreichen und wahrhaft landesväterlichen Aeußerungen unſers allergnädigſten Großherzogs der bleibende Eindruck zu Theil geworden, daß ſie nicht bloß ſich jener frohen Stunden dankbar erinnern, ſondern ſich zur thätigen Wirkſamkeit in den Wiſſenſchaften und unerſchütterlichen Treue aufs Neue belebt fühlen.

Im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs befanden ſich namentlich des Staats- und Cabinets-Miniſters Freiherrn v. Berſtett, Excellenz, welche nicht ohne großes Intereſſe die Inſtitute dieſer Hochſchule genauer kennen lernten, und Ihre Geneigtheit einer fortdauernden Wirkſamkeit für den bleibenden Flor derſelben zu erkennen gaben.

Nach zwei Uhr reiſeten Sr. Königl. Hoheit, unter dem Jauchzen der verſammelten Menge und von den Segnungen aller Anweſenden begleitet, wieder von hier.

Vom Königlichen Cabinets-Miniſterio zu Hannover iſt mittelſt Reſcripts vom 19ten Junius d. J. dem Rector Magiſter Fortlage zu Osnabrück der Titel eines Directors des evangeliſchen Gymnaſii daſelbſt beygelegt werden.

Buchhändler-Anzeigen.

In der Hertelſchen Buchhandlung in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Anfangsgründe der nothwendigſten Theile der Mathematik zum Gebrauch der Schulen. Herausgegeben von Joh. Jacob Ebert, Profeſſor der Mathematik zu Wittenberg ꝛc. ꝛc. Mit Kupfern. Vierte berichtigte und verbeſſerte Auflage. 8. Leipzig, 1820. 27½ Bog. Preis 1 rthl.

Für Anfänger in dieſer wichtigen jetzt ſo allgemein gewordenen Wiſſenſchaft giebt es rückſichtlich des Plans, der Sprache und Beſtimmtheit der Begriffe kein kürzeres, deutlicheres und faßlicheres, ſo wie bei der verhältnißmäßig ſtarken Bogenzahl auch kein wohlfeileres

Lehrbuch, als daß es zum Privatſtudium ſowohl als zunächſt zum Gebrauch der Schulen, wo es ſchon längſt, vorzüglich in Süd- und Norddeutſchland, häufig eingeführt worden und mit Nutzen gebraucht wird, noch einer beſondern Empfehlung bedürfte.

Für Forſtmänner, Gutsbeſitzer und Freunde der Botanik.

In der Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin iſt kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abbildung der deutſchen Holzarten, für Forſtmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von Prof. Fr. Guimpel, mit Beſchreibung v. Prof. C. L. Willdenow u. Prof. Fr. Gottl. Hayne, 35s. u. 36s. Heft, mit 12 ſauber ausgemalten Kupfern und vollſtändigem Regiſter, gr. 4. 3 rthl. 6 gr.

Mit dieſem 36ſten Heft iſt das ganze Werk nunmehr beendigt und geſchloſſen, das auf 216 ſauber geſtochenen und illuminirten Kupferplatten ſämmtliche in Deutſchland wild wachſende Bäume und Sträucher, und auf 39 Bogen Text die genaue Beſchreibung derſelben enthält. Jede Platte zeigt einen vollſtändig blühenden Zweig, Zergliederung der Blume und Frucht, und treue Abbildung der Knospe. Alle Holzarten ſind von H. Prof. Guimpel, einem der beſten jetzt lebenden Pflanzenmaler, genau nach der Natur gezeichnet und laſſen an täuſchender Aehnlichkeit nichts zu wünſchen übrig; ſo daß auch Herr Ober-Landforſtmeiſter und Staatsrath Hartig, in ſeinem Forſt- und Jagd-Archiv von und für Preußen, Jahrg. 2. Heft 1. bei der Anzeige von dieſem Werk ſagt:

„Unter den bisher erſchienenen Kupferwerken der Art, zeichnet ſich „das vorhin erwähnte durch naturgetreue Darſtellung ſehr vortheil„haft aus, und verdient daher beſonders empfohlen zu werden, da „es das Studium der Holzpflanzenkunde ſehr erleichtert."

Der Preis für das ganze Werk iſt 54 rthlr. 6 gr.

Bei Franzen und Große zu Stendal iſt ſo eben erſchienen:

Euripides Hecuba et Phoenissae in usum scholarum accurate editae et illustratae. Adjecta est Elementorum metricae disciplinae succincta expositio secundum God. Hermanni rationem. Preis 18 gGroſchen.

Wir machen die Herren Vorſteher und Lehrer der Gymnaſien aufmerkſam auf dieſe zum Gymnaſialgebrauch berechnete Bearbeitung

zweyer vielgeleſener Stücke des **Euripides, wodurch der Herausgeber,** Herr Rector Haacke, zu **Stendal, durch die neueſte Ausgabe des** Thucydides bekannt, die **erſte Beſchäftigung mit den dramatiſchen** Dichtern Griechenlands zu **erleichtern, und auf Sophocles vorzuberei**ten beabſichtigt. Für grammatiſche **und kritiſche Behandlung iſt vor**züglich geſorgt, doch fehlt es **auch nicht an den erforderlichen Sacher**läuterungen. Auch der Anhang **über die Metrik, der Lehrern ein be**quemer Leitfaden beym Unterricht **über dieſe Disciplin ſeyn wird, iſt** wahrſcheinlich Manchem eine **angenehme Zugabe.**

In meinem Verlage ſind **folgende neue Bücher erſchienen und in** allen Buchhandlungen zu haben:

Anacreons Lieder. Aus **dem Griech. nebſt einer Abhandlung über** deſſen Leben und **Dichtkunſt, von J. Fr. Degen.** 2te verbeſſ. Aufl. 8. 1820. 1 fl.

Ciceros Kato der Aeltere, **oder Abhandlung vom Griechenalter,** lateiniſch und **deutſch, von Dr. Euchfr. Ch. Oertel.** 8. 1820. 30 kr.

— — — daſſelbe lateiniſch 8. 1820. 12 —

— — — daſſelbe deutſch. 8. 1820. 18 —

Fabers, Dr. F., **Katechismus für Katechumenen und Konfirmanden.** 2te verb. Ausgabe. 8. 1819. 24 kr.

— — — hiſtoriſcher **Katechismus, enthaltend die heilige Geſchichte,** eine kurze Einleitung **in die bibliſchen Schriften, und eine Er**klärung der **chriſtlichen Sonn- Feſt- und Feyertage, für Schu**len, 8. 1819. 24 kr.

Kleinknechts **Anweiſung zum perſpectiviſchen Zeichnen, für Kunſt**ſchulen und **Kunſtfreunde mit 23 Kupfertafeln. gr. 4. geheftet.** 2 fl. 24 kr.

Lamperts liturgiſche **Blätter, aus meiner Amtsführung. Verſuche.** gr. 8. 1819. 1 fl. 30 kr.

Mayers **chriſtliches Gebet- und Andachtsbuch. gr. 8. 1819.** 2 fl.

Stillers Betrachtungen über die Epiſteln des ganzen Jahres. 3 Th. gr. 8. 1819. 4 fl. 30 kr.

Ansbach, den 1. Aug. 1820.

W. G. Gaſſert.

zu haben bey Mohr und Winter in Heidelberg.

Subſcriptions-Eröffnung
auf die
ſämmtlichen Werke Ulrichs von Hutten.

Udalrici ab Hutten. Equitis. Oratoris. Poetae. Germani. Opera, quae extant, omnia. — Collegit, ac cum notis historicis, criticisque edidit: Ernestus Jos. Herman. Münch. Scaphusiae typis Joann. Henrici Schwarz. Tomus I. M.D.C.C.C.XX.

Ich erfülle hiemit das im Auguſt verfloſſenen Jahrs gegebene Verſprechen. Der Eifer meiner Freunde, und die thätige Unterſtützung mehrerer Bibliotheken, und Beförderer vaterländiſchen Wiſſens, wovon ich unter jenen vorzüglich die Univerſitäts Bibliothek zu Freiburg im Breisgau, unter dieſen aber den hochverdienten Herrn Regierungsrath Wagenſeil in Augsburg anführe — haben mich in den Stand geſetzt, eine vollſtändige Herausgabe der Werke Ulrich von Hutten's bereits ankündigen zu können. Dieſelbe liegt größtentheils ſchon bearbeitet vor; von der thätigen Mitwirkung der Freunde teutſchen Sinns und teutſcher Geſchichte, und dem Fortgange der Subſcription wird es abhängen, ob nicht auch dieſe, mit unſäglicher Mühe, Selbſtverläugnung und mannigfachem Zeitaufwand gewagte Unternehmung, den frühern gleich, ad acta zu legen ſey. Die Subſcription wird alſo hiemit eröffnet, und von allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchland's und der Schweiz angenommen werden.

Das Ganze erſcheint in vier Bänden, groß Oktav, auf ſchönem Papier, mit Titelkupfern in Steindruck geſtochen. Für jeden Band, welcher mindeſtens 30 Bogen enthält, wird nach deſſen Empfang bezahlt fl. 3 - 30 kr. rhein.

Der erſte Band, geziert mit Hutten's Bild, enthält:

I. Ueberſicht des Zuſtandes der europäiſchen überhaupt, insbeſondere aber der teutſchen Litteratur unter Maximil. I., und der erſten Hälfte der Regierung Karls V., oder Huttens Zeitalter.

II. Hiſtoriſch-chronologiſcher Ueberblick deſſen, was von Huttens Schriften, oder über ihn, und letztere durch neuere Schriftſteller zu uns gekommen iſt.

III. a) Carmina Juvenilia. — b) Adversus utrumque Lossium Querelarum. Libri duo. — c) Ars versificatoria, cum epist. didicat. ad Osthenos. — d) Croti Rubiani ad Hutt. Epistola. — e) Epistola ad Phachum. — f) Vir Bonus.

— g) Ad invict. Princip. Maximil. ut bell. in Venetos proseq., Carm. exhortator. — h) Nemo. (Edito prima.) — i) Epigrammatum ad Maximil liber. — k) Marcus, Heroicum. — l) Quod ab illa antiquitus German. claritudine nondum degenerarint Nostrates, Heroicum. — m) Epistola Italiae ad Maximil. Caesar. — n) Responsoria ad Italiam; aut. Eob. Hesso. — o) In laudem Alberti Archiepisc. Mogunt. Panegyricus cum praef. ad Eitelwolf. a Lapide.

NB. Jeder einzelne kleinere Aufſatz iſt hier nicht aufgezählt.

Der Herausgeber war früherhin entſchloſſen, diejenigen Schriften Huttens, ſo in lateiniſcher Sprache geſchrieben, mit teutſcher Ueberſetzung zu begleiten, und hatte auch größtentheils die, beſonders bei den Gedichten ſchwierige Ueberſetzung bereits vollendet. Allein durch mehrere vollgewichtige Gründe, welche an geeigneter Stelle darzuthun, er ſich vorbehält bewogen, beſcheidete er ſich dahin, von den teutſchen Volksliedern, und den volksthümlichſten, und allgemein intereſſanteſten lateiniſchen Schriften Huttens in Ueberſetzung, nach vollendeter Geſammtausgabe, eine beſondere in etwa zwey Bänden, für ſolche, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig, zu veranſtalten.

Sämmtliche Schriften erſcheinen in chronologiſcher Reihe. Eine neue, gänzlich umgearbeitete Lebensgeſchichte und Charakteriſtik Huttens, hat Wagenſeil der vollendeten Herausgabe nachzuliefern verſprochen.

Aarau, im Auguſtmonat 1820.

E. Münch,
Profeſſor der teutſchen Litteratur an der
Argauiſchen Kantonsſchule.

* * *

Dieſes, dem thätigen und achtungswürdigen Herrn Profeſſor Ehre bringende, mit auſſerordentlicher Mühe verbundene Unternehmen, ſoll auch noch dadurch höheren Gehalt bekommen; daß dieſes claſſiſche Werk mit beſonderer Aufmerkſamkeit bearbeitet werde. Schönes Papier, neue geſchmackvolle Schriften, eleganter und reiner Druck ſollen unſern Helden von Hutten auch in typographiſcher Rückſicht der Jetzt- und Nachwelt in einer ſeiner würdigen Geſtalt übergeben. — Gar nicht daran zweifelnd, daß dieſes treffliche Unternehmen die gebührende Unterſtützung finden werde, läßt es ſich alſo zum voraus hoffen, daß daſſelbe vermittelſt zahlreicher Sub-

Digitized by Google

ſcribenten, deren Namen dem erſten Bande vorgedruckt werden, in Arbeit genommen werden könne.

Schafhauſen, im Auguſtmonat 1820

Johann Heinrich Schwarz,
Buchdrucker.

Auf obiges Werk nehmen wir mit Vergnügen Subſcription an.
Heidelberg.

Mohr und Winter.

In Commiſſion bey Hemmerde und Schwetſchke in Halle iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Beyträge zur Hebräiſchen Grammatik von Dr. Th. Fr. Stange. gr. 8. 16 gGr.

Halle, im Auguſt 1820.

In unſerem Verlage hat ſo eben die Preſſe verlaſſen und wurde bereits an alle gute Buchhandlungen verſandt:

Syſtematiſcher Grundriß des praktiſchen Europäiſchen Völkerrechts. Für akad. Vorleſ. und zum Selbſtunterrichte entworfen vom Dr. Jul. Schmelzing ꝛc. 3r Thl. gr. 8. Preis rthlr. 2. — oder fl. 3. 36 kr.

Mit vorliegendem dritten Theile ſchließt ſich nun dieſes ausführliche und intereſſante Werk, welches dem literariſchen Publikum ſchon aus den über die zwei erſten Theile erſchienenen Rezenſionen im Hermes, den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur u. ſ. w. vortheilhaft bekannt iſt, und deſſen Brauchbarkeit insbeſondere auch daraus erhellt, daß es bereits auf einigen deutſchen Univerſitäten als Leitfaden bey den Vorleſungen über dieſen praktiſchen Rechtstheil gebraucht wird. Alle 3 Bände koſten Rthlr. 5. — oder fl. 9. —

Rudolſtadt, den 20. Auguſt 1820.

F. S. R. priv. Hof- Buch- und
Kunſthandlung.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig iſt erſchienen und bey Mohr und Winter in Heidelberg zu haben:

Dr. W. G. Tennemanns Grundriß der Geſchichte der Philoſophie für den akademiſchen Unterricht.

Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage, herausgegeben von Dr. Amad. Wendt. gr. 8. 1820. Rthlr. 1. 16 gr.

Auf das vortheilhafteſte zeichnet dieſes Compendium ſich vor allen früher erſchienenen aus, und ſeine beyden erſten Auflagen haben ſich allen Forderungen und Bedürfniſſen der Zeit Genüge leiſtend, gar bald vergriffen. Mit Vermeidung der Fehler und Mängel der älteren ſtellte der Verf. die Hauptdata der Geſchichte und die vorzüglichſten Richtungen philoſophirenden Geiſtes mit Treue, Deutlichkeit und in zweckmäßigſter Kürze dar und gab ſomit Lehrern und Lernenden einen ſichern Leitfaden für die fruchtbare Betrachtung der ſtufenweiſen Entwickelung der Vernunft in ihrem Streben nach Wiſſenſchaft, den der geſchätzte Herausgeber der dritten Ausgabe durch reiche Zuſätze, Nachträge (beſonders für die neueſte Philoſophie) Berichtigungen, Abänderungen im Ausdrucke und in der Anordnung zu noch größerer Brauchbarkeit und Vollkommenheit erhob. In Hinſicht auf die beygefügte philoſophiſche Literatur, kann es als vollſtändiges Repertorium angeſehen werden, deſſen Gebrauch mehrfache Regiſter ungemein erleichtern. Der äußerſt wohlfeile Preis bey weit ſparſamerem Drucke und vermehrter Bogenzahl dürfte dem Buche wohl auch günſtige Meynung erhalten.

Ueber die Fortſetzung und völlige Beendigung von

Tennemanns Handbuch der Geſchichte der Philoſophie (1r bis 11r Band Rthlr. 20. 8 gr.)

wird bald Näheres angezeigt werden.

Auch iſt noch ein kleiner Vorrath von

Tennemanns Syſtem der Platoniſchen Philoſophie 4 Bde. Rthlr. 3. 8 gr.

vorhanden, den hiermit gebührend in Erwähnung bringe.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. IX.

Buchhändler-Anzeigen.

So eben iſt erſchienen:

Archiv für die Civiliſtiſche Praxis. Herausgegeben von Gensler, Mittermaier und Schweitzer. Vierten Bandes erſtes Heft. gr. 8. Heidelberg bey Mohr und Winter. Preis 16gr. oder 1 fl.

Inhalt. I. Kann ein Vormund Grundſtücke des Mündels über die Dauer der Vormundſchaft vermiethen oder verpachten? Von Prof. Dr. Geſterding zu Greifswalde. II. Iſt die Wohlthat der Ordnung dem Bürgen zu verſagen, der ſich als Selbſtſchuldner verbürgt hat? Von demſelben. III. Ueber die Rechtsvermuthung, die aus der drey Jahre nach einander geleiſteten Zahlung jährlicher Abgaben, z. B. Zinſen, entſtehen ſoll, daß von früherer Zeit her dergleichen nicht rückſtändig ſeyen. Von demſelben. IV. Kann der Schuldner eine Quitung fordern? Von demſ. V. Iſt der Verkäufer verpflichtet, Mängel zu gewähren, die nur dem Auge des Kenners ſichtbar ſind? Von demſ. VI. Auch etwas über das qualificirte Geſtändniß. Mit Bezug auf die Abhandlung von Herrn Prof. Dr. Geſterding in dieſem Archiv. Bd. 2. Nro. XVIII. S. 217. f. Von Dr. Sommer, in Kirchhundern. Nebſt einem Zuſatz von Gensler. VII. Auslegung der L. 34. §. 2. de pignoribus. Von dem Profeſſor der Rechte Dr. Baumbach, in Jena. VIII. Läßt ſich eine Ausdehnung der Const. 2. Cod. de rescindenda venditione. 4 44. auf den Käufer rechtfertigen? Von dem Dr. v. Weiſſeneck, in Freiburg. IX.

Verſuch einer Beantwortung der Frage: „Bey welchen Rechtsgeſchäften findet die 2 Jahre lang dauernde exceptio non numeratae pecuniae ſtatt? Von Andr. Hanſen, aus Holm im Herz. Schleswig. X. Bemerkungen über den Werth u. ſ. w., des Provocations-Proceſſes u. ſ. w., Abth. II. 1) Finden die beyden Provocationen bloß in Ermangelung anderer Rechtsmittel ſtatt? 2) Einiges über die außerordentl. Rechtsm. des P. R. ad L. 16. pr. D. 44. Von Hofg. Adv. Dr. Breidenbach, zu Darmſtadt. XI. Bemerkungen zu der Lehre der erwerbenden Verjährung der Grunddienſtbarkeiten. Von dem Präſidenten und Staatsrath Frhrn. v. Seckendorf, zu München. XII. Einiges über die Reſtitutionen in dem Gange des Civilproceſſes, inſonderheit gegen eröffnete, dem Ablauf der Zeit nach rechtskräftige, richterliche Entſcheidungen. Von Gensler. XIII. Ankündigung einer kritiſch-exegetiſchen Hand-Ausgabe des Corpus juris civilis, nebſt Aufforderung zu Hülfeleiſtung bei derſelben.

Das 2te Heft des 4ten Bandes dieſes Archiv's ſo wie die zweite Auflage des erſten Bandes deſſelben iſt unter der Preſſe und erſcheinen noch in dieſem Jahre.

Ferner iſt bey den Verlegern dieſes Archives nun erſchienen:

Teutſche Denkmäler, herausgegeben und erklärt von Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone, Weber. Erſte Lieferung.

Enthält die Bilder zum ſächſiſchen Land- und Lehnrecht. 34 Tafeln und 1 Farbentafel Bilder in ganzen Foliobogen, 29 Bogen erklärender Text in gleichem Format; Preis des ſchwarzen Exemplars mit der illuminirten Farbentafel 4 Rthl. ſächſ. oder 6 fl.

Wir beziehen uns auf die frühere Ankündigung dieſes wichtigen Werkes, und wiederholen daraus für Jene, denen ſie etwa nicht zu Geſicht gekommen, daß dieſe erſte Lieferung ein vollſtändiger Bilderabdruck der älteſten Handſchrift des ſächſiſchen Land- und Lehnrechts iſt, mit fortlaufender Erklärung und Einleitungen über die erſte Abtheilung wie über das Ganze verſehen. Um die Anſchaffung dieſes für Rechtsgelehrte ſo bedeutenden Werkes jedem Liebhaber zu erleichtern, ſo haben wir nicht nur den gewiß äußerſt billigen Preis geſetzt, ſondern benachrichtigen auch das Publikum, daß jede Lieferung dieſes Werkes einzeln abgegeben wird, weil dieß durch ſeinen verſchiedenen Inhalt möglich iſt, alſo Niemand durch Anſchaffung der erſten Lieferung für das Ganze verbunden.

Exemplare auf Schreibvelinpapier mit ganz ausgemalten Bildern werden erſt ſpäter, und nur auf beſtimmtes Verlangen geliefert.

Ferner iſt bey denſelben neu erſchienen:

Roßhirt, C. F. Beiträge zum römiſchen Rechte u. zum römiſch-teutſchen Criminalrechte 1s Hft. mit 3 Kupfertafeln (fac simile alter Handſchriften) 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch unter dem Titel:

— Beytrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beſchreibung und Ankündigung.

Reiſe Sr. Durchl. des Prinzen von Neuwied in Braſilien in den Jahren 1815 bis 1817. Zwey Bände wohlfeile Ausgabe in gr. Octav auf ſchön weißem Druckpapier mit zwey Landcharten, in ſauberen Umſchlag geheftet. Preiß 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Erſcheinung eines in Brünn veranſtalteten Nachdrucks dieſes intereſſanten Werks, hat mich veranlaßt, obige für dieſen Fall in Bereitſchaft gehaltene wohlfeile Ausgabe jetzt herauszugeben. Ich zeige demnach hiermit an, daß der Erſte Band derſelben bereits in allen Buchhandlungen zu haben iſt, ſo wie auch, daß der Zweite Band unverzüglich nach Erſcheinung der großen Quart-Ausgabe nachfolgt, und hoffe daß der ſehr billige Preis der beyden Bände die Concurrenz des oben erwähnten geſchmackloſen Nachdrucks unterdrücken wird.

Mit dieſer Ausgabe iſt zugleich die Annehmlichkeit verbunden, daß man die ſämmtlichen Kupfer, Vignetten und Charten der großen Ausgabe in einen beſondern Atlas vereint, apart dazu haben kann; der Preis deſſelben iſt 14 Rthlr ſächſiſch oder 25 fl. 12 kr. rhein., jedoch werden davon nur Exemplare auf beſtimmte Beſtellung verſandt.

An der Vollendung des zweiten Bandes der großen Quart-Ausgabe wird eifrig gearbeitet, und wenn derſelbe um etwas ſpäter erſcheint, als man erwartet, ſo bitte ich die Menge von Kupfern und Vignetten zu berückſichtigen, welche dazu geliefert werden, und mit welchen bereits mehrere der geſchickteſten Künſtler, namentlich: die Herren Haldenwang und Schnell in Carlsruhe; Eßlinger und Lips in Zürich; Nahl in Wien; Mayer in Berlin; Krüger in Paris; Schleich in München; Bitthäuſer in Würzburg ꝛc., unabläßlich beſchäftigt ſind, und deren vollendete Arbeiten ohne Zwei-

ſei eine jede Erwartung befriedigen werden. — Bis zur Erſcheinung dieſes zweyten Bandes bleibt der Pränumerations-Preis auf das Ganze noch offen, und man bezieht fortwährend gegen baare Einſendung des Betrags

Ein Exemplar auf Royal-Schreibpapier zu fl. 44.

" " auf groß Imperial-Velin.

mit den Erſten Kupferabdrücken zu fl. 66.

Frankfurt a. M. den 1. Nov. 1820.

H. L. Brönner.

Neuigkeiten zur Oſtermeſſe 1820. Von Chriſtian Hahn in Altenburg.

Behauptung, über die, eines rationalen Supernaturaliſten, daß für die chriſtliche Religionswiſſenſchaft, zwar der formale, aber kein materialer Vernunftgebrauch gelte. 8. 8 gr.

Blätter, aus der Brieftaſche Alexis des Wanderers. Mit einer Titelvignette. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Blätter, oſterländiſche, für Landes-Natur- und Gewerbkunde, herausgegeben von den Secretären der naturforſchen Geſellſchaft in Altenburg, für 1820. 1s und 2s Quartal. 4. 1 rthl. 8 gr.

Demme, Dr. H. G., Rathsprediqt, am Sonntage Eſtomihi gehalten, und auf Verlangen zum Druck befördert. Nebſt der Stiftungskunde eines wohlthätigen Vermächtniſſes. gr. 8. 4 gr.

Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden, vom Jahre 704 bis zur Mitte des sechszehnden Jahrhunderts. I. Bandes 1s und 2s Heft. 4. 2 rthl.

Lüders, L., das Schloß zu Altenburg, mit 4 Anſichten, Folio illum. 2 rthl. 8 gr.

Die Anſichten einzeln 2 rthl.

Schmidt, Carl, Characteriſtik eines höhern pädagogiſchen Zeichenunterrichts. An die Behörden der Gelehrtenſchulen und Vorſteher höherer Privaterziehungsanſtalten Deutſchlands gerichtet. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1 rthl. 12 gr.

Thümmel, Hans von, (Herzogl. Sächſ. Geh. Rathe, Miniſter ꝛc.) hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, geographiſche und topographiſche Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg. Mit 39 Portraits, 1

Karten und facsimile der Handſchrift Joh. Friedrich II. kl. Fol.

auf Velinpapier illum. 12 rthlr. 12 gr.
daſſelbe ſchwarz 16 rthlr.
auf Canzleipapier illum. 20 rthlr.
daſſelbe ſchwarz 12 rthlr. 12 gr.
auf Velinpapier ohne Kupfer 7 rthlr. 12 gr.
auf Canzleipapier ohne Kupfer 6 rthlr. 6 gr.

Deſſen tabellariſche Ueberſicht der Getraidepreiſe im Herzogthum Altenburg vom Jahre 1650 bis 1817. Nebſt patriot. Vorſchlägen zur Einführung eines allgemeinen Getreidemaaßes. gr. 4. 15 gr.

Deſſen Lettres á Clio. gr. 4. Velinpapier 16 gr.

Deſſen Portrait, gemahlt von Graſſi und geſtochen von J. C. B. Gottſchick. gr. Fol. 1 Rthlr. 8 gr.

Zeittafeln zur allgemeinen Geschichte. Eingeführt auf dem Gymnaſium in Altenburg. 8. 6 gr.

Karten.

General-Karte der Aemter Altenburg und Ronneburg, als Tableau der 1813 herausgegebenen topographiſchen Karte. Aufgenommen von Koch, die Situation geſtochen von Tardieu in Paris, und die Schrift von Pelisier daſelbſt. Größtes Royalfolio, auf Atlas 12 rthlr. net. ſächſ.

auf Leinwand gezogen 10 rthlr. net. ſächſ.
auf Velinpapier 6 rthlr. net. ſächſ.

Topographiſche Karte der Aemter Altenburg und Ronneburg, aufgenommen von Koch, und geſtochen von Tardieu und Pelisier in Paris, in 21 Blättern oder Sectionen. Folio, auf Atlas 90 rthr. net. ſächſ.

auf Leinwand gezogen 60 rthlr. net. ſächſ.
auf Velinpapier 35 rthlr. net. ſächſ.

Auch iſt jede Section einzeln à 1 Rthlr. 20 gr. net. ſächſ. zu haben.

Neuigkeiten zur Michaelismeſſe 1820. Von Chriſtian Hahn in Altenburg.

Anekdoten, akademiſche, vom Verf. der medic. juriſt. ꝛc. 8. 15 gr.

Blätter, oſterländiſche, für Landes-, Natur- und Gewerbkunde, herausgegeben von den Secretären der naturforſchenden Geſellſchaft in Altenburg, für 1820. 3. und 4. Quartal. 1 rthlr. 8 gr.

Brümmer, C. H., Märſche zur 100jährigen Secularfeyer des Vogelſchießens in Altenburg, für das Pianoforte eingerichtet. 4. 12 gr.

Directorium diplomaticum, oder chronolog. geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden, vom Jahre 704 bis in die Mitte des sechszehnden Jahrhunderts. I. Bandes 3. Heft. 4. 1 rthlr. 6 gr.

Landwirth, der, in ſeinem ganzen Wirkungskreiſe, herausgegeben von Dr. C. W. E. Putſche. 5r Band. gr. 8. 2 thlr.

Liechtenſtern, J. M. von. Was hat die Diplomatie als Wiſſenſchaft zu umfaſſen, und der Diplomat zu leiſten) Ein Umriß der Hauptmomente des Erſtern, und der Pflichten des Letztern. gr. 8. 12 gr.

Ludwig. E. Das Menſchenleben, in Dichtungen, gebundener und ungebundener Rede. 8. 1 thlr. 18 gr.

Möller, C. F. Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte Sächſiſcher Prediger. 8. 18 gr.

Mörlins, F. A. C., Erbauungsreden, gehalten im Gymnaſio zu Altenburg 1802 bis 1806. Nebſt Mörlins Biographie und Todtenfeyer und einem Anhange einiger Schulreden, herausgegeben von Auguſt Matthiä. 8. 3 thlr.

Pain, J., die Reiſe auf gut Glück. Aus dem Franz. überſetzt von Alexis dem Wanderer. 2 Thle mit Vignetten. 8. 2 thlr.

Say, über Menſchen und Geſellſchaft, a. d. franz. überſetzt von E. Ludwig. gr. 12. 18 gr.

Tage, die fünf merkwürdigſten, des Königreichs Neapel, aus d. ital. 8. 6 gr.

Unterhaltungsblatt, für den deutſchen Bürger und Landmann. Mit Beyträgen von Alexis dem Wanderer, Alpin, Inſp. Böhme, Generalſuperintendent Demme, Vice-Director Dolz, Dr. Greiner, Paſtor Hecker, Paſtor Hempel in Stünzhain, Oberpfarrer Löhr, Rath Ludwig, Rath Lüders, Iſaak Maus, Paſtor Möller, Schullehrer Rauſch, Diaconus Reimſchüſſel, Diaconus Sachſe, Superintenden

Thienemann, Garniſonpr. Dr. Winkler, Dr. Carl Witte sen., Cantor Wohlfahrt in Frohburg, Wohlfahrt in Kirchhaſel, Wunibald der Thüringer, Variscus. 4. 1. und 2. Quartal. 1 thlr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung der Staatskräfte, von den ſämmtlichen, zum deutſchen Staaten-Bunde gehörigen Ländern, mit einer großen Verhältnißcharte von Deutſchland: von Dr. Auguſt Friedrich Wilhelm Crome. Erſter Theil, welcher — außer, der Vorrede und Einleitung, zur allgemeinen Ueberſicht von ganz Deutſchland — das Königreich Bayern, Hannover, Würtemberg, Sachſen, und das Großherzogthum Baden enthält. — Leipzig bey Gerhard Fleiſcher 1820. in gr. 8. Preis 4 thlr. 12 gr.

Das Intereſſe, welches die, im vorigen Jahre in unſerem Verlage erſchienene, Verhältniß-Karte von Europa, mit dem dazu gehörigen Buche: Allgemeine Ueberſicht der Staatskräfte, von den ſämmtlichen europäiſchen Ländern ꝛc. im Publikum erweckte, und der Beyfall, mit welchem dies Werk aufgenommen wurde, munterten den Verfaſſer ſowohl, als den Verleger kräftig auf, die vorliegende, früher ſchon angekündigte, Verhältniß-Karte von den ſämmtlichen, zum deutſchen-Staaten-Bunde gehörigen Ländern, ſo bald es nur thunlich war, nachfolgen zu laſſen. — Sie glaubten, um ſo mehr einer ähnlichen, allgemeinen Theilnahme ſich haben ſchmeicheln zu dürfen; da es für jeden gebildeten Deutſchen Mann doch intereſſant ſeyn muß, hier auf einem Blatte, und mit einen Blick zu überſehen; wie die verſchiedenen, zum Theil heterogenen, deutſchen Bundesſtaaten in der Größe und Bevölkerung von einander abweichen? und in welchem Verhältniſſe ſie in dieſer Hinſicht gegen einander ſtehen? — Auch wird es gewiß einiges Intereſſe gewähren, die Idee des Verfaſſers realiſirt zu ſehen, vermöge welcher dieſe 39 Staaten, nach ihrer verhältnißmäßigen Größe, auf dieſer Karte durch Zeichnung dargeſtellt werden; wobey das kleine Fürſtenthum Liechtenſtein z. B. nach eben demſelben Maaßſtabe dargeſtellt iſt, wie die übrigen Länder; wenn es ſich gleich in Betreff des Flächenvereins gegen das K. R. Bayern z. B. verhält, wie 1 zu 490. und zu den K. Preußiſchen deut-

ſchen Ländern wie 1 zu $1105\frac{2}{3}$, ſo wie zu den k. k. Oeſtreichiſchen
deutſchen Ländern, wie 1 zu $1238\frac{1}{3}$. Zugleich drücken die, auf bey-
den Seiten des Randes dieſer Karte, angebrachten Tabellen, die
vorzüglichſten Staatskräfte ſowohl, als die übrigen weſentlichen Bezie-
hungen dieſer Bundes-Staaten, in Schrift und Zahlen deutlich
aus.

Das zu dieſer Verhältniß-Karte von Deutſchland, ge-
hörige Buch, wovon hier der erſte Theil erſcheint, iſt in eben dem
Geiſt geſchrieben, welcher in dem vorgenannten Werke über Europa
waltet; und man wird dabey nicht verkennen, daß der würdige Ver-
faſſer mit unermüdeter Thätigkeit und mit möglichſter Anſtrengung, —
bey noch ungeſchwächten Geiſtes-Kräften, — (welches im 67ſten Le-
bens-Jahre auch nicht immer bey allen Gelehrten der Fall zu ſeyn
pflegt,) unſere deutſchen Staaten, in ſtatiſtiſch-geographiſcher und
ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, eben ſo vollſtändig und richtig
geſchildert, als anſchauend und lebendig dargeſtellt habe; ſo viel näm-
lich ſeine individuelle Lage es nur immer erlaubte.

Auch hat dieſer Veteran in unſerer Literatur, deſſen Wünſche ſich
ganz auf das Wohl unſeres deutſchen Vaterlandes beſchränken, (wie
die Vorrede und Einleitung zu dieſem Werke darthun) eben ſo
freymüthig, als umſichtig, über die Bedürfniſſe und Wünſche unſerer
Staaten, namentlich in landſtändiſcher Hinſicht ſich geäußert: je-
doch mit der lobenswerthen Beſcheidenheit, welche den wahren Gelehr-
ten ziert, und die eben ſo weit entfernt iſt. von Schmeicheley, als von
Pedanterey und von den unſchicklichen derben Kraft-Ausdrücken, wo-
durch unſere angehenden Schriftſteller nicht ſelten ihre Deutſchheit
beurkunden zu müſſen wähnen. Sein Zweck war nur der: Wahrheit
nach ſeiner beſten Ueberzeugung zu verbreiten, und dem Guten Ein-
gang zu verſchaffen ohne alle Privat-Rückſichten.

Uebrigens konnte das ganze Werk nicht auf einmal erſchei-
nen, wenn nicht die, ſo oft von uns verlangte, Verhältniß-Karte
von Deutſchland, noch länger zurückgehalten werden ſollte. Wir
übergeben dieſelbe alſo mit dem Publikum hier, mit dem 1ſten
Theil des dazu gehörigen Werks, und fügen die feſte Zuſicherung
hinzu: daß der 2te und letzte Theil deſſelben, welcher die noch
übrigen deutſchen Bundes-Staaten ſämmtlich enthalten wird, unfehl-
bar und ſpäteſtens zur Oſter-Meſſe 1821 von Uns wird ausgegeben
werden.

Wir ſchmeicheln uns endlich, durch Stich und Illumination

der Karte, ſo wie durch Druck und Papier, dies gemeinnützige Werk ſo ausgeſtattet zu haben, daß der Beyfall des Publikums dadurch noch erhöhet werden dürfte.

Bey Daiſenberger in Regensburg iſt erſchienen:

Addreßbuch der Gaſthöfe in den Reſidenz-, Haupt- und vorzüglichſten Provinzialſtädten Deutſchlands, nebſt einer Ueberſicht der Reiſeſtraßen, Wagenſpuren, Münzen, Maaße und Gewichte, Meſſen, Jahr-, Vieh- und Wollenmärkte, Freimaurerlogen, Bäder ꝛc. 16. Berlin. 3 fl. broſch.

Aronzo der edle Räuberhauptmann, ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebirgen. 2 Thle. 8. Leipz. 5 fl.

Bekenntniſſe, aufrichtig und belehrende, eines Hypochondriſten und ſeine glückliche Heilung, von ihm ſelbſt herausgegeben, neue wohlfeile Ausgabe. 8. Chemnitz. 1 fl. 36 kr.

Berger, J. M., Laterne am Abend. Enthaltend: 150 Anekdoten, Diebskniffe, Gaunerſtreiche, Geſchichtchen, viele Geſellſchaftsſpiele, 258 Denkſprüche, 66 magiſche und andere Kunſtſtückchen, Räthſel, Charaden ꝛc. zur lehrreichen Unterhaltung in langen Winterabenden, für melancholiſche und heitere Gemüther. Mit einer illuminirten allegoriſchen Karikatur. 3te Aufl. 8. Regensb. 1 fl. 30 kr. Auch unter dem Titel: Luſtiger Zeitvertreib ꝛc.

Deſſen angenehmer Geſellſchafter. Enthaltend: Eine Auswahl von meiſt lächerlichen Anekdoten, Diebskniffen, Gaunerſtreichen, intereſſanten Geſchichtchen, magiſchen, u. a. Kunſtſtückchen, Räthſeln, Aufſätzen, Denkſprüchen ꝛc. nebſt Unterricht im Schach- u. a. Spielen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in den langen Winterabenden. Auch unter dem Titel: Luſtiger und nützlicher Zeitvertreib, 3ter Band. 8. daſ. 1 fl. 30 kr.

Bettler, die glücklichen, ein tragiſch-komiſches Maskenſpiel in 5 Aufzügen. Frey nach dem Italieniſchen des L. Gozzi, für die Bühne bearbeitet von G. N. Barmann. 8. Leipz. 1 fl. 12 kr.

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. 2te verbeſ. und mit einigen Briefen verm. Aufl. 8. Chemn. 1 fl. 12 kr.

Fouque, F., Hieronymus von Stauf, Trauerſp. in 5 Aufzügen. 8. Berl. 2 fl. gebdn.

Hell, Th., die Burg Alphauſen oder Ziprians Frauenwohl, komiſcher Roman aus dem Engl. 8. Leipz. 2 fl.

Hell, Th., das Haus Anglade oder die Vorſehung wacht. Schauſpiel in 3 Akten. Nach dem Franzöſiſchen. 8. daſ. 1 fl. 12 kr.

Kolbeck's, J. P., Abhandlung über Taubenzucht. Ein Geſchenk für alle Taubenliebhaber. 8. Regensb. 15 kr.

Kreußler, Dr. M. Luthers Andenken in Münzen, nebſt Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Zeitgenoſſen deſſelben. Mit 47 Kupfern und der Anſicht Wittenbergs und Eiſenachs zu Luthers Zeit. gr. 8. Leipz. 5 fl. broſch.

Deſſen Lebensbeſchreibung der Reformatoren. Ein belehrendes und unterhaltendes Leſebuch für gebildete Bürger und die Jugend. Mit mehreren Portraits. gr. 8. daſ. 2 fl. 24 kr. broſch.

Laun, F., für Winterabende, Erzählungen von Leander. 2 Thle. 8. daſ. 3 fl.

Marius, neue Biographien der Wahnſinnigen aus der wirklichen Welt, dargeſtellt im romantiſchen Gewande. Neue Ausgabe. 8. Chemn. 1 fl. 45 kr.

Neumaier, Dr. G. A. F., die ſicherſten Mittel wider Magenkrampf und Magenſchwäche, welche oft von den ſchlimmſten Folgen ſind, und ſchon im Anfange, Mangel an Appetit, Schwindel, Herzklopfen, kalte Füße, Kopfwehe, unruhigen Schlaf, blaſſe Geſichtsfarbe ꝛc. veranlaſſen. 8. Leipz. 1 fl. 12 kr.

Rhapſodien eines Denkers über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit. Herausgegeben vom Verfaſſer der merkwürdigen Maskerade. Neue Ausgabe. gr. 8. Bresl. 2 fl. 15 kr. broſch.

Rittergeſchichte der Mauern von Granada, von Ginez Perez de Hita, nebſt einigen Bemerkungen über die Mahomedaner in Spanien. Mit hiſtor. und literariſchen Noten von M. Sané. Aus dem Franzöſiſchen. 2 Bde. 8. Bremen. 4 fl.

Scheller, Fr. J., Mythologie der nordiſchen u. a. deutſchen Völker. Mit 1 Titelk. 8. 1 fl. kr.

Schwarz, J. W., kurze Nachricht von der Entſtehung und Feier der chriſtlichen Sonn- und Feſttage. 2te durchaus verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 8. Chemn. 24 kr.

Stube, die graue, auf der Burg Ulmenhauſen, oder das ſtille Kind, vom Verfaſſer Urach des Wilden. 2 Thle. 8. Leipz. 4 fl.

Train, J. K. v., Blüthen der Erinnerung. Für Ernſt und Frohſinn geſammelt. 1r Band. 8. Regensb. 1 fl. 48 kr.

Deſſen Ernſt und Frohſinn. Eine Sammlung intereſſanter Leſe-

früchte und Aufſätze, charakteriſtiſcher Anekdoten, belehrender und erheiternder Miſcellen, aus dem Gebiete der Phiſiologie, der Völkerkunde der Dramaturgie und aus dem Buche der Vergangenheit ꝛc. 8. Leipz. 1 fl. 48 kr.

Vergißmeinnicht 182 . Ein Taſchenbuch. Enthält Abbildungen von 12 Schönheiten Baierns nebſt Beſchreibung, und der Kunſt der Weiber mit Männern glücklich zu ſeyn, von L. v. Knigge. kl. Taſchenformat. Regsb. in ſchönem Umſchlag und mit Goldſchnitt gebunden. 1 fl.

Daſſelbe in Maroquin elegant gebunden. 2 fl.

Daſſelbe auch mit der Kunſt mit Weibern glücklich zu ſeyn, mit Goldſchnitt ꝛc. gebunden. 1 fl. 12 kr.

Daſſelbe in Maroquin elegant gebunden. 2 fl. 12 kr.

Daſſelbe mit der Kunſt der Männer mit Weibern glücklich zu ſeyn mit Goldſchnitt ꝛc. gebd. 1 fl.

Daſſelbe in Maroquin ꝛc. 2 fl.

Voß, J. v., ſatyriſche Zeitbilder in ſcharfen Umriſſen nach dem Leben, oder Erzählungen, Schwänke und Poſſen aus der neuern und neueſten Zeit kurzweilig und erbaulich niedergeſchrieben. 2 Bde. neue Ausgabe. 8. Bresl. 3 fl. broſch.

Wenzel, F. A., Mathias Korvinus und Maria, Konſulstochter von Breslau. Neue Ausgabe. gr. 8. 2 fl. 12 kr. broſch.

Zimmermann, J. P. F., Anweiſung zur Filz-, Leder-, Holz- und Steinlackirung, auf Erfahrung gegründet. 8. 30 kr.

Reuß, G. J. L., Syſtem der reinen, populär-praktiſchen, chriſtlichen Religions- und Sittenlehre. Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen. Erſter Theil, die Religionslehre. Zweyter Theil, die Sittenlehre in 2 Bänden. gr. 8. 1r Theil 1 rthl. 20 gr. 2r Thl. 1r. Band 1 rthlr. 20 gr.

Die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel in ihrer edlen Einfachheit, Lauterkeit und Schönheit, als das, was ſie iſt und ſeyn ſoll, als eine durchaus praktiſche, populäre, vernünftige, für die Menſchen aller Zeiten paſſende, göttliche Religionslehre in allgemein verſtändlicher Sprache und zugleich den Denker befriedigend darzuſtellen, zu dem Ende alſo den wahren Kern der Jeſuslehre von ſeiner Hülle und allen aus dieſer hervorgegangenen fremdartigen Theilen zu ſcheiden,

die verſchiedenen Lehren des Chriſtenthums ſyſtematiſch zu ordnen, nach richtigen exegetiſchen Grundſätzen zu erläutern und weiter zu entwickeln, ihre Harmonie mit der geſunden Vernunft und ihre praktiſche Tendenz zu zeigen und des Chriſtenthums herrliche Sittenlehre in das gehörige Licht zu ſetzen, ſo wie es für den praktiſchen Theologen im Amte Bedürfniß iſt, iſt der Zweck dieſes Werkes und mit demſelben in einer Reihe kleiner ſyſtematiſch geordneter Abhandlungen, geeignet zur Vorbereitung auf Religionsvorträge und katechetiſche Unterweiſung, gewiß einem wahren Bedürfniß der Religionslehrer und angehenden Theologen abgeholfen. Der zweyte Band der Sittenlehre, der das Ganze beſchließt, erſcheint unfehlbar zur Oſtermeſſe 1821.

Deſſelben Verfaſſers

Beweis der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion für Jedermann, nebſt fünf Paragraphen aus dem Kirchenrechte der geſunden Vernunft. gr. 8. 8 gr.

iſt eine bey der ſinkenden Achtung für dieſe hochwichtige Angelegenheit der Menſchheit aller Confeſſionen wahrhaft erfreuliche Erſcheinung und in Hinſicht auf die Behandlung gleich neu und intereſſant, ſo wie die fünf Paragraphen ein gewiß nicht mißlungener Verſuch, das proteſtantiſche Kirchenrecht aus der Vernunft zu begründen.

Leipzig im September 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Im Verlag der Keßelringiſchen Hofbuchhandlung zu Hildburghauſen iſt erſchienen:

F. W. Haßfeld, Reformation der Forſtwiſſenſchaft und die canoniſchen Lehren derſelben encyclopädiſch abgefaßt. 8. 1820. 8 gr.

F. W. Lomler, Jeſus Chriſtus, oder Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres über neugeordnete evangeliſche Texte. Ein Hausbuch zur Verbreitung einer beſſern Einſicht in die Geſchichte und Lehren unſers Herrn.

Dieſe Predigten erſcheinen in broſchirten Heften. Jeder Heft koſtet 6 gr. und enthält eine Zugabe von Beyträgen zur vaterländiſchen Kirchengeſchichte. Der 1ſte und 2te Heft iſt bereits erſchienen.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen:

Thilo, Dr. Ludw., Profeſſor der Mathematik und Phyſik, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik. Mit 79 eingedruckten geometriſchen Figuren. gr. 8.

Dieſes Lehrbuch ſoll für diejenigen Theile der reinen Mathematik, welche im Durchſchnitte an den beſſeren deutſchen Gymnaſien gelehrt werden, zu einem kurzen und gedrängten Leitfaden dienen, an den ſich ein gründlicher und lebendiger Schulunterricht anknüpfen läßt. Der Verfaſſer hat ſich bemüht alles Ueberflüßige in der Darſtellung zu vermeiden, ohne durch unzeitige Auslaſſungen undeutlich zu werden, oder durch bloße Andeutungen dem repetirenden Schüler das Gefühl der Lücke zu laſſen; der Lehrer wird ſeine Kenntniſſe beym Gebrauch dieſes Lehrbuchs mit Leichtigkeit zur Belehrung ſeiner Schüler anwenden können, und, indem er von denſelben den Erſten und ſtets gegenwärtigen Beſitz aller in der Schule durchgearbeiteten Lehren dieſes Compendiums fordert, daran eine ſichere Grundlage zur Fortſetzung ſeines Unterrichts haben. Ein Lehrbuch dieſer Art iſt ſeither ein fühlbares Bedürfniß geweſen, dem die Erſcheinung des Gegenwärtigen auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe abhilft, weswegen es auch allen Lehranſtalten mit Recht empfohlen werden kann.

Daſſelbe iſt in allen Buchhandlungen um 1 fl. 21 kr. oder 18 gr. zu haben.

Eine höchſt intereſſante Schrift hat ſo eben die Preſſe verlaſſen.

Ueber Behandlung, Futter und Maſtung des Viehs der Landwirthſchaft vom Staatsrath von Hazzi.

München den 15. Auguſt 1820.

(Geheftet mit blauen Umſchlag 30 kr.)

Die Fleiſchmannſche Buchhandlung
in München.

Literariſche Anzeige für Juriſten.

Ich beehre mich hiermit bekannt zu machen, daß eben die dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage

des Lehrbuchs des heutigen römiſchen Rechts von Dr. F. Mackeldey,

erſchienen, und nun um den alten Preis von 5 fl. 24 kr. wieder in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Gießen, den 13. Nov. 1820.

G. F. Heyer.

Bey H. R. Sauerländer in Aarau ſind folgende neue Werke erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Staats-National-Bildung. Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks. Von Julius Graf von Soden. Ladenpreis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Dieſes Werk bildet zugleich den achten Band von des Herrn Verfaſſers größerm Werke von der National-Oekonomie; es iſt auch dieſer Sammlungstitel obigem Werke beygedruckt worden.

Bruchſtücke aus den Ruinen meines Lebens. Von H***** Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Nur einen kleinen Theil meiner Leiden und Freuden, ſagt der Verfaſſer am Schluſſe dieſer intereſſanten Bruchſtücke, habe ich hier aufgezeichnet. Haben dieſe anſpruchsloſen Ergießungen theilnehmende Leſer gefunden, wünſchen ſie mir noch fürder in das Labyrinth dieſer Ruinen zu folgen, ſo will ich gern noch reichere Bruchſtücke zu Tage fördern.

Die Großmama in der Wochenſtube. Guter Rath für angehende Mütter über die erſte Kinderpflege. In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin. Preis 2 fl. oder 1 thlr. 8 gr.

Es verdient dieſes nützliche Buch allen wackern und ſorgſamen Müttern beſtens empfohlen zu werden; ſie finden darin einen reichen Schatz von Erfahrungen und Belehrungen aus dem mütterlichen Leben und manchen guten Rath über die erſte Kinderpflege und Erziehung, die von ſo wichtigem Einfluß für das ganze übrige Leben, ſicherlich aller Aufmerkſamkeit werth zu achten iſt.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung. Acht Bände. Fünfte verbeſſerte Original-Ausgabe.

Auf weißem Papier à 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 gr.

Auf ordin. Papier à 5 fl. 30. oder 3 Thlr. 16 gr.

Es iſt nun auch die fünfte Ausgabe im Druck vollendet, und in allen Buchhandlungen findet man nun vollſtändige Exemplare davon vorräthig, die ſich auch vorzüglich zu Weihnacht- und Neujahrs-Geſchenken eignen. Der reichhaltige Inhalt dieſes Werks, in 113 Betrachtungen beſtehend, ſo wie der äußerſt wohlfeile Preis deſſelben, da ſich das Ganze auf 253 Druckbogen beläuft, erregt eine ſo fortdauernd tägliche Nachfrage, daß auch der Vorrath dieſer neuen fünften Ausgabe ſehr bald wieder vergriffen ſeyn dürfte. — Da ſich dieſes Werk unter allen Ständen und bey allen Konfeſſionen nun verbreitet, ſo iſt dieſe neue Ausgabe nochmals durchgeſehen, und es ſind darin einzelne Stellen im Sinn und Ausdruck möglichſt deutlicher und beſtimmter gegeben worden, um jede unrichtige Auslegung, beſonders über die Göttlichkeit der Perſon Jeſu Chriſti, gänzlich zu verhüten. Hingegen ſind darin alle jene trefflichen Stellen, die ewigen und göttlichen Wahrheiten der reinen Chriſtus-Religion und ihre Geſchichte betreffend, unverändert geblieben, und nichts wird mich vermögen können, je daran etwas abzuändern. Es bleibt dem freyen Willen eines jeden evangeliſchen Chriſten überlaſſen, dies Werk zu leſen oder nicht; man wird es weder Katholiken noch Proteſtanten aufdrängen; im Gegentheil ſtelle ich es jedem Käufer frey, das Werk zurückzugeben, inſofern es gegen ſeine Ueberzeugung, gegen ſeinen Glauben und gegen ſeine Anſichten ſtreitet; denn das Prinzip der Glaubensfreiheit ſoll von Jedermann heilig geachtet bleiben. — Was aber von vielen Tauſenden als gut und trefflich längſt ſchon anerkannt worden, das werden die heutigen Zeloten vergeblich verunglimpfen.

Eugenia von Nordenſtern. Von **M. v. Pfiſter.** Zwey Theile, mit Kupfern. 1820. 8.
Preis 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Dies Meiſterwerk gehört zu den ſeltenen Geiſteserzeugniſſen, auf welche unſer Vaterland ſtolz ſeyn darf, und um ſo inniger beklagen wir den frühzeitigen Tod des Verfaſſers, der kaum ſeine Eugenie vollendet hatte, als er ſchon ins Grab ſank.

Die Geſchichte ſelbſt iſt aus den höhern Verhältniſſen des Lebens genommen, und ſchreitet, obgleich der Verfaſſer die Briefform wählte, ohne Störung des Intereſſe, wie dies ſonſt nicht leicht der Fall iſt, mit kühnem, raſchem Gange fort. Eine tiefe Kenntniß des menſchlichen, beſonders des weiblichen Herzens; ein faſt unerſchöpflicher Reichthum an den erhabenſten und geiſtreichſten Gedanken und Bemerkungen; eine heitere, blühende Phantaſie; ein hoher, edler, von Allem,

was gut, ſchön und liebenswerth iſt, bis in das Innerſte durchdrungener Geiſt; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls; ein überaus leichter, hinreiſſender Erzählungston; eine ſchöne, reine und kraftvolle Sprache geben dieſem Werke einen wahrhaft klaſſiſchen Werth.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buch- und Muſikhandlungen zu haben oder darauf Beſtellung zu machen:

Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neue Burſchenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgeſänge, Kriegs- und Turnlieder mit dreyſtimmig ausgeſetzten Melodieen, herausg. von A. Methfeſſel. 2te durchaus umgearbeitete und ſehr vermehrte Original-Ausgabe in Quer-Octav, in ſchönem Umſchlag von Prof. Gubiz; cartonnirt auf Druckpapier 1 rthlr. 4 gr. auf Schreibpapier 1 rthlr. 12 gr.

Das höchſt günſtige Urtheil, welches ſechs verſchiedene Recenſionen der geachtetſten Zeitſchriften, namentl. der Leipz. muſikal. Zeitung, der Abendzeitung, der Zeit. für die elegante Welt, Berliner Zeitung und dergl., über dieſes Werk ausgeſprochen haben, hat ſich vollkommen beſtätigt; denn eine Auflage von 2000 Exemplaren iſt kaum in Jahresfriſt völlig vergriffen, und das Publikum erhält hier eine neue ſehr vermehrte und vielſeitig verbeſſerte Auflage eines Werks, das bald in keinem häuslichen und geſelligen Kreiſe mehr fehlen wird, und das wegen ſeiner compendiöſen, anſtändigen und höchſt zweckmäßigen Einrichtung und ſorgſamen Auswahl auch nicht von ferne mit ähnlichen Sammlungen verglichen werden kann. Schon ein flüchtiger Blick wird die Vermehrung dieſer neuen Auflage zeigen. Sie enthält nämlich allein 26 neue Lieder, ſo daß die ganze Anzahl der Geſänge nun auf 105 geſtiegen iſt. — Ferner ſind ſämmtliche Melodieen dreyſtimmig geſetzt, wodurch der doppelte Vortheil erreicht iſt; daß man ſie dreyſtimmig ſingen, und wenn die 3te Stimme eine Octave tiefer geſpielt wird, vollſtändig mit dem Fortepiano begleiten kann.

Die Verlagshandlung iſt mit Luſt und Liebe an die äuſſere Ausſtattung dieſes Werkes gegangen, und zeigt mit wahrer Freude die Erſcheinung deſſelben hiermit an.

Rudolſtadt, den 18. October 1820.

F. S. R. priv. Hof- Buch- und Kunſthandlung.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. X.

Buchhändler-Anzeigen.

Vom:

Archiv für die civiliſtiſche Praxis. Herausgegeben von Gensler, Mittermaier und Schweitzer, iſt des vierten Bandes zweites Heft erſchienen, folgenden Inhalts:

XIV. Beitrag zu der Lehre von den Interventionen in dem Civilproceß. Von Gensler. XV. Verwandtſchaft der Adcitatio, Nominatio autoris, und Litisdenunciatio, mit den Interventionen, nebſt einigen Bemerkungen über derſelben Begriff und Wirkung. Von demſelben. XVI. Bruchſtücke aus der Lehre von der Eintheilung, Benennung und Wirkung, der Decrete, der Friſten, und des Ungehorſams, in dem bürgerl. Proceß. Von demſ. XVII. Wird ein nach dem poſitiven Geſetz wegen Mangel gebotener Förmlichkeiten nichtiges Rechtsgeſchäft dadurch gültig, daß es die Beſtätigung des Regenten erhält? Von einem Ungenannten. XVIII. Iſt nach den römiſchen Geſetzen das Stufenalter eines Unmündigen ein Maßſtab bei der Frage: ob die von ihm verübte ſchädliche Handlung für dolos, culpos, oder für nicht imputabel, zu achten ſey? Von Gensler. XIX. Ueber den nach des Mandators Tode zu vollziehenden Auftrag. Von Dr. S. Zimmern. XX. Unterſcheidet ſich das römiſche: via, actus, iter, dem Sprachgebrauch nach wirklich von dem deutſchen: Fahr- oder Fuhrweg, Viehtreibeweg, Fußweg? Von Gensler. XXI. Grundzüge der Hauptregeln, welche der Richter bei der Ertheilung eines Enderkenntniſſes nach geführten Beweiſen zu berückſichtigen hat. Von demſelben. XXII. Einige Worte über das Juramentum in litem. Von demſelben. XXIII. Aeußere Ei-

genſchaft und Wirkung der Vermuthungen in dem Gebiete der Beweisführung. Von ebendemſelben.
Preis 16 Gr. oder 1 fl.

Das dritte Heft iſt unter der Preſſe. — Ferner iſt vom 1n Bande das 1te u. 2te Heft der zweiten Auflage erſchienen, und werden nun die häufigen Beſtellungen auf vollſtändige Exemplare befriedigt werden. Der ſchnelle Abſatz der ſehr beträchtlichen erſten Auflage dieſes Archivs beweiſt, wie ſehr es einem Bedürfniß begegnet, und dies wird ihm in dieſer neuen Auflage auch neue Theilnehmer erwerben. Die Namen der Herren Herausgeber bürgen dafür, daß das Unternehmen ſich ſtets in ſeinem Werthe behaupten, und auf dem ernſten und humanen Wege der Wiſſenſchaft, in dieſer Zeit der Umwandlungen, in ſeinem wichtigen Felde in gemeſſenen Schritten fortſchreiten wird.

Da früher von folgendem im vorigen Jahre in unſerm Verlage erſchienenen Werkchen der Titel unrichtig bekannt gemacht worden, ſo geben wir ihn wiederholend und berichtigend, nämlich:

Beiträge zum römiſchen Rechte und zum römiſch-deutſchen Crimiminalrechte, von Dr. E. F. Roßhirt, öffentl. ordentl. Lehrer des Rechts zu Heidelberg, 1. Hft. Mit 3 Kupfertafeln, (fac simile alter Handſchriften). 8.

Auch unter dem Titel:

Beitrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beſchreibung und Ankündigung ꝛc. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Von demſelben Herrn Verfaſſer erſcheint im Laufe des Sommers d. J. in unſerm Verlage ein

Lehrbuch des Criminalrechts

dem dann die neue Hand-Ausgabe der in obigem Werkchen angekündigten Bambergiſchen Halsgerichtsordnung vom J. 1507., und der gemeinen deutſchen Halsgerichtsordnung (Carolina) folgen wird.

Heidelberg im Jan. 1821. Mohr u. Winter.

In der Simon Müllerſchen Buchhandlung ſind erſchienen:

Sammlung der ſeit dem Reichs-Deputations-Hauptſchluß vom 25. Febr. 1803 in Bezug auf Rheinhan-

del und Schifffahrt erſchienenen Geſetze, Verordnungen und allgemeinen Inſtructionen.

Kurze Inhalts-Anzeige.

1) Rheinſchifffahrts-Oktroi-Convention vom 15. Auguſt 1804., ſamt Art. 39. des Reichs-Haupt-Deputations-Schluſſes vom 25. Febr. 1803., worauf dieſer Traktat gegründet iſt.

2) Handbuch der Rheinſchifffahrts-Beamten vom Oktober 1805., und Miniſterial-Verordnung vom 13. Fruktidor 13., nebſt Detail-Inſtruction vom 5. December 1805., die Stationshäfen Mainz und Cöln betreffend.

3) Mainzer und Cölner Schiffer-Gilde-Verordnungen vom December 1807.

4) Wiener Congreß-Akten vom 24. März 1815. über die Freiheit der Schifffahrt auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Moſel, der Maas, der Schelde und auf den Flüſſen, die in ihrem ſchiffbaren Laufe verſchiedene Staaten trennen oder durchſtrömen. Samt Auszug aus dem Wiener Hof-Raths-Commiſſions-Urtheil vom 26. März 1816., die Renten-Liquidation, und Art. 59. des Reichsrezeſſes, die Penſionirung der Rheinſchifffahrts-Beamten betreffend.

Nebſt Anhang, enthaltend:

Den Rheinſchifffahrts-Gebühren-Tarif auf dem ganzen Rhein — die Erhebungsart — Claſſification der Güter nach den verſchiedenen Gebühren — Frachtpreiſe derſelben.

Die Schiffs-Aiche.

Maaß und Gewicht bei Erhebung der Schifffahrts-Gebühren.

Floßen-Vermeſſung und Verzollung.

Krahnen-, Wage, Werft- und Magazin-Gebühren zu Cöln, Mainz ꝛc.

Aſſekuranz-Prämien zu Cöln und Mainz.

Tax-Fracht der Waſſer-Dilligencen.

Den Zoll- und Verbrauchs-Steuer-Tarif in den preußiſchen Rheinprovinzen, und die neueſte Maaß- und Gewichts-Verordnung daſelbſt.

Den Curs aller bekannten Silber- und Goldmünzen im 24 Guldenfuß.

Alle auf beiden Ufern des Rheins gelegene Ortſchaften, ihre Entfernung von einander. — Poſtroute.

Bauart der Schiffe und Floßen ꝛc. für Rheinſchifffahrts-Beamte, Kaufleute, Schiffer, Flößer ꝛc.

Von

H. Herman,

General-Secretär der Central-Commiſſion für die Rhein-Schifffahrts-Angelegenheiten zu Mainz.

Preis 4 Gulden 48 Kreuzer.

Zu vorſtehendem Werke ſind die Abbildungen der Schiffe extra für 3 Gulden zu haben:

Leibnitzens System der Theologie, nach dem Manuſcripte von Hannover (den lateiniſchen Text zur Seite) ins Deutſche überſetzt von A. Räß und N. Weiß, Profeſſoren im biſchöflichen Seminar in Mainz. Mit einer Vorrede von Hrn. Lorenz Doller. Zweite berichtigte Aufl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Denkwürdigkeiten, Briefe und Urkunden, das Leben und den Tod Sr. königl. Hoh. Karl Ferdinand von Artois, Sohnes von Frankreich, Herzogs von Berry, betreffend; geſammelt durch Hrn. Vic. von Chateaubriand. Nach der zweiten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt von Andreas Räß und Nikolaus Weiß, Profeſſoren im biſchöflichen Seminar in Mainz. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Ries, Dr. Chr., **Exegetiſche Beweiſe**, daß in den Schriften des neuen Teſtaments, nach ihrem wahrſcheinlicheren Sinne, die Bandesauflöſung gültiger Ehen allein für Juden, doch eingeſchränkt, zugeſtanden, für das Chriſtenthum aber allgemein und unbedingt verboten werde. Ein Auszug der Schrift: „Meine Privatgedanken über die Praxis der kathol. Kirche" ꝛc. 2r Thl. Nebſt einem Nachtrag zur Beleuchtung der Recenſion in der Felderiſchen Literaturzeitung. Jahrg. 8., Bd. 3., Hft. 7., S. 142., Landshut 1817., den erſten Theil der Privatgedanken über die Praxis der katholiſchen Kirche betreffend. 8.

(Iſt unter der Preſſe, und erſcheint bis October.)

Liebermann, *Fr. L. B.*, Institutiones theologicae, Tom. II. complectens demonstrationem religionis catholicae. Moguntiae, seminario episcopali. 8.

(In Kommiſſion.)

Mainz, im Auguſt 1820.

Neueſte Ankündigung.

Von der

Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften u. Künſte in alphabetiſcher Folge von genannten Schriftſtellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Erſch und J. G. Gruber, Profeſſoren zu Halle

iſt der 5te Theil erſchienen (Appellation bis Arzilla) mit Kupfern und Charten; und beeilt ſich der zu Ende unterzeichnete Verleger hierdurch das, dieſem Theile von den Herausgebern und ihm Vorgedruckte, für die, ſo dieſes Werk noch nicht beſitzen, beſonders vorzulegen.

Antwort auf einige Fragen.

Ungeduld iſt in manchen Fällen ſchmeichelhaft, höchſt läſtig aber dann, wenn ſie das Unmögliche verlangt. Von jenem und dieſem haben die Herausgeber der Encyclopädie erfreuliche und unerfreuliche Beweiſe erhalten, und fühlen ſich dadurch zu folgenden Erklärungen veranlaßt: 1) der Buchſtabe A wird mit dem ſechsten Theile geſchloſſen, und es bedarf nicht der Wiederholung, daß die Bände-Anzahl zu A nicht zum Maßſtabe für das ganze Alphabet dienen könne; — 2) eben ſo wenig darf die verzögerte Erſcheinung des fünften Theiles zum Maßſtabe für den Zeitraum dienen, binnen deſſen die folgenden Theile erſcheinen werden, denn es wird z. B. möglich ſeyn, den 6ten Theil noch in dieſem Jahre zu beendigen. Zuweilen können ſich freilich die zu überwindenden Schwierigkeiten ſo häufen, daß Ein Theil nicht ſo ſchnell folgen kann, als ſonſt zwei oder gar drei ſich folgen. Vor Fabrikarbeit muß man billig Scheu haben. — 3) Den Theilen nicht blos *Inhalt*, ſondern den Artikeln *Gehalt* zu verſchaffen, mußte der Herausgeber Hauptſorge ſeyn. Dieſes iſt eben ſo ſchwer als jenes leicht; nur das Schwere aber kann dem Werke ſeine Dauer ſichern. Wer dabei bedenken will, daß bisher die Herausgeber für das Gegenwärtige und Folgende zugleich zu ſorgen hatten — offenbar mehr als künftig nöthig ſeyn kann, — der wird nicht nur mit unbilligem Anſinnen ſie verſchonen, ſondern ihnen wohl gar Dank wiſſen, daß ſie aus ungeduldiger Eile nicht zu Uebereilung ſich hinreißen ließen. Es liegt ja überdies klar am Tage, daß ſie dabei nicht ihren eigenen Vortheil, ſondern den des Publikums beabſichtigen konnten. Wer ſie anklagt, hat oder will nicht ermeſſen, was alles zu leiſten ihnen oblag.

Die Herausgeber der Encyclopädie.

Zu Vermeidung jedes Scheins von Unbilligkeit oder Uebertheuerung ſoll für den Theil der Nation, welcher entweder von der Erſcheinung der *allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte* noch gar nicht gehörig unterrichtet iſt, oder mit dem Werthe dieſes in ſeiner Art einzigen und allgemeinſten Wörterbuches unbekannt war, ſoll der Subſcriptionstermin und die Erlangung des Werkes zu dem äußerſt billigen Pränumerations-Preis *nicht aufgehoben* ſeyn, ſondern noch ferner der Zutritt zur Unterſchrift zu den erſten Bedingungen frei ſtehen. Dieſelben ſind, bei Empfang der fertigen Lieferungen, deren eine jede aus zwei Theilen Text nebſt den dazu

gehörigen Kupfern und Charten beſteht, allemal auf die nächſte noch nicht fertige Lieferung Vorausbezahlung zu leiſten.

7 Thlr. 16 Gr. ſächſ. für die Lieferung von 2 Theilen Text nebſt den dazu gehör. Kupfern auf fein weiß Druckpapier cartonirt.

10 Thlr. ſächſ. für daſſelbe auf Velinpapier cartonirt.

Nur bei einer größern Entfernung vom Verlagsorte kann eine Erhöhung dieſer Preiſe Statt finden.

In Gegenden und Orten, in denen die Anſchaffung dieſes Werkes ſchwer wird, in ſo fern die nächſten Buchhandlungen die Allgemeine Encyclopädie nicht verſchaffen oder gehörig liefern würden, werden Sammler von Subſcribenten erſucht, ſich an die Verlagshandlung direkt zu wenden, in welchem Falle dieſelben auf Vier beſtellte Exemplare Eins gratis erhalten.

Leipzig im October 1820.

Johann Friedrich Gleditſch.

Bey A. G. Liebeskind iſt zu haben:

Bode, Dr. J. E., Anleitung zur phyſiſchen, mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniß der Erdkugel. Dritte verbeſſerte Auflage. Mit 1 Weltkarte und 6 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Es iſt Pflicht eines jeden Erdbewohners, ſich von der allgemeinen phyſiſchen Beſchaffenheit ſeines Planeten, deſſen Geſtalt und Größe, mathematiſch-aſtronomiſchen Abtheilung der Oberfläche, geographiſchen Lage der Länder und Oerter, Stellung gegen die Sonne, Umwälzung und Lauf, auch in welchen Verhältniſſen und Verbindungen er mit den übrigen Weltkörpern ſteht, richtige Begriffe zu ſammeln; auch iſt dieſe Kenntniß zugleich äußerſt angenehm und unterhaltend, und gewährt einen vielfachen Nutzen. Alles dies hat ſich der Hr. Verfaſſer deutlich darzuſtellen bemüht, und in wiefern ihm dies gelungen iſt, beweiſt die nöthig gewordene dritte Auflage dieſes Werks. Dieſelbe hat der Hr. Verfaſſer mit rühmlichſt bekanntem Fleiß durchgeſehen, wo es nöthig war, Veränderungen vorgenommen, vieles verbeſſert, und Zuſätze eingeſchaltet. Mögen recht viele von dieſem Werke einen nützlichen Gebrauch machen.

Nachricht für Freunde der griechiſchen Literatur.

Verminderter Preis der Weiske'ſchen Ausgabe von Xenophon's ſämtlichen Werken.

Unterzeichnete Verlagshandlung hat ſich entſchloſſen, die wenigen, noch vorhandenen Exemplare von:

Xenophontis Atheniensis Scripta, in usum lectorum, graecis literis tinctorum, commentariis, ad rerum et verborum intelligentiam, illustrata a Benjamin Weiske, Vol. I—VI.

ſtatt des bisherigen Ladenpreiſes von 8 Rthlr. 8 Gr., für 4½ Rthlr. gegen bare Bezahlung, zu erlaſſen. Dieſe Preisminderung würde, für die einzelnen Werke, nach folgendem Verhältniß, eintreten:

Cyri disciplina (2 Tomi) würde koſten	ſtatt 2 Rthl.	1 Rthl.	4 Gr.
Anabasis	ſtatt 1 Rthl. 16 Gr.	1 —	—
Historia Graeca	ſtatt 1 Rthl. 16 Gr.	1 —	—
Oeconomicus, Symposium, Hiero, Apologia Socratis, Memorabilia (zuſammen)	ſtatt 1 Rthl. 8 Gr.	—	20 —
Opuscula minora et Reliquiae (zuſammen)	ſtatt 2 Rthl.	1 —	4 —

Die Vorzüge dieſer Ausgabe ſind Lehrern und Lernenden bekannt genug, um ſicher erwarten zu können, daß ein ſolcher Vorſchlag allgemein willkommen erſcheinen werde. Die Käufer erhalten den, mit ächtem gelehrten Fleiße ausgearbeiteten, fortlaufenden Commentar eines praktiſchen Schulmannes, und einen correcten, ſauber gedruckten Text, deſſen bequeme Lettern dem Auge wohl thun.

Hahnſche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Heinſius, Dr. Theodor (ord. Profeſſor am Berliniſch-Kölniſchen Gymnaſium) volksthümliches Wörterbuch der deutſchen Sprache, mit Bezeichnung der Ausſprache und Betonung, für die Geſchäfts- und Leſewelt. 3r Band. L bis R. 80½ Bogen gr. 8. Hannover, in der Hahn'ſchen Buchhandlung. Pränum. Preis

Druckpapier 2 Rthl. 12 Gr.
Schreibpapier 3 Rthl. 8 Gr.

Für das Publikum bedarf es nur der Anzeige, daß die Fortſetzung eines Werkes erſchienen iſt, welches vor den Richterſtühlen der Kritik Anerkennung ſeines Werths und in der Geſchäftswelt die ſeltene Auszeichnung gefunden hat, daß es von dem preußiſchen Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten der ehrenvollſten öffentlichen Empfehlung an ſämtliche Provinzial-Regierungen der

preußiſchen Monarchie gewürdigt worden. Der Verfaſſer hat glücklich die Aufgabe gelöst, den ganzen reichen Sprachſchatz der Deutſchen, aus allen Gegenden, aus einheimiſchen und fremden Quellen alter und neuer Zeit, zu ſammeln, und allen Ständen des gemeinſamen Vaterlandes, im Gebiete des höhern und niedern Wiſſens, im praktiſchen Leben des Umgangs, in der Welt der Geſchäfte, wie der Schriftſteller und Dichter, ein ſicherer Führer zu werden. — Der 4te Band, welcher das Ganze vollendet, wird ſchon im Laufe des Jahrs 1821 erſcheinen. Der Pränumerationspreis eines jeden Bandes iſt $2\frac{1}{2}$ Rthl. auf Druckpap., und 3 Rthl. 8 Gr. auf Schreibpapier.

Heyſe, J. C. A., theoretiſch-praktiſch-deutſche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Leſen und Schreiben der deutſchen Sprache. Zweite verbeſſerte und durch einen Abſchnitt von der Metrik vermehrte Aufl. gr. 8. Hannover, in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 2 Rthl.

Deſſen kleine theoretiſch-praktiſch-deutſche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche. 2te verm. Aufl. gr. 8. Daſelbſt. 16 Gr.

Der Verfaſſer dieſer Sprachlehren hat mit ſtrengem, durch Lehrerfahrung geleitetem Urtheil, die bewährten Reſultate deutſcher Sprachforſchung kritiſch geſichtet und mit einer Popularität dargeſtellt, die, von ſeltener Beſtimmtheit gehoben, das größere, wie das kleinere Buch zum Schulgebrauch und zum Selbſtunterricht, mit ſchönem Erfolge, längſt geeignet hat: ſo daß beide in niederen und höheren Schulen, als angemeſſene Normalwerke, bereits eingeführt worden ſind, und, zu ſolchem Zweck, ferner Empfehlung verdienen. Den einzelnen Abſchnitten ſind zweckmäßige Fragen angehängt, welche dem Lehrer beim Unterricht manchen bedeutenden Wink geben, und den Gebrauch der Beiſpiele erleichtern können, durch deren Zuſammenſtellung dieſe Sprachlehre ſich ſo ſehr empfiehlt. Willkommene Zugaben ſind: eine pragmatiſche Bildungsgeſchichte unſerer Sprache, und ein Anhang, über deutſche Metrik, oder Verskunſt. Die Einrichtung des Drucks zeichnet ſich durch Nettigkeit und Oekonomie ſo ſehr aus, daß, ohne dieſe, die Anzahl der Bogen faſt doppelt ſo ſtark ſeyn würde.

Durch den Ankauf des ganzen Vorraths von

Heyſe, J. C. A., kurzgefaßtes Verdeutſchungs-Wörterbuch, zum Verſtehen und Vermeiden der, in unſerer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Ausſprache und Betonung, und den nöthigſten Erklärungen. Dritte Aufl. gr. 8.

iſt die Hahn'ſche Hofbuchhandlung zu Hannover in den Stand geſetzt, den Preis deſſelben auf Druckpapier von 1 Rthl. 20 Gr. zu 1 Rthl. 12 Gr., und auf Velinpapier von 2 Rthl. 12 Gr. zu 1 Rthl. 20 Gr. zu vermindern.

So eben iſt erſchienen:

Literärgeſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Deutſchen, zum Leitfaden beim Schul- und Selbſtunterricht für Deutſchtands Jugend. Von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philoſophie. gr. 8. Druckpapier 1 Rthl.

Schulen, die ſich direct an die Verlagshandlung wenden, zahlen nur 18 Gr., und erhalten überdies bei 30 Exemplaren 2 gratis.

Daſſelbe Werk unter dem Titel:

Literärgeſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Deutſchen für Freunde der ſchönen Literatur. gr. 8. engl. Druckpap. ſauber geheftet in farbigem Umſchlag 1 Rthl. 8 Gr.

Bureau für Literatur und Kunſt in Berlin.

In der Ebnerſchen Buchhandlung in Ulm iſt zu haben:

Jais, R., Noch etwas vom Cölibate. 8. 18 kr.

Die erſte Kommunion, ein Oſtergeſchenk für Kinder kathol. Religion. 2te Aufl. 8. 6 kr.

Materialien zu Leſe- und Verſtandesübungen für das reifere Alter. 2te verb. Aufl. 8. 1 fl.

Troſtel, J., Vorlegblätter für Kinder. Eine Sammlung auserleſener Fabeln, Gedichte ꝛc. 8. 1 fl.

Unterricht über die Schafe, deren Zucht, Wartung und Benutzung, nebſt Angabe ihrer Krankheiten und den ſicherſten Mitteln zur Heilung derſelben. 8. 1 fl.

Unterhaltungen über die Nationalökonomie, worin die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft vertraulich erklärt werden. Aus dem Engliſchen mit Anmerkungen. gr. 8. 2 fl.

Baur (S.) kurze Gebete und Betrachtungen zur Beicht und Abendmahlfeier. 8. 24 kr.

Dies Kommunionbuch kann ſeines bequemen Formats wegen auch als Anhang an jedes Geſangbuch angebunden werden.

L. Annaei Senecae tragoediae, penitus excussis membran. Florentin. adhibitisque Codicibus Mss. Ultraject., editione principe Caroli Fernandi, et aliis spectatae fidei libris, item J. F. et Jacobi Gronoviorum libris ineditis. Vol. I. II. III. recognovit F. H. Bothe. 8. maj. Lips., sumt. Hahnii. 3 Rthl.

Es muß den Verehrern der Alter angenehm ſeyn, daß die lange vernachläßigten Stücke des römiſchen Tragikers von einem Manne bearbeitet worden, der, als Dichter und Philolog gleich geſchätzt, für dieſe Ausgabe Alles leiſten konnte, was Kritik, Kunſt und Geſchmack irgend fordern mögen. Die mitgetheilten Excerpte aus bisher noch ungedruckten Handſchriften der beiden Gronove über Seneca ſind von bedeutendem Intereſſe.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satyrae XVI. ad optimorum exemplarium fidem recensitae, varietate lectionis perpetuoque commentario illustratae a Geo. Alex. Ruperti. Editio altera et emendatior. Vol. I. II. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 7 Rthl.

Charakter und Werth dieſer trefflichen Ausgabe ſind längſt entſchieden. Der ſorgſam fortſchreitende Fleiß des würdigen Herausgebers zeigt ſich auf jeder Seite: die neue Auflage kann daher mit Recht eine ganz neue Ausgabe genannt werden.

Pindari Carmina. Recensuit, metra constituit, lectionisque varietatem adjecit Christ. Guil. Ahlwardt. Editio minor, in usum prarlect, academ. et scholarum. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. 18 Gr.

Das Verdienſt des Herausgebers um die Kritik, beſonders um die äußerſt ſchwierige Metrik Pindar's iſt lange als claſſiſch anerkannt. Mit ſeiner Arbeit beginnt eine neue Periode in der Geſchichte des Textes, von welchem er eine gereinigte kritiſche Recenſion liefert.

M. Tullii Ciceronis libri tres de natura Deorum, ex recensione J. A. Ernesti, et cum omnium Eruditorum notis, quas Jo. Davisii editio ultima habet. Accedit apparatus criticus, ex amplius XX Codicibus Mss. nondum collatis, digestus a Geo. Henr. Mosero, Phil. D. et in Gymnasio Ulmensi Professore, qui idem suam annotationem interposuit. Copias criticas congessit, Dan. Wyttenbachii selecta scholarum suasque animadversiones adjecit Fridericus Creuzer, Theol. et Philos. Dr. et literarum in academia Heidelbergensi Professor. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 3 Rthl. 12 Gr.

Die Herausgeber haben es unternommen, einen neuen, kritiſch bearbeiteten Text dieſes viel geleſenen Meiſterwerks zu conſtituiren; und zwar auf den Grund der ſehr ſelten gewordenen Ausgabe von Davis. Die Arbeiten der Kritiker und Ausleger aller Jahrhunderte ſind, ihrem Kern nach, hier geprüft, um eine Recenſion zu liefern, die keinem, mit ächter Bildung und philologiſcher Wiſſenſchaft befreundeten Gelehrten fehlen darf.

In der neuen Verlagsbuchhandlung von August Schmid in Jena ſind zu haben:

Erzählungen, von Baronin Caroline de la Motte Fouqué. Neue Sammlung, 2 Thle. 4 Thlr.

Knauff, die Herbſt-, Winter- und Frühlings-Abende, oder Belehrungen, wie man ſeine Bienen vom Herbſt bis ins Frühjahr ſicher und gewiß überwintert. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Für müßige Stunden, 4s Bdch. geh. 1 Thl. 9 Gr.

Zeitſchrift für Moral I. 3s Hft. Enthält:
„Die Göttlichkeit des Pflichtgeſetzes. Von Böhme. — Verhältniß der ſtoiſchen Moral zum Chriſtenthum; angedeutet von Dr. Schwabe. — Welche Pflicht gibt es für die Verbreitung der Wahr-

heit? (Beſchluß.) Von Müller. — Ueber das Wort: Der Kantianer gibt ſich ſelbſt des Geſetz. Von Müller. — Beurtheilung der Aktenſammlung über die Entlaſſung des Prof. Dr. de Wette vom theol. Lehramt zu Berlin u. ſ. w. — Aufgaben und Probleme, von Müller. Preis des erſten Bandes 2 Thlr.

John Millars, Profeſſor der Rechte zu Glasgow, hiſtoriſche Entwickelung der engliſchen Staatsverfaſſung. Aus dem Engliſchen, von Dr. K. E. S. 2r Bd. gr. 8. broch.

Schmidt, Dr. J. K., Allgemeine ökonomiſch-techniſche Flora, oder Abbildungen und Beſchreibungen aller in Bezug auf Oekonomie und Technologie merkwürdigen Gewächſe. 1n Bds. 2s Hft. Pränumerationspreis auf den 1n Bd. von 5 Heften 3 Rthlr. 8 Gr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adjecit Chr. Fried. Ferd. Haackius, Gymn. Stendal. Rector. Vol. I. II. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 8. maj. 4 Rthl.

Ungeachtet ſeither mehrere Textes-Abdrücke vom Thucydides erſchienen, fehlte es doch ganz an einer zweckmäßigen Handausgabe. Eine ſolche hat, nach dem Urtheil ſachkundiger Richter, der Herausgeber geliefert, und dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen.

A. Tibulli Carmina, textu ad Codd. Mss. et editiones recognito, insigniori lectionis varietate, notis indicibusque adjectis, edidit. Ern. Car. Chr. Bach. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 1 Rthl. 16 Gr.

Dieſe von dem mit dem Alterthum ganz vertrauten Herrn Paſtor Bach beſorgte wohlfeile Ausgabe ſteht zwiſchen dem reichen Apparate großer Kritiker und dem Bedürfniß ſolcher Freunde der Poeſie, welche, zur Bildung oder zur Erheiterung, römiſche Dichter, leſen, befriedigend in der Mitte.

P. Terentii Afri Comoediae. Ad codices Mss. et optimas editiones recognovit, varietate lectionis, commentario perpetuo et indice verborum instruxit Fried. Christ. Gottl. Perlet. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. ⅔ Rthl.

Auch für die Erklärung und Behandlung dieſes trefflichen Komikers der Römer iſt von Herrn Prof. Perlet eine neue Bahn gebrochen. Was vollſtändige Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel, was ein, mehrere Decennien umfaſſendes, eifriges Studium des Dichters vermöge, dem der Herr Herausgeber ſchon mehrere gelungene Arbeiten widmete, wird das Urtheil der Kenner bald würdigen. Die Varianten dreier, hier zuerſt verglichenen Handſchriften des Terenz, auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, ſind eine neue Bereicherung für das Gebiet der höhern Kritik.

An alle deutſche Buchhandlungen iſt verſandt:

Die Schule der Verſtandesübungen nach der Stufenfolge für Bürger- und Landſchulen entworfen, von Dr. F. G. Nagel, 2r Thl., Logik, 312 Seiten. Preis 18 Gr. (25 Exemplare werden für 15 Rthl., und 12 Exemplare für 8 Rthl. erlaſſen.)

Die öffentlichen Beurtheilungen und die gute Aufnahme des erſten Theils dieſer Schule ꝛc., welcher vorbereitende Sinnanſchauungen und grammatiſche Vorübungen enthielt, hat den Herrn Verfaſſer beſtimmt, hier die Fortſetzung zu liefern, in der Hoffnung, auch durch dieſe den redlich beabſichtigten Nutzen zu ſtiften, wozu er nach ſeiner Ueberzeugung weder Fleiß noch Mühe geſpart hat.

Magdeburg, den 1. Dez. 1820.

Creutzſche Buchhandlung.

Bei A. G. Liebeskind in Leipzig iſt zu haben:

v. Valentini, General, Freiherr, Abhandlung über den kleinen Krieg, und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rückſicht auf den franzöſiſchen Krieg. Vierte ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Mit 13 Planen. Preis 3 Rthl. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

v. Valentini, General, Freiherr, die Lehre vom Krieg. Erſter Theil. Der kleine Krieg und die Gefechtslehre. Vierte ganz umgearbeite und vermehrte Ausgabe. Mit 13 Planen. Preis 3 Rthl. 12 Gr.

Seit 20 Jahren iſt dieſem Werke der Beifall von einer ausgezeichneten Klaſſe von Leſern gezollt, ja es iſt ſogar bei höheren militäriſchen Lehranſtalten als Lehrbuch gebraucht worden. Dies gab dem Herrn Verfaſſer Veranlaſſung, dieſe neue Ausgabe von neuem mit dem größten Fleiße umzuarbeiten. Die weſentlichen Veränderungen der Taktik, welche die neueren Zeitereigniſſe herbeigeführt haben, machten eine gänzliche Umänderung des Kapitels von dem Verhalten der Actionen, oder vielmehr der Gefechtslehre, nöthig, ſo wie ein ganz neues Kapitel über Streifzüge hinzugefügt werden mußte, ein Kapitel, worüber erſt die neuere Zeit richtige Anſichten gegeben hat. Letzteres iſt alſo ein ganz neuer Theil des Werks, ſo wie die Bemerkungen über Volkskriege, welche in der Einleitung enthalten ſind. Sonach iſt es ein praktiſches Buch, aus dem man lernen kann, wie es im Krieg zugeht, und das die Summe aller erwünſchten Eigenſchaften des Kriegsmannes angibt, nützlich alſo für jeden, der fortwährend das Kriegshandwerk treibt, oder nur dann, wenn das Vaterland ſeines Armes bedarf. Das Kapitel von den Streifzügen enthält zugleich die Hernennung der Verdienſte alter und neuer Partheigänger, von Emmerich u. ſ. w., bis auf Wallmoden, Schill, Marwitz, Colomb, Hermitſcheff u. a. Der zweite Theil des Werks, welcher die Lehre vom höhern Krieg enthalten wird, ſoll innerhalb einiger Monate erſcheinen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

De Aure et Auditu Hominis et Animalium. Pars I. De Aure Animalium Aquatilium auctore Ern. Henr. Webero, Philos. et Med. Doct. in Universitate Lit. Lips. Prof. Anat. Comp. extraord. Cum X Tabulis aeneis. Lips, apud Gerhardum Fleischerum 1820. Preis 3 Rthl 12 Gr.

Als Einleitung iſt eine Abhandlung über die Thiere, deren Gehörwerkzeug noch nicht mit Gewißheit gekannt iſt, vorausgeſchickt. Dann folgt die Darſtellung der Gehörwerkzeuge der Krebſe, — der Sepien, — der Fiſche, denen die halbcirkelförmigen Kanäle und die Steinchen des Labyrinthes fehlen, — der Fiſche, deren häutiges

Labyrinth in keinem beſondern knorplichen oder knöchernen Labyrinthe, ſondern zugleich mit dem Gehirne in der Schedelhöhle eingeſchloſſen liegt, — der Fiſche, deren Schwimmblaſe durch drei Gehörknöchelchen mit dem häutigen Labyrinthe verbunden, und die Stelle des Trommelfelles vertritt, — der Fiſche, deren Schwimmblaſe durch häutige in den Kopf eintretende Kanäle mit dem Labyrinthe des Ohrs in Verbindung ſteht, — der Fiſche, deren häutiges Labyrinth in einem von der Schedelhöhle getrennten knorplichen Labyrinthe eingeſchloſſen iſt. Die Kupfertafeln, welche dieſe Reihe von Bildungen darſtellen, ſind von Schröter und Richter geſtochen, und von dem Verfaſſer ſelbſt gezeichnet.

Mannert, Dr. Conrad, (Hofr. u. Prof. zu Landshut) der Norden der Erde, von der Weichſel bis nach China; nach den Begriffen der Griechen und Römer. 2te, ganz umgearb. Aufl. Mit 2 Charten. gr. 8. Leipzig, in der Hahn'ſchen Verlagshandlung. 2 Rthl. 12 Gr.

Herr Hofrath Mannert fährt fort, ſeine, dem Publikum gegebene Zuſage, (in einer neuen Darſtellung ſeiner Geographie der Griechen und Römer, Reſultate vieljähriger Forſchungen mitzutheilen), aufs Erfreulichſte zu erfüllen. Den Anfang macht Homer's Kunde vom Norden der Erde. Des Verfaſſers unermüdetes Studium hat, beſonders hier, den Leſern einen Gewinn bereitet, der mit jedem Schritte reicher und überraſchender wird.

Déscription de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée; seconde édition in 8.

Dem unternehmenden Buchhändler C. L. F. Pankoure in Paris iſt durch eine königliche Ordonnanz die Erlaubniß ertheilt worden, von dieſem prachtvollen Werke eine zweite Ausgabe zu veranſtalten, um daſſelbe durch einen niedrigern Preis gemeinnütziger, und durch lieferungsweiſe Erſcheinung dem Privatgelehrten zugänglicher zu machen.

Dieſe Ausgabe wird in dem zum Studieren bequemen groß Octav-Formate, in 25 Bänden, erſcheinen, wovon die fünf erſten die Beſchreibung alter Städte mit ihren Monumenten, der 6te bis 10te an-

tiquariſche Abhandlungen, der 11te bis 18te den heutigen Zuſtand Egyptens und Nubiens, der 19te bis 22ſte Zoologie, der 23ſte Botanik, der 24ſte Mineralogie und der 25ſte die Erklärung der Kupfer enthalten wird. Jeder Band Text koſtet 7 Franken.

Dieſelben Originalkupfer, welche auf Koſten der Regierung zu der groß Folio-Ausgabe geſtochen worden, werden auch zu dieſer Ausgabe geliefert. Die bisherige ſparſame Benutzung der Platten hat dieſelben noch völlig neu erhalten, und da ſie nicht anders als auf eben ſo ſchönes Velinpapier wie zu jener Ausgabe abgezogen werden, ſo werden die Abdrücke jenen nichts nachgeben.

Dieſe Kupfer, 901 an der Zahl, ſind in großem Atlas-Format, 26 Zoll lang, einige derſelben in noch größerm Format, 40 Zoll lang, und einige ſogar in dem allergrößten Format, 50 Zoll lang; noch nie war vorher ein ſo großes Papier fabrizirt worden. Da indeſſen die Breite dieſer drei Formate dieſelbe iſt, und 20 Zoll beträgt, ſo können auch die größeren zuſammengelegt zu den andern in einen Atlas gebunden werden; 429 derſelben ſind den Alterthümern, 170 dem neuern Zuſtande, 250 der Naturgeſchichte und 52 der Geographie beſtimmt. Sie erſcheinen in Lieferungen je zu fünfen, wovon 2 bis 3 zum erſten, 1 oder 2 zum zweiten, 1 zum dritten oder vierten dieſer Fächer gehören; die ganz großen werden für zwei gerechnet. Der Subſcriptionspreis jeder dieſer Lieferungen beträgt nicht mehr als zehn Franken, und nur die beiden letztern werden vorausbezahlt.

Die Subſcribenten erhalten demnach um dieſen geringen Preis Kupferabdrücke der vorzüglichſten Meiſter in Frankreich, worunter viele von Kennern einzeln auf 30 bis 40 Fr., und die ganz großen auf 60 bis 80 Fr. geſchätzt, ja einige ſchon zu 100 und 150 Fr. verkauft worden ſind.

Die zweite Lieferung iſt bereits erſchienen, und die übrigen werden ſchnell nachfolgen, da alle Platten bereits geſtochen ſind, alſo daß das Ganze in zwei bis dritthalb Jahren vollendet ſeyn kann.

Außer obiger Anzahl werden noch 28 Kupfer zu dem Texte geliefert, welche nicht beſonders berechnet werden.

Man ſubſcribirt für dieſes Werk bei dem Verleger in Paris, rue des Poitevins no. 14., ſo wie auch bei den Buchhändlern Treuttel und Würtz daſelbſt, rue Bourbon no. 17., in Straßburg Schloſſergaſſe Nro. 30., und in London 30 Schosquare, woſelbſt ein weitläufigerer Proſpectus deſſelben gratis ausgegeben wird, und wo auch das Werk, ſo weit es erſchienen iſt, eingeſehen werden kann.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. XI.

Chronik der Univerſität Heidelberg.

Sr. Königl. Hoheit der Großherzog haben allergnädigſt geruhet, die außerordentlichen Profeſſoren der Philoſophie Dr. Erb und Dr. Hillebrand zu ordentlichen Profeſſoren zu ernennen.

Desgleichen haben Allerhöchſtdieſelben allergnädigſt geruhet, dem Prof. Mone für die Zueignung und Ueberreichung des Werkes: Deutſche Denkmäler, für ihn und ſeine Mitherausgeber fünf goldene Medaillen zu überſenden, und mit einem huldvollen Schreiben vom 29. Dec. zu begleiten.

Die Wetterauiſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde hat den Geheimen Hofrath und Profeſſor Dr. Conradi zu ihrem Mitgliede ernannt.

Die Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Turin hat den Geh. Rath und Profeſſor Dr. v. Leonhard zu ihrem auswärtigen correſpondirenden Mitgliede ernannt.

Am 26. Dec. vertheidigte pro facultate legendi der Privatdocent Dr. Silveſter Jordan ſein programma continens: Observationes quasdam in doctrinam de Morgengaba Germanica. Heidelb. bey Groos. 1821. 8.

Am 28. October ertheilte die Juriſten-Facultät dem Herrn Mens Böhls aus Hamburg nach beſtandenem Examen und eingereichter Diſſertation de contractibus innominatis die Doctorwürde. Desgleichen den 17. November dem Herrn Rath Mühlenbacher in Mannheim dieſelbe Würde ohne Examen.

Die Anzahl der hieſigen Studierenden, nach Angabe der Logis-Liſte, beträgt in dieſem Semeſter

Ausländer:	
Theologen — — — — —	36
Juriſten — — — — —	240
Mediciner und Chirurgen — — —	49
Kameraliſten — — — —	21
Philologen — — — — —	22
Zuſammen	368
Inländer:	
Theologen — — — — —	24
Juriſten — — — — —	38
Mediciner und Chirurgen — —	27
Kameraliſten — — — — —	17
Philologen — — — — —	17
Zuſammen	123
Im Ganzen —	491

Buchhändler-Anzeigen.

Ankündigung.

Ich zeige hiemit an, daß in meinem Verlage unter dem Titel:

Allgemeines encyclopädiſches Wörterbuch der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, begründet von Dr. L. Hain, und nach einem erweiterten Plane bearbeitet von einer Geſellſchaft von Gelehrten, 4 Bände in Lexikonformat,

ein Werk erſcheinen wird, welches ſich über das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens verbreiten, und durch ſeinen reichen und gemeinnützigen Inhalt gewiß alle gebildete Claſſen des Publikums in hohem Grade intereſſiren wird. Schon der Name des als Mitredacteur des Converſations-Lexikons und durch andere literariſche Arbeiten vortheilhaft bekannten Begründers muß auch für dieſes Werk die günſtigſten Erwartungen erregen; daß dieſe nicht unbefriedigt bleiben werden, wird die von einem Probebogen des Werks ſelbſt begleitete ausführlichere Anzeige beweiſen, welche in allen deutſchen Buchhandlungen gratis zu

haben iſt, und auf welche ich mich mit dem Wunſche beziehe, daß ſie von keinem Gebildeten möge unbeachtet gelaſſen werden. Da dieſe Anzeige ſich über Tendenz, Inhalt, Umfang und Behandlungsart vollſtändig ausſpricht, letztere auch, ſo wie die äußere Einrichtung, aus dem Probebogen hinlänglich erkannt werden kann; ſo begnüge ich mich hier nur anzuführen, daß das ganze Werk nach einem ungefähren Ueberſchlage über 100,000 Artikel aus allen Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben enthalten, und ungefähr aus zwölf Alphabeten in Lexikonformat beſtehen, mithin den größten Sachreichthum mit der äußerſten Gedrängtheit verbinden wird. Das Ganze wird 4 Bände bilden, jeder Band aber in 2 Abtheilungen erſcheinen. Die erſte Abtheilung des 1ſten Bandes, welche die Buchſtaben A und B enthält, wird mit Neujahr 1821 im Drucke beginnen. Die Herausgeber werden alles aufbieten, die Fortſetzung möglichſt ſchnell nachfolgen zu laſſen, ſo daß ich die Beendigung des ganzen Werks im Jahre 1823, alſo im Laufe von 3 Jahren verſprechen kann.

Der Subſcriptionspreis auf das ganze Werk beträgt, für Druckpapier 10 Thlr. (18 Fl. Rheiniſch), für Schreibpapier 15 Thlr. (27 Fl. Rheiniſch). Dieſer überaus niedrige Preis macht es auch den Unbemittelten möglich, ſich dieſes gemeinnützige Werk, das an umfaſſendem Gehalt in der deutſchen Literatur nicht ſeines Gleichen hat, und ſeine Brauchbarkeit für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, gewiß bewähren wird, anzuſchaffen, und ich will den Ankauf auch dadurch erleichtern, daß ich jetzt keine Vorausbezahlung bedinge, ſondern erſt bey Ablieferung der erſten Abtheilung des 1ſten Bandes die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Thlr. auf Druckpapier und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier bezahlt erhalte.

Subſcription nehmen alle deutſche Buchhandlungen an, und der Termin dafür iſt bis Johanni 1821 beſtimmt. Privatſammlern ſollen angemeſſene Vortheile bewilligt werden, und ich lade alle diejenigen, welche ſich dieſem Geſchäft unterziehen wollen, ein, ſich ſowohl wegen der Bedingungen als wegen der nöthigen Anzeigen u. ſ. w. direct an mich zu wenden.

Altenburg, den 1ſten Dec. 1820.

Chriſtian Hahn.

In Heidelberg nimmt die Verlagshandlung dieſes Jahrbuches Subſcription an.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Wilhelm Thomas Brande's, Secretärs der königl Geſellſchaft in London ꝛc. **Handbuch der Chemie für Liebhaber.** Aus dem Engliſchen. 2 Theile. Mit 3 Kupfertafeln und vielen in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Leipzig bey **Gerhard Fleiſcher.** 1820. Preis 4 Rthlr.

Der durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannte, und als Lehrer der Chemie an der königl. Lehranſtalt von Großbrittannien angeſtellte Verfaſſer arbeitete dieſes Handbuch zunächſt für ſeine Vorleſungen aus, hat aber, indem er es durch den Druck bekannt machte, jedem Liebhaber der Chemie ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht. Lichtvolle Darſtellung der abgehandelten Materien, zweckdienliche Kürze, wobey jedoch die Deutlichkeit und Verſtändlichkeit nicht leidet, nützliche Anwendung der chemiſchen Lehren auf die Künſte, und endlich die Verſinnlichung der erwähnten chemiſchen und phyſikaliſchen Apparate durch in den Text eingedruckte Figuren zeichnen dieſes Werk zu ſeinem Vortheile aus. Da es jetzt ſo viele Liebhaber der Chemie giebt, ſo wird ihnen ein ſolches Werk, das auch treu und fließend übertragen worden iſt, gewiß höchſt willkommen ſeyn.

ARCHÉOLOGIE
FRANÇAISE,
OU

Vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude, et qu'il serait bon de restituer au langage moderne; accompagné d'exemples tirés des écrivains français des XIIe, XIIIe, XIVe, XVe et XVIe siècles, manuscrits ou imprimés:

Par Charles Pougens,

De l'Institut de France, académie royale des inscriptions et belles-lettres, auteur du Trésor des origines et du dictionnaire grammatical raisonné de la langue française etc. etc.

Trois volumes in 8°, de 400 pages chacun, beau papier, beaux caractères, imprimerie de M. Firmin Didot. — Prix, de chaque volume 7 francs, pour ceux qui auront souscrit avant le 31 décembre 1820; passé cette époque, le prix sera de 8 francs. On ne reçoit point d'argent à l'a-

vance mais seulement une simple inscription avec engagement de retirer chaque volume à mesure qu'il paraitra.

S'adresser à MM. A. A. Renouard, rue Saint-André-des-Arcs, No. 55. — Treuttel et Wurtz, rue de Bourbon, No. 17, Paris. — Les mêmes, Soho-square, No. 30, Londres. — Les mêmes, rue des Serruriers, Strasbourg.

En considérant comme le poison des langues les invasions du néologisme, et ces audaces de langage que se sont permises plusieurs de nos écrivains modernes, je n'ignore pas qu'indépendamment de la nécessité d'introduire certains mots techniques qu'exige le progrès des sciences, on peut admettre, toutefois après un sage examen, quelques mots nouveaux, lorsqu'ils sont nécessaires, sonores, et de bonne origine. Si, par exemple, Desportes, Malherbe, Amyot, Montaigne, et tant d'autres, se fussent traînés servilement sur les pas de leurs devanciers; s'ils eussent craint d'enrichir, par d'heureuses innovations, notre langue alors indécise et entachée de son impureté primitive, elle serait encore ce qu'elle était du temps de Guyot de-Provins, de Gautier-de-Coinsi, de Jehan-de-Meung, de Marie de France, d'Eustache Deschamps etc. etc. C'est, comme personne ne l'ignore, à ce même Desportes, à qui Boileau n'a pas rendu assez de justice, que nous devons le mot pudeur, aussi cher à la poésie qu'à la prose: avant Malherbe, on ne connaissait point les mots insidieux, sécurité, gracieux, incendie, transfuge, ambitionner, insulter, etc. Mais, sans exclure les nouvelles créations, pourquoi ne chercherions-nous pas préalablement, comme l'ont répété plusieurs fois MM. de Voltaire et Marmontel, à rappeler d'un injuste exil, une foule d'expressions nécessaires, souvent même élégantes, que nous avons, par je ne sais quelle fausse délicatesse, laissé tomber en désuétude, et dont les étrangers ont eu le bon esprit de conserver un assez grand nombre?

J'ose assurer que plusieurs des mots que je cherche à racheter de l'oubli ne contribueront pas médiocrement, à multiplier ces nuances aussi précieuses à l'éloquence qu'à la poésie, et qui constituent, lorsqu'elles sont renfermées dans de justes limites, la véritable richesse des langues. Par exemple, le verbe assavourer, que je retrouve dans Willaume-li-Viniers, voyez recueil de poètes manuscrits, avant 1300, dans Perceforest etc., est plus rapide et plus expressif que donner de la

saveur: conflagrations et embrasement ne sont pas exactement la même chose: désanimé et inanimé sont loin d'être synonymes: désestimer n'est pas mépriser; désembellir n'est point enlaidir; désaimer n'est point haïr, c'est cesser d'aimer; dévouloir, cesser de vouloir: équanimité est plus rapide qu'égalité d'ame etc.

Un grand nombre de ces mêmes mots, si injustement proscrits, en complètent aussi plusieurs autres. — Par exemple, on se sert du composé inadvertance, et nous avons perdu le simple advertance, employé par Eustache Deschamps, Amyot, Montaigne, etc. On ne dit plus angoisser, et nous avons le substantif angoisse: on connaît la médisance, es nous avons perdu le mot biendisance: nous avons aguerrir, anoblir, asservir, captiver, favoriser, et nous n'avons plus désaguerrir, désanoblir, désasservir, décaptiver, défavoriser: les verbes dévorer, engloutir, envahir, ont perdu leurs subsantifs dévorateur, engloutisseur, envahisseur: enfin nous voyons des hommes étranges, des choses étranges, et l'on ne dit plus étrangeté: les adjectifs aigu, üe, aqueux, euse, ont perdu leurs substantifs acuïté, aquosité, etc.; et cependant tous ces mots, dont plusieurs de nos écrivains distingués ont souvent fait de nos jours un heureux usage, quoiqu'ils ne se trouvent point dans le dictionnaire de l'académie, édition de 1762, seule autorité légale, ont été employés avec succès par nos auteurs français des siècles précédents.

Toutefois, en revendiquant des mots essentiellement français, conservés par les écrivains classiques des nations étrangères, et qui, proscrits chez nous par un injuste caprice, n'en sont pas moins, à raison de leur énergie et de leur harmonie, nécessaires aux orateurs et aux poètes; dont la langue ne saurait être trop abondante, j'apelle ici la sévérité des gens de goût sur ces régénérations, précieuses sans doute, mais dont on ne doit faire usage, qu'avec circonspection et une sage économie.

Je n'ai point, au reste, accompagné mes définitions de phrases de pure invention: j'ai cité les textes mêmes des ouvrages, soit manuscrits, soit imprimés, en suivant, autant qu'il m'a été possible, l'ordre des siècles.

A la suite des exemples tirés des anciens écrivains français, j'ai placé divers passages anglais, italiens, espagnols, dans lesquels le mot oublié par nous, et le plus souvent d'origine fran-

çaise, se trouve conservé par les écrivains de ces trois langues, sauf les modifications et les désinences propres à chaque idiôme.

Cette archéologie française sera suivie d'une bibliographie des ouvrages imprimés ou manuscrits d'où l'on a tiré chacun des termes qui la composent, ainsi que les divers exemples dont ils sont accompagnés.

Es iſt nun erſchienen:

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum Libri Decem. Ad Codicum et veterum editionum fidem recognovit, commentario illustravit latinamque Lambini interpretationem castigatam adjecit Carol. Zell. II Vol. 8 maj. Heidelbergae. Mohr et Winter.

Dieſer neuen Ausgabe von Aristot. Eth. ad Nicom. widmete der Herausgeber mehrere Jahre in der Vorbereitung und Ausführung. Der erſte Band derſelben enthält den möglichſt berichtigten Text, wozu auf das gewiſſenhafteſte folgende Apparate als Hülfsmittel benutzt worden. A. Handſchriftliche Mittheilungen, 1) ein Codex der Pariſer Biblioth. No. 1417 verglichen von Herrn Profeſſor Schweighäuſer d. ält., 2) ein Breslauer, vergl. theils von Herrn Profeſſor Paſſow, theils vom Herausgeber. B. Gedruckte Mittheilungen, die zwey Aldiner Ausgaben, die drey Baſeler, die Caſauboniſchen der geſ. Werke des Aristot. Die beſ. Ausg. der Eth. bei Aldus 1536, von Victorius 1547, Lambin und Zwinger 1566, Sylburg 1584, Bergh. 1596, Wilkinſon 1716, ferner die alte latein. Ueberſetzung des Argipopylus und des Aretinus. Der beigefügte Commentar als zweyter Band, legt kritiſche Rechenſchaft vom Text ab, und enthält zugleich alles, was zum unmittelbaren Verſtändniß des Werks nöthig iſt, ohne ſich auf hiſtor. oder philoſ. Entwicklung der Lehrſätze und auf Vergleichungen mit den Syſtemen anderer Philoſophen einzulaſſen, als nur da, wo es die Worterklärung durchaus nöthig machte. Beſondre Rückſicht iſt genommen worden auf die Ausmittelung und Erklärung Ariſtot. Sprachgebrauchs ſowohl des allgem. als des beſ. philoſophiſchen, ſowohl in grammatical. als lexical. Hinſicht. Dabey iſt bey veranlaſſenden Stellen aufmerkſam gemacht auf das Charakteriſtiſche in der philoſoph. Behandlungsweiſe des Schriftſtellers. Zugleich enthält

dieſer Commentar vollſtändig, jedoch mit möglichſter Kürze, im Auszug und mit Ausſcheidung des Außerweſentlichen und Unbedeutenden, Alles, was von den frühern Herausgebern und Commentatoren gegeben worden iſt. Dabei ſind benutzt worden die gedruckten griechiſchen Scholiaſten, noch ungedr. kurze Scholien in dem obgenannten Pariſer Codex, der von Heinſius edirte Andronicus, die Commentare von Piſtorius, Camerarius, Muretus, Lambin, Zwinger, Giphan.

Mit dem griech. Text iſt die lateiniſche Ueberſetzung des Lambinus revid. verbunden und auf jeder Seite gleichlaufend abgedruckt.

Ueber alles dies giebt der Verf. in der Vorrede und Einleitung hinlängliche Rechenſchaft, und widmet das ganze Werk ſeinem ehemaligen Lehrer und nun auch Rathgeber bei dieſem ſeinem Vornehmen, Creuzer, er ſpricht darüber in der Vorrede u. a. Quam quidem rem non ambitione narro, nec quo cujusquam interesse putem exploratas habere opellae meae origines, sed ita tantum, ut quidquid in hoc consilio aut suscipiendo aut perficiendo laudabile sit, ad Creuzerum auctorem lectores referent, quidquid reprehensione dignum, me commisisse meminerint etc.

Das Werk iſt mit aller Sorgfalt gedruckt, über ſechzig Bogen ſtark, in zweyerley Ausgaben: auf weißem Druckpapier und feinem Schreibpapier; erſtere Ausgabe koſtet 5 Rthlr. oder 9 fl., letztere 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. und iſt durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, ſo wie die vorzüglichen des Auslandes zu erhalten.

Mit dieſer Anzeige bringen wir in Verbindung auch die der nunmehrigen Vollendung von:

Schwarz, F. H. A., chriſtliche Ethik, Handbuch für Theologen, auch andre gebildete Chriſten. gr. 8. Heidelberg, bei Mohr und Winter. Preis 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl.

Ein Werk, das wohl in unſerm Vaterlande ganz zu ſeiner Zeit erſcheint. Das wahre deutſche Ehrenkleid ſoll nun einmal chriſtlich-evangeliſche Geſinnung und Handlungsweiſe ſeyn und bleiben, dieſe immer klarer zu erfaſſen, und dann mit Sicherheit, im Vertrauen und Schauen auf Urſprung und Offenbarung jener Weisheit zu üben, das muß doch wohl die Hauptſorge ſeyn, wenn von Aenderungen und Beſſerungen die Rede iſt, die fruchtbringend und Völker ewig wahrhaft

kräftigend und veredelnd ſeyn ſollen. Dann treten freilich aller Irrthum und beſonders der Aberglaube an die Götzen, Ehr- und Ruhmſucht als Triebfedern ganz an ihre Stelle heidniſchen Begriffs zurück, und nur der Chriſt erſcheint im Glanze des ihm geoffenbarten Glaubens, treu, einfach, wahr und rein in dieſes Glaubens Wachsthum und Reife. Der ehrwürdige Herr Verfaſſer hat ſein Werk als Theologe, der da Glauben und Wiſſen in ſich vereinigt, hauptſächlich für das Studium der Geiſtlichen beſtimmt, allein es wird auch überhaupt dem Chriſten unſerer Zeit, als welchem es beſonders darum zu thun ſeyn muß, gewiſſer und feſter in ſeinem Weſen und Wirken zu werden, dienen. Es gilt dann freilich Nachdenken, Aufgeben und ſich zu Eigenmachen, nicht blos Ergriffenſeyn, dann phantaſtiſch und in trügeriſchen Formen bey ſich tragen, was nicht unſer eigen iſt, noch werden darf.

Der Herr Verfaſſer macht ganz menſchlich wohl keinen Anſpruch auf vorzüglichſte Erſchöpfung ſeines Gegenſtandes vor vielen andern Werken gleicher Art, indeß wird es doch klar werden, daß hier einer unſerer verdienteſten Pädagogen und geiſtigen Beobachter der menſchlichen Erſcheinungen, wozu die Vorzeit und vor allem die geiſtig merkwürdige Epoche der neuern Zeit die herrlichſte und reichſte Gelegenheit gegeben und uns beſonders giebt — das Seinige gethan, den Weg zu zeigen, der dem Chriſten aufgeſchloſſen iſt und ihn dem rechten Ziele näher führt.

Wir können nun den Beſitzern der beyden erſten Bände der

Geſchichte des Römiſchen Rechts im Mittelalter von C. F. von Savigny

die Verſicherung ertheilen, daß der Druck des **dritten Bandes** dieſes Werks mit nächſtem beginnt und derſelbe längſtens zur Herbſtmeſſe 1821 erſcheinen wird.

Mohr u. Winter.

Geſammelte Werke der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Unterzeichnete Buchhandlung wird von dieſen Werken bis zur nächſten Leipziger Oſter-Meſſe die erſten fünf Theile liefern; dieſe werden enthalten:

Im 1ſten und 2ten Theile: Oden, Lieder, Balladen;
— 3ten Theile: die Inſel und die Jamben;
— 4ten und fünften Theile: die Schauſpiele nnd die weiße Frau;
und folglich die Sammlung der poetiſchen Werke bilden.

Dieſen ſollen, in einer ohngefähr gleichen Anzahl von Bänden, die proſaiſchen Schriften folgen und der Inhalt derſelben wird beſtehen:

aus den Reiſen nach Italien
kleinen Aufſätzen und Abhandlungen,
dem Lebrn Alfreds und
dem Büchlein von der Liebe.

An dieſe werden ſich dann die Ueberſetzungen anſchließen, nämlich:
die der Ilias,
des Aeſchylos,
Sophokles,
Gedichte aus dem Griechiſchen,
Plato und
Oſſian.

Die angekündigte Ausgabe wird um ſo willkommener ſeyn, da man verſichern darf, daß ſie die der letzten Hand iſt. Man wird bey den erſten fünf Theilen nicht blos die wohlgetroffenen Bildniſſe der Grafen zu Stolberg, ſondern auch Fascimile's ihrer Handſchriften und Vignetten finden, die zum Theil ſelbſt ein hiſtoriſches Intereſſe erhalten haben. Es iſt das nämliche Format gewählt worden, in welchem Herder's, Göthe's ꝛc. Werke erſchienen ſind.

Pränumeration oder Subſcription auf Werke bewährter und von der Nation anerkannter Autoren iſt weder nöthig, noch ſcheint ſie zu eröffnen ſchicklich; die Verleger geben daher dieſen Werken einen allgemeinen Verkaufspreis, welcher, wie eine Vergleichung darthun wird, den ſonſt üblichen wohlfeilen Pränumerationspreiſen gleich kömmt.

Die erſten fünf Bände, von circa 125 Bogen, koſten zehn Thaler; diejenigen, welche ſich beym Ankauf dieſer erſten Abtheilung auch für die folgenden anheiſchig machen, erhalten dieſelbe zu acht

Thaler. Die Verleger dürfen verſprechen, daß die Abtheilung der proſaiſchen Schriften bis Oſtern 1822 und im Laufe deſſelben Jahres auch noch die der Ueberſetzungen erſcheinen wird.

Hamburg, im December 1820.

Perthes und Beſſer.

Ankündigung deutſcher Ueberſetzungen.

Ariſtofanes Luſtſpiele, vom Hofrath J. H. Voß. Mit erläuternden Anmerkungen von ſeinem Sohne, dem Profeſſor Voß. 3 Bände. Subſcriptions-Preis 4 Rthlr. 16 Ggr.

Neue ſehr verbeſſerte Ausgaben
von

Virgils Werken, von J. H. Voß. 3 Bände. Subſcriptions-Preis 4 Rthlr.

und

Horaz Werken, von Demſelben. 2 Bände. Subſcr. Preis 2 Rthlr. 16 Ggr.

Livius Römiſche Geſchichte, mit kritiſchen und erklärenden Anmerkungen vom Profeſſor Conrad Heuſinger. 5 Bände. Subſcr. Preis 6 Rthlr.

Griechenlands und Roms auserwählte Schriftſteller haben die Prüfung von Jahrtauſenden überſtanden und leben als Muſter fort, die ſelten erreicht und niemals übertroffen ſind. Was Gelehrte an ihnen beſitzen, iſt weltkundig, aber nur Vorurtheil kann den Genuß ihrer Werke auf Gelehrte beſchränken wollen.

Eine allgemeine Stimme huldigt dem Deutſchen, deſſen Meiſterſchaft in der Kunſt zu überſetzen ſchwerlich zu übertreffen ſeyn dürfte. Herr Hofrath Voß fährt fort ſie zu beweiſen; er giebt ſeinen Virgil und Horaz in abermaliger Verbeſſerung und in vollendeter Geſtalt; den Ariſtofanes, an welchem er zwölf Jahre arbeitete, mit erläuternden Anmerkungen ſeines Sohnes, und ſcheute die Mühe nicht, die letzte Korrektur dieſer Werke ſelbſt zu übernehmen.

Von Livius Geſchichtsbuche erſcheint eine deutſche Ueberſetzung vom Profeſſor *Heuſinger*, einem Manne, der mit der Sprache des Römers und der ſeinigen gleich vertraut war, und ſein Werk mit vielen kritiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen begleitete. Philologen vom erſten Range, denen die Handſchrift vorgelegt worden, wetteifern in der Anerkennung ihrer Vorzüge. Aber ſie iſt auch die Frucht zwanzigjähriger unabläſſiger Anſtrengung!

Auf dieſe vier Werke, welche zur nächſten Leipziger Oſtermeſſe erſcheinen, wird in allen Buchhandlungen die Subſcription bis Ende April d. J. angenommen und eine ausführlichere Ankündigung ausgegeben.

Vorſteher und Lehrer an Gymnaſien und Schulen, ſo wie andere Beförderer wiſſenſchaftlicher Unternehmungen, welche *ſechs* Subſcribenten ſammeln und mir ſelbſt bis Ausgang April den Betrag einſenden, bitte ich, das ſiebente Exemplar für ihre gefällige Bemühung anzunehmen. Vorzugsweiſe erhalten die Herren Subſcribenten ihre Exemplare *auf beſſerem Papier* und dennoch *um ein Viertel wohlfeiler*, als ſie nachher im Buchhandel zu haben ſeyn werden.

Den Eltern, auch wenn ſie ihre Söhne nicht dem gelehrten Stande beſtimmten, können dieſe Werke, zu wahrer Bildung fürs Leben, empfohlen werden, mit Ausnahme des Ariſtophanes, den *Göthe* „einen ungezogenen Liebling der Grazien“ nannte, und der alſo wohl das *männliche* Alter fodert.

Braunſchweig, im Januar 1821.

Friedrich Vieweg.

Ankündigung.

Zwey Rechtsgelehrte in Genf, Profeſſor *Roſſi* und Dr. *Meinier*, haben ſich zur Herausgabe einer juriſtiſchen Zeitſchrift vereinigt, die jährlich in wenigſtens 6 Heften, von zwey zu zwey Monaten in franzöſiſcher Sprache erſcheinen ſoll. Die Abſicht der Herausgeber iſt, von den Fortſchritten der Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft in dem civiliſirten Europa Rechenſchaft zu geben, und durch Mittheilung in einer allenthalben verſtändlichen Sprache, einem Bedürfniſſe abzuhelfen, das ſich ſchon ſeit geraumer Zeit auf eine drückende Art fühlen läßt. Sie haben es ſich beſonders mit zum Augenmerk gemacht, die

Gelehrten nicht germaniſcher Nationen mit den Beſtrebungen deutſcher Rechtsgelehrten und den Reſultaten deutſcher Rechtsgelehrſamkeit zu befreunden. Das Wort juriſtiſche Zeitſchrift iſt von ihnen in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen, und ſchließt deshalb keinen Theil der Wiſſenſchaft aus, der irgend von einem allgemeinen Intereſſe ſeyn kann. Auch in Hinſicht der Form haben die Herausgeber ſich keine beſtimmte Gränzen vorgeſchrieben. Eigene Aufſätze, Auszüge, eigene und mitgetheilte, Beurtheilungen von Geſetzbüchern, juriſtiſcher Schriften, Anzeigen, Ueberſetzungen und Mittheilungen mancherley Art ſollen mit einander abwechſeln, doch ſo, daß alles, was nur ein lokales Intereſſe hat, davon ausgeſchloſſen bleibt. Der Titel iſt:

Annales de législation et de jurisprudence, publiées par Mrs. Rossi et Meynier à Geneve.

Das erſte Heft iſt zu Ende Septembers erſchienen. Es enthält 1) den Proſpektus, einen Aufſatz über das Verhältniß des Studiums des Rechts zu der Civiliſation unſerer Zeit und über den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft, von Herrn Roſſi, 2) einen Auszug aus Savigny's Geſchichte des Römiſchen Rechts im Mittelalter von Herrn Dr. Meynier, 3) einen Aufſatz über einen national-ökonomiſchen Gegenſtand, mitgetheilt von Herrn Sismondi, 4) eine Ueberſetzung von Heeren's Abhandlung über die Entſtehung der politiſchen Theorieen in dem neuern Europa. Jedes Heft hat ohngefähr 200 Seiten.

Für Deutſchland hat die unterzeichnete Buchhandlung die Beſorgung übernommen, und es iſt bey ihr nicht blos ein Plan der Zeitſchrift, ſondern auch das 1ſte Heft ſelbſt zu haben. Der Preis eines ganzen Jahrgangs iſt 16 fl. 30 kr.

Tübingen, im Sept. 1820.

H. Laupp.

So eben iſt bey mir erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Sartorius, Ernſt, die lutheriſche Lehre vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Sittlichkeit, in Briefen, nebſt einem Anhange gegen Herrn Dr. Schleiermachers Abhandlung über die Lehre von der Erwählung. 8. 14 gr.

Dieſe Schrift ſtellt die Grundlehre der lutheriſchen Kirche vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Tugend als eine von der

geſammten neueren Philoſophie weder geläugnet, noch geläugnet wer-
den könnende pſychologiſche Wahrheit dar, und zeigt, wie nur durch
die Wirkungen des geoffenbarten göttlichen Worts aufs Innere, ver-
bunden mit der dem Willen in äußerlichen Dingen zuſtehenden Freyheit,
der Menſch wahrhaft ſittlich und wahrhaft frey wird. Im Anhange
werden Schleiermachers Einwürfe gegen die Conſequenz der lutheriſchen
Erwählungslehre aus den ſymboliſchen Büchern widerlegt und die Un-
verträglichkeit der kalviniſchen Prädeſtinationslehre mit dem wahren
Chriſtenthume gezeigt.

Göttingen, d. 12. Febr. 1821.

Joh. Chr. Dan. Schneider,
Buchhändler.

Bey Ph. Krüll in Landshut iſt erſchienen und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Mittermaier, Prof. in Bonn, Anleitung zur Vertheidigungs-
kunſt im deutſchen Criminalprozeſſe und in dem auf Oeffentlich-
keit und Geſchwornengerichte gebauten Strafverfahren. Zweyte
durchaus verbeſſ. und vermehrte Auflage. gr. 8.
1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.

In der Hall. Literat. Ztg. Ergänzungsblatt 1820, No. 65. ſagt
Recenſ. darüber:

„Die zweyte Auflage dieſes mit verdientem und ungetheiltem
Beyfalle aufgenommenen Werkes, hat nicht nur durch die Hinzufü-
gung der neuern Literatur, durch Benutzung der rhetoriſchen Werke
der Franzoſen und Engländer, durch die Anführung von Beyſpielen
und Rechtsfällen u. ſ. w., ſondern auch ganz vorzüglich durch die
Ausdehnung des Plans auf das öffentliche Criminalverfahren bedeu-
tend gewonnen. Um ſo mehr muß das Werk gegenwärtig Defenſoren
und Richtern empfohlen werden, als es ſchon in Hinſicht der erſten
Ausgabe mit inniger Ueberzeugung von dem Recenſ. geſchehen iſt.“

Anzeige
des herabgeſetzten Preiſes
der
Heidelberger Jahrbücher.

1r — 13r Jahrgang.

Beym Schluſſe des dreyzehnten Jahrgangs der bis daher in unſerm Verlag erſchienenen Heidelberger Jahrbücher der Literatur machen wir bekannt, daß ſämmtliche 13 Jahrgänge nun um folgende herabgeſetzte Preiſe gegeben werden und auch durch alle Buchhandlungen zu haben ſind:

Der erſte Jahrgnng in 15 Heften 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.
— zweyte und dritte Jahrgang jeder in 52 Heften à 4 Rthlr. 6 gr. oder 7 fl. 36 kr.
— vierte bis und mit ſiebente Jahrgg. jeder in 12 Heften à 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl.
— achte, neunte und zehnte Jahrgg. jeder in 12 Heften à 3 Rthlr. oder 5 fl.
— eilfte, zwölfte und dreyzehnte Jahrgang, jeder in 12 Heften à 3 Rthlr. 8 gr. od. 5 fl. 30 kr.

Die drey erſten Jahrgänge 1808, 9 und 10 ſind bekanntlich auch in folgenden fünf einzelnen Abtheilungen erſchienen:

1) Für Theologie, Philoſophie und Pädagogik. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrg. jeder in 12 Heften à 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

2) Für Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaft. Ir Jahrgang in 3 Heften (2te Aufl.) 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.
IIr u. IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 22 gr. od. 1 fl. 36 kr.

3) Für Medizin und Naturgeſchichte. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 1 Rthlr. 2 gr. oder 1 fl. 54 kr.

4) Für Mathematik, Phyſik und Cameralwiſſenſchaften. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr u. IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 22 gr. od. 1 fl. 36 kr.

5) Für Philologie, Hiſtorie und ſchöne Literatur und Kunſt. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrgg. jeder in 16 Heften
à 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Vom vierten Jahrgg. 1811 an erſchienen ſolche wieder gemiſcht in zwölf Monatheften, deren jedes auch einzeln zu 12 gr. oder 48 kr. erlaſſen wird.

Indem wir dies zur Kenntniß bringen, erbieten wir uns noch, bey uns zugewandten directen Beſtellungen von mehreren Jahrgängen zu einem weitern Nachlaß von Zehn vom Hundert bey baar eingehender Zahlung.

Heidelberg.

Mohr und Winter.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt

der Heidelberger Jahrbücher der Litteratur.

Dreyzehnter Jahrgang.

Seite

Abhandlungen über d. Ratanhia mit einer Vorr. v. Med. R. v. Klein u. m. vorläuf. chem. Verſ. v. Stadtapoth. Binder. Aus d. Engl., Holländ. u. Franz. überſ. Herausg. v. Jobſt und Klein. -- -- -- -- -- -- -- 525

Adam, d. alte. Eine neue Familiengeſchichte. 4 Bde. -- 260

Adresse à Leurs Maj. Imper. et Roy. et à Leurs Répréſentans au Congrès d'Aix — la Chapelle. -- -- 1165

Apperçu de l'état de la Traite des Nègres en Afrique au commencement de 1818. -- -- -- -- -- 1166

Arnemann's, J., prakt. Arzneymittellehre, verb. v. L. A. Kraus. 205

Aeſchylos, Agamemnon, metriſch überſ. v. W. v. Humboldt. -- 657

— — d. gefeſſelte Prometheus, ein Trauerſpiel. Nach der Versart der Urſchr. verdeutſcht von C. Ph. Conz. -- 577

— — d. Schutzflehenden, v. demſ. -- -- -- -- 577

Aurelii Victoris, historia Romana. -- -- -- -- 95

Benecke, G. Fr., Wigalois, d. Ritter mit dem Rade, getichtet v. Wirnt von Gravenberch. 1r Druck. -- -- -- 474

Berghofer's, A., lit. Vermächtniß an ſeinen Sohn Ludwig. 642

Bergmann, J. Th., specimen Acad. inaug. exhibens Isocratis Areopagiticum, instructum lectionis varietate et annotatione. -- -- -- -- -- -- -- 491

Bericht über d. allgem. Krankenhaus in München am Schluſſe des 1ſten Jahres der magiſtratiſchen Verwaltung deſſelben. 870

Seite

Beyträge, Kieler. Erſter Band. -- -- -- -- 750
Block, G. W., neues Handb. der Algebra oder allgem. Rechenkunſt z. Erleichterung für Lehrer und Lernende. -- -- 1119
Brandis, J. D., über pſychiſche Heilmittel u. Magnetismus. 868
Breidenſtein, J. G., Todesfeyer Friederich Ludwig's, Landgrafen v. Heſſen-Homburg. -- -- -- -- -- 1042
Bremſer, über lebende Würmer im lebenden Menſchen. -- 110
Brennecke, J. A., bibl. Beweis: daß Jeſus nach ſeiner Auferſtehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt habe. -- 309
Brocchi, G., Conchiologia fossile subapennina. -- -- 769
Calderon de la Barca, P., Schauſpiele, überſ. von E. F. G. Otto v. der Malsburg. 1r und 2r Bd. -- -- -- 497
Carmichael, Henning und Goolad über die Skrofelkrankheit. Nach dem Engl. frey bearbeitet von J. L. Choulant. -- 429
Chamisso, A. de, de animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana, fasc. primus, de Salpa. -- -- 120
Chladni, E. F. F., über Feuer-Meteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen. -- -- -- -- 609
Codex medicamentarius Europaeus. Sectio prima. -- 196
— medicamentarius Europaeus. Sectio secunda. -- 209
Collection des Mémoires rélatifs à la Revolution Française avec des Notices, par Berville et Barrière. -- 893
Colombel, Compte de l'Examen publ. du Lycée Nation. 1163
— — Examen d'un Pamphlet ayant pour titre: Essay sur les causes de la Revolution et des guerres civiles d'Haïti etc. -- -- -- -- -- -- 1156
Confeſſion, die umgeänderte Augsburgiſche. -- -- -- 1024
Conradi, J. W. H., Einrichtung der med. Klinik im akademiſchen Hoſpitale zu Heidelb. nebſt einigen Bemerkungen über die darin behandelten Krankheiten. -- -- -- -- 833
— — Grundriß der beſondern Pathologie und Therapie. 2r Band. -- -- -- -- -- -- -- 837
Danz, J. T. L., Lehrb. der chriſtl. Kirchengeſchichte. -- -- 132
Daweſii, R., Miscellanea critica typis quartum excusa prodeunt ex recensione et cum notis Thomae Kedd. 1045
Demian, J. A., Geographie u. Statiſtik des Großherzogthums Baden, nach d. neueſten Beſtimmungen bis z. 1. März 1820. 1134
Demme, H. G., Gebete und z. Gebete vorbereitende Betrachtungen für Chriſten. -- -- -- -- -- -- 2

Seite

Demosthenis Oratio pro Corona. Ed. Wunderlich. -- 1128

Dierbach, G. H., Handb. der med. pharm. Botanik oder ſyſt. Beſchreibung ſämmtl. officinellen Gewächſe. -- -- 146

Flora Heidelbergensis. Pars prima et secunda. -- -- 409

Dornseiffen, G., vestigia vitae nomadicae, tam in moribus quam legibus Romanorum conspicua. -- -- 483

Dorow, die Aſſiriſche Keilſchrift, erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon; nebſt erläuternden Briefen von Heeren, Creuzer, Silveſtre de Sacy u. a. -- -- -- -- -- 871

Ebert, F. A., allgem. bibliograph. Lexicon. 1e u. 2e Liefer. -- 600

Elkhawlu-Idjadîd ya îtu Segala surat Perdjandjî an bahâruw, mahâ besâr tuhân xisái 'elmesèhh. tersâlin kapada bahasa malâjuw. (Das Neue Teſtament Malayiſch.) 74

Ennemoſer, J., der Magnetismus, nach der allſeitigen Beziehung ſeines Weſens, ſeiner Erſcheinungen, Anwendung und Enträthſelung, in einer geſchichtl. Entwickelung v. allen Zeiten und bey allen Völkern. -- -- -- -- -- 861

Etwas über den deutſchen Adel, über Ritterſinn und Militair-Ehre in Briefen von Fr. Baron de la Motte Fouque' und Fr. Perthes. -- -- -- -- -- -- -- 169

l'Europe chatie et l'Afrique vergée, etc. -- -- -- 1167

Exposé des Faits rélat. à la Traite des Nègres dans le Voisinage du Sénégal. -- -- -- -- -- 1166

Fegfeuer, das, oder Blätter zur Kritik der neueſten Ueberſetzungen griech. und römiſcher Schriftſteller. 1s H. -- -- 65

Finke, L. L., naturhiſt. Bemerkungen, betreffend eine auf vieljährige meteorol. Beobachtungen ſich ſtützende Beſchreibung des Moordampfes in Weſtphalen und ſeine nachtheil. Einflüſſe auf die hieſige Witterung. -- -- -- -- 774

Fiſcher, E. G., Lehrb. d. mechaniſchen Naturlehre. 1r u. 2r Th. 705

Flora, Europa's mediciniſche. Herausgeg. v. A. Sterler und J. N. Mayerhoffer. -- -- -- -- -- -- 1178

Flora, oder botaniſche Zeitung. Herausgeg. von der königl. botaniſchen Geſellſch. in Regensburg. 2r Jahrgang. 2 B. -- 398

Förſter, Fr., Einleit. in d. allgem. Erdkunde mit einer Vorſchule der Feldkunde. -- -- -- -- -- -- 12

Frank's, J. P., Syſtem einer vollſtänd. med. Polizey. 5r Bd. 570

Seite

Friedemann, F. T., Oratio de ludis litter. regundis. -- 1193
Friedländer, D., Moſes Mendelsſohn. Fragmente von Ihm und über ihn. -- -- -- -- -- -- -- 724
— — über die Verbeſſerung der Iſraeliten im Königreich Pohlen. -- -- -- -- -- -- -- 38
Geldquelle, neue, für vernünftige Landwirthe in Geſprächen üb. Futterbau und Wechſelwirthſchaft von einem beym Pfluge grau gewordenen Landmann. -- -- -- -- 478
Göller, F., de situ et origine Syracusarum. -- -- 565
Good, J. M., a physiological System of Nosology; with a corrected and simplified Nomenclature. -- -- 129
Grégoire, Manuel de Pieté à l'usage des Hommes de Couleur et des Noirs. -- -- -- -- -- -- 1162
Grimm Kinder- und Hausmährchen. 1r und 2r Bd. -- 154
Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kinder. 1r u. 2r Theil. 1187
Grötſch, J. G., der Zug der Normannen nach Jeruſalem. Ein romant. Heldengedicht in zwölf Geſängen. -- -- -- 817
Grundzüge, allgemeine, einer vollkommenen Staatsverfaſſung. Nach dem Geiſte u. den Bedürfniſſen unſerer Zeit entworf. v. einem königl. Baieriſchen Staatsdiener. -- -- 420
Günther, J. J., Reviſion der Kriterien, deren ſich gewöhnlich die gerichtl. Arzneywiſſenſchaft zur Entſcheidung der Frage bedient: „Ob todtgefundene Neugeborne eines natürl. oder gewaltſamen Todes geſtorben ſeyen?" -- -- -- 703
Hagen, K. G., Preußens Pflanzen. 2 Theile. -- -- 521
Hahn's, L. P., Unterr. im Mahlen der Brodfrüchte. -- 1208
Hänle, G. Fr., Entwurf zu einer allgem. und beſtändigen Apothekertaxe mit vollſtändig ausgearbeiteten und genau berechneten Tabellen. -- -- -- -- -- -- 538
Harms, daß es mit der Vernunftreligion nichts iſt. -- -- 97
— Delationsſchr. gegen den Senator Witthöfft in puncto sacrilegii. -- -- -- -- -- -- -- 33
Hartmann, Ph. C., der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben oder Grundzüge zu einer Phyſiologie des Denkens für Aerzte, Philoſophen u. Menſchen im höhern Sinne des Wortes. -- -- -- -- 1089
Haubold, Ch. G., Manuale Basilicorum. -- -- 85
Hayne, F. G., treue Darſtellung und Beſchreibung der in der Arzneykunde gebräuchl. Gewächſe, wie auch ſolcher, welche

Seite
mit ihnen verwechſelt werden können. VI. Bd. und VII. Bdes 1e — 4e Liefer. -- -- -- -- -- 1197
Hebel, J. P., allemanniſche Gedichte. -- -- -- -- 1181
Heinemann, J., Jedidja, eine religiöſe, moral. und pädagog. Zeitſchrift. IV. Bd. 2s H. -- -- -- -- -- 721
Held, J. Chr., Annotationum criticarum in Plutarchi vitas parallelas specimen. -- -- -- -- -- 237
Henke, A., Lehrb. der gerichtl. Medizin. -- -- -- 625
Henſchel, A., von der Sexualität der Pflanzen. -- -- 838
Herrad v. Landsperg, Abtiſſin zu Hohenburg oder St. Odilien im Elſaß, im 12n Jahrhundert, und ihr Werk hortus deliciarum. Ein Beytrag zur Geſch. d. Wiſſenſch., Literatur, Kunſt, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters von Ch. M. Engelhardt. -- -- -- -- -- 1015
Heß, S., Urſprung, Gang und Folgen der durch U. Zwingli in Zürich bewürkten Glaubensverbeſſerung u. Kirchenreform 897
Hillebrand, J., Grundr. der Logik und philoſophiſchen Vorkenntnißlehre. -- -- -- -- -- -- 417
Hochſtetter, C. F., allgem. mathem. Erdbeſchreibung. -- 1074
— — allgem. phyſikal. Erdbeſchreibung. 1r Th. -- -- 1076
Horatii Fl. Q., opera, ed. F. H. Bothe. -- -- -- 694
Horn, Fr., Gedichte. -- -- -- -- -- -- 1217
— — Liebe und Ehe. -- -- -- -- -- 513
Hufeland, Ch. W., prakt. Ueberſicht der vorzüglichſten Heilquellen Deutſchlands. -- -- -- -- -- 328
— — über die Natur, Erkenntniß u. Heilart der Skrofelkrankheit. -- -- -- -- -- -- -- 5
Hurtado, d. Ratanhiawurzel und ihre vortrefflichen Wirkungen gegen paſſive Blutflüſſe. Ueberſ. v. Lebrecht. -- -- 525
Jaeger, de integritate libri Job. -- -- -- -- 187
Jahrbuch der häusl. Andacht ꝛc. herausgeg. v. Vater. Für das J. 1820. -- -- -- -- -- -- -- 1
Johannsen, J. Ch., veteris Massiliae res et instituta ex fontibus adumbrata. -- -- -- -- -- 961
Johnſon, J., Unterſuchungen über die Natur, Behandlung u. Vorbauung der Gicht in allen ihren Formen. A. d. Engl. überſ. v. A. Fr. Bloch. -- -- -- -- -- 1051
Kaulfuß, J. S., warum iſt die deutſche Sprache und Literatur der Franz. als Hülfsmittel zur Fortbildung (in Pohlen) vorzuziehen. -- -- -- -- -- -- -- 554

Seite

Klein, Dr. v., Abhandlungen und Verſuche über d. Ratanhia. Mit Beyträgen von Renard, Juch, v. Flacho und Karpe und chem. Verſuchen v. Vogel und Gmelin. -- -- 525

Köhler, J. L., nova ratio interpretandi locum difficillimum Marc. IX, 49. 50. -- -- -- -- 191

Krauß, Fr., die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entſcheidung als Angelegenheit des Staats, der Familien und des Einzelnen. -- -- -- -- -- 1116

Kries, Fr., von den Urſachen der Erdbeben. -- -- 1121

Kruſe, Fr., Budorgis, oder etwas über das alte Schleſien vor Einführung der chriſtl. Religion. -- -- -- 357

Kruſenſtern, A. J. v., Beyträge zur Hydographie der größern Ozeane als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreiſes nach Mercator's Projection. -- -- -- 649

Krüſi, H., bibl. Anſichten der Werke u. Wege Gottes. 1e Abth. 3

Kuhn, Fr., Gedichte. -- -- -- -- -- 1037

Kunhardt, H., Betrachtungen über die Gränzen des theolog. Wiſſens. -- -- -- -- -- -- 97

Laßberg, J. v., Liederſaal, d. i. Sammlung altdeutſcher Gedichte aus ungedruckten Quellen. 1r Bd. -- -- 1064

Lebrecht, L., Pharmacopoea extemporanea antisyphilitica. -- -- -- -- -- 654

Leon, G. v., kurzgef. Beſchreibung der k. k. Hofbibliothek in Wien. -- -- -- -- -- -- 1216

— — Rabbiniſche Legenden. -- -- -- 1040

Leſebuch, deutſches. 2r Bd. -- -- -- -- 1213

Linné, C. a. Systema Vegetabilium a F. F. Römer et J. A. Schultes. Vol. I—IV. -- -- -- -- 149

Maciejowski, W. A., de vita et constitutionibus C. Q. Messii Trajani Decii. -- -- -- -- 517

Magendie, F., Recherches physiologiques et medicales sur les causes, les symptomes et la traitement de la gravelle. -- -- -- -- -- 57

Meiſter's, J. Ch. Fr., Leitfaden zu Vorleſungen über Gifte u. Verbrechen der Vergiftung. -- -- -- -- 295

Memminger, J. D. G., Beſchreibung oder Geographie und Statiſtik nebſt einer Ueberſicht der Geſch. von Würtemberg. 1082

Meyer, R., die Geiſter der Natur. -- -- -- 1137

— G. v., Repertorium zu den Verhandlungen der deutſchen

Seite

Bundesverſ. in einer ſyſt. Ueberſicht. 1s Heft nebſt dem Anhang. -- -- -- -- -- -- -- 439

Meyer, F. L. W., Fr. L. Schröder — Beytrag zur Kunde des Menſchen und Künſtlers. -- -- -- -- -- 685

Michaelis, A., Comment. exhibens observationes de ordine succedendi juris feudalis longobardici. -- -- 374

Schulz Montanus, A., ſyſt. Handbuch der geſammten Land- und Erdmeſſung. 2 Bde. -- -- -- -- -- 388

Middeldorpf, H., Curae Hexaplares in Jobum. -- -- 929

Morenas, J., Petition contre la Traite des Noirs, qui se fait au Sénégal; présenté à la Chambre des Deputés 14. Juin 1820. -- -- -- -- -- -- 1169

Moſch, C. Fr., die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz. 2 Theile. -- -- -- -- -- 344

Moſengeil, Fr., Roſaliens Briefe an Serena. -- -- -- 506

Mosqwa, Criminalrath, über das Geſchwornen-Gericht in Beziehung auf das Gutachten der Preußiſchen Immediat-Juſtiz-Commiſſion am Rhein. -- -- -- -- 1105

Müller, Fr., Spaniſche Liebe. Ein Gedicht in 4 Geſängen. 304

Muncke, G. W., Anfangsgründe der Naturlehre. 2r Theil. 536

Muncke, G. W., sacra natalitia D. Caroli Friderici, Magni Ducis Badarum. -- -- -- -- -- 297

Münter, Fr., fragmenta versionis antiquae latinae Antehieronymianae Prophetarnm Jeremiae, Ezechielis, Danielis et Hoseae, e codice rescripto Bibliothecae Wirceburgensis. -- -- -- -- -- -- 413

Muſäus, C., Schneeglöcken. 1s Sträuschen. -- -- -- 463

Nachricht von dem Fortgange der privilegirten Bibelanſtalt im Würtemberg. -- -- -- -- -- -- 78

Neumann, J. Ph., Lehrbuch der Phyſik. 2r Theil. -- -- 919

Olshausen, H., historiae ecclesiasticae veteris praecipua monumenta. Vol. I. -- -- -- -- -- 733

Omodei's, H., Abhandlung über d. ägyptiſche anſteckende Augenentzündung und ihre Verbreitung in Italien. Aus dem Ital. überſ. von C. Wolf. -- -- -- -- -- 364

Orfila, M. P., Traité des Poisons tirés des régnes minéral, végétal et animal. Tom. I et II. -- -- 269

Ortloff, F., Comment. juris romani de thesauris. -- 593

Ouvaroff, M., Examen critique de la fable d'Hercule. 948

Seite

Pauli, Ch. M., Gedanke. 1e Samml. -- -- -- 639

Pericles van Athene. Door C. J. van Assen. -- -- 1020

Pfizer, B. F. v., die Leheusfolge nach dem longobardiſchen, dem altdeutſchen und vorzüglich dem Badendurlachiſchen Lehnrechte. -- -- -- -- -- -- -- -- 374

Pharmacopoea Fennica. -- -- -- -- -- 1023

Pharmacopoea Hannoverana. -- -- -- -- 1009

Φιλομαφιας τα Σποραλην. Γ. Miscellaneae doctrinae liber tertius. -- -- -- -- -- -- 15

Philonis opera omnia ed. Pfeiffer. Vol. I — V. -- -- 726

Phrynichi Eclogae Nominum et Verborum Atticorum cum notis P. J. Nunnesii, D. Hoeschelii, J. Scaligeri et Cornelii de Pauw ed. C. A. Lobeck. -- -- 966

Pindari Carminum Pythiorum quintum cnm octavo recens illustratum. Dissert. inaug. philologica defensa a T. L. F. Tafel. -- -- -- -- -- -- -- 1048

Pindar's fünfter Nemeiſcher Siegsgeſang, überſ. und erklärt von C. F. Th. Hepp. -- -- -- -- -- 1131

Piſchon, F. A., Handb. der deutſchen Proſa, in Beyſpielen von der früheſten bis zur jetzigen Zeit. 1r Th. -- -- 1140

Planck, H., nonnulla de significatu Canonis in Ecclesia antiqua ejusque serie rectius constituenda. -- -- 933

Pleiſchl, A. M., das chemiſche Laboratorium zu Prag. -- 915

Polemonis Laodicensis Sophistae Laudationes II. ed. J. C. Orellius. -- -- -- -- -- -- -- 541

Pougens, Ch., Trésor des origines et Dictionnaire grammatical raisonné de la langue française. -- -- 17

Quednow, C. F., Beſchreibung der Alterthümer in Trier und deſſen Umgebungen, aus der galliſch-belgiſchen und röm. Periode. 2 Theile. -- -- -- -- -- -- 1171

Raßmann, Fr., krit. Geſammtregiſter. 1r Jahrgg. 1818. mit einer Vorrede von J. C. A. Neſe. -- -- -- -- 600

Raynouard, M., Choix des poésies originales des Troubadours. -- -- -- -- -- -- -- 675

Regis, opinion de Laisné de Villevêque sur une petition presenté à la Chambre dans la Séance du 15 febr. 1819. 1169

Reichenbach, H. Th. L., Monographia Generis Aconiti. Vol. I. -- -- -- -- -- -- -- 1201

Seite

Reiſe nach Braſilien in den Jahren 1815 bis 1817. von Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. -- -- -- -- 1007

Raport, fourtheenth, of the British and foreign Bible-Society MDCCCXVIII. with an Appendix containing Extracts of Correspondence etc. -- -- -- 79

Richter, J. A. L., das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients. -- -- -- -- -- -- 698

Ritter, C., die Vorhalle Europäiſcher Völkergeſchichten vor Herodotus, um den Kaukaſus und an den Geſtaden des Pontus. -- -- -- -- -- -- -- 884

Roß, J., Entdeckungsreiſe unter den Befehlen der Brittiſchen Admiralität mit den Schiffen Iſabella und Alexander, um Baffins-Bay auszuforſchen und die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt zu unterſuchen. Herausgeg. von P. A. Nemmich. -- -- -- -- -- -- -- 993

Roßhirt, C. F., Beyträge zum röm. Rechte und zum römiſch-deutſchen Criminalrechte. I. Heft. -- -- -- 545

Roth, C. L., Zeitgebrechen. Anſichten und Parallelen. -- 655

Röver, Fr., über den Obſtbau im Freyen. -- -- -- 1205

Ruckſtuhl, K., Nachgrabungen bey Bonn. -- -- -- 645

Ruſt, J. N., die ägyptiſche Augenentzündung unter der Königl. Preußiſchen Beſatzung in Mainz. -- -- -- -- 364

Sack, K. H., Idee und Entwurf der chriſtl. Apologetik -- 307

Sandberger, K. H., das Menſchenleben und ſeine Blüthe. -- 642

Sauppe, M. F. G., von der Tendenz unſers Zeitalters zum Materialismus. -- -- -- -- -- -- 318

Schäffer, J. U. G., Verſuch eines Vereines der Theorie und Praxis in der Heilkunſt. 1r Th. -- -- -- -- 633

Scheers van Harencarspel, Roelandus, specimen politico-historicum de propria reipublicae Romanae conditione, intribunorum plebes institutione observanda. -- -- 955

Scheibel, J. G., Ueberſicht der Kirchengeſchichte in Angaben von Namen und Jahrzahlen. -- -- -- -- 1149

Schilling dissert. de fragm. juris Rom. Dositheano, denuo graece et latine editio. Pars prior. -- -- -- 62

Schlegel, A. W. de., observations sur la langue et la littérature provençales. -- -- -- -- -- 675

Schmidt, J. K., allgem. ökonomiſch-techniſche Flora. I. Bd. 1s Heft. -- -- -- -- -- -- -- 1176

Seite

Schmidt-Phiſeldek, C. F. v., Europa und Amerika oder die künftigen Verhältniſſe der civiliſirten Welt. 440

— — über den Begriff vom Gelde und den Geld-Verkehr im Staate. 138

Schneider, J. G., griechiſch-deutſches Wörterbuch. 1r Bd. 452

— — deſſelben 2r Bd. 973

Σχντομος εκτεσις του οργανισμου της εν χιω Δημοσιου σχολης καὶ της Διδασκαλικης μεφοδου εν χιω εν τη τυπογραφια της σχολης παρα Ι. Δ. Γ. Βαυροφερου, τυπογραφου Αυγούστου. 90

Schopenhauer, J., Gabriele, ein Roman. 1r Theil. 1035

Schrader, E., Comment. de summatione seriei etc. 465

— — ad titulos Digest. lib. XII. tit. V. et lib. XXII. tit. V. 161

Schreibers, C. v., Beyträge zur Geſchichte und Kenntniß meteoriſcher Stein- und Metall-Maſſen und der Erſcheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. 1226

Schwab, G., Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs v. Würtemberg. Mit geſchichtl. Belegen. 877

Schwartze, G. W., pharmakologiſche Tabellen oder ſyſtematiſche Arzneymittellehre in tabellariſcher Form. 1r Bd. Ie—Xe Abth. 1057

Scudamore, C., über die Natur und Heilung der Gicht. Aus d. Engl. überſ. von C. Heſſe. 1051

Soemmering, D. W., Comment. de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali. 84

Sophronizon, herausgegeben von H. E. G. Paulus. 1s—4s Heft. 231

Specker, G. F., Dissertatio inaugurslis juridica. 549

Sterler, A., Encyclopädiſches Handbuch der lateiniſchen und deutſchen Benennungen der Arzneimittel aller drey Naturreiche. 911

Stockar v. Neuform, A. F., die Auflage. 215

Seite

Strauß, Fr., Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen. 3s Bdchen. -- -- -- -- 305

Struve, L. A., über die ausſatzartige Krankheit Holſteins, allgemein daſelbſt die Marſchkrankh. genannt. -- -- 814

Swinyn, untrügl. Heilmittel wider den Biß toller Hunde. Aus dem Ruſſ. überſ. von A. W. Tappe. -- -- 591

Tacitus Leben des Agrikola, überſ. von L. Döderlein. -- 65

Taſſo's, T., Jeruſalem, überſ. von J. D. Gries. -- -- 241

Teuſcher, Fr., Saladdin. Romantiſches Gedicht in 4 Geſängen. 825

Thorbecke, J. R., Comment. de C. Asinii Pollionis vita et studiis doctrinae. -- -- -- -- -- 955

Vater, J. S., Anbau der neueſten Kirchengeſchichte. Ir Bd. 1144

Veltheim, R. Graf v., Bemerkungen über die engl. Pferdezucht mit Beziehung ihrer Grundſätze auf die Veredelung des Pferdegeſchlechts im übrigen Europa und beſonders in Deutſchland. -- -- -- -- -- -- -- 1221

Vereinigung des Proteſtantismus mit dem Katholicismus. -- 175

Verſuche über die Wege, auf welchen Subſtanzen aus d. Magen und Darmkanal in's Blut gelangen, über die Verrichtung der Milz und d. geheimen Harnwege, angeſtellt von Fr. Tiedemann und L. Gmelin. -- -- -- -- 729

Vieuſſeux, über künſtl. Blutausleerungen und ihre Anwendungen in der Mehrzahl der Krankheiten. Aus dem Franzöſ. überſ. und mit Anmerk. verm. v. C. L. Kloſe. -- -- 530

Vömel, J. Th., Uebungsbuch zum Ueberſ. aus dem Deutſchen in das Griechiſche. 1s, 2s u. 3s Bdchen. -- -- 401

Voß, J. H., der thier. Magnetismus, als Wirkung der höchſten Naturkraft. -- -- -- -- -- -- 867

Wagner, W., Darſtellung und Kritik der italiäniſchen Lehre v. Contraſtimulus. -- -- -- -- -- -- 908

Wagner, G., de Medicorum juribus atque officiis Tractatus. Pars I. -- -- -- -- -- -- 913

Wendt, J., die Hülfe bey Vergiftungen und bey den verſchiedenen Arten des Scheintodes. -- -- -- -- 289

Seite

Wenz, Ph. J., die Kirchenverbeſſerung des 16. Jahrhunderts, ein Werk des Herrn, dargeſtellt in der am 31. Oct. 1817 gehaltenen Jubelpredigt. -- -- -- -- -- 829

Weſſenberg, J. H. v., die Bergpredigt unſers Herrn und Erlöſers. -- -- -- -- -- -- -- 622

Wetzler, J. F., Beyträge zur theoretiſchen und prakt. Medizin. I. Bd. 1s Heft. -- -- -- -- -- -- 125

— — Beyträge zur theoret. und prakt. Medizin. I. Bd. 2s Heft. -- -- -- -- -- -- -- 1068

— — über Geſundbrunnen und Heilbäder. 2 Theile. -- 335

Wiemann, J. G., Anleitung zum Höhenmeſſen mit dem Barometer. -- -- -- -- -- -- -- 765

Willmes, P. L., Gedanken und Betrachtungen auf der Wanderung von Köln am Rheine nach Göttingen. -- -- 300

Witthöfft, Glaubet, was ihr könnet und übet Barmherzigkeit und Liebe. Rede zur Feyer des Stiftungsfeſtes der Armenanſtalt in Kiel. -- -- -- -- -- -- 29

Zeitſchrift für geſchichtl. Rechtswiſſenſchaft, herausgeg. von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göſchen. B. 4. H. 1. -- -- -- -- -- -- 780

Zimmermann, C. G., Grundriß der reinen Mathematik. 1r u. 2r Theil. -- -- -- -- -- -- -- 511

Digitized by Google

Bayeri...
Staatsbib...
MÜNCH...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google